Bibliot Ordnung.

Jedes Vereinsmit welches ein Buch entlehnt, ist
ytet, dasselbe längs Verlauf von 14 Tagen zurück-
t, oder bei größer en um Verlängerungsfrist nach-

er dies unterläß durch den Vereinsdiener zur
gemahnt und ha eine Mahngebühr von 10 ₰.
en.

des Vereinsmitglie es Bücher in ruinosem oder
. Zustande zurück t den verursachten Schaden
und ist daher satz des Ankaufspreises des
er der Kosten inbandes anzuhalten. Ein
der Bücher an personen ist unstatthaft.

rlingen und Di dürfen nur gegen schriftlichen
des Lehrherrn, der Herrschaft, Bücher ausge-
werden.

Die Ritter vom Geiste.

Erster Band.

Die

Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Fünfte Auflage.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
(1869)

Druck von Otto Janke in Berlin.

Inhalt des ersten Bandes.

Drittes Buch.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es wird eine lange, weite Wanderung werden, lieber Leser, zu der ich dich hiemit einlade! Rüste dich mit Geduld, mit geschäftlosen Sonntagsvormittagen, einem gut aushaltenden Gedächtniß! Vergiß morgen nicht, was ich Dir heute erzählt habe! Werde nicht müde, wenn Du lange Ebenen erblickst und sich manchmal der Weg zwischen gefahrvolle, schwierige Gebirgspässe zwängt oder die Landstraße sich plötzlich wie in Wolken zu verlieren scheint!

Was Du auf dieser Wanderung wirst zu sehen bekommen, die Landschaft und die Dir begegnenden Menschen, deren Werth, Charakter, Wahrheit oder Lüge — sieh zu, wie Dein Geschmack damit fertig wird! Ich setze für meine Leistung Nachsicht voraus; wird sie mir von Deiner Strenge verweigert, so muß ich's so geschehen lassen. Nur über die lange Dauer dieser Wanderung, das weitentrückte Ziel, den großen Proviant an Zeit und Geduld, den ich beanspruche, muß ich Dich bitten, mir ein entschuldigendes Wort zu erlauben.

Thu' mir nicht von vornherein das Unrecht an und sage: Ich hätte in meinem über das übliche deutsche Maß hinausgehenden Werke die Franzosen nachahmen wollen! „Der ewige Jude", „Die Geheimnisse von Paris" —! sind geschrieben worden, weil in einer Zeit, wo Alles spricht, Menschen, die geneigt sind, lange zuzuhören, eine neue Eroberung sind. Diese glücklichen Zeiteroberer von Paris haben ihre Beute nicht wieder wollen fahren lassen und führten deshalb den Stil ein, den sie von den Jahrmärkten, von den Taschenspielern entlehnten, die ihre Productionen von heute immer sogleich mit einer Ankündigung auf morgen schließen. Die Feuilleton-Romane, wie man sie drüben überm Rhein genannt hat, oder die Fortsetzung-folgt-Romane,

wie wir sie nennen sollten, sind für große Kinder geschrieben, zu denen man sagt: Heute war's schön, morgen wird's noch schöner werden.

Das also nicht, lieber Leser! Ich wollte freilich, unser strenges Publicum ahmte dem französischen an gutem Willen beim Hören und Hinnehmen nach, aber ich selbst bin nur deshalb so lang geworden, weil ich beim besten Willen nicht kurz sein konnte. Sollen wir zurückgezogenen einflußlosen Schriftsteller, die wir doch auch gewohnt sind, den Samen reeller Thatsachen von den Blüthen der Erscheinung abzustreifen und in unserer Art auch Etwas für die Geschichte thun zu wollen, die Gründlichkeit nur den Protokollen und Stenographen unserer Ständekammern überlassen? Schlimm genug, daß man so ernst, so nachdrücklich, so systematisch mit unserer Zeit sprechen muß! Flüchtige Anekdoten thun's nicht mehr. Was ist Boccaccio? Eine bunte Federflocke, vom classischen Winde bewegt! Es finden sich ihrer genug, die der Zeit entrinnen wollen und einer von classischen Winden bewegten bunten Federflocke lieber nachirren, als dem Jahrhundert, das sie hassen; allein mit diesen mag ich und kann ich vielleicht nicht reden. Ich will es mit Denen, die ihrer Zeit vertrauen, Hoffnungen auf sie setzen, mit Denen, die da sagen: Eine Nacht, um ein zweckloses Märchen zu hören, hab' ich nicht, aber tausend und eine Nacht, diese hätt' ich — nämlich für Den, der sie im Scherze lehrend auszufüllen versteht!

Wohlan denn, du wunderlicher Heiliger, Publicum genannt, ich halte Dich beim Wort. Ich sage Dir im Vertrauen, daß Eine Nacht und Ein Märchen mich selbst, den Erzähler, nicht befriedigen würden. Und erzählt' ich Dir das sinnigste und Arabiens würdigste Märchen, ich selbst würde in unsern sternenlosen Nächten dessen nicht froh, und wo der Schöpfer nicht froh wurde bei einem Werke, da kann's auch dem Beschauer nur weh sein. Schönheit ist Ruhe; Ruhe auch des Gemüths quillt in den Betrachter vom befriedigten Schöpfer, und der Schöpfer, der Dir hier dies vielleicht übervoll aufgeschossene Werk vorlegt, diesen Park mit Seen und Brücken und Wasserfällen, er gesteht aufrichtig, daß er jenen einzigen Wassertropfen, der die ganze Welt abspiegelte, nicht hat finden können. Er weiß, es hat Dichter gegeben, die mit einem Wassertropfen die Welt abspiegelten; und es giebt noch mehr solche, die glauben, diesen Wassertropfen zu besitzen. Auch ich ging hinaus vor's Thor und nahm von der Flur einen

Thautropfen, der glänzte in der Sonne — grün — aber die Welt ist blau. Ein anderer glänzte blau — aber die Welt ist roth. Ein dritter glänzte gelb und grün und die Welt schillert in allen Farben. Es ist nichts mehr mit den Thautropfen! Es muß mehr sein und etwas Anderes, wenn auch noch keine Douche und noch kein Regenbad, wie Dir vielleicht jetzt gekommen ist.

Macht ihr Geschichte, dachte der Autor, wir wollen Romane schreiben. Er dachte an die Geschichtsmacher von heute, die aus dem Staube der Ruinen neue Tempel bauen wollen. Er dachte an die Flicker und Leimer, in deren Hände die Organisationen gerathen sind und die uns nachgerade die Lust genommen haben, nothdürftig nur auf ihre Bauplätze zu blicken, mögen sie nun in Paris, Rom, Wien, Berlin, in Gotha oder in Erfurt liegen. Baut ihr und flickt an den alten Welten, wir wollen neue bauen, wenigstens in der Idee. Jeder große Münster hatte anfangs sein kleines Modell. Die alten Erbauer, wenn sie ein Denkmal bekommen, tragen diese kleinen Modelle in der Hand; diese mögen nicht schwerer wiegen als ein solcher Roman von mehr Bänden als üblich, ein Roman in dem neuen Stil, der in der That architektonisch ist, mißlich nachzuahmen und auf welchen uns Professor Gervinus mit der Zeit doch noch ein literar-historisches Patent geben soll.

Denn ich glaube, daß der Roman eine neue Phase erlebt. Er soll in der That mehr werden, als der Roman von früher gewesen. Der Roman von früher, ich spreche nicht verachtend, sondern bewundernd, stellte das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dar. O, diese prächtigen Romane mit ihrer classischen — Unglaubwürdigkeit! Diese herrlichen, farbenreichen Gebilde — des Falschen, Unmöglichen, willkürlich Vorausgesetzten! Denn wer sagte Euch, ihr großen Meister des alten Romans, daß die im Durchschnitt erstaunlich harmlose Menschenexistenz gerade auf Einem Punkte soviel Effecte der Unterhaltung sammelt, daß sich ohne Lüge, ohne willkürliche Voraussetzung, alle Bedingungen zu Eurem einzigen behandelten kleinen Stoff so zuspitzen konnten? Die seltenen Fälle eines drastischen Nacheinanders greift im Grunde nur das Drama auf. Sonst aber — lebenslange Strecken liegen ja zwischen einer That und ihren Folgen! Wie viel drängt sich nicht zwischen einem Schicksal hier und einem Schicksal dort! Und Ihr verbandet das Alles so rasch? Ihr warft das, was dazwischen lag, sorglos bei Seite? Der alte Roman that

Das. Er konnte nichts von Dem brauchen, was zwischen seinen willkürlichen Motiven in der Mitte liegt. Und doch liegt das ganze Leben dazwischen, die Zeit, die Wahrheit, die Wirklichkeit, die Wiederspiegelung, die Reflexion aller Lichtstrahlen des Lebens, kurz Das, was einen Roman, wenn er eine Wahrheit aufstellte, fast immer sogleich widerlegte und nur Eine Thatsache gelten und siegen ließ, die alte Wahrheit von — unwahrer, erträumter Romanenwelt!

Nein, der neue Roman ist der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt —! Da begegnen sich Könige und Bettler —! Die Menschen, die zu einer erzählten Geschichte gehören, und die, die ihr eine widerstrahlte Beleuchtung geben. Der Stumme redet da auch, auch der Abwesende spielt mit. Das, was der Dichter sagen, schildern will, ist oft nur Das, was zwischen zwei seiner Schilderungen als ein Drittes, nur dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt. Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abschnitt des Lebens mehr, der ganze runde, volle Kreis liegt vor uns; der Dichter baut eine Welt oder stellt wenigstens seine Beleuchtung der der Wirklichkeit gegenüber. Er sieht aus der Perspective des in den Lüften schwebenden Adlers herab und hat eine Weltanschauung, neu, eigenthümlich. Leider ist es eine polemische. Thron und Hütte, Markt und Wald sind zusammengerückt und bekämpfen sich. Resultat: Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen — daß die Erde von einem und demselben Geiste regiert wird.

Ein solcher Versuch, die zerstreuten Lichtstrahlen des Lebens in einen Brennpunkt zu sammeln, das ist die Geschichte, die ich Dir, lieber Leser, hier aufgerollt habe. Sie ist in den Thatsachen und in dem sozusagen allegorischen Rahmen keineswegs neu, sie ist es aber vielleicht in der Verknüpfung. Kurz konnte sie ihrer Natur nach nicht werden, denn um Millionen zu schildern, müssen sich wenigstens hundert Menschen vor Deinen Augen vorüberdrängen. Denke nur immer, daß der Zweck und die Aufgabe so lautet: Die Missionäre der Freiheit und des Glaubens an die Zeit sind es ihren Gemeinden schuldig, ihnen zu zeigen, wie noch immer die ganze Fülle des Lebens von ihrem neuen Licht beschienen sein kann und wie es sich noch mit den alten Lungen athmen läßt überall, in jedem Winkel Gottes, den der neue Luftzug der Idee, der Pfingstzeit neues Windeswehen,

bestreicht. Die äußere Welt ist allerdings durch Künstlerhand allein nicht zu ändern. Laßt vorläufig unsere Minister und die Soldaten dafür sorgen! Aber die innere Welt, die, welche Jeder in seiner Brust trägt, die kann schon eine umfassende, in allen Höhen und Tiefen des Lebens aus Einem Gesichtspunkt betrachtete und eine festbegründete sein. Diese Allseitigkeit war nun mein Ziel. Ich sage nicht, daß ich ein Panorama unserer Zeit geben wollte. Wer vermöchte Das? Die Aufgabe wäre nicht zu lösen und anmaßend klänge es, wollte sich Jemand ihrer anheischig machen. Aber ein gut Stück von dieser unserer alten — neuen Welt sollte aufgerollt werden, eines, gerade groß genug, um ein Menschenleben zu ermuntern, daß es nicht verzagt, sondern getrost in dem einen Geist der Freiheit und Hoffnung fortwandelt und sich die laufenden, tagesüblichen Bedrängnisse der innern Ueberzeugung nicht zu sehr verdrießen läßt.

Laß Dich denn also, lieber Leser, in diesen Blättern einspinnen, wie sich der werdende Schmetterling in den Cocon spinnt, wo er Blatt und Baum, auf dem er eben hülflos irrt, auch preisgiebt und sich wie im Vortraum seines neuen Lichtlebens begräbt. Die Kunstrichter mögen richten; voreilige Kritik mag dem Leser die Lust nehmen wollen, dem Erzähler zu folgen; achte ihrer nicht und bleibe dem Dich einhüllenden Gespinnst treu, bis dem weitern Verlaufe zu die Hülle bricht und in anschauender Prüfung meiner Absicht auch Dein Geist mit bunten Hoffnungen und heitern Glaubensschwingen in jene Gemeinschaft der Getreuen und Vesten, der Ritter vom Geiste, aufsteigt, von deren Schicksalen diese Blätter Dir erzählen wollen.

Dresden, am Pfingsttage 1850.

Zur dritten Auflage.

Einen wiederholten Neudruck dieses Buches konnt' ich nicht vorübergehen lassen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, dies Werk soweit als thunlich zu verbessern. Es ist Zeile für Zeile von Neuem durchgesehen worden. Der Ausdruck, den im Niederschreiben oft der drängende Gedanke verkürzt, wurde vielfach richtiger gestellt, mögliche Unklarheiten wurden vorauserkannt und beseitigt. Die Feder der Re-

vision fuhr in manche Partieen tief hinein. Sie strich, was sich an kleinem ausschmückenden Detail zu breit gemacht, sie setzte neu hinzu, theils was zu besserm Verständniß dienen konnte, theils, was zur Herstellung gewisser gegenseitiger Beziehungen unerläßlich schien. Erst am fertigen Ganzen sieht man, wo in Schatten und Licht nachzuhelfen ist, wo die Einheit, die dem geistigen Auge vorschwebte, dem körperlichen sich vielleicht zu sehr entzog. Dies umfangreiche Werk ist bis zum achten Buch in Einem Zuge geschrieben worden, aber die Veröffentlichung geschah periodisch. Die Macht, die dann für die Herstellung einer oft den Autor selbst erschreckenden Objectivität im gedruckten Buchstaben liegt, ist allen Schriftstellern bekannt genug.

Es sollte mich nun drängen, diese Auflage mit einer Schutzrede zu begleiten. Mein Buch hat zwar im Ganzen genommen eine ungewöhnliche Theilnahme gefunden, war aber zugleich vieler Misdeutung ausgesetzt. Ich will dem Gelüst zur Polemik widerstehen und mich nur auf die nothwendigsten Einreden, die ich zu beantworten habe, beschränken.

Da ich die Vertheidigungsgründe nur aus mir selbst nehmen kann, da vielleicht Manchem durch die Unterhaltung, die ihm die „Ritter vom Geiste" gewährten, eine Veranlassung wurde, auf die zahlreichen und größtentheils minder gewürdigten frühern Proben meines Strebens zurückzublicken, so bemerk' ich, daß dabei vielleicht Dem, der Herz und Sinn offen hatte, der Einblick geworden ist in ein Leben, das sich unter eigenen Bedingungen entwickelte. Die Menschen haben ein Recht darauf, Alles, was wir ihnen bieten, zu beurtheilen nach dem Verhältniß, wie sich das Gebotene zu Aehnlichem stellt, was vorhanden ist. Sie rühmen Das, was den allgemein geltenden Voraussetzungen gleichkommt, und verwerfen mit noch größerm Recht Das, was hinter Dem zurückbleibt, was sein zu wollen es sich den Anschein gibt. Es gibt glückliche Dichterentwickelungen, die, wie ein Kind mit seinem ersten Lallen den Eltern auch nur die Worte sagen zu wollen scheint, die die Eltern überglücklich genug sich dabei vollkommen zu vernehmen einbilden, so auch sogleich Das treffen, was auf Aller Herzen und auf Aller Munde liegt. Sie können mit wenigen Gedichten, mit einem einzigen Drama ihre Zeit ergreifen, Alles in ihre Hörweite bannen und durch eine müheloſe Bewährung ihres angeborenen Genius die Lieblinge der Nation werden.

Sind diese Glücklichbegabten weise genug, sich immer auf der

Linie zu halten, wo einmal das innige Verständniß und die glückliche Umarmung des Gebenden und Empfangenden wie zweier Freunde stattgefunden hat, so werden sie um den Stolz und die Besitzesfreude dieses Bundes selten betrogen werden. Treten sie aber von jener Linie ab, versuchen sie, die Theilnahme, die sie für den Einen Ton auf ihrer Leier gefunden, sich auch für einen andern zu erobern, so erspart ihnen die Muse selten den Kummer, daß ihnen dorthin das Verständniß der alten Freunde nicht folgen will. Wen nun sein Wille mit Macht ergreift, den kümmert freilich der sich immer mehr verkleinernde Zug, der ihm nachfolgt, wenig; ist er nur stark genug und von mehr begeistert, als von Selbstvertrauen, so kann ihm noch einst die Freude werden, daß die Welt erkennt, sein scheinbares Irren hatte die tausendhändige Begrüßung einst auf der ersten Linie, auf der er sich zur Freude Aller hielt, nicht verwirkt. Wie die Dichter heutzutage sind, haben Wenige den Muth solcher Entwickelungen. Popularität ist ein süßer Besitz; wer sie einmal gekostet hat, bleibt gern in der Gegend, wo Publikum und Autor ihr erstes schönes Erkennen feierten.

Der Lebensgang des Verfassers dieser Geschichte ist noch ein anderer. Fand sich je eine gute Voraussetzung über ihn, so hat er sie gewiß nach kurzem Genuß der Anerkennung durchkreuzt. Die Augenblicke glücklicher Uebereinstimmung Dessen, was er wollte und was er konnte, mit Dem, was man erwartete, kamen ihm selten. Hätte er sich entschließen können, auf der Linie des hie und da einmal gefundenen Einverständnisses zu bleiben, Irrungen wären ihm genug erspart worden. Aber was mag es sein, das ihm ein stetes Wandeln auf dieser geraden Linie der einmaligen Voraussetzung unmöglich macht? Er ist kein Dichter der ausschließlichen Form. Die Form ist ihm etwas Zufälliges und wesentlich ist ihm nur der Gedanke. Zuweilen kam bei seinen Wanderungen durch das Leben und im Gebiet des Erkennens und Träumens, Wollens und Schaffens dieser Gedanke an jenen schönen grünen und gefälligen Plätzen an, die Alle so lieben, zuweilen aber auch und viel öfter noch an schroffem und unwirthbarem Gestein. Diesen Lebenslauf trieb selten der Witz des Verstandes, es trieb ihn von je nur die Sehnsucht des Herzens. Er suchte das Glück der erkannten Wahrheit, er suchte die Pforte, die zu den Geheimnissen des Lebens führt; ein einziger räthselhafter Ton der Luft, fernherklingende Menschenstimmen, eine Kunde von neuen

Wendungen und Begriffen der Zeit konnte ihn sogleich wieder aufscheuchen von einem Lager, wo die, die nur die Form lieben und diese nur pflegen, sich die Hütte, die oft der Tempel ihres Ruhmes wird, behaglich aufschlagen. Dies Wechseln der Stimmungen, der Absichten, der behandelten Gegenstände bringt Nachtheile genug schon an sich in seiner Wirkung, mehr noch aber den Schein des Allesversuchenwollens. Die Zeit ist zu gewaltig, das große Individuum, das man die Menschheit nennt, ist zu sicher in sich selbst, um sich noch besonders gemüßigt zu sehen, bunten literarischen Entwickelungen, die nicht Specialitäten auf Einer Saite sind, im innern Grunde zu folgen. Wem die Vorliebe für die Form versagt ist, wer sich nur in der Allseitigkeit seines Strebens nach Selbstbildung und Bewährung naturgemäß ausleben kann, wer sozusagen Poet nur erst in der Umarmung des Stoffes sein will und die Poesie wie eine gesuchte ferne Geliebte liebt, nie sich mit ihr vermählt, der wird in Zeiten, wie die unsrigen sind, darauf verzichten müssen, daß man solchem geheimen Lebensgange nachspürt, die stille Verbindung seiner zuweilen oft ganz heterogenen offenen Kundgebungen sich in Reime bringt und sich ein Leben, das wie das Leben des Matadors und Virtuosen aussieht, nach seinem wahren innern Zusammenhang erklärt. Sehen doch selbst Die, deren Amt es wäre, den Lebensgängen der Schriftsteller zu folgen, nur den Matador und Virtuosen und registriren in ihren vorschnell geschriebenen Literaturgeschichten, in ihren grundeinseitigen Sammlungen und Anthologieen von zu frühgebrochenen Dichterernten nur die Specialität der einseitig ausgebildeten Form.

Daß nun ebenso auch diese „Ritter vom Geiste" ein Roman, der seine eigene Theorie vorauszusetzen schien, wurden, hatte der Verfasser nicht bezweckt. Er schrieb sein Buch um der darin entwickelten Idee willen. Erst der Gedanke gab die Form. Die Theorie, die der Verfasser über den sozialen Roman in seinem frühern Vorwort aussprach, war erst der Same, der aus fertiger Blüte und Frucht abfiel, nicht der Same, aus welchem die Blüte und Frucht entstand Das Gesetz, nach dem ein Schaffender arbeitet, erkennt er meistens erst nach dem Geschaffenen. Ich würde vielleicht besser gethan haben, dies Gesetz in meinem Fall nicht ausgesprochen zu haben. Es ist angegriffen worden; es stellte hier die Vorrede eines noch nicht ganz erschienenen Buches das Modell einer neuen Romanform auf, ohne mehr zu thun, als es mit einigen flüchtigen Strichen zu bezeichnen. Dies war um

so gewagter, als gerade in unserer gegenwärtigen Literatur die poetische Specialgeschichte die Lieblingsform des Tages ist.

In den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gab der Verfasser vom Roman des Nebeneinander, diesem souffre douleur der mehrfach befahrenen Kritik, die nähere Erklärung, man würde ihn verstehen, wenn man sich gewisse Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffs vergegenwärtigen wollte, wo das nebeneinanderexistirende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen, wo die eine von der andern keine Einsicht hat, doch zu einer überschauten Einheit sichtbar wird. Der Autor glaubte durch eine Betrachtungsweise, wo ein Dasein unbewußt immer wieder Schale oder Kern eines andern ist, wo jede Freude von einem Schmerz benachbart ist, der über Das, was jene himmelhoch erhebt, seinerseits tief zu Boden gedrückt sein kann und wo andererseits eine Unbill auch schon wieder unbewußt den Rächer auf ihren Fersen haben wird, den Roman noch mehr als früher zum Spiegel des Lebens gemacht zu haben. Und die Tendenz der „Ritter vom Geiste" selbst mußte ihn auf jene gerühmte Form führen.

Sie sind hervorgegangen aus dem mächtigsten Drang der Menschenliebe. In den Tagen von 1849, in einer Zeit des Hasses und der Verfolgung, sah sich das bekümmerte Auge sehnsüchtig nach den gleichen Kennzeichen der Bildung um, nach den gleichen Kennzeichen edlerer und humaner Empfindung. Die Hand des Dichters führt zuweilen den zerschmetternden Blitz, der die starre Ruhe träger, versteinerter Zustände auseinanderreißt; da aber, wo die Leidenschaften rasen, wo die Geister und noch mehr die Herzen gegeneinanderstürmen, da wird sie Rosenketten winden und Haß durch Liebe versöhnen wollen. Die Grundlage und Voraussetzung einer solchen Aussöhnung, die der Verfasser in trüber Zeit bezweckte, mußte der Glaube sein an das ewig Gleichartige im Menschen, an den Widerklang derselben Wahrheiten in allen Gemüthern, an die gleiche Vertheilung des reinen Gottäthers der Idee in allen Herzen. Wenn Siegbert Wildungen schon in den ersten Entwickelungen der Handlung von einer armen Magd, die der Zufall an ihm und seinem Bruder den höchsten Antheil nehmen läßt, sagt: „Wir Menschen gehen uns alle einer dem andern als Heilige und Propheten auf, wir wissen es nur nicht" — so ist das zum Wissen gelangende Nichtwissen dieser Thatsache eben die Idee vom Bunde der Ritter vom Geiste, zu gleicher Zeit aber auch vom

Roman des Nebeneinander. Durchgängig hat der Verfasser diese wechselseitige Befruchtung eines Menschenzustandes durch den andern, das geheimnißvoll Correlate unseres ganzen Lebens darzustellen versucht. Von den gemüthlichen kleinen idyllischen Zufallsthatsachen an, die in das Leben großer mit Weltenlauf und mit millionenfachem Menschenschicksal beschäftigter Monarchen spielen können, bis zu den Kindern Guido Stromer's, die in der stillen Winterabendstunde aus denselben Gedichten lesen lernen, die ihr in der Ferne weilender Vater als Flügelschläge seines zum Ausbruch kommenden sogenannten Genius auf Frauen dichtete, die wir besser kennen, als die Kinder und ihre Mutter, geht durch unser Buch das Bestreben, einen Menschen dem andern wissentlich und unwissentlich wichtig, werthvoll und nothwendig erscheinen zu lassen.

Es liegt in dieser formellen und ideellen Bezüglichkeit und in der Correlation, wie ich vielleicht das „Nebeneinander" richtiger ausgedrückt hätte, auch jene Darstellungsform meines Buches, die man mit der allmäligen Instruction eines Processes vergleichen könnte. Kleine Thatbestände, kleine Zufälligkeiten, harmlose Zeugenaussagen sollen einen letztlichen Richterspruch veranlassen und anders gibt sich das Leben nicht. Nur in den seltensten Fällen entwickeln sich aus einem einzigen, mit Ausschluß aller Nebengedanken festgehaltenen Einzelgedanken, Thaten und Begebenheiten. Die Welt der Ausschließlichkeit gehört bekanntlich dem Dramatiker. Der Romandichter hat die Menschen in ihrer zufälligen und harmlosen Begegnung zu nehmen. Sie sind vielleicht alle z. B. an einem großen Unrecht, an einem großen Unglück, an einer dunklen That betheiligt, aber sie wissen es kaum selbst, und wenn sie nicht gerade die nächsten Urheber oder Opfer derselben sind, so werden sie doch noch unendlich viel Zeit übrig behalten, Sonnenschein, Regen und Sturm zu befahren, ihrer eigenen Lust und Liebe zu folgen, zu leben und zu weben unter dem großen Himmelszelt nach freier eigener Regung, bis sie da wieder ankommen, wo sie sich wieder in den rothen Faden der Absicht des Dichters mit verwickelt sehen. Diese Freiheit der Individuen neben der Nothwendigkeit des bezweckten Themas einer Geschichte darzustellen, das war meine Absicht, und ich überlasse es jedem Unparteiischen, zu entscheiden, ob die allerdings absolute Unmöglichkeit jenes Mechanismus, den ich mit dem alten Templerorden, mit dem Proceß der Brüder Wildungen, dem Schrein, dem Bilde, den alten Docu-

menten anlegte, sich auch, was ich leugnen muß, mitgetheilt habe dem durch diese mechanischen Hebel hervorgerufenen individuellen Leben. Daß diese Hebel willkürlich sind, dieser Mechanismus oft klappert, schon weil er oft geradezu von Holz ist, darüber möge man doch nicht die Stirn zu sehr in aristarchische Falten ziehen. Man möge darüber lächeln. Jeder vernünftige Beurtheiler wird einsehen, daß der Zweck des Dichters auf die Gährungen und Zersetzungen, die er schilderte, gerichtet war; die Säure, womit er diese Zersetzungen hervorbrachte, ist ein zufälliges Reagens, eine humoristische Nachahmung der Weltkomödie, wie sie der Allphantasie Gottes gegenüber eben anders die Menschenphantasie nicht geben kann.

Die Charaktere dieses Romans, um in meiner Haus- und Herdrede fortzufahren, hat man gewöhnlich eingetheilt in zwei Classen, in reelle und abstracte. Zu jenen sollen vorzugsweise die satirischen, auch einige der Volkscharaktere gehören; zu diesen solche Personen, welche Gedankenrichtungen vertreten. Ich will dagegen keinen Einspruch thun. Nur möchte ich ein wenig mehr gewahrt sehen ein doch sonst hochgehaltenes Recht unserer Literatur, das Recht der Idealisirung. Wir haben gewiß alle Ursache, uns Glück zu wünschen zur kräftigern Gestaltung unserer Romancharaktere, zu den in Fleisch und Blut verwandelten alten Goethe'schen und Jean Paul'schen Abstractionen; allein warnen möchte man doch vor einer zu weit gehenden Sucht, vom Romancharakter immer auch nur die in Scene gesetzte absolute Wirklichkeit zu verlangen.

Schließlich möge mir noch gestattet sein, ein Wort von der Zeit- und Sittenschilderung des Buches zu sagen. Wer sich in Zeit- und Sittenschilderungen zu sehr an das Nächste hält und seine Darstellung an die flüchtige Mode verschwendet, wird in kurzer Zeit erkennen, wie sehr seine Farben verblassen. Dennoch gehe man auch hier nicht zu weit! Mein Roman ist keine Satire. Die Satire stirbt allerdings mit ihrem Gegenstande. Ist der Reiz der Anspielung auf Das, was den Witz wiederzuerkennen am meisten belustigt, mit der Sache selbst verschwunden, so verliert sie. Ich glaube jedoch, daß dem Satirischen in diesem Roman soviel anderweitige positive Thatsache beigemischt ist, daß letztere noch selbstständig für sich bestehen kann. Ich glaube, der Gegensatz jener Weltauffassung, aus welcher dies Buch hervorging, wurzelt tiefer als in einigen Caricaturen des Tages, deren Conterfei seinen Reiz verliert, wenn es dazu eines Commentars be-

darf. Endlich gibt es Charaktere, die in solchem Grade öffentlich sind, daß sie nur durch ihre individuelle Art, nur erst durch ihre eigenste Persönlichkeit, ja fast möchte man sagen, mit ihrem direct angegebenen Namen eine historische Richtung bezeichnen, die aufbauend oder zerstörend eben durch sie in der Welt vertreten wird. So erfand sich die alte Komödie nicht etwa einen nur in sokratischen Grundsätzen erzogenen, die alten Götter stürzenden Sonderling von Wolkenkukuksheim, keinen dem Euripides nur nachahmenden unbekannten Dichterling, sondern sie führte Euripides, Sokrates, Kleon in unverkennbarer Aehnlichkeit selbst vor die Augen von Zuschauern, deren Amt es war, zu entscheiden, ob diese Form von Polemik von ihnen getheilt wurde der Kunst sowol wie der Gesinnung nach. Ein Name, der groß und ausgiebig auf die Zeit wirkt, ist nie in Sorge darüber, wie seine eigene Person für Das, was er erstrebt und schafft, einzustehen hat. Nur die kleine Fürsorge des Nichtsbedeutenden ereifert sich gewöhnlich auf eigene Hand, um die Rechte der Persönlichkeit in Fällen zu wahren, wo jeder bedeutende Name sich mit Freuden einsetzt. Daß man in solchen Copieen übertreiben, in der Wahl sich vergreifen, ihre Anzahl bis zur Aufhebung aller eigenen Erfindung vermehren kann, wird Niemand bestreiten. Ich glaube von einer in diesem Roman eingehaltenen Grenze sprechen zu können.

Was nun auch unsere von neuen Sorgen bedrängte Zukunft bringen möge, auf die Gedankenelemente, die sich in diesem Buch befehden, werden wir immer wieder zurückkommen. Wenn auch die neuen Templer von Dankmar Wildungen am ersten Versammlungstage des Bundes keine Geheimnisse enträthselt erhielten (auch diese thörichte Forderung ist ausgesprochen worden!), so werden doch alle Kämpfe, die uns noch bevorstehen dürften, darauf hinauskommen, immer wieder jene Ausscheidungen hervorzurufen, wo die reine und interesselose Humanität den Krieg zu erklären hat allen trüben Gährungen des Eigennutzes, der Herrschsucht und der unwissentlich oder wissentlich verblendeten Lehre.

Möge denn mein Buch, in diesem Sinne hoffentlich nicht veraltend, auch in seiner jetzigen Form versuchen, den Kreis seiner Freunde sich zu erhalten und zu mehren!

Dresden, im Februar 1854.

Zur fünften Auflage.

Wieder sind funfzehn Jahre vergangen, ereignißreich für die Lage der Welt, für die Anschauungen der Zeitgenossen, lehrreich auch für den Verfasser dieses Buches selbst.

Das freundlichst bereitwillige Entgegenkommen eines neuen Verlegers hat für diese fünfte Auflage eine gänzliche Umgestaltung meines Werks dahin ermöglicht, daß sich der bisherige Umfang von neun Bänden, welcher früher auf manchen mit diesem Buch noch nicht bekannten Leser abschreckend wirkte, gegenwärtig nur noch in vier darstellt, ohne daß darum für die Vollständigkeit des Ganzen irgend eine nennenswerthe Einbuße geschah. Außerdem hat eine mit den Jahren gewonnene reifere Einsicht des Autors den Text einer nochmaligen Prüfung unterworfen und ist dabei durchgängig mit solcher Strenge der Selbstkritik verfahren, daß diese neue, durch den verhältnißmäßig geringen Kaufpreis den ausgedehntesten Kreisen sich darbietende fünfte Auflage als eine durchweg umgearbeitete bezeichnet werden darf.

Für die dabei maaßgebend gewesenen besonderen Grundsätze verweist der Verfasser auf sein in der That vollkommen neugestaltet vorliegendes Werk selbst und eine Vergleichung des früheren Textes mit dem gegenwärtigen. Nur noch zu jenen Schutzworten, womit schon vorstehend die dritte Auflage eingeleitet wurde, fügt er hinzu, daß er sein dort gegebenes Zugeständniß, daß bei einem Zeitgemälde allmälig „die Farben verblassen," in Bezug auf diesen Roman entschieden zurücknehmen muß. Im Gegentheil habe ich bei dieser erneuerten Ueberarbeitung gefunden und spreche es, ohne dabei den Schein der Ueberhebung oder der Paradoxie zu fürchten, offen aus, daß ein Gemälde derjenigen Zeit, die ich in diesem Buche schilderte, der Reaktionszeit von 1849—1851, wol nach einigen Jahren, verglichen mit inzwischen eingetretenen Veränderungen, für nicht mehr zutreffend erkannt werden durfte, aber nach zwanzig Jahren wieder seine volle Frische und für jede kommende Zeit anwendbare Gültigkeit behält. Denn in den großen Intervallen der Geschichte kehren immer wieder die Erscheinungen einer einmal vorhanden gewesenen bedeutenden Geschichtsepoche zurück. Es wiederholen sich dieselben großen und kleinen Triebfedern, dieselben Per-

sönlichkeitsgattungen, dieselben Umgestaltungen der Charaktere durch die Zeitumstände. Ja, ich habe gefunden: Was neuere Autoren, wenn sie einen politischen Roman schreiben wollten, haben erfinden müssen und nach irgend einem fingirten Orte und in eine fingirte Zeit verlegten, das ist in meinem Buche wie eine unmittelbar dem Leben entnommene Chronik bereits vorhanden. Meine Schilderung der Parteigegensätze z. B. selbst schon der Arbeiterfrage, schon des Lassalleanismus (lange vor Lasalle) u. s. w. griff den damaligen Erfahrungen vor. In Egon von Hohenberg wird kein nur irgend mit den neuern Zeitgeschichten Vertrauter jetzt und auch wol früher nicht den „Bändiger der Revolution," den preußischen Staatsminister von Manteuffel, haben finden wollen. Wohl aber paßt z. B. die Buch 9. Capitel 6. gegebene Schilderung Egons gegenwärtig auf bekannte Stimmungen eines viel berühmter gewordenen andern Staatsmannes, den ich hier nicht nennen will. Der Kreislauf der Geschichte ist eben spiralförmig. Was Einmal gewesen, kehrt mit gewissen Modificationen immer wieder. Die Aufgabe des Dichters, falls er sein Zeitbild nicht hatte zum Pasquill machen wollen, ist eben die, die historische Treue so zu mildern, das Gegebene so zu verklären, daß die Anwendbarkeit für jede Zeit gesichert bleibt, nie also ein Veralten eintreten kann.

Möge hiemit einer gereifteren Zeit und einer durch die im buntesten Wechsel begriffene Zeit vielseitiger gebildeten jüngern Generation ein Buch neuempfohlen sein, das in seinem äußern Rahmen allerdings nur ein Phantasiebild, ja eine Art Allegorie zu nennen ist, in seinem innern Gehalt jedoch, in den Einzelnheiten der Ausführung, nach dem wohlwollenden Zeugniß eines Antheils, der sich seit Jahren gleichgeblieben ist, die Merkmale der Wiedergabe wirklichen Lebens besitzt.

Bregenz am **Bodensee**, im April 1869.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Das Kreuz und das Kleeblatt.

An einem heißen Sommernachmittage saß ein junger Mann, von summenden Käfern umschwärmt, das Haupt auf eine über die Knice ausgebreitete Mappe beugend, vor einer einfachen ländlichen Dorfkirche, um sie zu zeichnen. Die Formen des bescheidenen und doch ehrwürdigen Gebäudes wiesen auf einen ziemlich alten Ursprung hin. Leicht und schlank sprang der spitze Thurm in die blaue Aetherhöhe. Die alten grüngerosteteten Glocken hingen in Oeffnungen, deren Ränder ein zierlich geschweiftes steinernes Blätterwerk schmückte, willkommener Schlupfwinkel für ein Heer von Spatzen, das den Thurm lärmend umschwirrte. Das Schiff wölbte sich mit hervorspringenden Fensternischen mehr rund als länglich um den Glockenthurm, dessen Portal ein großes, halb in das Mauerwerk eingebrochenes Kreuz zierte. Dieser einfache Bau, umgrenzt von grünen Haselnußhecken und gleichsam gehütet von zwei alten Lindenbäumen vor der Eingangspforte, schnitt sich an dem duftreinen Horizont so gefällig, so lieblich ab, daß man dem jungen über seiner Arbeit träumenden Künstler nicht verargen konnte, sich daraus allein schon für sein Skizzenbuch eine Erinnerung zu erhalten. Aber der alterthümliche Reiz dieser Scene wurde noch durch die Trümmer eines Gebäudes erhöht, das einst dicht mußte an der Kirche und mit ihr fast verbunden gestanden haben. Noch waren einzelne verwitterte Mauern hier und da übrig geblieben und nun auf löbliche Weise zur Umgrenzung des Friedhofs verwendet. Ueberall, wo ein Stück der

alten Trümmer aufhörte, begann in der Umzäunung des stillen Ruheplatzes ein einfacher, freilich etwas zerfallener Bretterzaun, bis diesen wieder ein morsches Stück alter Mauer mit noch halb erhaltenen Fenstern ablöste, deren Trümmer sich in das innere lauschige Gezweig von weißen, würzig duftenden Fliederbäumen, die sie überschatteten, verloren. Kirche und Friedhof lagen auf einer mäßigen, grasbewachsenen, mit weißen Sternblumen wie bestreuten Anhöhe, die eine Fernsicht auf diejenige große und berühmte deutsche Hauptstadt erlaubte, welche der Schauplatz der nachfolgenden Mittheilungen sein wird.

Der junge Maler war nach einfachem Mittagsmahle auf dies bescheidene Dörfchen — es hieß Tempelheide — hinausgewandert aus der großen lärmenden Stadt, hatte sich, rings den Hügel musternd, die günstigste Stelle für seinen Plan auserlesen und zeichnete die Kirche und den Friedhof aus einem Interesse, das nicht blos ein künstlerisches genannt werden konnte. Er wußte nämlich, daß diese Trümmer Reste eines alten Tempelhofs waren. Das große Kreuz über der Kirche, in eigenthümlicher Form, bewies, daß einst die Tempelritter, die hier gewohnt hatten, auch die Gründer und Erbauer dieser Kirche gewesen. In seinen Jugenderinnerungen selbst an ein altes Templerhaus, die Zierde seiner im Harz gelegenen Vaterstadt, vielfach gemüthlich verwiesen, nahm er um so lebendigeres Interesse an diesen ehrwürdigen historischen Resten, als ihm auch sein erstes Probestück beim Eintritt in die große Genossenschaft der, sozusagen losgesprochenen Künstler, Jakob Molay's Feuertod, so brav gelungen war, daß er schon jetzt zu den sichersten Hoffnungen der neuern Malerkunst gerechnet werden konnte. Dankbarkeit auch für den glücklichen Gegenstand seines Bildes, den Märtyrertod der alten französischen Tempelherren, hatte ihn hierher nach dem Dörfchen Tempelheide geführt, wo einst Tempelherren gehaust, ebenfalls einst Tempelherren jene Kirche und das Profeßhaus gebaut hatten, von wo ebenfalls noch jene malerischen in den Friedhof verlorenen Trümmer hinterblieben waren.

Wie Siegbert Wildungen, so hieß unser junger Maler — auf einem Stein unter einer Brombeerhecke längst Platz genommen hatte und im nothdürftigen Schatten des stachlichten Gebüsches endlich auch einmal seinen breitrandigen Calabreser lüftete, um das blonde, lockigfallende Haar zurückzustreichen von seiner erhitzten Stirn, bemerkte er plötzlich, daß er nicht allein war. Aus dem gelben Kornfelde, das die Oeffnung zwischen dem Hügel und dem Aufgang zu einem nahegelegenen herrschaftlichen Park

ausfüllte, erhob sich, gähnend und wie nach gehaltener Mittags=ruhe sich reckend, eine Gestalt, die weder oben dem herrschaft=lichen Wohnhause noch unten dem Dorfe anzugehören schien. Es war, so weit man sie im Liegen beurtheilen konnte, eine lange hagere Figur im leichten Sommerrock wie Siegbert, doch seine Pantalons verwaschen, an den Knieen hervorstehend, das Hemd zerknittert, die Halsbinde weggeworfen und die Weste fast zu kurz und wie verschnitten. Die seltsame Gestalt, die sich aus dem Korn, wo sie geschlafen hatte, herauswand, war jung und wie es schien verwöhnt bequem. Der Mittagsschläfer gähnte mit mehr Behaglichkeit, als er würde empfunden haben, wenn ihn der Bauer, dem das Kornfeld gehören mochte, in der Verwüstnng seines Eigenthums betroffen hätte. Wie er den Maler entdeckte, stützte er, wieder lang sich hinwerfend, den Kopf auf den Arm und schickte sich an, in größter Ruhe seinen Nachbar keck zu be=obachten. Die rechte Hand steckte er dabei behaglich in die Seiten=tasche seiner Pantalons; die linke kratzte sich die Aehren aus dem röthlichen und kurzgeschorenen Haar. Statt den Maler anzureden, pfiff er sich eine Melodie, die nicht zu den gewöhn=lichen gehörte, sondern Bekanntschaft mit Modeopern verrieth. Siegbert Wildungen war der neuesten Opern sicher unkundiger, als jener bequeme und in seinen Blicken fast zudringlich dreiste Gesell.

Während Siegbert in seiner Zeichnung fortfuhr und das Zifferblatt des Thurms bald den vollen Schlag der fünften Stunde voraus anzeigte, hörte man einen Wagen in der Nähe. Eine herrschaftliche Kutsche fuhr von der Allee, die zur Stadt führte, die Anhöhe herauf und hielt vor dem Eingangsportal des in Siegbert's Rücken liegenden herrschaftlichen Gartens. Er hatte des geschmacklosen kleinen Schlosses, das dem Besitzer von Tempelheide zu gehören schien, anfangs wenig Acht gehabt. Der Park, der es einschloß, schien ihm von vielem Nadelholz fast zu düster; nur ein sonderbares Etablissement am Rand des=selben oberhalb des Kornfeldes hatte ihm ein Lächeln abgelockt. Es war ein großer hölzerner Regenschirm oder ein Riesenpilz, dessen Dach eine unter ihm gedeckte kleine Mittagstafel vor der Sonne schützte. Der Besitzer des Schlosses, hatte er sich gedacht, nennt unstreitig diesen Regenschirm oder Pilz seinen chinesischen Pavillon. Er hatte sich dabei eingestanden, daß ein Abendimbiß in dieser freien Luft, beim würzigen Hauch der düstern Tannen des Parks, dem Duft des weißen Flieders und der Linden von der Kirche her, doch bei alledem höchst erfreulich und ländlich=an=

muthig sein konnte. Sein Nachbar schielte schon lange von Zeit zu Zeit nach dem Pavillon und dem weißen gedeckten Tisch und den Gläsern und Tellern, dem Silberzeug, den Messern und Gabeln hinauf, und sein Schweigen brechend, rief er, auf die dreißig Schritte, die er noch etwa von der Brombeerhecke entfernt war, in gutem geschulten Deutsch, die satirischen, auf die Kutsche bezüglichen Worte hinüber: „In der alten Carrête da haben sie gewiß schon Ziethen aus dem Busch begraben —!“

Siegbert Wildungen verstand vollkommen, daß die „Carrête“ die eben angefahrene Kutsche sein sollte, blickte jedoch nicht hin. An ihrem Gepolter schon hörte er, daß sie baufällig und altmodisch sein mußte. Sie aber auf den „alten Ziethen aus dem Busch“ zurückzuführen, das war eine hierörtige Landesanschauung, die ihm, obschon er demselben Staate angehörte, nicht sogleich geläufig war. Er beantwortete auch die Bemerkung gar nicht.

Nach einer Pause lachte der junge Rothhaarige wieder hell auf und sagte: „O Je! O Je! Die alten Schindmähren hat schon Methusalem gefahren.“

Siegbert Wildungen fühlte sich vom Ton des Sprechers und noch mehr von seiner Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen, nicht eben angenehm berührt und antwortete wieder nur durch ein leichtes Aufblicken. Es schien ihm so unwürdig, sich gleichsam auf Geheiß eines solchen Menschen umwenden zu sollen und den selbstgenügsamen Witz desselben beifällig zu bestätigen. Dennoch regte ihn unwillkürlich die Vorstellung von Pferden, die schon Methusalem gefahren haben sollte, an, und es half nichts, er mußte nun, über seine Mappe hinweg, doch wenigstens zu dem Gesellen im Kornfelde selbst hinüberlugen.

Als dieser mit spähendem Auge das erwachende Interesse des Malers bemerkte, fuhr er, dadurch wie ermuthigt, fort:

„Fallen Sie nicht, Excellenz! Immer langsam voran, altes schweinsledernes Porcus Juris! So! Kommen Sie zum Handkuß bei Ew. Gnaden, Phylax und Sultan? Kätzchen darf auch guten Tag sagen? Miau! Miau! Und der schwarze Spitzbub, der Rabe, hui! Was der ihm wohl in's Ohr mag geplauscht haben von Galgen und Rad! Ein Compliment von Kühnapfel und Tschech? Nicht wahr, du alter Küster vom Rabenstein! Jetzt wird gefrühstückt? Laßt's Euch gut schmecken! Prosit die Mahlzeit — !“

Während dieser sonderbaren, mit scharfem maliciösen Ton vorgetragenen Worte schnarrte die alte Thurmuhr Fünf. Siegbert konnte jetzt nicht umhin, sich völlig umzuwenden und sich die

Scene anzusehen, die ihm eben so barock geschildert worden war. Die mehrerwähnte Kutsche fuhr eben am Gartenstacket entlang, um in die entfernter liegende Hofthür einzulenken. Im Garten und vor dem Schlosse sah er Niemand mehr.

„Schade, daß Sie zu spät kamen!“ sagte Siegbert's immer zutraulicher werdende Bekanntschaft. — „Wer stieg denn aus?“ fragte der junge Maler nach einer Weile mit einem ruhigen und sanften Tone. — „Der, dem das Schloß da gehört,“ antwortete der Fremde; „kennen Sie ihn nicht? —“ „Giebt's vielleicht einen Herrn von Tempelheide?“ bemerkte Siegbert. — „Tempelheide? Das nicht! Da wohnt der alte von Harder im Sommer.“ — „Wer ist der alte von Harder?“ fragte Siegbert, ohne in seiner Arbeit aufzuhören. — „Es giebt zwei Excellenzen von Harder. Eine junge und eine alte. Also die Excellenzen von Harder kennen Sie nicht? Da sind Sie fremd. Die junge Excellenz verwaltet die königlichen Gärten, wie Erzengel Michael das Paradies, aber blos mit der Gießkanne und dem Rechen in der Hand. Der Alte aber trägt das Schwert und die bekannte Wiegeschale. Der ist bei uns Gottes wirklicher Stellvertreter auf Erden, wenigstens was die zeitliche Gerechtigkeit anbelangt.“ — „Also wohl der Justizminister?“ — „Beinahe, aber noch mehr! Präsident des Obertribunals! Neunzig Jahre alt! Halbblind, wie's Madame Themis verlangt, wackelig wie ihr Wiegebalken. Die Der schon alle hat köpfen lassen, die würden drüben nicht auf den Kirchhof hinkönnen! Ein Todesurtel bestätigen, das ist dem wie 'ne Prise Schnupftaback nehmen. Die Leute haben großen Respect vor ihm; mir kommt er kindisch vor. Man muß ihn nur sehen, wenn er mit Hunden und Katzen, besonders aber, wenn er mit einem gewissen Raben spricht.“ — „Wer neunzig Jahre alt geworden ist unter den Schlechtigkeiten der Menschen,“ bemerkte Siegbert, doch angezogen von der abgerissenen Rede des Nachbars, „Dem ist nicht zu verdenken, daß er uns vernünftige Zweibeine längst satt hat und sich mit den unvernünftigen Thieren unterhält. Thut er denn Das?“

Der Nachmittagsschläfer pfiff sich statt der Antwort ein Lied, reinigte seinen Hut und band die Halsbinde um, dann sagte er, als hätte er die Frage erst überlegt: „Schlechtigkeiten? Schlechtigkeiten ist manchmal soso bei der Handthiererei, dem Rechtsverdrehen.“ Er sang dann weiter.

Nach einer kleinen Pause, die nun auf die letzten mit großer Bitterkeit gesprochenen Worte auch Siegbert machte, bemerkte dieser ruhig fortzeichnend: „Haben Sie wol einen Prozeß ver=

loren?" — „Einen? Mitunter ein Dutzend," antwortete der Fremde und setzte pfiffig hinzu: „Noch öfter aber welche gewonnen. Gerade wegen der gewonnenen Prozesse legt sich der Respect vor der Justiz. Aber's Obertribunal ist gut; es kommt nur drauf an, daß einer soviel Lunge, d. h. Geld im Beutel hat, um sich nicht außer Athem zu laufen, bis er bei unsrer neunzigjährigen Unparteilichkeit da oben angekommen ist."

Siegbert antwortete nicht; auch der Fremde schwieg eine Weile, ordnete sein Hemd, zog an seinen Pantalons, an denen er die gelösten Sprungriemen wieder befestigte, zog eine Taschenbürste und strich sich sein röthliches Haar. Als diese Toilette, die er immer noch im Liegen machte, vorüber war, warf er auf Siegbert's Arbeit deutend, leicht hin: „Sie zeichnen die Kirche? Ist denn die Kirche da hübsch?" — „Das müssen Sie doch wol selbst beurtheilen können," erwiderte Siegbert, fast empfindlich über diese Bemerkung, die spöttisch klang. — „Wie soll ich Das wissen!" antwortete der Fremde. „Hübsch? Der Münster von Strasburg soll hübsch sein. Er ist groß, und der Dom in Köln soll noch größer werden. Unser Dom ist auch schön — Hm, hm — Die Kirche da! Ei ja! Die Linden machen sich ganz nett und bei Mondenschein läßt sich's vielleicht noch schöner an! Dann präsentirt man so was einer schönen Demoiselle, die legt's in ihr Album und schreibt darunter: Liebe mich, ich liebe dich — junger Maler — blondes Haar — Calabreser — gestern kennen gelernt, heute geliebt — morgen vergessen. Kennen Sie solche Albums?"

Diese wieder mit großer Bitterkeit gesprochenen satirischen Worte aus dem Mund eines sich doch so roh geberdenden Menschen überraschten Siegbert. Waren ihm schon seine frühern Aeußerungen befremdlich gewesen, so widersprach diese letztere der Vorstellung, die man vom Bildungsgrade eines wie ein Vagabond sich ankündigenden Menschen haben konnte, so sehr, daß er voll Erstaunen fragte: „Haben Sie sich in der großen Welt bewegt?" — „Wie so?" lachte der Fremde höhnisch und stand jetzt auf. Indem er seine Kleider abputzte, die Weste zuknöpfte, den zerknitterten Hut bürstete, erschien er, wenn auch kleiner, doch stattlicher als vorhin und zeigte sich als ein junger blasser Mann mit hellblauen scharf durchdringenden Augen, zartem Teint und fast weiblichen Gesichtsformen. Er war nicht so groß, als er beim Liegen im Korn erschien. Alles an ihm war schmächtig, zart, unausgebildet. Er schien im Anfang der zwanziger Jahre zu sein, während um den Mund, um die sich zuweilen bitter auf-

werfenden Lippen viel ältere Erfahrungen zuckten. Das ganze Erscheinen war verstört, überwacht, wie an einem Menschen, der den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage macht.

„Sie denken wol Wunder, was Einer sein muß," sagte er die Augen fast verletzt zusammenkneifend, „um von Albums zu sprechen? Dazu braucht man ja nur Buchbinder oder Bedienter zu sein. Ein Lakai, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, könnte bessere Geschichten erzählen, als die er seinem Fräulein aus der Bibliothek zum Lesen holen muß. Uebrigens bin ich weder ein Buchbinder noch ein Lakai. Adieu!"

Siegbert erschrak. Er war gutmüthig genug, dem Fremden, der sich in der That entfernte, nachzurufen: „Wer hat Sie denn für etwas so Geringes gehalten! Bleiben Sie doch, Sie empfindlicher Mann!" Aber seine Worte verhalten. Der Fremde war schon den Hügel hinaufgestiegen, weniger, wie es schien, um sich ganz zu entfernen, als um dort oben sein zweckloses Schlendern fortzusetzen.

Siegbert machte sich Vorwürfe, ihn verletzt zu haben. Er gehörte zu den rücksichtsvollen Naturen, die Jeden gern in seiner Art gewähren lassen. Dazu kamen seine Begriffe über die sittliche Hebung der niedern Stände, die Ideale, die auch er sich, wie jetzt soviele edle und träumerische Menschen, über die mögliche Aenderung der bisherigen Zusammensetzung unserer Gesellschaft gebildet hatte. Betriffst du dich nicht immer, klagte er sich in Gedanken selbst an, auf dem Widerspruch, daß du wol die Menschheit im Großen und Ganzen liebst und doch den einzelnen Menschen geringschätzest! Du fühlst mit dem Unterdrückten, hassest diese ungerechte Vertheilung der Erdengüter, bewunderst die wohlmeinenden Geister, die das Geld abschaffen wollen, um vom Ersatz dafür Jedem soviel zu geben, als er für sein Dasein braucht, und jedes mal, wenn du wirklich mit dem Volk in Berührung kommst, wird es dir so schwer, über schlechte Kleider, über entstellte Mienen, rohe und menschenscheue Manieren duldsam hinwegzukommen! Siegbert war über sich selbst so misgestimmt, daß er aufstand und seine Arbeit für beendigt erklären wollte.

In diesem Augenblicke sah er von der Seite des Schlosses her auf den Pavillon zuschreiten eine schwarzgekleidete nicht junge Dame, die einen uralten gebückten Greis am Arme führte. Ein gleichfalls alter Diener folgte in bescheidener Entfernung. Unstreitig war dies der Präsident des Obertribunals, der wohl jetzt erst unter dem Dach des Pavillons sein Mittags-

mahl nehmen wollte. Die sanftblickende Dame ging schweigend, in liebevoll herabgebeugter Haltung, neben dem Greise, der sich noch in würdiger schwarzer Amtstracht befand und an den heißen Sonnenstrahlen seine Freude zu haben schien. Langsam die Stufen zum Pavillon hinanschreitend, nahm der Alte Platz vor einem der gedeckten Couverts, die sorgende Begleiterin an dem zweiten Couvert. Der kleine sauber gedeckte Tisch war nur für zwei Personen, höchstens für noch einen Gast berechnet. Und ein solcher saß auch schon am Tisch, aber kein Mensch, sondern ein großer Rabe, der mit seinem Schnabel die Ordnung des Tisches nachzumustern schien und mit klugem Ernst sich umschaute, ehe er von einigen Körnern pickte, die auf dem Tisch für ihn ausgebreitet lagen. Ehe der alte Herr nicht den Löffel zur inzwischen von einem zweiten Bedienten aufgetragenen Suppe ergriffen hatte, rührte der verständige und höfliche Vogel selbst nichts an, wofür ihn die Dame mit freundlichen Worten, deren sanfter Ton bis zu Siegbert herüberdrang, ausnehmend lobte. Der junge Maler, von dem Stillleben dieser Scene wohlthuend angeregt, schob den Entschluß, sich nun sein Copiren der Kirche genügen zu lassen, noch eine Weile auf und richtete seinen Standpunkt so ein, daß er die Kirche und zugleich den Pavillon beobachten konnte. Die hochgewachsene, edle, in jüngern Jahren gewiß schön gewesene Frau schien den alten Herrn auf ihn aufmerksam zu machen. Ohne sich jedoch dabei umzuwenden oder ein Zeichen von Antheil an den gesprochenen Worten seiner Tischgenossin zu geben, aß der Greis ruhig die Speisen, die ihm von ihr vorgelegt und sogar geschnitten wurden. Statt aus einem Glase trank der Alte den Wein aus einem großen silbernen Becher; wie Siegbert bemerkte, wol um deshalb, weil er ihn mit beiden Händen, so zitterten sie, zum Munde führen mußte. Bis die Mündung eines Glases zum dürstenden Munde gekommen wäre, hätte es lange gewährt: der Becher war leichter zu umspannen und zu treffen. Die beiden Diener verrichteten ihr Geschäft lautlos — Alles war still — nur der Rabe grammelte und krächzte zwischen den Reden der freundlichen Dame.

„Sehen Sie, wie die Welt ist!“ sagte in diesem Augenblick wieder der Fremde, der hinter Siegbert stand. Er mußte, während Siegbert die Blicke auf den Pavillon gerichtet hatte, vom Hügel herabgekommen sein. „Sehen Sie, wie die Welt ist!“ wiederholte er mit schneidendem Spott. „Gesetzt, der silberne Becher da, den der Alte da kaum an die Lippen bringen kann, käme plötzlich fort — Was geschähe nun? Man würde uns

Beide für verdächtig halten. Sie würden nur Ihren Namen zu nennen brauchen, um sogleich loszukommen; ich aber, weil ich Ihnen ein herrenloser Bedienter zu sein scheine, würde sofort arretirt, säße sechs bis acht Wochen, bis ich nur inquirirt bin, dann würde ich in zwei Instanzen höchst wahrscheinlich mindestens zu sechs Monaten Zuchthaus verurtheilt, und erst in der letzten entdeckte der alte Methusalem da oben selber, daß sein Rabe es gewesen, der den Becher gestohlen hat. Und warum? Das kommt Alles daher, daß Einer von Albums spricht und selbst nicht in Goldschnitt gebunden ist."

„Sie kränken mich," antwortete Siegbert, „wenn Sie glauben, daß ich Jemanden seines Rockes wegen geringschätzen könnte. Uebrigens scheint Ihre Phantasie so mit Gerichtsscenen erfüllt, daß ich mich zu fürchten anfange und allerdings nicht zurückbleibe, falls die Herrschaften da fortgehen und den silbernen Becher ohne Obhut lassen." Damit wollte Siegbert, überdrüssig der ihm nun lästigen Gesellschaft, rasch seine Mappe zusammenlegen und sich wirklich entfernen.

Der Fremde streckte aber den dünnen knöchernen Finger auf sein Skizzenbuch und sagte: „Erlauben Sie erst noch, mein Herr, daß ich Ihnen zum Dank für Ihre Unterhaltung auf Ihrer Zeichnung einen Fehler sage!" — „Es sind deren viele," antwortete Siegbert kurz. „Ich werde sie ein andermal verbessern." — „Nein, nein," sagte der Fremde — „den Fehler bemerken Sie doch nicht. Sie haben da am Kreuz etwas nicht richtig gemacht." — „An welchem Kreuz?" — „Dem da über der Kirchthür. Sie haben — sehen Sie — die Enden der vier Kreuzesflügel bald mit einem drei- und bald mit einem vierblätterigen Kleeblatt bezeichnet. Sehen Sie aber hin; es sind immer nur vier Blätter. Die Tempelherren der alten deutschen Zunge hatten nur immer das dreiblättrige Kleeblatt." Voll Erstaunen über diese Auskunft sah Siegbert zur Kirche hin und fand die Bemerkung ebenso richtig, wie für ihn des fremden Menschen Kenntnisse aus dem Bereich der christlichen Ornamentik überraschend waren. „Wo haben Sie diese architektonischen Feinheiten studirt?" fragte er.

Der Fremde sagte lachend: „Freimaurer sollte heut' Einer sein! Glauben Sie mir! Dann macht er sein Glück! Leider hab' ich's verpaßt, als ich's konnte, und jetzt nimmt mich keine Loge mehr auf. Oder bin ich noch zu jung? Doch was das Kreuz anlangt, so hab' ich Das von vielen Häusern her in der Stadt da unten! Diese Häuser gehörten früher alle dem Orden

der Tempelherren. Dann kamen sie an die Johanniter, von diesen an die Stadt. Die Sadt hat aber mit dem Staat seit Jahren einen großen Prozeß drüber, wobei Millionen auf dem Spiel stehen, viel alte Häuser und eine Menge anderer Liegenschaften aus alten Zeiten her, die alle an den Kreuzesenden Vierblätter hatten — warum? das weiß ich nicht — ist auch wenig daran gelegen — drei- oder vierblättrige Kleesaat — Vieh frißt's doch durcheinander." Damit ging er wieder, eine abscheulich gleichgültige Miene schneidend, auf die schon vorhin von ihm geknickten Kornähren zurück und warf sich eine Arie trällernd, wol der Hitze wegen, auf seine alte Lagerstatt, als wäre diese sein gewöhnlicher Aufenthalt.

Nun wieder zu sehr erregt und gebannt, um sich entfernen zu können, wollte Siegbert noch eine kurze Weile bleiben. Wie er so wieder zu zeichnen anfing und das Kreuz nach des Fremden Angabe verbessern wollte, kommt aus dem Garten der alte Diener zu ihm herüber und überreicht ihm im Auftrage seiner Herrschaft eine reiche Spende Weins in einem großen krystallenen Wasserglase. „Es ist heute heiß!" war Alles, was der alte Mann als Veranlassung dieser Artigkeit sagte. Siegbert, betroffen, blickte zu dem Pavillon hinüber. Die holde, gute Dame grüßte artig, winkte lächelnd und drückte Das, was eben der Diener gesagt hatte, in freundlichen, aber ihm nicht hörbaren Worten und mit holden Blicken aus. Während sie sprach, krächzte der Rabe, als fühlte er Neid. Der greise Neunzigjährige jedoch zeigte auch jetzt nicht die geringste Theilnahme; er erhob sich von seinem kurzen Mahle, ohne von Siegbert's Gegenwart oder von dessen Dank für seine Aufmerksamkeit irgend Notiz zu nehmen. Die freundliche Dame folgte. Siegbert, befremdet über all dies Plötzliche, Unerwartete, trank. Die Hitze war drückend; fast hätte er ausgetrunken, wenn er nicht für den Fremden die theilnehmende Regung empfunden hätte, ihm Halbpart anzubieten. Er ging auf ihn zu und reichte ihm in's Kornfeld die beiweiten noch größere Hälfte des Pokals. Ein sonderbares Lächeln überlief des Fremden Züge, als er erst zögerte, dann aufstand und das dargebotene Glas mit einem Zuge leerte. Zu dem: Ich danke! das er vor sich erröthend hinsprach, als er Siegbert den Pokal zurückgab, lag ein Ausdruck von Gefühl, der dem jungen Maler, gewohnt, scharf zu beobachten, nicht entging. Wie sich Siegbert umwandte und mit dem leeren Becher dastand, den Diener suchend, war nun wirklich der Fremde plötzlich verschwunden.

Nun kam aber der Bediente heran und that erschrocken.

„Gott sei Dank!“ sagte er, „daß man Den da bei Zeiten entdeckte, und man läßt so sein Silberzeug unbewacht auf dem Tische liegen!“ — „Wie so? Kennen Sie den jungen Mann?“ fragte Siegbert. — „Ei wohl,“ erwiderte der Alte, der eine unmodische Livrée trug; „er hat den Präsidenten tausend mal um Arbeit ersucht und will heute gewiß wieder herein. Wir haben nichts für ihn. Es ist ein gewisser Hackert, früher Schreiber bei einem Notar. Ein verdächtiger Mensch. Sieh! Sieh! Das Silberzeug! Das Silberzeug!“ Damit maß er nun auch sogar Siegbert mit mistrauischem Blick und lehnte das Trinkgeld ab, das ihm dieser anbot. Was er nur konnte, so eilte er in den Garten zurück, um den mit Silberzeug bedeckten Tisch abzuräumen.

Siegbert schüttelte den Kopf. Der hält mich auch für nicht geheuer! sagte er und wanderte, über die Civilisation der neuen Zeit nachdenkend, sein Portefeuille unterm Arm, den Hügel hinunter, dem Dorfe zu, wo er die Allee einschlug, die ihn zur Stadt zurückführen sollte. Noch einmal war es ihm, als säh' er durch das Kornfeld auftauchend des Fremden Hut. Doch ebenso rasch wieder verschwand die Spur.

Zweites Capitel.

Dankmar Wildungen.

Von einem leichten Winde bewegt, der sich inzwischen erhoben hatte, säuselten die Pappeln der Allee. Links und rechts standen noch die Kornfelder in voller Reife oder waren von Regenschauern der verflossenen Woche nur in langen Schwaden niedergedrückt. Die Obstbäume, die im Felde standen, versprachen für den Herbst eine gute Ernte. Bald kam das mit einem zierlichen Gärtchen umfriedigte Häuschen des Chausseegeldeinnehmers, dann der Durchschnitt einer Eisenbahn, die sich quer über die Straße hinwegzog, und schon fingen einzelne Landhäuser die unmittelbare Nähe der Stadt zu bezeichnen an.

Siegbert's träumerisches Gemüth hing noch einen Moment an der verlebten tempelheider Scene, bald aber verwischte sich der empfangene Eindruck und sein Auge schweifte nur noch mit jener fast bewußtlosen Ruhe umher, die reinen Seelen eigen ist. Seine Gedanken konnten von einem Stein am Wege, von einem

verdorrenden Baum innigst beschäftigt werden. Was er deutlicher ansah, entlockte ihm eine Betrachtung und da er Künstler war, hatte er den Vortheil, dem Vielen, das ihm in dieser Weise gerade kein Urtheil abgewann, doch immer, wenn auch mit flüchtiger Anschauung eine eigene Form abzugewinnen. Eine von dem niedergeworfenen Korn erdrückte Blume, ein dunkler Schmetterling sich wiegend auf einer noch stolzen, hohen Aehre, eine kleine Wolke wie ein durchsichtiger oder zerrissener Schleier durch den blauen Aether fließend, Alles das waren für ihn Ruhepunkte des Gefühls und des innern Auges, die nur dann mit wirklich nachdenkenden Reflexionen abwechselten, wenn er einem Handwerksburschen begegnete, der ihm zu stolz schien, um sich das Almosen zu erbetteln, dessen er vielleicht bedurfte, oder wenn er steineklopfenden Chausseearbeitern oder der langsamen Arbeit zusah, wie da einige wenige Hände ein Wohnhaus aufrichteten. Er glich darin den alten Künstlern, daß er sich nicht ganz auf seine Kunst allein beschränkte, sondern, wie Michel Angelo, Tizian, Benvenuto Cellini, Rubens auch gethan, sich an den allgemein menschlichen Dingen betheiligte. Und wenn man ihm auch sagte, Rubens würde sicher in seiner Färbung voller und üppiger gewesen sein, wenn er statt mit Staatsactionen sich mit seinem, wenn auch genialen, doch in der Ausführung oft flüchtigen Pinsel allein beschäftigt hätte, so erwiderte er, daß sich Rubens in einer schon der Geschmacklosigkeit zusinkenden Zeit ohne den Verkehr mit der großen Welt, nicht die Fülle productiver Anschauungen würde erhalten haben, die wir an diesem reichen Geiste bewundern.

Siegbert war schon der Stadt ziemlich nahe, als er aus einem rasch auf der Chaussee daherrollenden Wagen freundlich gegrüßt wurde. Die Dame, die ihm nickte, gab dem Kutscher ein Zeichen zum Halten. Siegbert sprang hinzu und erwartete einen Befehl; denn er wußte, Frau von Trompetta gehörte zu den immer bewegten und bewegenden Naturen. Frau von Trompetta, eine kleine, dicke, kugelrunde Frau mit immer lebhaften Geberden, geschwätzig wie ein Mühlrad, saß im ceriserothen leichten Sommershawl neben einer sehr einfach und bescheiden gekleideten, gefälligen jugendlichen Blondine.

„Bester Wildungen," rief Frau von Trompetta, „man sieht Sie ja gar nicht mehr; man hört nichts von Ihnen! Nur Ihr schrecklicher M o l a y vertritt Ihre Anwesenheit in der Gesellschaft, und man weiß doch, daß Sie noch andere Flammen entzünden können, als diesen entsetzlichen Scheiterhaufen, in dem Sie sich nun leider auch als ein Tendenzmaler gezeigt haben." — „Ich

bin im Atelier des Professor Berg allerdings viel öfter zu finden als in Gesellschaften, gnädige Frau," antwortete Siegbert. — „Und wenn ich käme, wenn ich Ihre neuesten Arbeiten belauschte, würden Sie wol für uns arme Sterbliche, die nur bewundern können, ein Auge haben? Man weiß es ja. Ganz erfüllt Sie nur die Eine, die Einzige, Melanie, die Unvergleichliche, oder wie Sie sie in Ihren Briefen nun anreden mögen, seit sie verreist ist." — „Melanie? Sie sprechen von Melanie Schlurck? Allerdings ist sie verreist," antwortete Siegbert und seine Wangen überflog in der That ein leichtes Roth; „aber von einem Briefwechsel ist keine Rede. Ich weiß nicht einmal den Ort, wo sie sich befindet." — „O, Sie Heuchler! Warten Sie! Warten Sie! Zur Strafe müssen Sie einsteigen! Oeffne den Schlag, Christian! Ich muß mit Ihnen plaudern." — „Gnädige Frau —" — „Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz," sagte Frau von Trompetta, auf die junge Blondine zeigend, die neben ihr stumm und ernst im Wagen saß. Und ohne diese ihre Begleiterin weiter zu fragen, nahm sie keinen Anstand, Siegbert aufzufordern einzusteigen. „Wir fahren nach Tempelheide," fuhr sie lebhaft fort, „zu Anna von Harder, der Schwiegertochter des alten Präsidenten. Sie lernen dort die edelsten Wesen von der Welt kennen."

Siegbert war unschlüssig, ob er der Aufforderung folgen sollte. Das Gefühl, das ihn schon den ganzen Tag beherrscht und in Spannung gehalten hatte, brach sich ihm jedoch in den Worten Bahn: „Vergebung, gnädige Frau, ich erwarte heute meinen Bruder Dankmar, ich muß nach der Stadt zurück." — „Ihr Bruder Dankmar!" spottete Frau von Trompetta lächelnd; „immer Kastor und Pollux, David und Jonathan! Freilich ist bekannt, daß sich die Gebrüder Wildungen in einem Grade lieben, der eigentlich das weibliche Geschlecht eifersüchtig machen sollte, wüßte man nicht, daß es noch eine Melanie Schlurck giebt. Aber ich muß Sie doch sprechen, trotz Ihrer Eile, und so schlage ich vor, machen wir es umgekehrt; steigen wir aus und eine Viertelstunde begleiten Sie uns. Nicht wahr, Friederike Wilhelmine?"

Das junge Mädchen nickte ernst, hob ihre langen herabhängenden blonden Locken, die wie Mähnen so schwer sich senkten, in die Höhe, ergriff den Sonnenschirm und war im Begriff, der etwas schwerfälligen, aber doch höchst lebhaften ältern Freundin zu folgen. Siegbert, überrascht von der ihm ganz unerwarteten Zuvorkommenheit dieser ihm nur entfernt bekannten Frauen, öffnete

den Schlag und bot ihnen beim Aussteigen die Hand. Frau von Trompetta, eine Vierzigerin, hatte mit ihren runden, genährten Formen bei dieser Operation etwas Vorsicht nöthig. Die Blondine, in weißer Kleidung und sonderbar genug mit schwarzem Gürtelbande, zeigte sich jetzt von schlanker Gestalt. Sie war nicht mehr in allererster Jugendblüte, vielleicht schon über die Mitte der Zwanziger.

„Sie wüßten also nicht, wo Melanie Schlurck ihre Sommervillegiatur hält?“ begann sogleich Frau von Trompetta im neckenden Tone. „Sie scherzen! Ein so zärtliches Verhältniß! Ich wette, Sie waren in Tempelheide, weil Sie wissen, daß sie auf diesem Wege zurückkehren muß.“ — „So sind Sie unterrichteter als ich es bin,“ wiederholte Siegbert. „Da ich drei Tage lang nicht im Atelier war, höre ich erst von Ihnen, gnädige Frau, bestätigt, daß Melanie wirklich verreist ist.“ — „Sie ist auf dem Schlosse Hohenberg, wohin sie den Vater auf Geschäften begleitete,“ antwortete Frau von Trompetta. „Pinsel und Palette wurden bei Seite geworfen, Mandoline und Harfe an die Wand gestellt, rasch und zauberhaft schnell entschlossen, wie in Allem was sie thut, war auch dieser Reiseplan gefaßt. Das ist der Weg nach dem Schlosse Hohenberg. Genug, Wildungen! Thun Sie uns den Gefallen! Sie müssen noch heute mit uns zu Harders kommen. Da ist der Park, ein chinesischer Pavillon. Da gehen Sie morgen, täglich, wieder hin, bauen sich eine Laube von Tannenzweigen, ein Weidenhüttchen, wie ich aus Shakspeare in Tieck's Vorlesung mich entsinne, ein Weidenhüttchen — Tieck sprach so zart das Wort — und werfen, wenn Melanie auf ihrer Rückreise vorüberfährt, ihr Rosen und Vergißmeinnicht zu. Die gute Anna Harder hilft dabei. O, das ist etwas für Anna! Romantik! Romantik! Ach, Sie sollten diese himmlische Seele nicht schon kennen?“ Ohne sich auf die Scherze wegen Melanie Schlurck, einer Schülerin des berühmten Professors Berg, Scherze, die ihn mehr zu verwunden als zu erheitern schienen, einzulassen, bemerkte Siegbert, daß er Anna von Harder seit heute schon zu kennen glaube, und erzählte Alles, was ihm vor einer Stunde vor der Kirche zu Tempelheide begegnet war.

„O, das ist ja herrlich!“ rief Frau von Trompetta. „Das ist ja ganz Mittelalter! Anna als Burgfrau, der labende Becher, Sie der Troubadour! O, so ist sie nun! Jeder Zug entspricht ihrem seelenvollen Herzen. Ich habe das Bild ganz vor mir. Sie zeichnen, Präsidents speisen. Anna's holder Sinn, gehoben von der Nähe des Friedhofs und der Kirche — nicht wahr, sie

trug schwarz? — zart gedenkend des andächtigen Malers, fromm gedenkend der gastfreundlichen Sprüche aus der Bergpredigt des Heilands, und der alte Johann — gelb und blau die Livrée — etwas verschossen zwar — aber liebevoll — höchst liebevoll — ein Becher Weins! Da, nehmet hin! Erquicke dich, Wanderer! Thu' es zu meinem Gedächtniß! Allerliebst!" — „Um Gottes willen," rief Siegbert lachend aus. „Sie thun ja so feierlich, gnädige Frau, als wenn es sich um die Einsetzung des Abendmahls handelte!" — Frau von Trompetta blickte auf diese Bemerkung plötzlich sehr ernst. Friederike Wilhelmine von Flottwitz schlug ebenfalls die Augen nieder und es trat eine Pause ein, die Siegbert gern benutzt hätte, um vom Begleitenmüssen dieser ihm wenig zusagenden Damen loszukommen. Er besann sich erst jetzt, daß Frau von Trompetta, trotz ihres leichten Tons und ceriserothen Shawls, zu jener gesellschaftlichen Fraction gehörte, die man in frivolen Kreisen die Schwanenjungfrauen oder die Diakonissen außer Diensten nannte. Er besann sich, daß bei Gelegenheit der Erörterungen über die „Innere Mission" Niemand öfter genannt wurde als Anna von Harder auf Tempelheide, Frau von Trompetta, Gräfin Mäuseburg und noch viele andere Damen, die Siegbert theilweise persönlich kannte, und schon hoffte er, da er dieser Richtung nur sehr bedingungsweise zugethan war, mit seinem das heilige Abendmahl „profanirenden" Vergleich loszukommen.

Es war aber nur eine vorübergehende Wolke, die sich auf die Stirn der beiden Damen gelegt hatte. Sie nahmen jetzt erst den jungen schlankgewachsenen Maler, dem sein lockiges Haar, der blonde Kinnbart, sein weißer Hut, das schwarze Sammtröckchen, die weiten weißen Pantalons, das lose um den Hals geschlungene rothe Tuch anziehend standen, in die Mitte, und Frau von Trompetta zögerte nicht, den plötzlich zerrissenen Faden des Gesprächs wieder weltklug anzuknüpfen. „Sie sind ein Spötter," sagte sie. „Man weiß es, daß Sie leider nicht zu den Gläubigen gehören. Professor Berg's Schüler wachsen alle etwas wild auf. Wissen Sie wol, daß ihm Das schadet?" — „Freilich schadet es ihm," sagte Siegbert, der sich nicht verstellen konnte, mit einiger Bitterkeit. „Mein braver, alter, vortrefflicher Berg," fuhr er begeistert fort, und in der Erinnerung an den genialen, mannichfach zurückgesetzten Lehrer funkelten ihm die Augen. „Armer Berg, daß du den feierlichen Empfang des Prinzen Ottokar nicht zu malen bekommen hast! Welch ein Verlust für dich, diese Uniformen, diese Guirlanden, diese

weißgekleideten Mädchen nicht malen zu können, die unsere neue Jubelhymne singen werden! Armer Rubens, der von Don Philipp von Spanien eine Bestellung entzogen bekommt und nichts zum Troste übrig behält, als daß er Rubens ist, ein Genius und ein freier Niederländer!" — „Bester Freund," sagte Frau von Trompetta, plötzlich den Ton ändernd und mit großer Bestimmtheit, während es Siegbert schien, als wenn sich die Wangen des blonden Fräuleins mit Zornesglut färbten; „bester Freund, Rubens würde weit weniger übermüthig, weit weniger ehrsüchtig gewesen sein, wenn er in einer Zeit gelebt hätte, wo man malen muß, nicht was man selber will, sondern was gefällt. Ihr seid in Eurem schönen Atelier sehr frei, sehr zügellos! Große bewundernswerthe Talente! Aber ungebundene Gesinnung!" — „Wir suchen das Schöne, gnädige Frau." — „Und spotten der Welt!" — „Und unserer selbst."

Bei diesem Zugeständniß kehrte Frau von Trompetta, die etwas auf dem Herzen zu haben schien, wieder in ihren frühern leichten Ton zurück, hielt, da ihr das Gehen sauer wurde, einen Augenblick inne und sagte mit eigenthümlichem Ausdruck: „Ein hübsches kleines Genrebild auf der Ausstellung bewies mir, daß Sie allerdings Ihrer selbst spotten! Ha, ha! Allerliebst! Professor Berg, der einem schönen Mädchen Unterricht im Malen giebt — und die Schüler, die diese Collegin, ohne daß sie es weiß, sogleich als Modell benutzen — natürlich Melanie Schlurck — darunter Siegbert Wildungen — vortreffliches Bildchen. Nicht wahr, Friederike Wilhelmine?"

Siegbert biß sich auf die Lippen. Dieses Bild existirte und galt ihm in der That am meisten. Die Gruppe, die Frau von Trompetta andeutete, war vorhanden und gefiel. Es war von einem talentvollen Freunde, Namens Leidenfrost, ein kleines Oelgemälde, das ihn und das ganze Atelier persiflirte. Denn während die im Nebenzimmer unter Blumen malende Melanie Schlurck von den Schülern auf ihren Bildern bald als Gärtnerin, bald als Tänzerin oder von Einem sogar als lockende Lurleynixe wiedergegeben wurde, hatte der portraitähnlich wiedergegebene Siegbert, liebeglühend und liebeverblendet, sie als Modell zu einer Madonna benutzt und sie in Andacht wie der Himmlischen Eine verklärt und im Heiligenschein gemalt. Das Bild wurde auf der Ausstellung viel bewundert von Allen und vielbelacht von Denen, welche die Personen kannten.

„Uebrigens glauben Sie mir," fuhr Frau von Trompetta fort, „das Bild des Professor Lüders: „Die Einholung des

Prinzen Ottokar nach Unterdrückung der östlichen Unruhen," wird auch seine Schönheiten haben; hier Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz hat ihm erst heute dazu gesessen." — Himmel nun besann sich Siegbert. Schon mehrere mal hatte er den stolzen sichern Gang des neben ihm wandelnden Mädchens bemerken müssen. Sie warf ihr schönes Profil verächtlich in die Höhe und hörte dem Geplauder nur mit halber Theilnahme zu. Er erinnerte sich. Diese junge, ihn wol tief verachtende Dame war jene patriotische Jungfrau, die sich in den letzten Parteikämpfen den Namen der neuen Jeanne d'Arc erworben hatte. Tochter des pensionirten Oberstlieutenants von Flottwitz, Schwester von sieben Brüdern, die in der Armee theils als Lieutenants ersten oder zweiten Grades oder noch als Cadetten vom Staat ehrenvoll versorgt wurden, hatte sie ein hübsches Talent des Reimens zu patriotischen Huldigungen an das angestammte Fürstenhaus benutzt, auch in öffentlichen Gesinnungskundgebungen war sie bereits so oft aus dem Kreise des Gewöhnlichen heldenmüthig herausgetreten, daß man ihr unstreitig einen Anflug hörerer inspirirter Schwärmerei zuerkennen und den strengen Aufschlag ihrer großen blauen Augen unter solchen Verhältnissen bedeutend finden mußte. Siegbert betrachtete sie nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht. Denn dies feierliche Mädchen war es, die neuerdings auch den sogenannten „Reubund" mit hatte stiften helfen. Eine Anzahl verwandter Seelen war aus eigenem freien Triebe vor kurzem zusammengetreten, um durch mancherlei Einwirkungen auf die öffentliche Meinung dem Fürstenhause zu erkennen zu geben, daß das Volk, für dessen wahre Vertreter sie sich erklärten, die Art und Weise, wie solches bei den letzten Zeitstürmen den Fürsten gewisse Concessionen abgetrotzt hatte, b e r e u t e. Keine Dame, die mit einem Offizier oder Beamten verheirathet war, unterließ es, sich in diesen Reubund aufnehmen zu lassen, für dessen Seele und eigentliche höhere Schwinge Friederike Wilhelmine von Flottwitz gelten konnte. Wo nur irgend ein tapferes Regiment triumphirend zu empfangen, eine Kaserne mit Blumen zu schmücken war, ordnete sie diese vom Reubund unterstützten Manifestationen in eigener Person an. Manchen Kuß schon hatten ihre jungfräulichen Lippen auf die Hände eines tapfern alten Generals gedrückt; zu ihrer seligsten Befriedigung auch schon einen auf die silberne Schärpe des Prinzen Ottokar, als dieser von der Unterdrückung einer anarchischen Bewegung im Osten siegreich zurückgekehrt war.

Während sich Siegbert über diese unerwartete und ihm

jedenfalls höchst interessante Bekanntschaft in schweigende Bewunderung verlor, fuhr Frau von Trompetta mit immer festerer Bestimmtheit und ihres hohen Einflusses sich bewußt fort: „Ihr Bild, bester Freund, ist wunderschön, vortrefflich der Ausdruck des Molay und der Tempelherren, die mit ihm verbrannt werden, ich sage ganz hinreißend, aber — der Kunstverein ist schwierig. Wissen Sie's schon?“ — „Ich weiß, was Sie sagen wollen, gnädige Frau,“ fiel Siegbert erröthend ein, „Propst Gelbsattel haßt Alles, was an den Lessing'schen Huß und die Physiognomieen der Cardinäle erinnert, die diesen verbrennen ließen. Probst Gelbsattel bestimmt die Meinung des Kunstvereins; folglich wird man meinen Molay nicht ankaufen.“ — „Es wäre nicht unmöglich,“ sagte Frau von Trompetta; „allein geben Sie mir den Arm — man hat Connexionen, Gelbsattel protegirt mich, und Fräulein Friederike Wilhelmine interessirt sicher auch den Neubund für den Ankauf Ihres Bildes. Aber dann muß ich mir bedingen, Wildungen, daß Sie mir in mein Gethsemane ein Blatt malen, hören Sie, das ist die Bedingung! Wann darf ich ihnen das Format schicken? Was wollen Sie malen? Und wann hab' ich Ihren Beitrag zu erwarten?“

Siegbert war vollkommen unterrichtet, was das Gethsemane der Frau von Trompetta zu bedeuten hatte. Unter dem Titel jenes Gartens, in welchem der Heiland unter Thränen betete, ehe er den schweren Gang seines Leidens antrat, beabsichtigte die rührige und in systematischer Wohlthätigkeit unübertreffliche Frau ein Album anzulegen, in welches ihr die vorzüglichsten Künstler die einzelnen Blätter, wie sich von selbst versteht unentgeltlich, malen mußten. Durch diese Zumuthung war die gute Frau eine rechte Plage der Kunstwelt geworden, der Schrecken aller Ateliers; allein die löblichen, vom Hofe protegirten Zwecke dieser Dame machten eine Weigerung, ihrem Ansinnen zu entsprechen, unmöglich. Das Gethsemane sollte, wenn es vollendet war, entweder vom Hofe angekauft und im Landesmuseum niedergelegt oder auf dem Wege einer Lotterie für irgend einen glücklichen Treffer ausgespielt werden. Welchem barmherzigen Institut, welchem mildthätigen Zweck der Ertrag dann zuzuwenden, das behielt sich Frau von Trompetta noch vor, und man kann sich denken, wie sehr ihr deshalb von vielen Seiten ebenso sehr gehuldigt, wie von den unglücklichen gepreßten Malern heimlich und manchmal wol auch offen geflucht wurde.

Um nur heute von ihr loszukommen und der durch diese Begegnung angeregten schmerzlichen Gefühle Herr zu werden,

sagte Siegbert in Gottes Namen zu und gelobte, auch seinerseits in das Gethsemane irgend ein frommes, buntes Blatt zu stiften. Als er ihr feierlich die Zusage gegeben hatte, binnen vier Wochen seinen Beitrag abzuliefern, winkte Frau von Trompetta dem Wagen, der ihnen langsam gefolgt war. Fräulein Wilhelmine, die unterwegs jeden Krieger, der ihnen begegnete, liebevoll und fast vertraulich gegrüßt hatte (es war eine Hauptaufgabe des Neubundes, das durch jene erwähnten Concessionen untergrabene Selbstvertrauen des Kriegerstandes wieder zu heben und zu kräftigen), wandte sich rasch dem geöffneten Wagenschlage zu, als belästigte sie die Ueberzeugung, daß Siegbert's Gesinnung der ihrigen nicht verwandt war. Frau von Trompetta jedoch hatte alle strengen Falten ihres Antlitzes nun verscheucht und lobte den jungen Maler überdiemaßen, daß er sie begleitet, vortrefflich unterhalten und vor allen Dingen sich für ihr Gethsemane hätte gewinnen lassen. Beim endlichen Abfahren rief sie ihm noch zu: „Zur Belohnung, Wildungen, sage ich Ihnen, daß Ihr Bruder Dankmar schon angekommen ist. Ich sah ihn unter dem großen Thorweg der Lasally'schen Reitschule.“ Damit rollte der Wagen die Chaussee entlang, dem schon ganz nahen Tempelheide zu, dessen kleine Kirchenfenster in den goldener gewordenen Strahlen der sich senkenden Sonne feurig herüberblitzten.

Wie, mein Bruder schon da! rief es laut in Siegbert's Innern, während er sich eilends in Bewegung setzte, um die verlorene Strecke wieder einzuholen. Diese abscheuliche Frau! Sie erfuhr von mir, wie sehnsüchtig ich ihn erwartete, und statt mir sogleich seine Ankunft mitzutheilen, schleppt mich die falsche Heuchlerin den Weg zurück nur um ihres Vortheils willen, dieses zudringlich erbettelten Gethsemane's!

Unser junger Freund war sonst zurückhaltender in seinem Urtheil über Andere. Eine Zeitlang tobte es so in ihm fort. Dann tadelte er sich doch über den raschen Ausbruch seines Unmuths. Ja, er fand sogar in Friederike Wilhelmine von Flottwitz einen Ausdruck, der ihn zwang, einen Augenblick langsamer zu gehen und über sie nachzudenken. Dies Mädchen, sagte er sich, ist wirklich eine mittelalterliche Schwärmerin oder eine Roland, eine Corday! Für Das, was sie als besser und richtiger erkannt hat, glüht sie. Sie ist voll Dankbarkeit für die Wohlthaten, die ihre arme Familie vom alten Staat erhalten hat und noch erhält! Ohne die gestürzten Regierungsformen, die sie und in gleicher Lage der ganze Neubund wiederhergestellt wünschen,

müßte sie vielleicht darben; ihrem alten Vater würde vielleicht etwas von den Subsistenzmitteln entzogen, auf die er nach den schrecklichen Mühseligkeiten des Friedensfußes von 1815 bis jetzt rechnen zu dürfen glaubte! Nun mußte er für sich lachen. Er hätte gern dem Professor Lüders, der den Empfang des Prinzen Ottokar malte, die Begeisterung dieses Mädchens gewünscht. Er wußte von diesem Künstler, den die niedrigste Servilität zum Parade- und Uniformmaler gestempelt hatte, daß er das Portrait des inspirirten Fräuleins wol treffen würde in dem Moment, wie sie dem Prinzen Ottokar die Säbelquaste und Leibschärpe küßte, aber von der innern Seele, von ihrer Jeannen d'Arc-haftigkeit, wußte er, würde der oberflächliche Mann nichts wiedergeben.

Mehr als alle diese politisch-artistischen Empfindungen beschäftigten Siegbert das vielfache Erwähnen und die Erinnerung an Melanie Schlurck. Er hatte sich so oft gelobt, dies Bild von seinem innern Auge zu verbannen. Er hatte so geheimnißvoll selbst dem eigenen theuern, über Alles geliebten Bruder dies Gefühl verborgen gehalten, das er für sich im Herzen hegte und so oft, so oft vergebens mit Gewalt ausreißen wollte, und nun mußte er sich mit seinem Heiligsten von dieser Frau profanirt sehen. Diese Trompetta, die seit einem halben Jahr alle Ateliers der Maler beunruhigte, hatte ihm sein Interesse für eine Schülerin des Professors Berg abgelauscht. Einige indiscrete Kunstgenossen, besonders die Maler Heinrichson und Reichmeyer, hatten leichtsinnig den Commentar zu jenem Bilde Leidenfrosts ausgeplaudert, das ja möglicherweise ganz etwas Anderes bedeuten konnte und im Costüme weit eher für ein Atelier Tizian's als eines modernen akademischen Professors paßte. Und auch über dem Einzigen, was ihn für diese so herb heraufbeschworenen Empfindungen hätte trösten können, seinem schönen, von allen Kennern, wie vom großen Publicum theilnehmend umringten Bilde, dem Feuertode des standhaften und ehrwürdigen Comthurs des Tempelherrnordens Jakob Molay mit dem edlen Ausdruck der Zeichnung und dem farbensatten Colorit der Ausführung, hingen die trüben Wolken einer Intrigue, wie er aus den Worten jener alle Verhältnisse kundigen Frau nur zu deutlich vernommen hatte. Ach, es trieb ihn nun, sich bald an das Herz seines treuen starken Bruders Dankmar zu werfen! Sehnsucht beflügelte seine Schritte. Er eilte wie Einer, den die Nacht zu überfallen drohte, und doch schlich der milde, goldene Abend nur langsam über die gelben Felder, die des Sonnenlichts nicht satt werden zu können schienen.

Endlich bei den Gärten und den Wirthshäusern der Vorstadt schon angelangt, entdeckte Siegbert einen Reiter von der Stadt daher traben. Er erinnerte ihn sogleich an Dankmar, und er war es denn auch, der theure, geliebte, seit einem Monat abwesend gewesene Bruder. Siegbert kannte sogar das Pferd aus der Ferne. Es gehörte dem Stallmeister Lasally, einem fashionablen jungen Mann, der zu den Beaux der Residenz gehörte. Siegbert, um das schnelle Vorbeischießen des Bruders zu verhindern, sprang mitten auf das Straßenpflaster, das hier schon die Chaussee ablöste. Dankmar auf seinem Thier stutzt, hält an, steigt vom Gaul und fliegt in die Arme seines Bruders, dem er entgegen geritten war.

„Mensch, wo steckst du nur," begann sogleich Dankmar. „Ich suche Dich überall, bis ich höre, Du bist in Tempelheide. Ich wollte Dir entgegenreiten; denn ich habe Dir Wunderdinge zu erzählen!" — „Die nicht Zeit hatten bis zum Abend?" fiel Siegbert lachend ein, und hielt dabei den Gaul fest, dessen Zügel Dankmar in der Freude der Begrüßung sich fast hatte entgleiten lassen. Und ohne darauf zu erwidern fiel Dankmar ein: „Was thun wir nun mit dem Gaul? Das Thier ist jetzt überflüssig —" — „Du setzst Dich wieder auf," meinte Siegbert, „und ich gehe ruhig nebenher." — „Ruhig? Nebenher? Jetzt, wo ich endlich mein Herz von all' den Dingen, die ich in Angerode erlebte, ausschütten, erleichtern will? Ich dachte, ich überrasche Dich noch in Tempelheide, stelle dort den Gaul in den Silbernen Mond, gehe mit Dir ins Feld oder wir setzen uns in einen Garten, wo ich Dir ungestört meine Herrlichkeiten bescheeren kann —" — „Das können wir ja noch," fiel Siegbert sich umschauend ein. „Hier sind überall Gasthäuser und Ausspannungen. Da der blaue Engel, hier das Goldene Roß. Pappeln und Linden und Kegelbahnen die Hülle und die Fülle! Wo kein Garten ist, findet sich ein Wirthszimmer. . . " — „Sieh! Da ist der Pelikan unten! Da muß ich ohnehin anfragen, ob Peters, unser Fuhrmann aus Angerode, angekommen ist. Wir wollen zum Pelikan."

Damit führte Dankmar den Gaul neben sich her und fing nun, gar nicht seines wunderlichen Aufzuges achtend, wie Jemand, der sich eine wichtige Mittheilung aufspart, von gleichgültigen Dingen zu reden an, vom Wetter, von der Stunde seiner Ankunft, von ihrer gemeinschaftlichen Wohnung in der Neustraße, ihrer überraschten Wirthin, Frau Schievelbein, vor allen Dingen aber von ihrer Mutter in Angerode, die ihrem

ältesten Sohn Siegbert durch den jüngern Dankmar viel, viel tausend Grüße und Küsse sandte. Dankmar zeigte sich bald als ein leichter, lebensfroher, munterer Kopf. Er war etwas kleiner als sein älterer Bruder, erschien jedoch bei seiner geraden Haltung fast größer als Siegbert, der sich nicht gut hielt und zur Erde niederbeugte. Dankmar hatte dunkelblonderes, fast lichtbraunes Haar, scharfe braune Augen, frische Lippen, blendende, gesunde Zähne, einen um das Kinn gehenden stattlichen Bart und einen so zierlichen, ebenmäßigen Wuchs, daß ihm seine gewählte Toilette wie angegossen saß. Sein leichter Reitfrack war bis zum Halse zugeknöpft mit weißen metallenen Knöpfen. An einer Stelle, wo dieser offen stand, da sah kokett ein rothes Taschentuch hervor. Sporen, Reitgerte, der schwarze Castorhut, Alles verrieth den sich mit Gewandtheit bewegenden jungen Dandy, der aber doch in seinem Aeußern nichts suchte und nicht im mindesten von seiner anziehenden Erscheinung eingenommen war. Sein Blick war geistreich, sein Lächeln schalkhaft und gleich nach den ersten Worten, die er sprach, sah man, daß der um zwei Jahre jüngere Dankmar — er war Referendar eines Gerichtshofes — den träumerischen Siegbert an rascher Combination und energischer, ihres Ziels bewußter Thatkraft überflügelte. Er hatte auch auf seine Umgebungen nicht die mindeste Rücksicht. Da sein Pferd am Zügel zu führen und zu plaudern, während er sich an den Sattel drückte, bot ihm nicht den mindesten Zwang.

Siegbert aber, dem alles Auffallende ängstlich war, meinte sogleich, zum Pelikan sei es doch noch zu weit, er sollte sich wieder aufsetzen, denn schon hatten sich Neugierige genug um sie versammelt. Dankmar that es nicht; der Straßenjugend rief er zu, ob sie Maulaffen feil hätte.

Noch sinnend, wozu er sich entschließen sollte, hörte er sich plötzlich angeredet. Um aller Verlegenheit ein Ende zu machen, trat Jemand, der hinter ihnen hergegangen war, hervor und fragte, ob er vielleicht den Gaul in die Stadt zurückreiten sollte? Siegbert wandte sich um und erkannte seine Bekanntschaft von Tempelheide, den ihm als Schreiber Hackert bezeichneten unheimlichen jungen Mann. Das Anerbieten desselben wurde von seinem staubbedeckten Aeußern wenig unterstützt, und Dankmar wollte schon aussprechen, daß er wahrhaftig ganz so aussähe wie Einer, dem man einen Gaul anvertrauen könnte, als der Andere sagte: „Ich kenne das Thier! Es steht bei Lasally im zweiten Stalle links. Wirklich, wenn Sie zu Fuß gehen

wollen, machen Sie keine Umstände, ich nehme Ihnen die Sorge um den Gaul ab und reit' ihn in den Stall zurück."

Dankmar sah sich den verlegenen Bruder an, der ihn am Kleide zupfte, als wollte er ihn warnen, sich auf ein solches Anerbieten einzulassen. „Es ist schon gut," erwiderte Dankmar kurz. — „Ja so," fiel Hackert mit Bitterkeit ein, „Sie glauben, ich könnte Ihnen mit dem Fuchs durchgehen. Ich dachte, weil mich doch der andere Herr schon kennt. . . . —" Siegbert bejahte diese Berufung, doch mit einigem Zögern, das Dankmar in seiner Hast nicht bemerkte und deshalb fortfuhr: „Das ist etwas Anderes, Du kennst den Herrn? Dann steigen Sie nur auf und bringen Sie mir den Gaul gefälligst zu Lasally zurück. Sagen Sie nur dem Levi — Sie wissen doch —" — „Dem Bereiter Levi —" — „Ich würde ihm sein Sattelgeld das nächste mal zahlen —" — „Kann's ja auslegen —" — „Bemühen Sie sich nicht. Bin oft auf der Bahn. Das ist ja sehr gut! Steigen Sie auf! Schnallen Sie sich den Riemen kürzer. Alle Wetter, Sie haben verteufelt kurze Beine."

Siegbert war gradezu in Verzweiflung. Im Geist sah er diesen Gaul schon über alle Berge; er sah den Stallmeister Lasally mit einer Rechnung von 30 Louisdors vor ihnen, bereits ein Verpfändenmüssen seines Bildes — „Um Gotteswillen," raunte er dem Bruder zu, „Siehst Du denn nicht? Das ist ja ein Proletarier!" — Betroffen wandte sich Dankmar und sagte: „Donnerwetter! Was machst Du für Sachen! Ich denke, Du bist mit dem Kerl bekannt." Dabei war Hackert schon im Sattel und schickte sich an, mit seinen abgelaufenen geflickten Stiefeln dem Thier sogar noch übermüthig die Weichen zu kitzeln.

„Halt da!" fiel ihm Dankmar in die Zügel. „So haben wir nicht gewettet. Ich glaubte —" — „Was denn? richtete sich Hackert auf; „doch nicht, daß ich ein Spitzbube bin?" — „So etwas allerdings! Herunter! Steigbügel vom Fuß!" —

Hackert ließ sich aber nicht irre machen. Glühend vor Zorn im Gesicht wie sein Haar, griff er in die Rocktasche, holte ein schmutziges ledernes Portefeuille hervor, öffnete es blitzschnell, langte ein Päckchen heraus und warf es mitten auf die Landstraße, Dankmar fast an den Kopf und mit den Worten: „Galgen und Rad! Da haben Sie hundert Thaler zum Pfand! Und nun hol' Sie der Teufel!" Damit schlugen seine dünnen Beine an und fort sprengte er mit dem Miethgaul, den Thoren der Stadt zu, zum Gelächter der Gaffer, die sich um die lebhafte Scene versammelt hatten.

Siegbert hatte das Päckchen aufgehoben. Er glaubte sicher und fest, ein Paquet Lumpen in der Hand zu haben. Wie erstaunte er, als er den Pack entfaltete! Es waren in der That Thalerscheine, dicht aufeinandergelegt und ohne Zweifel betrugen sie in der That soviel, als auf einem Papierstreifen, der sie zusammenhielt, bezeichnet war: Hundert Thaler.

„Wenn Der uns durchgeht," sagte Dankmar lachend, „so hat er immer noch ein gutes Geschäft gemacht. Funfzig Thaler werden wir noch drauflegen müssen." — „Nein, nein," brach Siegbert voll Beschämung und in freudigster Erregung aus, „dieser Mensch ist ehrlich. Ich schäme mich, ihn so verkannt zu haben. Himmel, warum soll denn Jeder, dem die Natur rothes Haar und eine unheimliche Gestalt gegeben, der Zufall abgetragene und bestäubte Kleider, auch den Charakter haben, den wir in unserer Furcht, in unserm jämmerlichen Dünkel ihm aufdrücken? Dieser Mensch gibt sein Letztes hin, um zu beweisen, daß er ehrlich ist! Es ist der Stolz der Armuth, der ihn fortriß. Ich schäme mich. Er war groß und wir sind klein." — „Das muß ich sagen," fiel Dankmar ein. „Eine schöne Armuth, die hundert wohlgezählte Kassenscheine mir nichts dir nichts aufs Straßenpflaster wirft." — „Es ist vielleicht das einzige Besitzthum dieses Menschen," fuhr Siegbert in seiner Erregung fort, ohne sich von Dankmar's leichterer Auffassung stören zu lassen. „Der Zorn, von uns für unehrlich gehalten zu sein, riß ihn hin, sein Alles zu opfern. Wer weiß, welche Sorge, welche Entbehrungen an diesem Gelde kleben! Dieser Mensch ist ein Schreiber, er heißt Hackert. Ich weiß, daß er sich vergebens um Arbeit bemühte. Ich erfuhr, daß er dem Präsidenten des Obertribunals seine Dienste anbot. Aber man stößt ihn von sich, weil seine Augen ein unheimliches Feuer haben. Man weigert ihm die Aufnahme in die gebildete Gesellschaft. Hätten wir ihm das Pferd anvertraut ohne Unterpfand, wer weiß, ob wir einem verlorenen verzweifelnden Gemüth nicht den Glauben an die Menschen wiedergegeben hätten! Wie bitter war sein Lachen, als er davonsprengte und seine Ehrlichkeit bezahlen mußte! Ja bezahlen mußte! Und ich selbst, ich ein halber Socialist, war der Mißtrauischste und Kleindenkendste! Pfui, ich schäme mich über mich selbst —!" — „Ja, das wird dir übel bekommen, Bruder," fiel Dankmar spottend und mit Geistesüberlegenheit ein, „wenn du einmal wieder mit Max Leidenfrost einen Handwerkerverein besuchst und mitten in einem schönen Sermon über Philanthropie und Socialismus

das rothhaarige Fragezeichen da dich interpellirt, ob du der Bürger Siegbert Wildungen wärst, der dem Bürger — Hackert hieß also der Kerl? — ein Pferd auf der Landstraße nur gegen Caution von hundert Thalern anvertrauen wollte? Armer Bruder, das kann dir deine ganze Popularität kosten!“ — „Und mit Recht!“ sagte Siegbert, der Reden Hackert's auf dem Kirchhofe gedenkend; „mit Recht! Spotte nur! Ich weiß, was ich verdiene.“ Dabei steckte er behutsam die Summe, die in seiner Hand geblieben war, in die Brusttasche, vorsichtig untersuchend, ob auch nirgends eine Naht aufgegangen oder eine verdächtige Falte da wäre und das ihm auf so wunderbare Art anvertraute Pfand unversehens entgleiten könnte.

Die Brüder traten nun in den Thorweg des Pelikan, um unter dessen schützenden Fittichen ein Abendessen einzunehmen. Dankmar hatte keine Ruhe mehr, über den Bruder den langverhaltenen Strom seiner Neuigkeiten auszuschütten.

Drittes Capitel.

Der Pelikan.

Vom wunderbaren Vogel, der sich, wie man erzählt, die Brust aufschlitzt, um seine Jungen vorm Verhungern zu schützen, sah man auf dem Wirthshause, das diesen Namen trug, ein hölzernes, ziemlich verwittertes Abbild über dem Thorweg. Auch der rothe, blutähnliche Anstrich des zweistöckigen, mit mehr Holz als Steinen aufgebauten Hauses erinnere an jene Sage, welche die Naturforscher leider nicht bestätigen wollen. Ob im Uebrigen der aufopfernde Geist eines Pelikans in dieser Fuhrmannsherberge waltete, mußte erst die Rechnung ausweisen, welche die Brüder später zu bezahlen hatten. Vorläufig sahen sie sich vergebens nach einem würdigen Empfang um. Der Thorweg war leer. Keine dienende Pelikanschwinge flog ihnen entgegen und schon schickte sich Dankmar, ungeduldig das Pflaster des Thorwegs stampfend, an, einige Allarmirungen in den stillen Sommerabend, in dessen Ruhe sich auch der Pelikan wiegte, und ein jetzt ertönendes Hundegebell hinaus zu schleudern, als plötzlich einem freudigen Aufschrei auf dem Hofe folgende, im Harzdialekte gesprochenen Worte sich anreihten: „Ei der Tausend! Sind Sie's

denn wirklich? Musje Dankmar und Musje Siegbert! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Die Kathrine Vollweiler aus Thaldüren, die bei Ihrem Herrn Vater selig gedient hat? Besinnen Sie sich doch nur! O Gott, o Gott, wo kommen Sie denn nur daher?" So und ähnlich variirte noch der Gruß fort, mit dem die beiden Brüder beim Eintritt in den Hof des Pelikans empfangen wurden. Hier unter halbabgeladenen Fuhrmannswägen, unter Strohhaufen, pittoresken und nicht nach Alpenflora duftenden Düngerhügeln, nicht minder stark parfümirten Stalleimern wurden sie von einer kleinen Frau begrüßt, die eben aus der Küche trat mit einer Schüssel voll frischen Salats, womit sie an den dem Garten zu gelegenen Brunnen wollte, um ihn zu waschen, sie erst groß und starr anblickte und musterte und dann, die Schüssel geradezu auf den Mist stellend, in obige Worte ausbrach.

„Grüß Gott! Grüß Gott! Sie ist die Kathrine aus Thaldüren!" sagte Dankmar, die muntere Köchin erkennend. „Das trifft sich ja gut und besser als gut! Wie kommen Sie denn funfzig Stunden weit vom Harze her in die Küche hier vom Pelikan —?"

Aber Kathrine konnte sich nicht sammeln. Ihre Freude hatte noch nicht kräftigen Ausdruck genug gefunden. Besonders hing ihr Auge an Siegbert, der ihr freundlich die Hand bot. „Musje Siegbert!" rief sie einmal über das Andere. „Ach, was für Herren sind das geworden! Gesehen hab' ich Sie beide schon oft, wenn Sie hier vorübergingen. Immer wollt' ich Ihnen nachlaufen und rufen. Aber ich hatt's Herz nicht und da dacht' ich: Du sparst es dir einmal auf einen Sonntag Nachmittag auf, um sie lieber einmal ordentlich da zu besuchen, wo Sie wohnen; denn ich weiß es ja, wo Sie wohnen, in der Neustraße." — „Das weißt du?" sagte Dankmar mit gutmüthigem Spott. „Und Sonntags Nachmittags? Sieh! Sieh! Gerade das ist die Stunde, wo wir immer sicher zu treffen sind! Das hätte sich nicht schöner machen können, Kathrine Vollweiler!" — Siegbert, den es rührte, eine Magd seiner Aeltern hier anzutreffen und der Dankmar's Spott nicht leiden mochte, fiel ihm in die Rede: „Woher denn weißt du unsere Wohnung, Kathrine, und warum kamst du nicht sogleich?"

„Das will ich Ihnen sagen!" antwortete Kathrine und stellte die Schüssel mit Salat vom Mist weg auf einen Strohhaufen, während die Hühner gackernd herbeiliefen und der große Hofhund an der Kette, der anfangs ganz allein die Fremden

und mit fürchterlichem Bellen begrüßt hatte, sich endlich beruhigte: „Mein Mann ist der Fuhrmann Peters aus Angerode, der alle Augenblicke einmal etwas bei Ihnen zu bestellen hat, und da hat er mir gleich, wie wir hierher zogen, gesagt, wo die Kinder meiner alten braven Herrschaft wohnen — aber man kommt so schwer ab.“ — „Euer Mann ist,“ fiel Dankmar hastig ein, „der Peters? Ja, wo steckt er denn? Seinetwegen kommen wir ja hier in den Pelikan —“ — „Ich paſſ' auf ihn jede Stunde!“ fiel Kathrine ein. „Wir sollten ihn schon heute Morgen von Schönau her erwarten, was immer seine letzte Station ist; aber es muß ihm etwas passirt sein....“ — „Das will ich nicht hoffen!“ polterte Dankmar. „Ich erwarte, daß er mir einen großen Schrein mitbringt, der mir wie baar Geld so wichtig ist....“ — „Weiß ich ja schon,“ sagte Kathrine pfiffig. „Er hat mir's ja geschrieben von Angerode. Aber das Wetter macht zu heiß. Da zieht sich's langsam im Sande. Die Gäule verschmachten und die Fliegen thun auch das Ihrige. Heute Abend kommt er aber noch. Es schwant mir.“ — „Weißt du was, Kathrine? Wir warten hier die Erfüllung deines schwanenden Gemüthes ab. Kann man in diesem Pelikan ein Plätzchen finden, im Freien, ohne Stallgeruch, einen Trunk aus gutem Keller, einen Nachtimbiß aus deiner bewährten Küche? Mir brenzelt's und brosselt's im Gemüth, seit ich dich sehe, wie von Eierkuchen- und andern holden Jugenderinnerungen...!“

„Hurtig! Hurtig!“ rief jetzt eine feine, sonderbar keuchende Stimme hinter ihnen. Sie wandten sich um und bemerkten eine dicke Figur, die sich inzwischen zu den Redenden gesellt hatte. Ohne Zweifel war dies der Wirth zum Pelikan. Der stattliche Herr war im leichtesten Sommernegligée. So fett, daß sein Schweiß, wie Fallstaff sagt, die Erde hätte spicken können, beförderte er auch in seiner Kleidung diesen heilsamen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens, Hals und Brust waren offen, die Hemdärmel aufgestreift. Er schien unter dem hohen Stand des Thermometers zu leiden. Keuchend und mit dünner Stimme sagte er: „Hinter der Scheune ist ein Garten, meine Herren, und die Kegelbahn. Wochentags kommt keine Gesellschaft. Wenn's Ihnen nicht zu still da ist und zu einsam....“ — „Grade recht, wenn's still ist,“ fiel Dankmar ein. „Und nun, Herr Wirth, Zauberwinke! Herrscherbefehle! Bier, Wein, Cotelettes, Salat....“ — „Nein, Eierkuchen!“ fiel Kathrine lachend ein. „Eierkuchen, wie man ihn in Thaldüren backt.“ — „Eierkuchen, wie man ihn in Thaldüren backt, also auf Einer Seite gebacken;

denn in Thaldüren giebt's zwar Häuser, aber keine Straßen!" riefen die beiden Brüder fast einstimmig.

Der dicke Wirth wackelte voraus, ihnen das Gartenstacket zu zeigen. Kathrine hinterher voll seliger Freude. Sie war sauber und reinlich gekleidet; die Haube, ihren verheiratheten Stand anzeigend, bedeckte das Gesicht einer noch schmucken Dreißigerin. Sie führte dem Dicken die Wirthschaft. Es gibt Frauen, die soviel Tugenden haben, daß sie für zwei Männer ausreichen.

Der schmunzelnde Wanst rückte den Brüdern am Ende der Kegelbahn dicht an einem Bach, der den Garten begrenzte, einen Tisch zurecht. Das Plätzchen lag angenehm im Grünen. Ein voller Apfelbaum beschattete den Tisch mit seinen Aesten. Die im Untergehen begriffene Sonne warf ihre letzten röthlichen Strahlen herüber. Käfer summten, Vögel zwitscherten von den Nachbargärten her. Sie konnten für die Mittheilungen, die dem ungeduldigen Dankmar auf der Zunge brannten, keinen stillern Ort finden. Schon kam Kathrine auch wieder zurück mit biergefüllten Flaschen, einem Windlichte für die Cigarren und einem Teller voll gröberen und feineren Brots zur beliebigen Auswahl. „So!" sagte sie; „da sitzen Sie ja schon traulich beisammen. So schön wie in Thaldüren ist's freilich nicht. Die Aussicht fehlt — aber so ein Plätzchen gab's auch im Garten hinterm Pfarrhause. Und der Herr Vater — Gott hab' ihn selig! — wie gern saß er so des Abends im Freien, wenn die Sonne unterging, und sprach dann wie ein Buch, trotzdem daß er's schwer auf der Brust hatte. Ich sagt's gleich, als es hieß, er ist Oberpfarrer in Angerode geworden. Ich war dazumal schon über sechs Jahre an den Peters verheirathet. Ich sagt's gleich, als er in das alte steinerne Pfarrhaus von Angerode zog, da hat's keine Luft für den braven Herrn und seine kranke Brust. Alles war von Stein da und die hohen Zimmer und keine Wärme, wenn auch die Oefen groß genug waren und das Freiholz nicht gespart wurde. Wie lange hat er's drin gemacht? Zwei Jahre! Lieber Heiland, der brave Mann! Wohnt denn Ihre Frau Mutter noch ihr Witwenjahr im Hause? Ich weiß, sie haben's ihr nehmen wollen. Feinde hatte Ihr Vater immer; Das wußten Alle und Keiner wußte warum? So ein engelguter Herr und doch sollt' er vom Dorf nicht in die Stadt kommen, bis es vor seinem Ende sein mußte, und da war's sein Tod. In dem kalten Ritterhause."

„Frau Peters, der Eierkuchen!" rief der Wirth zum Pe-

likan, der neugierig zugehört hatte, dann aber die träumerische Versunkenheit seiner Gevatterin im Interesse der Bedienung vom Vergangenen aufstören zu müssen glaubte.

„Ein eigenes Zusammentreffen,“ begann Siegbert, als sie wieder allein waren, und fühlte an die Tasche, ob er auch noch sein anvertrautes Pfand, die hundert Thaler, bei sich hatte; „diese Kathrine hier im Pelikan! Wir waren wol Jungen von etwa zwölf und vierzehn Jahren, als sie den Fuhrknecht heirathete. Wir selbst kommen uns kahl und zwecklos und unnütz in dieser Welt vor, und ihr gehen wir auf wie die Engel und Propheten! Der Mensch weiß nicht, was Einer dem Andern ist! Sie hat nach uns geforscht, uns beobachtet, ein Wiederbegegnen mit uns für ein großes Lebensglück gehalten, das sie sich auf einen schönen Sonntag Nachmittag, vielleicht nach der Predigt, aufsparte, und ich wette, sie träumte im selben Augenblick glückselig von uns, während wir über irgend Etwas in Verzweiflung waren und keinem Menschen in der Welt von Wichtigkeit zu sein glaubten, blos nur unserer Mutter und allenfalls unsern Gläubigern!“ — „Daraus siehst du, theurer Communist,“ sagte Dankmar, indem er seine Cigarre an dem von Kathrine hingestellten Lichte anzündete, „daß die Armen auch nicht so ganz elend sind, wie du dir denkst. Sie haben mehr Paradies als wir uns einbilden und wir selbst besitzen. Eine Landpartie Sonntags ist dem Handwerksmann eine so große Freude, wie dir vielleicht eine Einladung beim Prinzen Ottokar sein würde. Doch lassen wir jetzt unsere socialen Betrachtungen und besprechen wir ernstere Dinge. Weißt du, bester Bruder —“ — „Nichts weiter!“ unterbrach ihn Siegbert, „ehe du nicht die Hauptsache berichtet hast: wie geht's der Mutter?“ — „Sie ist wohl,“ sagte Dankmar, und schenkte die Gläser voll. „Wohlan! Das geht voran! Auf der Mutter Wohl!“

Die Brüder stießen an. Die großen braunen Gerstensaftgläser wollten nicht recht klingen. „Und nun, Bruder,“ fuhr Dankmar fort, „höre mir zu! Es ist eine feierliche Stunde!“ — „Ich bin begierig, welche Narrheit du auf dem Tapet hast,“ ergänzte Siegbert, während Dankmar sich räusperte und also begann:

„Siegbert Wildungen, älterer Bruder des sehr ehrenwerthen Dankmar Wildungen, malendes Vorbild eines malerischen Referendars! Es kann dir nicht unbekannt sein, daß sich die Geschichte unsers Hauses in die ältesten Sagen unsrer Vorzeit verliert. Ich will nicht untersuchen, ob sich schon unter den Rittern

der Tafelrunde ein Wildungen durch seinen Durst — ich meine nach Abenteuern — auszeichnete; soviel ist gewiß, daß am Hofe Karl's des Großen ..."

„Theuerster Bruder," fiel Siegbert ein, „sparen wir unsere Genealogie für lange Winterabende. Der Apfelbaum und die Johannisbeerhecken lachen uns aus, daß wir bei ihrem Duft in solchem alten Moder stöbern."

„Johannisbeerhecken?" entgegnete Dankmar und nahm dabei eine wichtige Miene an. „Johannisbeerhecken?" — „Oder Stachelbeeren! Was scheidet uns da von den freundlichen Gärten der Nachbarschaft? Der Bach und die Hecken —?" — „Johannisbeerhecken! In der That!" wiederholte Dankmar, hinüberblickend. „Seit ich in Angerode meine Entdeckungen gemacht habe, stutz' ich bei Allem, was an Johannes, gleichviel ob den Täufer oder den Apostel, erinnert." — „Bist du Freimaurer geworden?" fragte Siegbert. — „Gewissermaßen, ja!" sagte Dankmar. „Ich war so frei, in Angerode zu mauern, Wände zu durchbrechen und Johannisbeeren ... sieh, sieh, in welchem Zusammenhang könnten diese Beeren mit einem der beiden Johannes stehen? Warum nennt man überhaupt diese Beeren Johannesbeeren?" — „Ohne Zweifel hat sie Johannes der Täufer in der Wüste gegessen!" erklärte Siegbert. — „Oder ... weil sie um Johannis reif sind" — fiel Dankmar ein. „Schade, daß meine Auslegung prosaischer ist!" — „Ich glaube, du bist närrisch," erwiderte Siegbert, ein wenig ärgerlich über den Humor des Bruders, der heute nicht ganz in seine Stimmung passen wollte.

„Genug, lieber Bruder, Johannisbeeren oder Stachelbeeren," fuhr Dankmar fort, „soviel ist richtig, daß du selbst sehr eitel auf den alten Ursprung unserer Familie bist; denn auf deinem Molay hast du einen deutschen Tempelritter mit unserm Wappen auf der Brust angebracht, der mit dem französischen Heermeister des Ordens stirbt, in deinen Flammen stirbt, die wunderschön gemalt, aber in dieser Weise historisch nicht motivirt sind."

„Das that ich aus gutem Bedacht," antwortete Siegbert; denn ein Hugo von Wildungen war der Ahn unsers früher allerdings adeligen Hauses. Er war wenn nicht Templer, doch Johanniterherr der deutschen Zunge an einem ehemaligen thüringischen Tempelhause."

„Und Gott segne diesen Hugo von Wildungen!" fiel Dankmar mit Lebhaftigkeit ein. „Er hat dir den anachronistischen Frevel, ihn zweihundert Jahre vor seinem in Rom erfolgten

Tode schon in Paris verbrennen zu lassen, aus Anerkennung deiner dabei gehegten guten verwandtschaftlichen Absicht verziehen. Denn wenn ich in Halle und Berlin mein Oel nur einigermaßen nicht ganz verloren habe — oleum perdere, lieber Bruder, eine schöne lateinische Redensart für: seine Collegiengelder zum Fenster hinauswerfen —, so werden wir mit Hülfe dieses von dir verbrannten Hugo von Wildungen vielleicht Besitzer von einer kleinen, runden, gemüthlichen — Million."

Siegbert konnte über diese Bemerkung nicht lachen; denn Dankmar sprach sie mit einem solchen Ernst, das Blut schoß ihm dabei so in die Wangen, der Eifer trieb ihn so convulsivisch vom Tisch empor, daß er im ersten Augenblicke glaubte, sein sonst so nüchterner, nur im Praktischen lebender Dankmar wäre von einer fixen Idee befallen. „Du staunst?" fuhr dieser fort. „Aber ohne einen triftigen Grund habe ich keine so wahnsinnige Eile gehabt, dich zu sprechen. Ohne einen solchen Sporn hätt' ich keine Sporen angeschnallt und mich auf einen jetzt vielleicht mit dreißig oder funfzig Thalern Verlust gemietheten Lasally'schen Fuchs gesetzt." Siegbert, erstaunend über die Aufregung des Bruders, konnte nichts als, alle Gegenrede vermeidend, ihn bitten, deutlicher zu werden und in Ruhe zu erzählen, was er ihm anzuvertrauen hätte.

„Wohlan! Du bist von Thaldüren und dem Angeroder Lyceum zur Akademie gegangen," fuhr Dankmar, sich wieder setzend, fort, „ich zur Universität; wir haben in Angerode, aber nicht im Pfarrhause gewohnt, wo uns allzu früh der Vater starb. Seine frommen Collegen gönnten ihm nicht, da zu wohnen, wo er sterben sollte; es war bekannt, daß er sich gern des alten Ursprungs unserer Familie rühmte und von der Pfarrwohnung in Angerode, dem ehemaligen Profeßhause der thüringischen Tempelherren, im Scherz wie von einem Stammsitz seiner Familie sprach. Bei dem kurzen Besuch, den du gerade beim Tode des Vaters in Angerode machtest, wirst du dich des alten verfallenen Nebengebäudes am Tempelhause erinnern?" — „Das ganze Gebäude," ergänzte Siegbert, „regte mich immer auf's lebendigste an. Das Tempelhaus zu Angerode ist einer der schönsten Reste des Mittelalters. Die herrliche Façade mit den symmetrisch geordneten Doppelfenstern, deren zwei ein Spitzbogen vereinigt, die beiden Giebel, ganz erinnernd an das alte, restaurirte Haus des Martin Behaim in Nürnberg, und selbst der Anbau, den man nicht zur Pfarrwohnung geschlagen hatte, obgleich verfallen und in gedrücktern Formen gehalten, doch gar

lauschig und traulich. Dieser Anbau gehörte so unzweifelhaft zum Ensemble dieser ehrwürdigen alten Niederlassung, daß ich mich freute zu hören, wie nun auch diese Räume bestimmt sind, mit der Wohnung des künftigen Oberpfarrers und dem Schulhause verbunden zu werden."

„Und gerade in dem Augenblick," ergänzte Dankmar, „wo diese Uebergabe erfolgte, kam ich nach Angerode. Man wollte der Mutter erst ihren einjährigen Witwensitz im Hause streitig machen, es wurde mir leicht, ihr Recht bei der Stadt durchzusetzen. Schwieriger war es, ihr auch die Nutznießung des Anbaus zu sichern. Sie selbst verzichtete darauf. Du weißt, wie wenig sie bedarf. Aber ich wollte vom Recht nichts vergeben sehen und bestand darauf, daß ihr auch diese jetzt freien Räume zur Verfügung gestellt wurden. Es ist das Archiv und die Bibliothek des ehemaligen Tempelhauses, spätern Johanniterhofes, gewesen. Ja, das war ein Hetzen mit den Gerbern und Seifensiedern der Stadt! Die Einen wollten ihre Felle in dem alten Gemäuer aufbewahren, die Andern ihre Lichtdochte. Auch die Regierung kam und reclamirte den Ort zum Besten der wollenen Socken und leinenen Kostbeutel des Militärs. Aber ich trat auf. Ich sagte ihnen: Diese Stadt Angerode hatte einst die Ehre, der Sitz eines reichen und mächtigen geistlichen Ritterhofes zu sein. Der Orden hat die Wohlfahrt der Stadt begründet. Als er in Folge der Reformation sich auflöste, wurde bestimmt, daß seine sämmtlichen Besitzthümer in Angerode an die Pfarrei der St. Johanniskirche übergingen. Mit dem Tempelhause selbst geschah dies auch. Eure Pfarrer konnten alle in den kalten großen Räumen mit den steinernen Fußböden, die nur für reckenhafte Ritter bestimmt waren, eines frühen Todes an Gicht und Rheumatismus sterben, aber den Anbau nahmt Ihr zu diesem oder jenem profanen Zwecke. Aus dem alten Archiv und der Bibliothek machtet Ihr das Unwürdigste! Gott sei Dank! Jetzt ist der Fleisch- und Mehloctroi daraus vertrieben, denn Ihr Angeroder habt dem Staat den Mehl- und Schlachtzins durch directe Steuern abgekauft. Nun falle dieser Raum an Die, denen er gehört, an Eure Seelsorger oder deren Witwen! So sprach ich und ich hätt' es doch ohne Proceß nicht durchgebracht, wenn sich nicht politische Freunde gefunden hätten, die das Ding nach einem Princip auffaßten. Die Anbaufrage wurde Tendenzfrage, man machte einen Antrag bei den Stadtverordneten, und weil man Aufregung bei dem jüngern Theil der Bevölkerung und der mir rasch zugethanen arbeitenden Classe fürchtete, so

hatten wir die Majorität. Die neuen Gelasse fielen nicht an die reichen Gerber und Seifensieder, nicht an die Regierung, sondern an die Geistlichkeit und deren Angehörige."

„Eine seltene Ausnahme in diesen Tagen," bemerkte Siegbert, „wo dieser Stand eher herauszugeben als zu gewinnen gewohnt ist."

„Der Stand that da nichts," fuhr Dankmar fort, „das Recht und meine Popularität entschied. Den alten angeroder Lyceisten kannten Alle, feierten Alle. Der Moment, wo die große eisenbeschlagene Eichenthür, die von unserm Schlafzimmer in den Anbau führt, von mir feierlich geöffnet wurde, entlockte der Mutter unwillkürlich einen Seufzer, denn gerade dort hatte das Sterbebett des Vaters gestanden. Die Thür krachte in ihren Angeln. Seit drei Jahrhunderten war sie nicht geöffnet worden. Der alte verrostete Schlüssel lag so lange auf dem Rathhause! Ein Schlosser hatte einen Tag daran zu putzen, um ihn nur einigermaßen wieder brauchbar zu machen. Der Gewinn an Räumlichkeiten war nicht gering, aber da sie sich im verwildertsten Zustande fanden, konnte man sie jetzt schon zur Wohnung unmöglich herüberziehen. Hier lagen die Acten der Mahl- und Schlachtsteuerschreiberei in Haufen aufgethürmt. Eine Auction entfernte sie. Von der Verbindungsthür stieg man einige Stufen hernieder und befand sich auf einem Gange, der mit Bildern alter Heiligen geschmückt war. Ob daraus Boisserée etwas herausfinden würde, was abgewaschen und frisch mit Lack überzogen sich an den König von Baiern als altdeutsche Schule verkaufen ließe, das weiß ich nicht. Dünnbeinig genug sahen die Kriegsknechte und die heiligen drei Könige vom Morgenlande aus, die man auf das Holz geklext hatte —"

„Still! Still, Dankmar! Deine Frivolität wird zu milde bestraft," unterbrach Siegbert den Bruder, „Kathrine hemmt deinen Redefluß und zwingt dir eine unwillkürliche Pause auf."

Kathrine brachte den Salat und ihr schnittlauchduftendes Backwerk. Selbstzufrieden trug sie das gelbe Erzeugniß ihrer Kunst auf. Aber plötzlich sagte sie mit trauriger Stimme: „Eigentlich sollt' ich gar nicht vergnügt sein, Sie so bedienen zu können. Lieber Gott, es vergeht doch kein Tag, wo nicht Schlimmes kommt! Auf eine Freude immer zehn mal ein Unglück!" — „Was ist denn, Kathrine?" fragten die Brüder theilnehmend, schnitten aber schon tapfer ihr Gebäck in kleinere Theile. „Da fährt ja eben," sagte sie klagend, „der Fuhrmann von Quedlinburg vorüber — er spannt im Engel aus — und er-

zählt mir ein Unglück mit meinem Peters." — „Das wäre!" sprang Dankmar auf und seine Züge veränderten sich. „Nein, nein," sagte Kathrine beruhigend, „es ist weiter nichts, als die Achse hat er gebrochen —" — „Die Achse? Und seine Ladung — mein Schrein?" rief Dankmar. „Ist Alles, wie es sein soll!" beruhigte ihn Kathrine; „aber so niedergeschlagen, sagt der Fuhrmann, ist mein Mann, so rabiat hätt' er ihn angetroffen, als wenn er seine ganze Fracht verloren hätte." — „Das wäre schön!" bemerkte Dankmar, sich nur mit Mühe sammelnd und auf dem Rasen hin- und hergehend. — „In Hohenberg ist's ihm passirt!" berichtete Kathrine weiter. „Wie? Das wird er Ihnen wol erzählen. Er muß in einer Stunde eintreffen; so lange hat's gedauert, bis das Rad wieder ganz war. Seit die Eisenbahnen sind, geschieht nichts mehr für die Landstraßen, und doch muß man's segnen, daß es noch Gegenden gibt, wo der Gottseibeiuns nicht mit Feuer und Dampf über die Wege fährt. Schlimme Zeit! Aber jetzt lassen Sie sich's schmecken und sowie er sich auf der Chaussée blicken läßt, meld' ich's. Freude ist nicht viel an der Fahrt, wenn ein Fuhrmann auf eigene Rechnung fährt und ihm 's Rad bricht."

Damit ging sie. Aber Dankmar hatte eine unbeschreibliche Unruhe. Das Essen mundete ihm nicht. „Ich hätte den Schrein nicht von mir lassen sollen!" rief er einmal über das andere und rannte dabei auf und ab. „Aber beruhige dich doch nur mit deinem Schrein," sagte Siegbert. „Ist denn das die Bundeslade selbst? Du hörst ja, daß sie da ist —" — „Ehe ich sie nicht sehe, mit Händen greife, habe ich keine Ruhe mehr —" Siegbert mußte lachen und meinte: „In meinem Leben hab' ich nicht gesehen, Dankmar, daß dich etwas so ernst hat stimmen können wie dieser Schrein. Man möchte glauben, er enthielte das goldne Vließ und käme direct aus Kolchis." — „Siegbert," sagte Dankmar, „seit einer merkwürdigen Nacht, die ich im Anbau des Tempelhauses zubrachte, ist mir nichts mehr so wichtig wie dieser Schrank . . ." „Den du hoffentlich aus dem Eigenthum der Stadt Angerode nicht mitgenommen hast . . ." „Allerdings hab' ich Das. Dieser Schrank enthält Schriften, die sich lediglich auf uns und unsere Familie beziehen —" — „Fingirte Memoiren des Johannesritters Hugo von Wildungen," sagte Siegbert lachend, „deine ersten schriftstellerischen Versuche im Geschmack der Bernsteinhexe oder der schlesischen Sibylle, die man so lange für echt bewunderte, bis man entdeckte, daß irgend ein ruhmsüchtiger pommerscher Landpastor oder ein gelangweilter

schlesischer Stadtschreiber diese Mährchen erfunden hat!" — „Spotte nicht!" sagte Dankmar, „in drei Jahren werden wir ganz anders sprechen."

Sich setzend und seinem Abendimbiß nur noch mäßig zusprechend, fuhr er in seinen Mittheilungen fort und erzählte dem staunenden Bruder die Entdeckung von Thatsachen, die in das Leben dieser beiden jungen Männer vielfach eingreifen und auch uns im Laufe dieser Erzählung mannichfach beschäftigen sollen, wenn wir auch gestehen, daß die Brüder auch ohne Dankmar's Traum von einer Million beneidenswerth waren. Sie hatten Geist, Herz, Talent, jede Anwartschaft auf eine glückliche Zukunft. Ihren reichsten Schatz aber kannten sie gar nicht einmal. Es war die goldene poetische Jugend, die Jugend mit ihrem Zauberstabe, der Quellen aus Felsen schlägt, luftige Paläste in den Wolken bewohnbar macht und jeden schon am Gemüth nagenden Schmerz, jede herbe, dem Herzen schon gewordene Täuschung mit dem Troste heilt: Du bist jung! Noch gehört dir das Leben, noch die ganze Welt!

Viertes Capitel.

Der Schrein im Tempelhause.

„Eines Abends," erzählte Dankmar, „lockte mich Orgelton aus der Johanniskirche, deren Sacristei mit dem Tempelhause durch jenen Anbau verbunden ist, in den größern Saal, in welchem einst die jetzt verschwundene Bibliothek des Ordens stand, und in die kleinern Nebengemächer, wo sich das Archiv befunden haben soll. Es war in das kleine Haus eine gewisse Ordnung gekommen. Die alten Schreibereien über Rinder und Mehl waren entfernt, das Erdgeschoß war vom Schmutz, das obere Stockwerk vom Staub gereinigt. Unten sollte eine Waschküche angelegt werden, ein Trockenplatz für den Winter; oben der kleine Saal, einfach, gewölbt, und die Nebenzimmer trocken und warm, standen unserer Benutzung anheimgegeben als Wohnzimmer. Es wäre in ihnen traulicher zu hausen gewesen als in den hohen Zimmern des großen Prunkgebäudes nebenan. Die Orgeltöne in der Johanniskirche kamen von einem jungen Schullehrer, der sich zum nächsten Sonntagsgottesdienst einübte. Es war mir

eine eigene Empfindung, wenn ich zurückdachte an die frühere Bestimmung dieses alten Tempelhofes. Man hat noch viel zu wenig über den Zweck, die Bedeutung und die Schicksale dieser alten Ritterorden nachgedacht. Ihr Ursprung ist märchenhaft, ihr Ende sicherlich nicht so, wie es erzählt wird und gleichsam zu Protokoll gegeben. Wer kennt die geheimen Fäden, die aus den Bauten der Indier herüberreichen in den Tempel Salomo's und an das Grab des Erlösers, das die Tempelritter hüteten? Wer weist nach, welche noch geheimern Fäden sich von ihnen bis in die neuere Gesellschaft ziehen, während wir jetzt schon wissen, daß vielleicht die Freimaurer, trotz alles Leugnens der Forscher, das Geheimniß der Tempelweihe in sich aufnahmen! Diese geistlichen Ritterorden standen zwischen den Weltlichen und zwischen den Geistlichen in der Mitte, vom Papst und den Königen zugleich geehrt und zugleich verfolgt und ehrwürdig durch sich selbst, durch ihre Entsagung, durch ihre Tapferkeit. Sie retteten die Weltlichkeit vor allzu gedankenloser und unheiliger geistiger Richtung, sie retteten den geistlichen Stand vor allzu mönchischer Verdummung und thatenloser Beschaulichkeit. Das Schwert war ihre Inful, der Mantel mit dem Kreuz ihr Pallium. Laß mich's dir sagen, Bruder, heut zum ersten mal in Worten, die meiner stillen Bewunderung ein lautes Zeugniß geben, daß dein herrliches Bild, der Feuertod Jakob's Molay, auch mich tiefinnig ergriffen hat. Ich habe dir bisher nur in lauer Weise, scherzend fast, darüber gesprochen, weil du weißt, wie ich dich verehre und wie Alles, was von deiner Künstlerhand kommt, mir schon von selbst sich anpreist. Aber ich sehe ein, daß Diejenigen wenig verstehen, mit schaffenden Genien umzugehen, die nicht Alles und Jedes, was diesen entstammt, immer wieder neu begrüßen, neu anerkennen. Nichts kann im Künstler eine bloße Fortsetzung seiner einmal aufgezogenen Thätigkeit sein. Jeder Gedanke, den er verkörpert, entspringt aus einer neuen Offenbarung seines Geistes, die heute durch die Luft, morgen durch Feuer und Wasser zu ihm spricht. Vergib mir, daß ich dir erst heute so theilnehmend und hingegeben von deinem Werke rede!"

„Dankmar!" sprach Siegbert tief gerührt und ergriffen. Eine Thräne stand ihm im Auge, er faßte zitternd des Bruders Hand, die dieser an sich zog und an's Herz drückte. „Dankmar!" Das war Alles, was Siegbert sagen konnte.

„Ja," fuhr Dankmar begeistert fort, „die Prophezeiung, die man dir und dem so früh sich verrathenden Genius des Knaben stellte, erfüllt sich wunderbar. Erlebte doch Das der Vater, der

so früh auf unsere Gaben lauschte, und in mir nur den kalten Verstand des Advocaten, in dir die Wärme und das Talent des Künstlers entdeckte! Hat er uns nicht gepflegt wie zarte Pflanzen und sie geschützt vor dem rauhen Sturme der Sorge; hat er nicht selbst gedarbt, um uns den Weg des Glückes zu bahnen?"

Auch Dankmar's Augen zitterten. Auch ihm feuchteten sie sich. Seine Nerven schienen erregter als sonst. Es mußte wirklich mit dieser starken, metallenen Natur eine gewaltige Erschütterung vorgefallen sein, daß sie so ihre gewöhnliche Weise von sich warf. Doch war es nur für einen Augenblick.

Während Siegbert seinen Gefühlen der Erinnerung an einen sorgsamen, liebenden, zu früh dahingegangenen Vater freien Raum ließ, fuhr Dankmar, schon wieder gesammelt, fort: „Alles Das bewegte mich in dem Bibliothekzimmer der Tempelherren beim Klange der Orgel aus der St.-Johanniskirche. An die kahlen Wände zauberte ich mir dein Molay-Bild. In dem dunkeln, von den Flammen rembrandtisch erhellten Vorgrunde, das Antlitz König Philipp's des Schönen, der am Vorsprung eines Fensters es wagte, dem Tode der Opfer seiner Habgier beizuwohnen, neben ihm der Legat des Papstes, der seinem noch zögernden und vielleicht nicht ganz erstickten Ehrgefühl den Muth zuzusprechen scheint, diese Hinrichtung deshalb zu wagen, weil die Tempelherren falsche Götzen anbeteten und gotteslästerliche Ceremonien übten! Auf hundert Schritte von diesen beiden Köpfen, neben denen sich im Vorgrunde eine Reihe anderer mit dem gemischtesten Ausdruck und in wunderlicher Flammenbeleuchtung hinzieht, der edle Ordensmeister auf dem Holzstoß, hinter und neben ihm einige andere dem Tode geweihte Ritter, alle von Flammen umzüngelt und glücklicherweise, ehe sie noch das grausame Feuer erreicht, schon im Rauch erstickend. Die weißen Ordensmäntel mit den eingestickten Kreuzen wehen angesengt und halb verbrannt im Winde. Hier und da sieht man unter ihnen noch einen geschuppten Waffenrock und auf der Brust das Wappen der Ritter, wozu du bei einem, der dem Vater ähnlich sieht, unser altes Wappen nahmst und dir darunter Hugo von Wildungen dachtest. Ueber dem Ganzen aber im Wiederschein des Qualms und der Flammen gegen den reinen Aether schwebt wie zufällig aufflatternd eine Taube, schwebt so majestätisch in dem feurigen Lichte, daß sie Jeder für das Symbol des siegreich aufsteigenden heiligen Geistes erkennen wird." —

„Ich entlehnte," fiel Siegbert lächelnd über des Bruders Be-

schreibung seines Bildes ein, „ich entlehnte diesen Gedanken der Sage vom Feuertode des Johann Huß.“

„Gleichviel,“ fuhr Dankmar fort; „auch von diesem Aschenhaufen des Jahres 1314 stieg die Taube der Unschuld, das Symbol der Liebe empor, wenn auch vielleicht noch nicht das Symbol der Gedankenfreiheit, in dem ich mir lieber einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen denken möchte. Der in Frankreich, Italien und England aus Habsucht verfolgte Orden erhielt sich längere Zeit in Deutschland, wo ihn, wie manchen andern bessern Gedanken, gerade die Zerrissenheit des Reiches zu retten schien. Ein Fürst gönnte dem Andern nicht des Ordens Besitzthümer und so wäre er vielleicht von allen verschont geblieben, wenn ihn eine Bulle des Papstes nicht gezwungen hätte, ein Nebenzweig des Johanniterordens zu werden. Auch im Harz hatte der Orden Tempelhöfe und sandte von ihnen Ritter aus, die für das Grab des Erlösers in Syrien kämpften. Als die Tempelherren Johanniter wurden, kämpften sie auf Rhodus und Malta. Andere standen im Dienst der Republiken Venedig und Genua, immer um gegen die Ungläubigen und für die Wiedereroberung des heiligen Grabes zu fechten. Sie gewannen dabei kostbare Schätze, die jedoch nicht ihnen, sondern dem Orden gehörten. So auch hatte noch Hugo von Wildungen dem in einen Johanniterhof verwandelten Tempelhause von Angerode die uneigennützigsten Dienste geleistet, als sich plötzlich die Reformation im Harz auszubreiten anfing, die Klöster entvölkerte und auflösend auch die Ritterorden ergriff. Noch wurde im Schooße des erschütterten Ordens die Partei, die am Papste festhielt, vom katholischen Fanatiker Heinrich von Braunschweig geschützt. Noch fielen die Anhänger der Reformation am Fuße des Harzes auf dem Blutgerüst oder schmachteten in den Kerkern Heinrich’s und Georg’s von Sachsen. Aber der Geist der Zeit unterstützte nichts mehr, was nur noch durch die Schärfe des Schwertes behauptet werden konnte. Auch der Johanniterhof von Angerode rüstete sich zum protestantischen Glauben überzugehen und wandte bereits den Ertrag seiner Reichthümer dem zum Orden gehörenden Adel als in seiner Familie erbliche Besitzthümer zu. Dagegen trat jedoch Hugo von Wildungen auf, er, der Einzige, der katholisch blieb, er, der es noch da zu bleiben wagte, als auf Heinrich und Georg Regenten folgten, die der Reformation huldigten. Nach der Schlacht von Mühlberg, als die deutschen Fürsten in Halle vor Karl V. knieeten und er ihnen wenigstens die Beruhigung zurief: „Nicht Kopf abe!“ bestätigte der Kaiser feierlich

den St.-Johannesritter Hugo von Wildungen als Comthur und alleinigen Vertreter der Rechte des katholisch gebliebenen Johanniterhofes von Angerode. Mit dem Heer des Kaisers zog jedoch auch dessen Macht ab. Die abtrünnigen Ritter ließen sich durch ein Papier aus ihrem Raube nicht verdrängen und Hugo von Wildungen mußte weichen. Um diesem jedoch, den Alle achteten, einen Beweis der Verehrung zu geben, um ferner das Beispiel zu beschönigen, das sie selbst von eigenmächtiger Habsucht durch Aneignung der Güter des alten Tempelhofes gaben, setzten die übergetretenen Ritter ihrem katholischen Meister, der zuerst nach Baiern, dann nach Rom, zuletzt nach Malta auswanderte, die letzten Häuser und Liegenschaften des Ordens aus, die sie noch in großen Städten, unter Anderm auch hier in unserer Landeshauptstadt, besaßen. Hugo schickte jedoch die förmlich darüber aufgesetzte Urkunde schon aus Venedig zurück, weil er erklärte, es einem Fluch gleichachten zu müssen, vom Gut des Ordens für sich zu stehlen, wie es die andern ketzerischen Ritter gethan hätten. Bis soweit reichte, wie du ja selbst weißt, die Tradition unserer Familie....." Siegbert bestätigte Dies und fügte hinzu: „Wie oft mögen unsere später dann doch zum Protestantismus übergegangenen, verarmten und durch sich selbst entadelten Ahnen beklagt haben, daß ihrer Familie ein so starrköpfiger Charakter angehörte, der diese wichtige Urkunde zurückschicken konnte! Und wenn sie sich auch fände, sie würde uns jetzt wahrhaftig nichts mehr helfen!"

„Diese schwerlich!" sagte Dankmar. „Die Erben des vierblätterigen Kreuzes würden immer sagen....." „Des vierblätterigen Kreuzes?" fiel Siegbert befremdet ein. — „Das Kreuz in seinen vier Enden," fuhr Dankmar zum staunenden Bruder fort, „mit dem dreiblätterigen Kleeblatt blieb das katholische Symbol. Die protestantischen Johanniter jener Gegend — abweichend vom gewöhnlichen Johanniterkreuze — behielten das Kreuz, setzten jedoch in seine Enden statt drei vier Rundungen, die das vierblätterige Kleeblatt bezeichneten. Dieser Zwiespalt währte bis zum Dreißigjährigen Kriege, wo die Ordensbekenner ausstarben und die noch vorhandenen, nicht vertheilten Güter des Ordens den aufgesparten und seinen Angehörigen vorbehaltenen Antheil Hugo's von Wildungen Dem überließen, der die Macht hatte, sie zu nehmen. Merkwürdig, daß die Häuser und Besitzungen, welche die Urkunde von 1556 an Hugo von Wildungen abtrat, bis 1636 in seinem Namen und zu seinen Gunsten verwaltet wurden. Schon damals erhob sich ein Proceß, der in

Wien geführt wurde. Der Papst hatte eine Bulle ausgestellt, der zufolge nun alle geistlichen Ritterhöfe protestantischer Lande ausnahmsweise wirklich Eigenthum, aber nur derjenigen Ritter werden sollten, die dem katholischen Glauben treugeblieben wären. Man hatte in Rom gehofft, sich auf diese Art durch das Privatrecht und dessen locale Geltendmachung einen festen Fuß in ketzerischen Landen zu erhalten. Darauf hin hatte Hugo von Wildungen später nicht nur seinen ihm an jener großen Theilung freiwillig zugestandenen Antheil, sondern den ganzen Vollbesitz des Ritterhofes Angerode erb- und eigenthümlich für sich und seine Angehörigen verlangt. Der wahre Grund war der Rückhaltsgedanke, das Eigenthum dem Orden nur solange aufzuheben, bis ihm Gelegenheit geboten würde, sich in Zukunft wieder als Orden zu sammeln. Aber lieber hob man einstweilen in Rom ein kanonisches Gelübde auf, als daß man dem Protestantismus so reiche Mittel, sich zu kräftigen, freiwillig überlassen hätte. Wie viel Feindschaft auch zwischen Priesterschaft und geistlichen Ritterorden waltete, in den äußersten Fragen trat Eine schützend für die Andern ein. Wie oft dacht' ich nun schon: Wenn jetzt eine Cession, eine Abtretung der Eigenthumsrechte an seine Familie von Ritter Hugo's Hand existirte, wenn man ein Testament finden könnte, das auswiese, der fanatische Ritter hätte nicht der Kirche, sondern den Seinigen überlassen, was er, wenn auch nur für seinen Theil, vom Vermögen des Tempelhofes beanspruchen durfte! Wären solche Urkunden da, so ließe sich darauf hin ein juristischer Feldzug eröffnen, der ..." — „Dich in's Narrenhaus führen würde —" fiel Siegbert ein. „Welche Träume! Welche Phantasieen! Soviel lernt' ich schon von dir, daß es im Rechtsleben Verjährungsfristen gibt, wo keine Klage über eine stehengebliebene Schuld mehr angenommen wird."

„Wie aber, Bruder," sagte Dankmar sicher und bedeutsam lächelnd, „wenn in dieser Angelegenheit, wie im Wallenstein'schen und andern noch schwebenden uralten Processen, merkwürdigerweise deshalb nichts verjährt ist, weil sie alle funfzig Jahre wieder aufgenommen wurde und sich in ewigen Protesten die Communen mit den Regierungen über jene Hinterlassenschaften gestritten haben? Wie, wenn sogar unser Staat, unser jetziges Ministerium mit dem Magistrat dieser Stadt hier einen Proceß wegen siebzehn alter Tempelhäuser begonnen hat, dessen Zulässigkeit in höchster Instanz längst entschieden ist? Endlich, Bruder, wie, wenn ich dir beweisen könnte, daß diese Häuser — doch genug, höre, was ich erlebte." — Siegbert schob die Reste des

Abendimbisses fort und lauschte voll gespannten, aber noch zweifelnden Erstaunens.

„Als ich mich nun an jenem Abend," begann Dankmar wieder in seine Erzählung einzulenken, „im Anbau des Tempelhauses im Interesse der Mutter und ihrer Benutzung dieser Räume orientiren wollte, entdeckte ich an einigen Stellen der Wände des Archivs, daß durch die Reihe der Jahre hier und da der Kalkbewurf losgesprungen war. Dies fiel mir auf, weil es mir vorkam, als wenn sich unter der obern Decke, die nur leicht überkalkt schien, noch eine andere befinden müßte, die man nur dürftig überzogen hatte. Ich ziehe mein Taschenmesser und fange zu bohren an. Und in der That, es ist unter dem etwa einen Finger dicken Ueberwurf noch eine andere geglättete Wand vorhanden, die mir immer deutlicher entgegentritt, jemehr ich den spätern, doch sehr alten Ueberputz ablöse. Noch konnte diese Entdeckung auf keinen andern Gedanken führen als den, daß man vielleicht die früher schadhaften Mauern neu hatte herstellen wollen. Plötzlich fährt mein Messer in eine Ritze. Ich kratze sie weiter auf. Es ist ein förmlicher Spalt. Ich trenne noch mehr von der obern Wand hinweg; da wird die untere ein von Kalk bespritzter bretterner Widerstand. Ich arbeite weiter. Bald entdeck' ich, daß die Wand gefelgt ist. Ich klopfe. Es klingt hohl. Ich habe ohne Zweifel einen Schrein vor mir, einen in die Mauer eingebauten Wandschrank. Jetzt hatt' ich keine Ruhe mehr. Ich mußte gründlicher untersuchen, kostete was es wollte. Es war Nacht geworden. Ich kehrte über den Gang nach der alten Verbindungsthür mit dem Tempelhause zurück. Die Mutter schlief schon. In der Küche holt' ich mir ein Licht, ein Beil und einen Holztritt. So ausgerüstet, kehrte ich an meine Arbeit zurück. Bis zwei Uhr Nachts hatt' ich daran gearbeitet, den obern Putz des gewölbten Zimmers herunterzuschlagen; ich selbst und meine Lampe, wir erstickten fast im Kalkstaub, den ich nicht zum Fenster hinausleiten mochte, sondern wie Dampf durch die Thür auf den Gang und zum Kirchhofe hinausstreichen ließ. Für die erste Nacht begnügte ich mich entdeckt zu haben, daß ohne Zweifel die letzten, wahrscheinlich schon protestantischen Ritter, die das Tempelhaus bewohnten, vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges dies Archiv hatten schützen wollen und über die in die Wände gemauerten Schränke, um sie am sichersten zu verbergen, eine neue Kalkschicht gezogen hatten. Am Tage darauf setzte ich meine einsame Arbeit fort. Niemand hinderte mich daran, auch entdeckt' ich nichts der Mutter.

Ich kannte ihre Aengstlichkeit und die allgemeine Scheu, in solchen Dingen etwas zu thun, ohne der Polizei Anzeige zu machen. Die Benutzung dieser Räume stand ihr frei. Die Wandschränke der Zimmer, die wir im Tempelhause hatten, standen ihr offen. Auch hier fanden sich Wandschränke. Was sollt' ich zögern, sie, so gut es ging, für unser Bedürfniß zu öffnen! Ohne einen Schlosser war's freilich nicht möglich. Ich fand glücklicherweise einen, der's in der Ordnung fand, daß die Mutter diese Gelasse nach Bequemlichkeit benutzen wollte. Der inzwischen größtentheils entfernte Schutt konnte ihn auf keinen andern Gedanken bringen, als daß einige Repositorien zur Mahl- und Schlachtsteuerverwaltung übriggeblieben waren, zu denen denn, „wie gewöhnlich", fügte er hinzu, die Actuare den Schlüssel verloren hätten. Als der Schrank geöffnet war und neue Schubläden zeigte, die dem Schlosser aufzuziehen nicht einfallen konnte, war ich geborgen. Ich entdeckte das Archiv der Tempelherren und Johanniter von Angerode, seit dem Uebergang der Templerei in den Bruderorden des St.-Johannes im Jahre 1320 bis zum Jahre 1636. Alles, was sich auf die Geschichte des johannitischen Tempelhofes seit seinem Uebertritt zum Protestantismus bezog, war auffallenderweise in einem großen eichenen braungebeizten Schrein vereinigt, der auf dem Deckel in erhabener Holzarbeit ein Kreuz zeigte, dessen Enden in vierblätterige Kleeblätter ausliefen. Diesen Schrein nun —" — „Aber um Himmelswillen," rief Siegbert, „den hast du doch nicht aus dem Amtsgebäude entfernt?" — Dankmar wollte antworten. In diesem Augenblick wurde das Gebell des Hofhundes, das schon seit einigen Minuten begonnen hatte, unerträglich. Die Brüder, vertieft in ihre Mittheilungen, sahen sich um. Die Nacht hatte sich mit ihrem durchsichtigen Sternenkleide herabgesenkt. Johanniswürmchen funkelten im Grase. Alles war still, traulich, nächtlich, nur der Hofhund machte einen Lärm, der den gereizten Nerven der Brüder förmlichen Schmerz verursachte. „Die Bestie!" rief Dankmar und wollte schon hinaus, um das Thier zur Raison zu bringen, als Kathrine die Gartenthür aufstieß und herüber schrie: „Er kommt!" — „Gott sei Dank!" antwortete Dankmar, nahm seinen Hut und eilte über alle Beete hinweg den kürzesten Weg zum Hofe. Siegbert folgte ihm langsamer und fühlte nach seinen Taschen, als umgäbe ihn ein geisterhafter Spuk. Er erstaunte, wie ihn Hackert so richtig über das Kreuz an der Kirche in Tempelheide hatte aufklären können. Am Stil der Kirche, mußte er sich sagen, fand er, daß sie nur

aus den Zeiten der Reformation herrühren konnte. Aber zur Aufregung des Bruders wußte er keine Miene zu machen. Jene schien ihm zu krankhaft, zu unnatürlich, an Dankmar ungewohnt. Er kannte ihn nur von seiner klaren, helldenkenden Vernunftseite. Wenn ihn hier zum ersten mal etwas täuschte, wenn er statt nach einem langsam zu erreichenden Ziel seiner gediegenen Kenntnisse und seiner freimüthigen Gesinnung nach einem Luftphantom griff! Er folgte tiefbekümmert dem Bruder, indem er die kleinen Wege einhielt, die in dem bescheidenen Gärtchen von den Beeten bezeichnet waren.

Es war fast Nacht geworden. Aber im Hofe des Pelikan wurde es lebendiger als am Tage. Der Hofhund ließ sein Bellen nicht, ja einige kleine Kläffer hatten sich ihm noch zugesellt und führten ein ohrenzerreißendes Concert auf. Woher sie die Witterung hätten, daß der Fuhrmann Peters von Angerode, der Eheherr ihrer jetzigen Halbherrin Kathrine, ankam, ist schwer zu sagen. Nur das elektrisch bewegte Schalten und Walten Kathrinens, ihr plötzlicher Aufschrei: Er kommt! mußte ihnen das Zeichen gegeben haben, daß etwas im Werke und Werden war. Der dicke Pelikanwirth schlorrte auf und ab, auch seinerseits insoweit erregt, als in diese Fleischmasse Leben und Bewegung kommen konnte. Der gute Mann mußte gewohnt sein, beherrscht zu werden, sonst würde er sich nicht nach dem Tode der Pelikanwirthin so ganz fremden, untergeordneten Menschen in die Arme geworfen haben.

„Ich weiß nicht," sagte die Kathrine, „ist er so müde oder was hat er, daß er auch nicht einmal mit der Peitsche klatscht! Sonst hörte man ihn schon vom Chausséeeinnehmer her, soviel knallte er, daß es die ganze Vorstadt wußte: der Peters ist da. Und heute — es muß das Rad sein." — Der Hausknecht hatte die Thorflügel der Remise nicht weit genug geöffnet. — „Muß man denn überall seine Augen haben!" polterte sie sich in einen künstlichen Zorn hinein. „Wird denn nichts geschafft, wenn man's nicht selber angreift und Jeden mit der Nase darauf stößt. Ja, ja, Musje Siegbert. Hier fehlt uns so ein langer Matthes, wie auf dem Pfarrhofe, der den ganzen Tag wetterte und die Faulen anhetzte. Wenn's der Herr Vater ihm verwies, sagte er: Wo soviel gebetet wird, Herr Pfarrer, kann auch einmal ein bischen geflucht werden!"

Siegbert freute sich der Erwähnung des alten Matthes aus ihrer Knabenzeit, Dankmar aber hörte nicht mehr, so erfüllte ihn Peters' Ankunft. Er sah in dem von einigen Lämpchen erhellten

Zwielicht der Landstraße den großen Wagen auf dem schlechten Pflaster langsam herantaumeln. Hohl dröhnten die krachenden großen Räder. Er blieb wieder stehen, nachdem er dem Wagen einige Schritte entgegengegangen war. Kathrine, die bald in der Küche, bald im Stall, bald auf der Straße war, sagte jedesmal, wenn sie wieder ausschaute: „Wie 'ne Schnecke! Was wird er müde sein und wie ärgerlich! Und er klatscht nicht! Das ist schlimm."

Endlich war denn der große, mit grauen Leinen überspannte Wagen dicht am Pelikan. Drei schellenbehangene Rosse zogen ihn. Peters in blauer Blouse schritt zur Linken. Er hinkte ein wenig. Wie der Fuhrmann beim Schein einer Laterne Dankmar erkannte, sagte er mit sonderbarem heisern Ton: „Dacht' mir's! Guten Abend —!" — „Ihr habt Unglück gehabt, Peters?" begrüßte ihn Dankmar. „Doch Alles wohl verwahrt? Sonst keinen Schaden genommen?" — „Jesus!" schrie auch in diesem Augenblick seine Frau; „du hinkst ja, Mensch? Du hast Schaden genommen!" — „Guten Abend!" sagte Peters mit gedämpftem Ton und lenkte die müden Pferde in den Thorweg ein. Dem dicken Wirth galt ein zweiter Gruß. Endlich standen Pferde und Wagen im Hof. Kathrine, Siegbert, Dankmar drängten sich an den Fuhrmann, der in dem Augenblick, als er das Ziel seiner Fahrt erreicht hatte, einen Schmerzensschrei ausstößt und zusammensinkt. „Was ist? Gott im Himmel! Peters!" so scholl es durcheinander. Kathrine wirft sich über ihren Mann. Der Wirth zum Pelikan ruft: „Wasser!" Siegbert tritt geängstigt näher. Dankmar faßt des in halber Ohnmacht daliegenden Mannes Hand. „Was ist Euch, Peters? Seid Ihr krank? Erholt Euch!" — „Ich überleb's nicht," stöhnte der von innerer Qual gefolterte Mann, „ich überleb's nicht." — „Aber Peters," suchte ihn sein Weib zu beruhigen, „erkennst du nicht die jungen Herren? Was hast du? Ist's dein Bein, das dich schmerzt? Der Wagen ist auf dich gefallen, als das Rad brach? Willst du nasse Leinen auflegen? So sprich nur etwas, um Gotteswillen!"

Statt aller Antwort schüttelte Peters heftig mit dem Kopf und lehnte mit der Hand jede Hülfleistung ab. „Ich erkenne die Herren wohl," begann er endlich, als Alles gespannt lauschte; „aber vergeben Sie's mir, Herr Dankmar... Gott ist mein Zeuge..." — „Peters!" rief Dankmar von einer Ahnung ergriffen; „der Schrein —" — „Ist fort!" sagte Peters dumpf

und seine Gesichtszüge verzogen sich wie das Lächeln eines Wahnsinnigen.

Grimmiger Zorn packte Dankmar'n. „Mensch!" schrie er und rannte an den Wagen, um das Leintuch abzureißen. Er sah Kisten, Fässer, Ballen genug. „Der Schrein ist da! Verpackt unter den andern! Du irrst, Peters!" — „Fort!" stöhnte Peters dumpf zur Antwort. Kathrine brach in ein lautes Schluchzen aus. Die Hunde bellten nicht mehr. Der Pelikanwirth mußte sich erschöpft und ermüdet auf einen Futterkasten an dem Stall setzen. Der Hausknecht löste still die Pferde von der Deichsel und nahm ihnen die Schellenhalfter ab. Müd und wie traurig und ebenfalls wie mit bösem Gewissen schlichen die armen Gäule in den Stall. Alles war stumm im Hofe und gespenstisch.

Siegbert, der seinen Bruder leiden sah, nicht minder den unglücklichen Fuhrmann, ergriff endlich das Wort und sagte: „Erinnert Ihr Euch auch, den Schrein wirklich aufgeladen zu haben?" — „Ha! ha!" war die Antwort. — „Wo entsinnt Ihr Euch, daß Ihr ihn zuerst vermißtet?" fuhr Siegbert fort. — „Hinter Hohenberg und Plessen!" antwortete der Fuhrmann. — „Auf freiem Felde?" — „Im Dorfe Plessen, an der Schmiede." — „Wo Ihr das Rad herstellen ließet, das gebrochen war?" — „Dort." — „Der Wagen mußte abgeladen werden?" — „Das mußt' er." — „Ihr waret in der Schmiede, wo das Rad hergerichtet wurde?" — „Ich lag halbtodt." — „Armer Mann! Man muß Mitleid mit Euch haben. Aber der Schrein war meinem Bruder von Werth. Er enthielt Documente von seltener Wichtigkeit. Er würde ihn selbst mit sich geführt haben, wenn er nicht noch im Harz andere Geschäfte gehabt hätte. Er glaubte den Schrein Euch auf die Seele gebunden zu haben." — „Er war's auch." — „Aber Ihr wurdet von dem Sturz des Wagens ohnmächtig. Ihr wußtet vielleicht nicht, daß man die Last des Wagens erleichtern mußte, um das Rad herstellen zu können. Man packte ihn ab, und als Ihr Euch erholt hattet, als das Rad fertig war und Ihr, unterstützt von den Leuten, in Plessen, weiterfahren konntet, vermißtet Ihr erst da das anvertraute Gut?" — „O nein," sagte Peters und richtete sich mühsam auf. „Als ich mich erholte, schalt ich, daß man in der Schmiede so schlechte Hebebäume hatte, um nicht einmal einen so leichten Wagen unabgepackt zu lassen. Ich fluchte, wie man mir meine Fracht abladen konnte. Ich raffte, es war in der Dämmerung des Morgens — denn ich fuhr der Hitze wegen in der

Nacht — ich raffte gleich Alles zusammen, was um die Achse zerstreut umherlag. Ich wußte, wo der Schrein stand, ich hatte ihn immer im Auge, da er mir wie ein Heiligthum anvertraut war. Wohl alle Stunden faßte ich an die Leinwand, ob ich auch noch das Kreuz auf dem Deckel fühlte. Nach dem faßt' ich zuerst. Ich find' es nicht, das Kreuz auf dem Holz ist nicht da. Während meiner Ohnmacht hatte man abgeladen, Alles auf dem Wege liegen lassen und war mit dem Rad an die Schmiede gegangen, wo mir funfzig Schritte weit das Unglück passirte. O Gott! Wie war mir, als ich den Schrein nicht fand! Noch vor einer halben Stunde hatte ich das Kreuz gefühlt. . . . . . Um zwei Uhr Nachts fuhr ich aus. Um halb Drei brach das Rad; der Wagen stürzte so, daß mein Bein gequetscht wurde. Ich schrie auf und rief und jammerte. Man kam zur Hülfe. Eine halbe Stunde mocht' ich betäubt gelegen haben. Nachdem hink' ich und sehe mich allein unter meinen abgeladenen Gütern. Der Mond stand noch am Himmel. Alles still. Kein Mensch um mich. Nur im Schloß Hohenberg oben entdeckt' ich helle Fenster. . . . . Musik, wie von einem Tanz her, den sie dort bis an den Morgen hielten, und von der Schmiede hört' ich die Hammerschläge. Der Morgen graute. Ich übersehe meine Güter. Die kalten Umschläge, die man dem Bein gegeben, hatten ihm gut gethan. Ich konnte leidlich gehen. Da! Mein erster Blick sucht den Schrein, ich find' ihn nicht. Aber es war mir in meiner Betäubung, als hätt' ich einen Mann gesehen, der ihn forttrug; einen Mann in einem Mantel. . . . . Ich hörte den Schrein an einem Stein poltern; er war schwer zu tragen, genau gewogen, sechsundvierzig Pfund und ein halbes. Ich sag' es noch — es war kein Traum — geraubt ist der Schrein. Gestohlen ist er, das schwör' ich. Ich schlug Lärm, rief den Schmied, seinen Gesellen. Ich will den Schrein sehen! Die Leute waren halb verschlafen, hatten kaum gewußt, was sie abluden. Sie hatten nur auf mein Jammern und das Winseln meines Hundes gehört. . ." — „Wo ist Bello?" rief Kathrine, jetzt erst fühlend, was ihr gefehlt hatte. — „Bello . . . Bello hat bei dem Sturz ein Bein gebrochen," sagte der Fuhrmann ächzend. — „Bello ist todt!" jammerte sein Weib. — „Wenn ihn nicht der Schmied heilt, vielleicht!" sagte Peters und fuhr mühsam fort: „Das Schreien und Winseln des Thiers weckte den Schmied, ich lag in Ohnmacht. Bello blieb beim Wagen und winselte. Ich hörte ihn in meinem Zustand, als man mir die Umschläge machte. Ich frug ihn, den Bello, ja den Hund,

als ich erwachte, nach dem Schrein. Das Thier verstand mich und heulte und winselte und hörte nicht auf zu bellen. Aber es hatte den Dieb nicht festhalten, mich nicht wecken können. Da lag ich elend, da lag mein treues Thier, zerstreut meine Fracht und ein Räuber umschlich uns, der, ich beschwör's — uns bestohlen hat."

Sich aussprechen und sein Unglück erzählen können, schien dem Fuhrmann eine Erleichterung. Nach einer Weile fuhr er, während Dankmar starr brütend zuhörte, fort: „Das Dorf Plessen liegt am Fuß des Schlosses Hohenberg. Mit meinem hinkenden Bein schleppte ich mich an alle Thüren und rief den ganzen Ort wach. Es war vier Uhr. Oben auf dem Schloß erloschen allmälig die Lichter. Einzelne Wagen fuhren herunter. Man hatte ein Fest gefeiert, das zu Ende war. Jeden Wagen hielt ich an und fragte nach meinem verlorenen Gut. Die geputzten Gäste lachten mich aus und antworteten, ich sollte sie schlafen lassen. Den Ortsvorstand holt' ich aus dem Bett. Ich verlangte, den Schmied und seinen Gesellen fest zu nehmen, und doch kannt' ich ja Beide als ehrliche Leute seit Jahren, und ich schämte mich, sie für Diebe zu halten. Auch ließ ich sie frei und bei meinem Rade. Der Schmied ist blind, sein Sohn taub. Die sind ehrlich. Aber das ganze Dorf bot ich auf und gesucht wurde überall, hinter jedem Strauch, in jedem Graben; der Schrein blieb verloren. Gott weiß es, in welches Teufels Hand er gekommen! Was sollt' ich thun? Das Rad war hergestellt, der Wagen fertig, mein Hund blieb beim Schmied, der ihn heilen will. Was sollt' ich thun? Der Ortsvorstand versprach mir auf Ehr' und Seligkeit, Alles anzustellen, um den Gaunerstreich zu entdecken. Meine Lieferungszeit für die Güter ist auf Tag und Stunde berechnet. Ich mußte fort. Die Thiere zogen den Wagen und mich. Gehen konnt' ich nicht, ich hinkte. Da bin ich nun, Herr! Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber der Schrein ist gestohlen."

Nach einigem Bedenken sah Dankmar nach seiner Taschenuhr. Es war halb Zehn. „Wie weit ist's bis Hohenberg und Plessen?" fragte er rasch. — „Wir rechnen vierzehn Meilen. Es sind dreizehn ein halb," sagte Peters. — „Bin ich mit einem Einspänner morgen Mittag da?" fragte Dankmar weiter. — „Bis morgen Abend, wenn's ein guter Gaul ist und Sie ihm dann und wann einige Ruhe gönnen." — „Herr Wirth," sagte Dankmar, „ich sah in Ihrer Remise einen Einspänner. Pferde

haben Sie im Stall. Wollen Sie für mich einspannen lassen? In zwei, drei Tagen bin ich wieder da."

„Bruder," fiel Siegbert erschrocken ein, „ist dir der Verlust denn wirklich soviel werth, daß es dir an einem Aufruf in den Zeitungen und einer Anzeige an die dortige Behörde nicht genügt?" — „Ich bitte dich!" erwiderte Dankmar mit großer Bestimmtheit. „Mache mir gegen ein Unternehmen keine Einwendung, das mit meinen wichtigsten Lebensplanen in nächster Verbindung steht. Es ist nicht um diesen Schrein; es ist nicht um diesen zeitlichen Gewinn; es ist um etwas Höheres, das in mein und dein ganzes Leben eingreifen soll . . . " Damit trat er näher und flüsterte dem Bruder halblaut zu: „Siegbert, hast du Geld bei dir, so gieb! Oder meinst du, daß der Wirth uns zwanzig Thaler vorschießt? Du schickst sie ihm morgen wieder."

Siegbert schien der Säckelmeister der Brüder zu sein. Er verwaltete das nicht leichte Amt, zwei jungen Männern, die noch keine sichere Lebensstellung hatten, soviel Hülfsmittel durch weise Oekonomie beisammen zu halten, daß sie mit leidlichem Anstand in der Welt bestehen konnten. Er murmelte einige sonderbare Worte, die wie ein keineswegs günstiger Kassenüberschlag klangen.

„Die Reise nach Angerode hat Geld gekostet," sagte Dankmar ungeduldig . . . " — „Und mein Bild ist noch nicht verkauft," fiel Siegbert in jenem murmelnden bedenklichen Tone ein, der auf eine augenblickliche finanzielle Ebbe zu deuten schien. — „Aber was machen wir uns denn für Sorge!" fuhr Dankmar plötzlich auf. „Du hast ja hundert Thaler bei dir." — „Ich — hundert Thaler? Was fällt dir ein?" — „Wozu die Bedenklichkeiten! Der Rothkopf ist ein Capitalist, der mit unsern Zinsen zufrieden ist. Sahst du nicht, daß er uns ein Zwangsdarlehen aufdrängte? Gieb her! Zwanzig Thaler genügen. Für das Uebrige wird unser Schutzgeist sorgen."

Siegbert, voll Entrüstung, zögerte. „Es ist Unrecht von dir, mich in solche Versuchungen zu führen!" sagte er; „dein abenteuerlicher, mir jetzt noch wahrhaft lächerlicher Schrein! Ich verstehe dein archivalisches Unglück gar nicht, kann deine finanzielle Ungeduld gar nicht schätzen. Was weiß ich, was hier so Wichtiges auf dem Spiele steht! Ich will nicht sagen, daß ich" — er lenkte dabei freundlicher ein — „zu Hause aus unserm Staatsschatz diese zwanzig Thaler nicht wieder ergänzen könnte —" — „Das kannst du?" rief Dankmar. „So günstig steht die Bilanz der Gebrüder Wildungen? Und da quälst du mich mit einer Miene, die aussieht, wie ein österreichischer Bankbericht?

Her das Paquet! Zwanzig von hundert bleiben achtzig! Wir sollten geizen, wir, die wir Pferde an Landstreicher verschenken, classische Bilder malen, ohne sie zu verkaufen; wir, die wir eine Anstellung im Staat so lange verachten, bis sich der Staat gebessert hat und sich würdig zeigt, einem Mann von Grundsätzen jährlich achtzehnhundert Thaler Gehalt zu geben; wir, die wir die arrangirtesten jungen Weltverbesserer sind, dir nur je das Wort Credit und das Geld überhaupt verachtet haben!“

Solchem Humor konnte Siegbert nicht widerstehen. Er trat hinter den großen Packwagen, griff in die Tasche, löste das Paquet und zählte dem Bruder soviel Scheine ab, als er gewünscht hatte. Unterdeß wurde schon die kleine Kalesche aus der Remise gezogen, die Stalllaterne leuchtete einem Pferde voraus, das langsam mit gebücktem Halse über den Hof schlich, in die Gabel des Wägelchens vom Hausknecht eingeschoben und angeschirrt wurde. Kathrine und Peters waren inzwischen verschwunden.

„Und nun . . . wer fährt Sie jetzt?“ fragte der Pelikanwirth, der mit Gutmüthigkeit an Dankmar's Verlust den innigsten Antheil nahm. — „Ich selbst! Ich selbst! Nur die Peitsche her! —“ — „O, Das nicht, Herr! Das macht Sie müd und matt. Kaspar, da mein Knecht, geht mit. Die Peitsche geholt, Kaspar! Die Decke auf den Bock! Sapperlot, schläft der Kerl schon um die zehnte Stunde im Gehen! Hört und sieht nicht, was um ihn vorgeht! Kaspar!“

Schon wollte sich Kaspar, aufgerüttelt von seinem Herrn, der in der Rüge fremder Ermüdung nur seine eigene vertuschen wollte, anschicken, dem Befehl zu folgen, als aus der Dunkelheit eine Stimme ertönte und die Worte vernehmbar wurden: „Wecken Sie doch den Kaspar nicht aus seinen süßen Träumen, Herr Wirth. Er sehnt sich, sehen Sie nur, nach einem tiefen Chausseegraben, in den er den Herrn hineinfahren wird. Wenn Sie erlauben, meine Herren, mach' ich mir das Vergnügen und . . .“ Der Sprecher brach ab und trat vor. Es war Hackert. Die Stalllaterne beleuchtete seine magere Gestalt und gab ihr im Zwielicht ein unheimliches, verwittertes Aussehen. Er hatte die Hände in den Beinkleidertaschen, als fröstelte ihn. Das Halstuch hing über dem zugeknöpften Frack herab in langen, losen Zipfeln.

„Sind Sie schon wieder da?“ fragte Dankmar erstaunt, während Siegbert in eine unbeschreibliche Angst gerieth. Er gedachte, wie es nun werden sollte, wenn der sonderbare Fremde

jetzt sein halb und halb, vorläufig wenigstens veruntreutes Pfand wiederverlangte.

„Ich habe den Levi auf Ihren nächsten Händedruck vertröstet,“ sagte Hackert. „Jude bleibt Jude und wenn er auch Sporen an den Stiefeln trägt. Der alte Schimmel, der unter Roßtäuschern groß geworden ist und mehr Hengste gewallacht hat als mancher Beschnittene Dukaten wallacht, ist mein Freund nicht. Er meinte, es hat gute Wege —“ — „Und war doch froh, daß er sein Pferd wieder bekam?“ entgegnete Dankmar forschend und wiederum zu Siegbert hinüberlugend, der vor Schreck über diese rasche Wiederkehr Hackerts sprachlos geworden war. — „Die Mähre läßt sich's schmecken, als wenn sie ein Wettrennen mitgemacht hätte. Sie sehen übrigens, daß ich mit Pferden umzugehen verstehe. Wenn's Ihnen recht ist, fahr' ich Sie nach Hohenberg und helf' Ihnen die Kiste mit dem Kreuz suchen. Sehen Sie, Herr Maler da hinten, ich bin curios, ob das ein drei- oder ein vierblätteriges Kreuz sein wird! Aber gleichviel, wenn wir das Ding nur wiederfinden!“

Dankmar horchte hoch auf. Siegbert erzählte dem Bruder in wenig Worten, daß er die Bemerkung über ein ähnliches Kreuz an der Kirche zu Tempelheide diesem gefälligen Herrn Hackert verdankte. „Hackert! Ganz Recht! Das ist mein Name!“ sagte dieser; „und ich denke, ich fahre Sie nach Hohenberg. Wir treffen dort Gesellschaft. Lasally und seine Jockeys sind auch dort — sonst freilich . . . “ — „Sonst?“ wiederholte Dankmar, als Hackert stockte. — „Sonst“ — sagte Hackert und griff schon nach der Peitsche, die Kaspar geholt hatte. Mit einer Bewegung der Arme holte er aus und knallte. Er schien die Antwort vermeiden zu wollen.

Kaspar und der Pelikanwirth schienen wenig Vertrauen in den aufdringlichen Mann zu setzen und brummten vor sich her. Siegbert kämpfte auf's Neue mit dem Gefühl, daß Hackert ein zweideutiger, ihres Vertrauens unwürdiger Mensch wäre, und bangte vor dem Gedanken, den geliebten Bruder mit einem im Feld schleichenden Tagediebe, einem abgesetzten Schreiber, allein zu lassen. Allein Dankmar, der vom Bruder besorgen mußte, daß er, um nur den Antrag Hackert's ablehnen zu können, die ihm eben zugezählte Summe von zwanzig Thalern zurückfordern würde und doch nicht wissen konnte, ob der Gaul wirklich in Lasally's Stalle stand, schnitt alle weitern Verhandlungen mit den Worten ab: „Steigen Sie auf, wenn's Ihr Ernst ist! Machen wir nun vorwärts.“ — „Gut denn! Es ist mein

völliger Ernst. Aber wenn ich nun bitten dürfte . . ." Dabei hatte ihn Dankmar schon auf den Bock gehoben. Der Wirth warf die Decke und einen alten Mantel nach.

„Erlauben Sie aber noch," sagte Hackert sich zu Siegbert umwendend, „erlauben Sie nur noch — zur Reise braucht man Geld — darf ich um mein Pfand bitten —"

„Ihr Pfand behält mein Bruder," sagte Dankmar rasch entschlossen. „Wer verbürgt mir, daß Sie den Gaul abgeliefert haben?" — „Henker! Was?" rief Hackert und richtete sich auf dem Bock hoch auf. „Sie wollten . . . " Aber in demselben Augenblicke schlug auch schon Dankmar mit der Peitsche auf das Thier ein, rief: Allez! und ohne weitern Abschied zu nehmen, jagte er aus dem Thorweg hinaus, schwenkte rechts um und hielt Hackerten, der immer drängte: „Halt! halt! Lassen Sie mich!" auf dem Bock fest, wie Einen, den man mit Gewalt entführt. So flogen sie von dannen.

Siegbert wußte dabei nicht, wie ihm geschah. Es schien ihm bald, als wenn Hackert, wie er das Pferd entwendet hätte, so vielleicht auch Absichten auf das Fuhrwerk hegte. Bald schlug er sich wieder an die Stirn wie über eine Gefahr, in die er seinen Bruder sich stürzen sah. Zuletzt mußte er lachen, wenn er bedachte, wie Dankmar so plötzlich über alle Verlegenheiten über die Rückgabe der hundert Thaler abgebrochen hatte. Und wie gewaltsam heute der Zufall diesen Fremden in sein Leben gedrängt — nun war er mit dem Bruder unterwegs! Der Wagen rasselte noch eine Weile. Dann vernahm man keine Spur mehr.

„Wer ist der Mensch?" fragte der Pelikanwirth. Als Siegbert schwieg, bestätigte Kaspar, daß er während Peters' Erzählung in den Hof hineingetreten wäre und zugehört hätte. Siegbert besann sich, daß er dem Bruder die zwanzig Thaler glücklicherweise hinter dem großen Frachtwagen, also von Hackert ungesehen, zugezählt hatte. Erst da wieder hervortretend, wurden sie von ihm angeredet.

Zu dem Allem kam noch Kathrine weinend über das Elend ihres Mannes. Er hatte ihr die sämmtlichen Declarationen seiner Fracht eingehändigt und sich wie ein Sterbender ins Bett geworfen mit den Worten: „Mach' du nun Alles ab, ich werde lange krank liegen!" Von da an hätt' er nichts mehr hören und sehen, auch nichts mehr genießen mögen. Siegbert versagte der weinenden Frau nichts von seiner Theilnahme, bezahlte seine Schuld und versprach aus der Stadt sogleich einen Arzt zu

schicken. Er ging. Zuerst zu dem nächsten Arzt, den ihm der Pelikanwirth bezeichnet hatte. Dann trieb es ihn in die Lasally'sche Reitbahn, um zu hören, ob Hackert wirklich das Pferd abgeliefert. Im Gewühl der Stadt angekommen, hörte und sah er nichts von den Menschen, die an ihm spät Abends noch vorüberstreiften, so erfüllt war er von Angst und Schrecken über die fernern Begegnisse seines Bruders, der ihm einem Phantom nachzujagen schien, für das ihm jede reelle Anknüpfung fehlte! Nur der eine Gedanke wurde ihm in diesem Tumulte zuletzt licht und klar, der ihm heimlich und geisterhaft zuflüsterte: Man tanzt in Hohenberg bis tief in die Nacht! Dankmar wird dort Melanie sehen! Melanie unter den geschmückten Gästen! Melanie, die Schönste der Sylphiden, die nur im Mondenschein schlüpfen können! Melanie in Hohenberg, umschwärmt von Lasally und den jungen Stutzern der Residenz, die ihr zudringlich genug aufs Land gefolgt sind! Melanie, der bezaubernde Mittelpunkt einer in ihrem Anschauen schwelgenden Gesellschaft. . . . Die Geigen tönen — die Säle sind erleuchtet — die Blumendüfte einer schönen, reizenden Natur dringen durch die geöffneten Fenster — die Sterne funkeln — der Mond flimmert — Melanie und mein Bruder sind in Hohenberg! — Da erst bemerkte Siegbert, daß er schon auf der neuen Ottokarstraße war, in welcher die geschmackvoll angelegte Reitschule des jungen Lasally lag. Es schlug zehn Uhr, als er heftig die Glocke des großen Thorwegs zog.

Fünftes Capitel.

Der Heidekrug.

Dämmerung umhüllte die kleinen Tempelheider Anhöhen. An einem linden Hauch aus Westen erfrischten die Bäume am Wege ihr bestäubtes Laub. Leichte Wölkchen, die sich am Rand des tiefblauen Horizonts vor die blitzenden Sterne legten, verhießen vielleicht für den Morgen einen erquickenden Regen, dessen die Natur bedürftig war. Von der großen Stadt her, die fern im Thal abwärts noch wie ein Lichtmeer wogte, schlugen die Thurmuhren die zehnte Stunde. Deutlich trug der Westwind Schlag auf Schlag herüber zu unserm einsamen Fuhrwerk, das der aus dem Schlaf geweckte Gaul des Pelikanwirthes noch

ziemlich langsam zog; denn jetzt ging der Weg auch steil aufwärts.

Den beiden Passagieren, die wol fühlen mochten, daß ihnen vor allen Dingen Verständigung noththat, kam dieser mäßige Schritt ganz zustatten. Dankmar drückte sich in die Rückwand des kleinen Wagens, Hackert führte auf dem Vordersitz die Peitsche. Beide schienen zu überlegen, wie sie so plötzlich in diese nahe Verbindung gekommen waren. Dankmar, der außer der nächsten Unbequemlichkeit einer zweideutigen, an ihn geketteten Bekanntschaft noch die viel größere Last des Verlustes seiner werthvollen Papiere zu tragen hatte, entschloß sich, um Raum zur Erwägung seines plötzlichen Reisezwecks zu gewinnen und ungestört über die Wege nachdenken zu können, die er zur Wiedererlangung seines Schatzes würde einschlagen müssen, lieber vorerst das nächste Unbehagen abzuschütteln und sich, soweit es in Rücksicht auf die zweifelhafte Ehrlichkeit seines Vordermannes möglich war, über diese wunderliche, aufdringliche Begegnung zu verständigen. So begann er denn kurz vor Tempelheide, als sie langsamer die Höhe hinauffuhren: „Jene Kirche da hat Sie mit meinem Bruder bekanntgemacht?“ — Hackert antwortete nicht. — „Sie haben ihm Aufschlüsse über eine gewisse Gattung protestantischer Johanniterkreuze gegeben?“ fuhr Dankmar fort. — „Das Korn der blinden Henne!“ war Alles, was Hackert kurzab antwortete.

Damit war die erste Annäherung schon wieder abgebrochen. Dankmar kopfschüttelnd, sah zur Kirche, zum Park, zum Schlosse des alten Präsidenten hinüber. Tiefe Stille, nächtliches, friedliches Walten überall. Eben wollte er eine neue abgerissene Bemerkung an Hackert richten, als vom düstern Park her die Töne einer Aeolsharfe erklangen. Es war ein zauberhafter Accord, der dem schweigsamen Weben der Nacht eine geisterhafte Feierlichkeit, eine Stimmung wehmüthiger Melancholie gab.

Die Anhöhe ging steil. Dankmar konnte den weichen Tönen aufmerksam lauschen und einige noch helle Fenster des kleinen Schlosses länger im Auge behalten. Es war ihm, als bemerkte er an diesen Fenstern eine weibliche Gestalt, die sicher wie er, jedoch ohne Zweifel mit unendlich ruhigern und mildern Gefühlen, dem sanften, melodischen Gesäusel des Parkes lauschte.

Hackert erkannte die Dame, die Siegbert Wildungen den labenden Trank geschickt hatte. Für die Aeolsharfe, für den träumerischen Blick jener, wie es schien, leidenden und tieftrauernden Frau zu den Sternen hatte er keine Empfindung.

Er schien in völlige Apathie oder in nachdenkliches Grübeln versunken.

Die nächtliche, stille Scene, verklärt von den Sternen und dem klagenden Lufthauch vom düstern Park her, wurde plötzlich von einem heftigen thierischen Gekrächze gestört, das die Accorde der Aeolsharfe übertönte. Dankmar besann sich. Er wußte, daß der oberste Chef aller Justizcollegien ein Freund der „Thierseele" war und sich in Studien über die Temperamente, Instincte und Angewöhnungen wilder und zahmer Bestien einen Namen erworben hatte. Nun sah er noch, daß die weibliche Erscheinung, erschreckt wol auch durch die Störung ihrer stillen Abendandacht, vom Fenster verschwand, dann fuhr er bergab, verfolgt von einem wirren Durcheinander der, wie es schien, durch Hackert's Peitsche wachgerufenen Menagerie des alten Präsidenten. Bald nahm ein düsterer Tannenwald das kleine Fuhrwerk auf.

Wie Dankmar seinen Vordermann so schweigsam und stillergeben sich in seine Kutscherrolle fügend fand, rückte er zur weitern Verständigung offen mit der Erklärung heraus: „Sagen Sie mir aber bei dieser Gelegenheit, bester Freund, für was halte ich Sie? Sind Sie ein Cavalier oder eine Art Commissionär?" — „Sie staunen über meine Art, Geschäfte zu machen?" sagte Hackert, ohne sich umzuwenden. — „Allerdings. Sie reiten mir ein Pferd in den Stall, Sie bieten sich mir als Kutscher an. Ich überlege, wieviel ich Ihnen für diese Expedition nach dem Schlosse Hohenberg zu bezahlen habe." — „Bieten Sie!" sagte Hackert fast höhnisch. — „Bieten Sie?" wiederholte sich Dankmar. Gut, dachte er, wir wollen bieten. „Drei Thaler, bester Freund! Ich rechne dabei noch die Mühe für das hoffentlich abgelieferte Pferd." — Wie Dankmar hierauf gespannt, die Erwiderung abwartete, hielt Hackert plötzlich still, legte die Peitsche neben sich hin und wendete sich mit verdächtiger Miene rückwärts.

„Nun?" sprang Dankmar auf und maß seinen Vordermann, dessen Benehmen in diesem düstern Tannenwald sonderbar genug aussah.

„Das Pferd hab' ich geritten," sagte Hackert ergrimmt, „weil ich's gern that und weil Ihr Bruder mir Freundlichkeiten erwies, ohne mich zu kennen. Ich hab's gethan aus noch einem andern Grunde, den Sie künftig einmal hören sollen, wenn wir uns besser verstehen, als es bis jetzt den Anschein hat. Zum Fahren nach Hohenberg erbot ich mich, weil ich in Hohenberg

zu thun habe. Ein Kutscher bin ich nicht, fahre auch jetzt keinen Schritt weiter, wenn Sie mir hier nicht auf der Stelle gestatten, neben Ihnen zu sitzen. In Hohenberg aber fahren Sie, ich steige dort aus oder bin gleichsam Ihr Freund, verstehen Sie? Nicht um hundert Thaler fahre ich Sie im Hohenbergschen.“ Damit wollte er über die Lehne springen und an Dankmar's Seite sich setzen.

„Halt da!“ sagte dieser und wehrte dem Beginnen mit Entschlossenheit. „Sie als Freund anzuerkennen, hab' ich keine Veranlassung. Behagt es Ihnen nicht vor mir zu sitzen, so sind wir noch nahe genug am Pelikan, daß Sie zu Fuß umkehren können.“

Hackert's Antlitz verzog sich zu einem bitter grimmigen Lächeln. Der innerlich in ihm tobende Zorn gab ihm etwas Grinsendes. Er fühlte, daß er hier seinen Mann gefunden hatte, und blieb niedergedrückt von dem viel stärkern Dankmar, auf seinem alten Platz. „Also welches waren die Bedingungen?“ sagte Dankmar. „Wir wollen eine nach der andern prüfen und zugestehen, was den Umständen angemessen ist.“

Hackert dachte jetzt auf andere Art das Gleichgewicht herzustellen. Er streckte sich nachlässig auf dem Kutscherbock, zog eine Cigarre aus einem Etui, zündete sie an einem portativen Streichfeuerzeuge an und blies die Wolken vor sich hinaus, als verachtete er Den, der ihn mit Gewalt in eine niedere Stellung drücken wollte.

„Also welches waren die Bedingungen?“ wiederholte Dankmar. „Erstens, Sie sitzen vor mir. Zweitens —“ — Hackert blieb ruhig und rauchte. — „Zweitens,“ fuhr Dankmar fort, „bei Hohenberg ergreife ich Peitsche und Zügel. Zugestanden in dem Fall, daß Sie aussteigen und mir die Gnade nicht abschlagen, dann drei Thaler für Ihre Dienste anzunehmen.“ — „Hol' Sie der Teufel!“ rief Hackert lachend, hieb wild auf den Gaul ein und klatschte mit der Peitsche so übermüthig, daß es laut durch den stillen Wald widerhallte.

Dankmar schwieg. Er hatte einen Anmaßenden züchtigen, einen Verdächtigen in die nothwendigen Schranken zurückweisen wollen. Den ihm vom Pelikanwirth geborgten Mantel über die Füße schlagend gab er sich mit ganzer Seele der Ueberlegung alles Dessen hin, was er anordnen wollte, um wieder zu seinem verlorenen Gut zu kommen. Daß ihm dieser Unfall begegnen konnte, mitten im Gedränge der Hoffnungen, die sich ihm an die angeroder Entdeckung knüpften, erfüllte ihn mit Groll gegen die Launen des Geschicks. Er sah sich nicht etwa gestört in dem Genuß von Reichthümern, die ihm seine Entdeckung gewinnen

konnte, er hatte diese Träume so entschieden abgelehnt, daß wir seinem ehrlichen Wort, daß ihn andere, uns noch dunkle Vorstellungen erfüllten, glauben dürfen. Vielleicht begeisterte ihn nur der juristische Kampf um die Geltendmachung seiner Ansprüche. Vielleicht spornte ihn die Vorstellung: Du trittst mit einem verjährt scheinenden Recht auf, weckst vergangene Misbräuche aus dem Moder der Schreibstuben, kämpfst gegen Besitzthümer, die sich vielleicht in ihrer Begründung unendlich sicher dünken! Vielleicht verglich er die ganze Zeit mit seinem persönlichen Interesse. Dankmar war Jurist und Politiker. Sein Vater, ein denkender, ernster Beobachter, hatte früh in ihm die Fertigkeit der Rede, die schnelle Auffassung, den unverwüstlichen Trieb der Gerechtigkeit erkannt, und Dankmar, dem vielleicht ein anderer Beruf augenblicklich lieber gewesen wäre, mußte sich doch später sagen, daß die Bestimmung des Vaters einer tiefen Beobachtung entsprungen und eine richtige war. Man rühmte allgemein seine juristischen Deductionen. Nur zur rein formelhaften Erfassung des Rechts konnte er sich nicht abtödten. Ein Unrecht vertheidigen, das Recht suchen beim zweifelhaften Licht scheinbarer Rechtssätze und zweideutiger Gesetzesstellen, war ihm auf die Länge unmöglich. Deshalb auch währte die Begründung einer festen Stellung für ihn länger als bei manchem geringern Talente. Er hatte schon seit fünf Jahren die Universität verlassen, alle Prüfungen bestanden, war den Gerichten, wie der Gesellschaft wohlbekannt und gefürchtet seines Freimuths wegen. Seines männlichen Aeußern, fröhlichen Humors und seiner ritterlichen Galanterie wegen war er von den jüngern Frauen ebenso geschätzt wie sein sanfterer Bruder von den ältern. Zu einem ergiebigen Anhalt an Aemter und Würden hatte er es noch nicht gebracht. Nur hier und da flossen ihm in Diäten die Mittel zu, die ihm erlaubten, seinen Antheil am hinterlassenen kleinen väterlichen Vermögen zum größten Theil noch der Mutter anheimzustellen. Die Urkunden, die ihn vielleicht als den rechtmäßigen Erben eines lange vermoderten Hugo von Wildungen erwiesen, verwandelten sich noch keineswegs in seiner Phantasie in die Millionen, von denen er dem Bruder gesprochen. Er wußte, daß der Staat in diesem Augenblick Alles daransetzte, jene allerdings seit Jahrhunderten offene Erbschaftsfrage in seinem Interesse zu lösen und die städtischen Besitzungen dem Fiscus zu gewinnen. Ihn reizte nur die Theilnahme an diesem Kampf. Er wollte dem feudalen Staat zeigen, wie sich seine Anmaßungen in den Angeln eines Erbrechts bewegten, das zuletzt jedem An=

dern ebenso gut zustattenkommen könnte wie dem Fürsten. Er knüpfte an diesen Proceß nur seine Wissenschaft, seine Kunst und die auf ihr sich gründende Zukunft seines Berufs, für den er ebenso viel Ehrgeiz besaß wie sein Bruder für die Malerkunst. Und nun sollten diese Träume an dem misgünstigsten Zufall, der einen einsamen auf der Landstraße preisgegebenen Frachtwagen treffen konnte, scheitern? Er sah den Schrein erbrochen, die werthvollen Papiere zerstreut, zu gewöhnlichen Zwecken gedankenlos misbraucht, ja vielleicht in den Händen der beiden Parteien, denen vor Allem der Besitz dieser uralten, glücklich aufgefundenen Verschreibungen zu entziehen war! Er verfiel in tiefes unmuthiges Sinnen.

„Wenn Sie darüber nachdenken,“ fing Hackert jetzt, der sich in sein Schicksal ergab, von selbst an, „wie Sie zu Ihrem Verluste wiederkommen können, so rechnen Sie dabei nur nicht auf die hohenberger Justiz. Mit der sieht's nicht zum besten aus.“ — Dankmar bemerkte: „Sind Sie in Hohenberg bekannt?“ — „Bekannt eben nicht,“ antwortete Hackert; „schlechte Justiz merkt man nie so gut in der Nähe wie in der Ferne; aber den dortigen Patrimonialrichter kenne ich. Er war oft in der Residenz. Er soll nun in die ordentlichen Gerichte aufgenommen werden und handelt noch mit der Regierung über seinen künftigen Titel. Fürstlich hohenbergischer Justizdirector hieß er und möchte den langen Schwanz nicht gern aufgeben, wenigstens seine Frau nicht, wenn auch die Stellung draufgehen wird.“ — „Wir treffen also ein Patrimonialgericht?“ sagte Dankmar. „Das ist mir für unsern Fall erwünscht. Es geht da mit einem Prozesse kurz und bündig.“ — „Ja, ja,“ antwortete Hackert, „die Hohenberger haben gleich ihren Thurm bei der Hand, drei Klafter tief. Der Thurm ist Inquisitoriat, Spinn-, Zuchthaus, Festung, Alles in einem Loch. Nach den allgemeinen vaterländischen Zuchthäusern schicken nämlich die Patrimonialrichter nicht gern, das wissen Sie wol? Da müßten Sie ja ans nächste Landesgericht referiren, das giebt Schreiberei, Untersuchung; da werden von oben her Nasen über schlechte Proceduren ausgetheilt und so kann Einer einen Mord anstiften, stehlen, einbrechen, falsch schwören und so lustig fort, der Herr Justizdirector findet immer so viel mildernde Umstände, daß der Mörder mit einem halben Jahr Localhaft davonkommt und die Regierungsjustiz nicht genirt wird. Ein halbes Jahr, länger darf der Fürst von Hohenberg Keinen strafen, sonst muß der Spectakel gleich an das allgemeine Landgericht.“

Dankmar empfand jetzt fast Reue über die entschiedene Art, wie er Hackert entgegengetreten war. Er sprach da so kundig über Rechtsverhältnisse, daß fast in ihm ein collegialisches Gefühl auftauchte. Um Hackert's zurückgekehrte gute Laune im Zuge zu erhalten, sagte er: „Ihre Schilderung ist nicht übel. Apropos! Sie erwähnen den Fürsten von Hohenberg. Wissen Sie etwas von ihm? Ich wunderte mich, was mein unglückseliger Fuhrmann von einem Ball auf dem Schlosse fabelte. Der alte Fürst Waldemar von Hohenberg ist ja todt und der junge Prinz Egon ist verschollen —?" — „Prinz Egon," sagte Hackert, der über diese Verhältnisse allseitig unterrichtet schien, „Prinz Egon ist in Paris oder sonstwo und kommt schwerlich mehr nach Hohenberg zurück. Wo die Herrschaft nicht zu Hause ist, halten Hunde und Katzen Hof. In Hohenberg auch die Füchse und Wölfe und Blutegel. Die drei Hauptcreditoren der fürstlichen Masse sind vor ein paar Tagen hinaus mit Kind und Kegel, um Luftbäder zu nehmen. Justizrath Schlurck ißt gern Forellen, frisch aus dem Murmelbach, wie Frau Justizdirectorin sagt, die Schlurck's schwache Seiten kennt." — „Hat denn Schlurck die Curatel auch über die Hohenberg'sche Masse?" fragte Dankmar, der sehr wohl den Namen des gefeierten und vielgesuchten Advocaten Franz Schlurck kannte. — „Wo hätte Franz Schlurck nicht seine Finger im Spiel!" war Hackerts scharfbetonte Antwort. „Seit dem Tode des Fürsten von Hohenberg geht dort Alles durch seine Hand, schon bei Lebzeiten des Fürsten war er Administrator. Es ist prächtig Das mit so einer Administration! Die Gläubiger jagen den Besitzer von Haus und Hof, setzen einen Verwalter über die verschuldeten Häuser und Güter, lassen Den den Rahm oben abschöpfen und nehmen Das, was zuletzt vom Spaß übrigbleibt, als Abschlag für die Zeit, wo's besser wird. Alle Jahre feiern sie eine allerliebste Assemblée, die sie die Besprechung der Masse-Creditoren nennen. Man rechnet erst, man schimpft, man droht, man lärmt, Abends aber ist Ball, Versöhnung, Händedruck, und wol auch „Gänschen, lieb Gänschen, was rasselt im Stroh!" — Die letzten Worte sang Hackert mit einem frivolen Ausdruck und nach bekannter volksthümlicher Melodie.

Dankmar fühlte zwar, daß sich Hackert aus seinem Schreiberamt eine vielfach unterhaltende Bekanntschaft mit allerhand Privathändeln erworben hatte, mochte ihm aber doch, um seine eigenen Angelegenheiten bekümmert, in den innern Zusammenhang seiner Ansichten und Empfindungen nicht zu weit folgen.

Er begnügte sich, auf alle diese Mittheilungen vorerst zu schweigen. Auf die Länge — die Uhr einer Dorfkirche schlug die zwölfte Stunde — fühlte er eine Anwandlung von Schlaf. Wirklich sah er auch nur mit halbwachem Bewußtsein, daß sie in ein stilles Oertchen kamen, wo sich nicht einmal das Bellen eines Hundes hören ließ. Ein Brunnen plätscherte laut vor einem Hause, das vielleicht eine Herberge war. Dankmar sah nothdürftig, daß Hackert abstieg, den Gaul bei Seite und an den Brunnen führte. Hackert nahm ihm die Halfter ab und ließ ihn an den Rand des Wassers. Dabei langte er ein Stück Brod aus der hintern Rocktasche und theilte mit dem Gaul. Ein großes Messer, das er aufklappte, schnitt bald für das Thier, bald für ihn einen Bissen ab. An diesen sorgsamen Verrichtungen hatte Dankmar, durch die müden Augen blinzelnd, seine Freude. Sie gaben ihm so das Gefühl der Sicherheit, daß er, ohne gerade Neigung für seinen Vordermann zu gewinnen, doch ihm volleres Vertrauen zu schenken anfing und den Schlummer immer mehr über sich Herr werden ließ.

Doch schlief er nicht so fest, um nicht zuweilen, aufgerüttelt von dem inzwischen wieder weiterrollenden Wagen, seinen Gedanken klarer nachzuhängen.

Wie man so oft an sich erfahren kann, daß jede im ersten Sturm ergriffene Unternehmung nicht auf die Dauer standhält, wenn die zu ihrer Ausführung nothwendige Zeit langsam schleichend an uns vorüberzieht, so übermannte auch Dankmarn bald das Gefühl der Ergebung in Das, was nun das Schicksal über seinen Verlust würde bestimmt haben. Er konnte sich ausmalen, welche Freude ihm über das Wiederfinden des Schreins bereitet würde; aber ebenso rüstete er sich auch schon auf die Gewißheit, daß er all den Plänen, die er an jene Entdeckung im Archivsaale des alten Tempelhauses geknüpft hatte, entsagen müßte. Schon warf er diese Thatsache wie so viele andere, denen Erfolg gefehlt hatte, in jenes große weite Meer, auf dem schon so viele Hoffnungen untergegangen, so viele Träume gescheitert sind. Und das Gefühl einer gewissen Leere übermannte ihn da plötzlich so gewaltig, die Gleichgültigkeit gegen jedes Geschick überschlich ihn mit der schwindenden Kraft des jungen, schlafgewohnten Körpers so unwiderstehlich, daß er nach einiger Zeit sich aufraffend den mit großen gespenstisch offnen Augen in die Nacht hinausstarrenden Hackert anrief: „Freund, ich will Ihnen sagen, woran wir besser thun.“ — „Nun?“ fragte Hackert ebenfalls aus Träumen

erwachend. — „Beim ersten Wirthshause, das wir entdecken, halten wir, trommeln die Leute aus dem Schlafe, führen den Gaul in den Stall und schlafen im Bett oder auf der Diele oder im Stroh eines Stalles, gleichviel. Was meinen Sie?" — „Mir ist's recht," sagte Hackert und zeigte auf ein Licht, das in einiger Entfernung am Saum eines Waldes sichtbar wurde. „Wo sind wir hier wol?" — „Kennen Sie denn nicht den Weg," sagte Dankmar, „den Sie doch so muthig fahren?" — „Dies ist die erste Reise, die ich in meinem Leben mache," sagte Hackert. „Ich habe den Sündenpfuhl, in dem ich geboren bin, noch auf zwei Meilen nicht verlassen." — „Nun begreif' ich," sprach Dankmar lachend und doch wieder von Mistrauen ergriffen, „daß Sie die Gelegenheit einer Luftveränderung beim Schopf festhielten. Wenn man Sie anschaut, möchte man nicht glauben, daß Sie in irgend Etwas noch ein jungfräuliches Gemüth haben könnten. Uebrigens will ich nicht hoffen, daß wir auf dem Wege nach Hamburg oder Leipzig, statt nach Hohenberg sind. Sie machen mir schöne Sachen! Jetzt auf das Licht zu! Und da bleiben wir, bis es hell wird und wir wissen, wo wir hier unter den Sternen herumkreuzen."

Hackert pfiff dem Gaule zu, der auch von dem Lichte eine freundlichere Ahnung zu bekommen schien und sich wacker in Trab setzte. „Ich bin ja erst zweiundzwanzig Jahre alt," sagte Hackert, gleichsam um sich zu entschuldigen. „Was weiß ich, wo die Wegweiser da all' am Wege hinzeigen!" — „Zweiundzwanzig Jahre erst?" antwortete Dankmar staunend und maß dabei, sich vorneigend, die Furchen auf Hackert's Stirn, die tiefliegenden Augen, die schlottrige, entnervte Haltung. Seine Lippen waren fahl, das Auge nur dann feurig, kam es in unheimliche Erregung. „Zweiundzwanzig Jahre," wiederholte er, „wie haben Sie das gemacht, schon wie ein Sechsunddreißiger auszusehen?" setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu. — „Ich habe geschrieben," antwortete Hackert. „Wer von seinem vierzehnten Jahr an nur auf dem Schreiberbock reitet, kann keine so farbigen Wangen haben, wie meine Haare sind. Sechs Tage in der Woche hab' ich acht Jahre lang Actenstaub geschlürft und Proceßgift eingeathmet. Abends und Sonntags freilich hab' ich dann gelebt." — „Gelebt?" wiederholte Dankmar. „Was nennen Sie leben? Es scheint, leben hieß bei Ihnen soviel als sich langsam umbringen." — Hackert gab auf diese Bemerkung keine andere Antwort als daß er nach einer Weile bemerkte: „Das Licht ist ein Wirthshaus."

Ein gewaltiges Hundegebell begrüßte die nächtlichen Ankömmlinge. Sie standen vor der Pforte eines großen Gehöftes, aus welchem im Dämmerlichte Leitern, Stangen und Scheunen heraussahen. Ein dem dunkeln Walde zu gelegenes stattliches Wohnhaus schien geschlossen, oben aber in den Fenstern des ersten Stocks brannten noch Lichter. Hackert sprang vom Wagen und stieß mit dem Griff der Peitsche so an den Thorweg, daß die Hunde nur noch zorniger bellten. Auf ein mehrmaliges Heda! kamen endlich über den gepflasterten Hof die Pantoffeln des Hausknechts angeschlorrt. Ein großer Holzriegel wurde von innen zurückgeschoben, eine Stalllaterne warf ihre trüben Strahlen auf Hackert's bleiches Angesicht.

„Können wir Nachtquartier haben?“ war Hackert's Frage, der überhaupt so gewandt sich in Alles zu finden wußte, als wenn er jahrelang auf Reisen zugebracht hätte.

„Nur herein!“ rief der Hausknecht mit einem sonderbar fröhlichen Tone. „Hier seid's gut geborgen, Kinder! Juchhe! Du armes Thierle du!“ wandte sich der fröhliche Hausknecht zum Pferde. „Komm! komm! mein Hühnchen! Friß Vogel und stirb nicht! Ja! Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'.“ — „Hier geht's ja spaßhaft zu,“ sagte Dankmar und sprang von seinem Sitze herunter. „Ihr singt ja wie die Nachtigall im Busch.“ — „Hört Ihr sie schlagen, Herr?“ fragte der Hausknecht. „Ihr kennt mein Lieschen im Busch? Noch drei Tage, dann sagt sie: Adieu Dietrich! Adieu Heidekrug! Und erst über's Jahr kommt sie wieder. Fahr' wohl!“

Hackert erklärte diesen Humor für die Folgen eines gut angewandten Trinkgelds. Dabei fielen sie fast über einen andern Knecht, der lang auf einem Strohhaufen ausgestreckt lag. — „Dietrich und Heidekrug!“ bemerkte Dankmar. „Soviel haben wir jetzt weg. Der Heidekrug . . .“ — „Ja, ja, der Heidekrug — komm, Schimmel! Im Stall — im Stall — im Stall ist's kühl.“ Damit zog der fröhliche Hausknecht vom Heidekrug singend den Gaul von dem Einspänner in den Hof und begann ihn vorm Stalle auszuschirren.

„Heidekrug?“ sagte Hackert. „Wohnt denn hier der Heidekrüger?“ — „Ja, Kutscher, das habt Ihr gut gerathen. Hier wohnt der Heidekrüger.“

Dankmar, dem der Name ebenfalls auffiel, bemerkte: „Der Heidekrüger? Das wird doch nicht Herr Justus sein?“ — „Just Herr Justus,“ sagte Dietrich und führte den Gaul in den Stall.

„Kennen Sie den gelehrten Gastwirth auch?“ fragte Hackert.

— „Ich wundere mich, daß Sie ihn kennen.“ — Hackert wurde über diese Replik verdrießlich. Dankmar's unausgesetzter Zweifel an seiner Bildung und die offenbar geringschätzige Ansicht von seinem Herkommen verletzten den bizarren und, wie es schien, mannichfach mit der Welt bekannten und wieder mit ihr zerfallenen jungen Mann.

Während Dietrich mit dem Gaul beschäftigt war, hatten sich die beiden Gefährten im Hofe des Heidekruges genauer umgesehen. Er machte einen freundlichen, willkommenheißenden Eindruck. Rings begrenzten ihn Scheunen und Schuppen. Im Stalle hatten sie mehrere Pferde bemerkt. Der Rinderstall grenzte dicht daneben. Ein wohlgehaltenes Stacket schied den Hof von einem Baumgarten ab, der sich hinten zum Walde verlor. Die Düngerhaufen hier und dort gehörten zum Wesen einer großen Oekonomie. Das Wohnhaus hatte hinterwärts einen Anbau für die Küche. An der Seite, die nach dem Hof ging, zog sich ein Spalier in die Höhe, das den weißen Kalk mit grünem dichten Weinlaub bedeckte. Von den untern Fenstern waren große Blumentöpfe und Rankengewächse in Kästen aufgestellt, auf deren einem gerade eine Katze lag, die mit funkelnden Augen wahrscheinlich hier das Schlafzimmer der Herrschaft hütete. Der Eingang des Hauses nach vorn war geschlossen, aber hinterwärts, vom Eingang zur Küche her, fanden sie eine offene Thür und unter ihr eine Magd sitzend, die hier auf der Schwelle ebenfalls eingeschlafen war, nun aber vom Lärm der in ihren Hütten festangeschlossenen Hunde erwachte. Als sie die Augen aufschlug und die Fremden erblickte, griff sie rasch nach einem glänzenden Gegenstand, der in ihrem Schooße lag und ihr entfallen schien. Es war ein neuer blanker Thaler. Wie sie sich besann und ihr Geldstück in Sicherheit gebracht hatte, sagte sie den Ankömmlingen, daß dies der Heidekrug, ihr Herr, Herr Justus, der Heidekrüger wäre. Oben fänden sich Zimmer genug und kalt essen könnten sie auch und wie sie wol oben am lauten Sprechen im Saale hörten, Gäste fänden sie auch noch. Der Herr, dem der Wagen da unten gehöre, wollte noch heute weiter, um mit Sonnenaufgang in der Residenz zu sein. „Ja, ja,“ sagte sie etwas polternd, „bei uns geht's bunt her! Hier machen wir die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht. Wir sind hier Alle überstudirt.“

Hackert hatte bereits den von der verdrießlichen, aber rührigen „überstudirten“ Magd erwähnten Wagen der oben befindlichen Herrschaft bemerkt. Er stand auf der andern Seite des

Hauses, bereit zum Vorfahren. Ein Kutscher in Livrée saß eingehüllt in einem leichten Staubmantel auf dem Bock und schlief. „Wem gehört der Wagen?“ fragte Dankmar, die Livrée des Schlafenden in's Auge fassend. — „Einem prächtigen Herrn aus der Stadt,“ sagte die Magd. „Er ist erst drei mal auf dem Heidekrug gewesen, und ich denke, wenn er öfter kommt, werden die Leute nicht mehr sagen: Auf dem Heidekrug wird die Milch schon in der Kuh sauer.“ — „Sagen Das die Leute?“ — „Ja, Herr, ich weiß nicht, ob Sie ein Studirter sind. Aber ich denke immer, der Bauer soll dem Pastor das Latein lassen. Die Ochsen lernen's doch im Leben nicht.“

Dankmar beobachtete Hackert, der sich inzwischen mit scheuem Blick dem eleganten Reisewagen genähert hatte und prüfend vor ihm stand und vor sich hin murmelte: „Neumann! Bei Gott, er ist's! Es ist Neumann.“ — „Was murmeln Sie denn? Kennen Sie den Wagen?“ — Hackert zeigte auf die Chiffre am Schlage. Man mußte nahetreten, um sie in dem nur sternenhellen Dunkel zu erkennen. — „F. S. Nicht wahr?“ sagte Dankmar. — „F. S.“ wiederholte Hackert bestätigend und gab die Erklärung: „Franz Schlurck.“ — „Meinen Sie wirklich? Der Justizrath Schlurck? Der Kutscher schläft. Wir wollen die Magd fragen. In dem Fall bleib' ich noch auf. Ich hätte Lust, den berühmten Juristen kennen zu lernen.“

Hackert schwieg. Er war nachdenklich und stand vor dem Wagen wie festgebannt, streichelte die Pferde und lachte mit einem eigenen, fast schwermüthigen Ausdruck in sich hinein. „Kommen Sie mit hinauf, Hackert! Hören Sie nur, wie man noch die Gläser anstößt! Es ist mir, als dränge bis hierher ein duftender Punschgeruch. Essen wir in der lustigen Gesellschaft oben zu Nacht und stoßen wir fröhlich mit den Fröhlichen an!“ Hackert hörte diese freundliche Aufforderung nicht. Er stand wie abwesend vor den Pferden und streichelte sie. Diesen that der nächtliche Gruß wohl. Die prächtigen Thiere schnoberten leise und reckten die Ohren. Hackert aber fuhr ihnen sanft über die Mähne. Da strichen die Rosse die Hufen auf dem Pflaster und schlugen die langen Schweife in die Höhe. Die Mähnen der Thiere bewegten sich unruhig und ihre dunkeln großen Augen blinzelten in der Nacht geheimnißvoll, als wollten sie sagen: Sieh' da, Hackert, wir kennen dich, warum sehen wir dich nicht mehr? — „Gute Nacht!“ sagte darauf Hackert, der alles Dies ebenfalls zu fühlen schien, und wandte sich dem Stalle zu. Die mit dem Licht wartende Magd, drängend und freundlich gestimmt,

bemerkte: „Ei kommen Sie doch. Es sind oben auch Zimmer für die Kutscher!“ — „Geh' Sie zum Henker mit Ihrem Kutscher!“ sagte Hackert und schlenkerte die müden Glieder dem Stalle zu, wo er, auf Dankmar's Nachruf nicht hörend, rasch und gleichgültig verschwand.

„Er will im Stalle schlafen,“ sagte die Magd. „Es ist besser, er ist bei Ihrem Pferde. Dem Dietrich bekommt's nicht, wenn der gute Herr oben bei uns zu oft einkehrt.“ — „Zahlt der immer so gute Trinkgelder?“ — „Er will nur, daß Alles lustig ist, giebt gleich Wein und Geld und unsern Herrn wechselt er ganz aus. Kommen Sie! Ich geb' Ihnen ein gutes Zimmer und gehen Sie getrost noch in den Saal.“ — „Nun gut!“ sagte Dankmar. „Etwas kalte Küche! Braten, Wein, wenn man ihn haben kann! Dann mach' Sie das Bett! Ich will noch einen Augenblick in den Saal treten.“

Dankmar kannte nur den bedeutenden Ruf des Justizraths Franz Schlurck. Er war der gesuchteste Anwalt der vornehmen Welt, hatte Häuser und Güter in Administration, verwaltete minorennen reichen Erben ihre künftigen Besitzthümer, galt für einen der beliebtesten Gesellschafter und war besonders durch das glänzende Haus, das er machte, und durch die Schönheit seiner Tochter Melanie ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Dankmar kannte die reizende Melanie nur von flüchtiger Begegnung, hatte auch Schlurck nie persönlich gesehen. Er fand es in der Ordnung, die Gelegenheit zu benutzen, einen vielbesprochenen Mann, der ihm gewissermaßen als nachahmenswerthes Vorbild seiner eigenen Laufbahn gelten konnte, kennen zu lernen. Daß Schlurck allein reiste, ohne seine Familie, hatte er vernommen. Er rechnete darauf, außer Schlurck nur noch den Heidekrüger Justus zu finden, einen gleichfalls bekannten öffentlichen Charakter, der schon seit Jahren viel Wunderliches von sich reden machte.

Als Dankmar die Treppe hinaufgestiegen war und die Thür, hinter der er sprechen hörte, geöffnet hatte, blendete ihn anfangs der entgegenstrahlende Lichtschimmer, sodaß er fast nichts von dem sah, was er hier antreffen sollte. Auf seinen Gruß antworteten ihm mehrere Stimmen zugleich mit einem theilweise überraschten: „Guten Abend!“ Um ein Uhr des Nachts hatten im Saale des Heidekrugs noch drei Männer beisammengesessen, die, eingehüllt vom wohlriechendsten Cigarrendampf, den Morgen mit wachen Augen begrüßen zu wollen schienen. Den Heidekrüger und den Justizrath glaubte Dankmar sogleich zu er-

kennen. Es war noch ein Dritter anwesend, der entfernt von diesen Beiden mit einer blauen Blouse bekleidet in einem düstern Winkel saß.

Sechstes Capitel.

Der Nachtwandler.

Das ziemlich geräumige, doch etwas niedrige Gastzimmer des Heidekrugs war von vier Wachslichtern, die auf dem länglichen Tisch dicht zusammengerückt standen, heller erleuchtet, als es solche Räume sonst zu sein pflegen. Die vier Kerzen standen so, daß sie sich zu gleicher Zeit im Spiegel verdoppelten. Zwischen der zweiten und dritten Kerze stand ein silbernes Gefäß, das der Kundige auf den ersten Blick als einen Champagnerkühler erkennen mußte, wenn nicht auch der daraus hervorragende Hals einer Flasche mit gerolltem Blei umlegt gewesen wäre. An der Seite des silbernen Gefäßes stand einer jener gelbirdenen Töpfe, in welchen die strasburger Gänseleberpasteten versendet zu werden pflegen. Eine Blechbüchse schien eine andere Näscherei zu enthalten, die jedoch mit dem großen Laib groben Brotes, der auf einem Teller daneben lag, in Widerspruch stand. Einige Büchschen mit Etiketten — an der Form erkannte sie Dankmar als englische — schienen pikante Saucen zu enthalten. Alle diese Herrlichkeiten standen vor einem mit großer Behaglichkeit gesticulirenden und eben einen silbernen Becher mit Champagner an die Lippen setzenden Herrn. Seiner Gourmandise nach hätte man vermuthen sollen, er wäre rund genährt und böte ein behagliches Embonpoint. Aber im Gegentheil, Justizrath Franz Schlurck sah mager und dürr aus. Die Züge des klugen und überaus verschmitzten Antlitzes konnten nicht trockener sein. Im Munde war auch nicht ein ganzer Zahn mehr übrig, wie deutlich zu sehen, wenn der von Weinlaune erregte Mann dann und wann einen Zug aus kostbarer Cigarrenspitze zwischen den behutsam aufgesperrten schlaffen Lippen von sich blies. Den Ausdruck der Augen zu erkennen, das war schwer; denn eine goldene Brille verdeckte sie. Das dünne graue Haar saß so spärlich auf dem wohlgebauten und gefällig geschweiften Schädel, daß man erkannte, mit welcher Sorgfalt die einzelnen Haare langggezogen und vom Hinterkopfe her über die Glatze

herübergekämmt waren. Ein feiner blauer Frack mit gelben Knöpfen, ein weißes Halstuch und eine weiße Piquéweste gaben ebenso der Toilette etwas Gewähltes, wie die mit großen und kleinen Ringen gezierte Hand Pflege und ein Bewußtsein der Zierlichkeit derselben verrieth.

Neben diesem Sybariten an der Ecke des Tisches saß der Wirth, eine starke stattliche Gestalt von gewaltigem Knochenbau und einem sichern festen Auge. Das Wesen dieses Mannes war kein gewöhnliches. Die Kleidung ging über den ländlichen Schnitt hinaus, die Haltung war des Welttons nicht unkundig. Man glaubte eher den Bürgermeister einer Landstadt als einen hier in der Einsamkeit des Waldes Wirthschaft treibenden Oekonomen vor sich zu haben. Eine lebhafte Auseinandersetzung schien ihn zu beschäftigen; nicht nur der Champagner, von dem er aus einem großen Wasserglase trank, hatte ihn geröthet, vielleicht auch das Feuer einer Ansicht, die er in dem Augenblick, als Dankmar eintrat, lebhaft vertheidigte. Als Dankmar einen Guten Abend! gesagt hatte, stand der Heidekrüger auf und lüftete ein Sammetkäppchen, das mehr zur Zierrath als aus Rücksicht auf seinen Haarwuchs, der ein starker war, den Scheitel bedeckte.

„Sie werden sich wundern!“ begann Dankmar, „noch so spät Besuch zu bekommen. Ich wollte nur eine Kleinigkeit zu Nacht nehmen, eine kurze Bettruhe halten und morgen in aller Frühe mit meinem Einspänner weiter machen.“

„Haben Sie sich bestellt, was Sie wünschen?“ fragte der Heidekrüger mit einem gewissen Gentlemanton, als wollte er sagen, ich bin kein Wirth im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern verweise Sie auf die Bedienung, die hier ganz eine Privatsache meiner Leute ist. Und als Dankmar bejahte und bat, sich nicht stören zu lassen, fuhr der Sprechende, als wäre er nicht unterbrochen worden, mit kräftiger Stimme fort: „Woran liegt's, als an der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Zustand auf dem Lande selbst? Wir haben's erst darin versehen, daß wir Leute hineinschickten, die am schnellsten mit dem Mund voraus waren. Sie haben die Verwirrung nur noch größer gemacht, vom Hundertsten ins Tausendste gesprochen, Alles schön, aber ohne Kenntniß. Denn warum? Es waren Doctoren, die ihre Praxis aufgaben. . . .“ — „Wenn sie welche hatten,“ ließ Schlurck lächend einfallen. — „Auch das,“ sagte der Heidekrüger. „Es waren Schullehrer, Advocaten, aber keine Geschäftsleute. Die werden wir diesmal schicken; aber auch nicht die Beamten und die Angestellten, welche die Regierung geschickt wünscht.“

Schlurck schien im Grunde nicht geneigt, dies Gespräch fortzusetzen, wenigstens hätte sich sein glatter Weltton erst lieber mit dem neuen Ankömmling vermittelt. Dieser hatte ihm dicht gegenüber Platz genommen und die hier ausgebreiteten Delicatessen mit einem ironischen Lächeln gemustert. Diese Kritik setzte den Epikuräer in Verlegenheit und mit einem eigenthümlichen Hinaufziehen der Stirnfalten, das dem Mund und den Schläfen einen sonderbar faunischen Ausdruck gab, wandte er sich an Dankmar mit den Worten: „Wenn man überall so gut aufgenommen wäre wie bei dem in allen Wassern erfahrenen Herrn Justus, so würde man nicht nöthig haben, sich für eine Reise in diese Gegenden zu verproviantiren. Uebrigens ist nur das Eis eine Contrebande von mir selbst, der Champagner, vortrefflicher Geldermann-Deutz, kommt aus dem Keller des Heidekrugs. Ich zahle kein Korkgeld."

„Der Geldermann-Deutz ist auch erst," antwortete Justus lachend, „mit der neuen Zeit da hineingekommen. Seit die Wahlbesprechungen die Zungen trocken machten und alle möglichen Stände, Leute, die ich nie bei mir gesehen habe, Officiere, Landräthe, Präsidenten bei Einem vorkommen, hat auch die Nachfrage nach dem süßen Zeug die Anschaffung nöthig gemacht. Ich bezahl' ihn für echt. Ich will hoffen, daß er's ist."

„Schäker! Schäker!" drohte Schlurck mit affectirter Schelmerei. „Nicht echt? Hab' ich Ihnen nicht, als ich kürzlich die Ehre Ihres Besuches genoß, die besten Quellen genannt? Wenn sich unsere Freundschaft so echt erweist wie dieser Geldermann-Deutz, so können wir schon zusammenhalten. Darf ich Ihnen anbieten, mein Herr?" — Damit hatte Schlurck ein Wasserglas, mit perlendem röthlichem Bouzy gefüllt, auf einen Teller gestellt und ihn Dankmarn präsentirt. Dieser lehnte jedoch ab und brauchte dafür den höflichen Scherz, daß er sagte: „Ich trinke keinen Geldermann-Deutz."

„Warum nicht? Das Haus ist sehr beliebt."

„Der Name Deutz," sagte Dankmar lachend, „erinnert mich immer an den Verräther der Herzogin von Berry und ihre Gefangenschaft auf dem Schlosse . . . wie heißt es doch?"

„Blaye!" rief eine Stimme von einer entlegenen dunklen Ecke des Saals herüber. Dankmar wandte sich. Das französische Wort kam von jenem dritten Anwesenden, der in seiner blauen Blouse gleich beim Eintreten Dankmar'n aufgefallen war. Soweit er ihn im Dunkeln erkennen konnte, war der junge so unterrichtete Mann von schönem hohen Wuchs. Die blaue Blouse

ging ihm dicht bis an den Hals, der mit einem leichten seidenen Tuch umschlungen war. Ein Stock, ein gefälliger Ranzen, eine Mütze lagen neben ihm. Er stemmte den Kopf auf die Hand und streckte das Bein lang über einen Sessel hin, den er vor sich stehen hatte, ohne ihn mit den Stiefeln zu berühren, was sich ohne Zweifel der Heidekrüger würde verbeten haben. Leider entging Dankmar'n der Ausdruck des Kopfes, da er diesen niederbeugte und mit der Hand verdeckte.

„Richtig, Blaye!" sagte Dankmar erstaunt; denn er hätte gegen die ihm zugeflüsterte Bemerkung der eben mit kalter Küche eintretenden Magd, daß der Dritte ein Handwerksbursch wäre, dem Aeußern nach kaum etwas einzuwenden gehabt.

„Es ist nicht der erste Beweis," begann Schlurck halblaut zu dem sein bescheidenes zweites Nachtessen anschneidenden Dankmar; „es ist nicht der erste Beweis, den uns der treffliche junge Mann da in der Ecke von seinen Kenntnissen gibt! Er ist, sagt er, in dieser Gegend zu Hause. Daher unstreitig Wähler und wählbar, wie alle diese jungen Menschen jetzt, wenn sie nämlich nachweisen, daß sie keinem Andern die Stiefel putzen und dreißig Jahre alt sind, was er doch wohl zu sein scheint." — „Sind Sie ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts?" bemerkte Dankmar, mit einem Stück Fleisch beschäftigt. — „Wie könnt' ich das in einer Zeit," sagte Schlurck ironisch, „wo die untern Stände sich so ausgezeichnet entwickeln, daß sie sogar die Geschichte der Herzogin von Berry wissen! Schon einige male bot ich dem jungen hoffnungsvollen Tischler — ein Tischler ist der junge Mann — von unserm Geldermann-Deutz, aber, erstaunen Sie —" — „Er hat dieselbe Antipathie gegen Verrätherwein wie ich?" bemerkte Dankmar lachend, setzte nun aber, um nicht zu verletzen, hinzu: „Das edle Getränk soll unter seiner Etiquette nicht leiden. Ich thue Ihnen Bescheid."

Schlurck, gleichsam glücklich, einen Bundesgenossen gegen den jungen Tischler, den er schon lange zu necken schien, zu finden, schenkte, um recht frisch die Schäumung zu geben, noch einmal in einem nahestehenden Glase ein und überreichte es Dankmar'n, der freundlich Bescheid that.

Der Heidekrüger lachte und schraubte den Justizrath, indem er anfing: „Ei, ei, Herr Justizrath, was haben Sie mir da für eine Etiquette empfohlen? Das hätt' ich wissen sollen, als ich wegen meiner kleinen Häkeleien mit der Hohenberg'schen Masse bei Ihnen war und Sie um eine Empfehlung guter Weine bat wegen der bevorstehenden Wahlmanöver und Zweckdemonstra-

tionen!" — „Geldermann-Deutz wird mir hier verworfen," sagte Schlurck mit halb ernster, halb komisch sein sollender Entrüstung. „Da müssen Sie zur Strafe jetzt alle zusammen einem Montebello oder einem Moët den Hals brechen. Was befehlen Sie?" Und damit langte er neben sich hinunter und griff in einen zierlichen Flaschenkeller, der neben ihm auf der Erde stand. In seinen Räumen hatte dieser noch Platz für die köstlichsten Speisen und sogar das Eis, das er im blechernen Boden der Maschinerie bei sich führte.

„Nehmen Sie vom alten ehrlichen Jaquesson," rief jetzt der junge Tischler herüber und änderte ein wenig seine bequeme Stellung. „Im hohenberger Schloßkeller lagen von dem Hause Jaquesson noch vor einigen Jahren ein Dutzend Körbe der bewährtesten Etiquette."

Schlurck richtete sich auf und blickte mit entrüstetem Antlitz zu dem kühnen Sprecher hinüber. Die Brille auf seine hohe Stirn ziehend, stierte er ihn jetzt mit den unbewaffneten grauen Augen an; denn Schlurck gehörte zu denjenigen Weitsichtigen, die, wenn sie gut sehen wollen, die Brille absetzen. „Woher wissen Sie denn Das, junger Mann?" fragte er mit gezogenem Tone.

„Ich habe im hohenberger Schlosse an den Gestellen für die Weinflaschen gearbeitet," antwortete der Tischler lachend, und Dankmar konnte ihm jetzt in sein schönes edles Antlitz sehen. Sein Haar war bräunlich und gelockt wie das seinige, der Mund voll der schönsten Zähne. Ueberhaupt hatte der Fremde einige Aehnlichkeit mit Dankmar.

„Sieh, sieh!" bemerkte Schlurck mit sonderbarem Dehnen der Stimme; „sieh, sieh, ich habe in der That nur Jaquesson bei mir." Dann sich setzend und die Brille wieder über die Augen werfend, rief er: „Vive la gaieté, meine Herren! Rücken Sie näher, junger wählender und wählbarer Tischler! Justus, Sie deutscher Patriot, herbei! Wir stoßen auf die nächste Wahl in Ihrem Bezirk an, id est auf Ihre eigene Wahl! Ha, ha, alter Sünder! Das ist's doch nur, was Ihr so im Stillen ambirt! Papst Sixtus! Der hat's auch so gemacht. In Demuth dem Herrn gedient, geächzt, gestöhnt, die höchste Würde abgelehnt, abgelehnt, bis er sie hatte und Papst war! Justus, edler Märtyrer alter Beamtenwillkür! Heran! heran! Eins, zwei, drei! Krach, das Eisen ist ab und nun die Eimer her! Vollgeschöpft!"

Dankmar hielt getrost hin. Was sollte er lange zögern?

Der Heidekrüger jedoch legte die Hand auf sein Glas und sagte verstimmt: „Das bitt' ich mir aus, Herr Justizrath! So haben wir nicht gewettet. Ich sollte daran denken, gewählt zu werden? Darum all' mein Eifer für eine gute und rechtschaffene Wahl? Nein, nein, bester Herr! Ich bin ein schlichter, einfacher Mann. Ich hab' Ihnen gesagt, wie ich mir Alles denke, wie's werden muß im Staat, und nun kommen Sie an und thun, als hätt' ich den Hinterhalt . . . ." — „Hihi!" pfiff gleichsam Schlurck und gab einen eigenen Ton des zahnlosen Mundes von sich, einen Ton, der List und Ungläubigkeit ausdrückte. „Was ist da mehr? Kommen Sie, wählender wählbarer Tischler, thun Sie Bescheid! Sie haben schon manches gute Wort in unser Gespräch hereingegeben. Auch ich ehre die Arbeit! Auch ich ehre die Herren Arbeiter! Die Herren Arbeiter sollen leben! Wir wählen Freunde der Arbeit! Feldarbeit, Werkstattarbeit, Geistesarbeit; nicht wahr. mein Herr, Sie sind Geistesarbeiter? . . ." Diese Frage war an Dankmar gerichtet, der sie bejahte.

„Nun sehen Sie," fuhr Schlurck fort und reichte, um den Heidekrüger zu versöhnen, diesem seine goldene Dose hinüber, aus der er vorher selbst eine Prise genommen; „was murren Sie, Justus? Es ist Alles Windbeutelei mit unserer jetzigen Politik! Kenntniß vom Recht? Gleich Null! Ehrgeiz ist die Achse des ganzen Getriebes. Steck da Einer seine Finger hinein, sie werden ihm bald zerquetscht werden. Die beste Politik ist gewiß die, aus dem Staat Alles hinauszufegen, was in diesen Begriff seit hundert Jahren hineingepferchtist. Wer sagt jetzt so etwas? Eine gute Polizey, das ist Alles, was man vom Allgemeinen verlangen kann. Das Uebrige bleibe der Gesellschaft überlassen. Verwaltung und Schule kommt an die Gemeinde, die Kirche bete und singe, was sie will. Die Provinzen halten jede für sich! Die Ständekammern sind bloße Abrechnungsconvente. Man kommt zusammen, um Soll und Haben auszugleichen. So ist's in Amerika, so in England, und das Beste dabei ist, daß die Menschheit vergnügt bleibt und Jedermann das angenehme Gefühl hat, in seinem Kreise so viel zu gelten, als er mit seiner Person behaupten kann."

„Bravo," sagte Dankmar, „die Ansicht ist fast die meinige auch. Doch sind Sie dabei auf dem besten Wege zur Republik."

„Wenn wir uns," fuhr Schlurck behaglich lächelnd fort, „wenn wir uns eine Republik denken könnten comme il faut, warum denn nicht? Das ist ja aber der ewige Jammer. Die heutigen Republikaner wollen mit dem Staat auch wieder nur

Staat machen. Da soll Alles von unten aufgebaut werden, symmetrisch, Alles in die Höhe, Alles Pyramide, Centralisation. Der Mensch, die Gemeinde, die Gesellschaft werden nur ausgesogen zu einem großen Allgemeinzweck, der im Grunde wieder nicht besser ist als die alte Majestät von Gottes Gnaden. Diese Wuth, den Einzelnen für nichts mehr zu erklären, die ist ja so allgemein jetzt, daß die Lumpe in dem verdammten Communismus ihr Heil finden, als wenn der Einzelne was hätte, wenn Alle — nicht viel haben! Meine Herren, die Erde ist ein höchst unvollkommener, höchst kleiner, obscurer Planet und wird's bleiben, bis er sich einmal an einem größern die Nase zerstößt oder wohlbehalten in ihm aufgeht. Wir Menschen sind vielleicht vollkommener als die Bewohner der großen Planeten; denn allerdings schon die Gastronomie belehrt uns, daß die kleinen Krabben besser schmecken als die großen. Möglich, weil die Erde klein ist, sind ihre Bewohner feiner organisirt als die Bewohner des Saturn. Aber bis zur Vollkommenheit bringen wir's nicht. Wir sind ein wimmelnd Geschlecht fleischfressender Vernunfsthiere. Was wir für Moral halten, ist veredelte Gesundheitslehre; was uns Metaphysik scheint, ist nichts als die Reflexion der einen Sinnentäuschung in der andern. Denn da die gänzliche Rathlosigkeit über unsern Ursprung und unsers Hierseins Zweck und Absicht bereits mehre Jahrtausende dauert, so hat sich von den Millionen Blasen, die darüber schon in unsern Köpfen aufgestiegen sind, ein solcher Blase b a l g von Traditionen gebildet, daß Keiner mehr weiß, was er selbst oder was Andere gedacht haben und woher der Wind weht. Verdauen Sie gut, meine Herren, dann schreiben Sie an den gestirnten Himmel: Das Princip des Alls ist die Liebe. Verdauen Sie aber schlecht, meine Herren, und möchten Sie nach jeder Gänseleberpastete des Teufels werden, so schreiben Sie voll Zorn auf dieselbe Stelle: Das Princip des Alls ist der Haß. Was ist denn nun Wahrheit?"

„Herr Justizrath!" rief der Heidekrüger, „wenn Sie so zu den Bauern sprechen, so bekommen Sie in Schönau nicht eine einzige Stimme." — „Wirklich? Wie so?" — „Jeder Wahlmann wird Ihnen sagen: Das sind Lästerungen!" — „Hm! hm! Glauben Sie Das?' — „So müssen Sie diese Naturmenschen nicht fassen, Justizrath!"

„Wissen Sie was, Justus!" sagte Schlurck nach einigem Besinnen und vom Champagner nippend; „der Henker hole Ihre ganze Wühler- und Wählerei! Wenn's nicht jetzt Mode wäre,

Politik zu treiben, und die unhöflichste Vergessenheit über Jeden käme, der nicht auch in einem Club sitzt und in die allgemeine Confusion mithineinbrüllt, ich würde mich in Acht nehmen, meine Zeit und Muße zum Opfer zu bringen. Ich habe ein paar Ressourcenfreunde gesehen, die nur dreimal im Constitutionellen Club gewesen sind und um zehn Jahre älter wieder herauskamen. Sie hatten ein Gesicht gekriegt — so lang! Uebrigens irren Sie, werthester Freund, wenn Sie glauben, daß die Bauern blos patriotische und politische Salbung hören wollen. Auch diese Leute ahnen längst, daß die Welt ein großes Loch hat, wo all der Wind, den man ihnen seit tausend Jahren vorgemacht, zwecklos wieder durchbläst ins Leere, und daß unsere Existenz eine Flause ist. Es soll ihnen nur einmal Einer von Grund aus zeigen, wie die Welt damals aussah, als sie blos für Adam und Eva erschaffen wurde; ich weiß nicht, Freundchen, ob Sie für Ihre schönauer Loyalitätsadresse die fünfhundert Unterschriften bekommen hätten, die Ihnen in den Zeitungen schrecklich viel Insertionsgebühren muß gekostet haben." — „Sind Sie jetzt ein Loyalitätsadressenschreiber?" fragte Dankmar erstaunt den Heidekrüger. Justus stützte den Kopf auf den linken Arm und antwortete, Dankmar'n scharf in's Auge fassend: „Ich weiß nicht, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe; aber Das weiß man vom Heidekrüger Justus zehn Meilen Weges, daß ich das Bischen Einfluß auf unser Land und unsere Gegend nicht zum Unrechten verwende. Mit den Wühlern hab' ich nie gehen mögen. Ich wurde von der alten Polizeiwirthschaft schon verfolgt vor zehn Jahren. Warum? Weil ich verbotene Bücher las, manchmal in den Provinziallandtagen ein Wort über die Beamtenwirthschaft, über Grundsteuer und die Chausséebauten sprach. Das war ein Hetzen, ein Untersuchen, ein Incriminiren. . . ." — „Sie haben sich damit einen Namen erworben," fiel Dankmar ein. „Ich bin angenehm überrascht, die persönliche Bekanntschaft des freisinnigen Heidekrügers Justus zu machen." — Justus zog, geschmeichelt, sein Käppchen. Schlurck schnitt eine ironische Miene und blinzelte zu Dankmar hinüber, als wollte er sehen, ob man wol von ihm verstanden würde, wenn man in scheinbar ernster Miene etwas blicken ließe, das etwa soviel sagte als: Der eingebildete Esel!

Schlurck war ein negativer Kopf, vor dem nichts festen Bestand hatte. Er leitete fast Alles aus dem Interesse her, auch Justus' politische Stellung, die in der That keine geringfügige war, wenigstens in den Tagen vor den neuesten Bewegungen

nicht. „Die Wühler," sagte Justus, „haben Jeden verdächtigt, der keine Schulden auf seinem Eigenthum hatte. Sie haben sich hier an einige bankerotte Müller und Wirthe und vorlaute Tagelöhner gehängt und Die in die Stadt geschickt, um für sie zu sprechen. Ob es anderswo anders war, das weiß ich nicht; genug, wir Alten von sonst sahen dem Treiben ruhig zu. Die Regierung forderte Die, die sie noch treugesinnt hielt für das Bessere, durch Circularausschreiben auf, man sollte durch Adressen seine wahre Gesinnung kundgeben, und was versprochen wäre, Das würde auch gehalten werden. Nun, darauf hin, Herr, wenn man uns Das hält, was versprochen ist, darauf hin konnten wir sagen, daß wir an unserm angestammten König festhalten und uns von keinerlei Rottirung werden irre machen lassen. Es haben's Vierhundertneunzig unterschrieben und freilich viele Arme darunter, die jedoch vollkommen klar wissen, was sie thaten, als sie die Feder führten."

„Sie sehen," sagte Schlurck mit Humor, „unser braver Herr Justus gehörte sonst zu den Demagogen, jetzt gehört er zum rechten Centrum. Das rechte Centrum ist die Gegend, wo die Portefeuilles wachsen. Wenn das Glück gut geht, Justus, und Sie die Stimmen haben, werden Sie doch noch bei irgend einer Krisis Excellenz —" — „Wenn Sie so über Alles spotten, Justizrath," erwiderte Justus ärgerlich und wollte aufstehen. — „Sitzen geblieben!" rief Schlurck. „Altes Haus, Spaß verstehen! Hier Jaquesson getrunken! Alles Andere ist eitel. . . . Sie sind auch eitel." Dabei füllte er die Gläser, bemerkte aber, daß der Tischler vorhin das seinige nicht geholt hatte. Als er sich umwendete, um ihn dazu aufzufordern, fand er, daß der ohne Zweifel stark ermüdete Wanderer schlief.

„Der junge wählbare Wähler schläft," flüsterte Schlurck. „Und um ein Uhr Nachts wach zu sein, ist allerdings eigentlich nur das Privilegium der Gebildeten."

Der Heidekrüger, verstimmt, gab ihm einen Wink und sagte leise: „Schlimm genug, daß wir in Zeiten leben, wo man nicht einmal einem reisenden Handwerksgesellen sagen kann: Scher' er sich auf den Heuboden!"

„Was, Herr Justus ist nicht nur rechtes Centrum," bemerkte Dankmar, „sondern auch Aristokrat geworden?"

„Ich bin ein ehrlicher Mann geblieben," antwortete der Heidekrüger; „ich gebe Gott was Gottes, und dem Könige was des Königs ist. Jeder Stand soll in seinen Grenzen bleiben,

der Dienende sich nicht zu dienen, der Arbeitende sich nicht zu arbeiten schämen."

„Und der Wirth," fiel Schlurck mit jovialer Bestimmtheit ein, „der Wirth soll sich nicht irre machen lassen, sein Hausrecht zu gebrauchen. Wenn Sie, bester Freund, nicht auf Popularität speculirten, hätten Sie den Burschen da längst zur Thür hinausgeworfen."

„Sie können's, seh' ich, Justizrath," sagte Justus, „nicht lassen, mich für einen ehrgeizigen Mann zu halten. Es sollte mich kein Mensch hindern und keine Rücksicht auf Wählen oder Nichtwählen bestimmen, Einem zu sagen, was ich von ihm denke. Aber betrachten Sie doch nur den Mann! Ich halte ihn für Das, was er von sich aussagt, aber die Meisten sind heute etwas Schlimmeres, als was sie sein wollen. Der kommt mir vor, als könnte er etwas Besseres sein."

Schlurck und Dankmar betrachteten den Schläfer in der blauen Blouse noch einmal aufmerksamer. Es war ein schöner, schlank gewachsener junger Mann. Er hatte den Kopf dicht unter beiden gekreuzten Händen auf den Tisch gelegt. Dem dadurch besonders sichtbaren krausen hellbraunen Haar sah man die sorgsamste Pflege an. Ein um's Kinn rundum gehender Bart hob die blassen, edlen Züge noch lebendiger hervor. Auf der hohen Stirn schien ein anderer Beruf zu schlummern, als ihn die Blouse verrieth. Und doch war auch diese letztere feiner als die eines gewöhnlichen Handwerkers. Rings am Kragen, an den Aermeln und vorn auf der Brust war sie einfach, doch sorgfältig gesteppt. Die bunten Beinkleider waren von einem gewählten Muster, die Stiefel saßen auf einem zierlichen Fuß, dem das Wandern auf der Landstraße nicht geläufig schien. Als Dankmar bemerkte, daß sich an den Hacken dieser Stiefeln sogar ein kleiner Absatz Sporenleder befand, überflog den Justizrath eine düstere Wolke plötzlichen Unmuths. Es schien, als hätte er sagen wollen: Alles Fremde, mir nicht Vorgestellte ist mir unheimlich. Auch Dankmar blieb ihm ohne Zweifel zu lange namenlos. Er griff nach der Uhr, zog sie an einer langen, schweren goldenen Kette hervor und ließ sie repetiren. Sie schlug ein Viertel auf zwei. „Jetzt, bester Freund," begann er zu Justus gewendet, „ist es Zeit, aufzubrechen. Die Pferde werden vom Warten müde. Mein Kutscher fällt wol gar vom Bock und es ist heiß hier, recht heiß. . . . ." Damit wollte er aufstehen. Aber Justus, der breite Auseinandersetzungen liebte, war eben erst im Begriff, sich gehen zu lassen. Man hatte

seine Offenheit bezweifelt; jetzt kam ihm erst das Bedürfniß, sich vollständiger auszusprechen. „Nein," sagte er, „nun lass' ich Sie nicht. Nun müssen Sie noch auf ein Stündchen bleiben. Die Nacht ist einmal verdorben. Sie fahren mit Ihren Staatsfüchsen in zwei Stunden nach der Stadt, was wollen Sie früher ankommen als mit Sonnenaufgang?" — „Bester Freund, mich erwarten Geschäfte. . . ." — „Sie bleiben noch! Auch der fremde Herr; ja! ja! Das lass' ich mir nicht nehmen, mich gegen ungerechten Verdacht zu vertheidigen. Mein ehrlicher Name ist nicht von gestern. Auch wir Alten, die wir sonst etwas waren, müssen uns wieder aussprechen dürfen. Oder sollen nur die Communisten oder die Neubündler reden?"

Die Neubündler stachelten Schlurck auf. „Sie werden doch nichts gegen die Neubündler zu sagen haben, Justus?" bemerkte er.

„Gegen die Neubündler? Warum nicht? Sind Sie Mitglied des Neubundes?" — „Allerdings." — „Ein Mann von Ihrem Geiste?" bemerkte Dankmar. — „Sehr schmeichelhaft, mein Herr!" erwiderte Schlurck. „Allein ich versichere Sie, der Neubund ist eine der merkwürdigsten Neuerungen, die ich unserer an Ideen so armen Zeit kaum zugetraut hätte." — „Das müssen Sie beweisen, Justizrath!" rief Justus donnernd und zwang den Epikuräer, der diese Nacht einmal beschlossen hatte, die Gewalt des Sohnes derselben, Morpheus, nicht anzuerkennen, eine so kühne Behauptung zu rechtfertigen.

Schlurck sah sich noch einmal mißtrauisch zur blauen Blouse um, schenkte noch einmal die Gläser mit seinem Jaquesson aus der Hohenberg'schen fürstlichen Kellerei voll und begann mit einer Dankmar'n wohlverständlichen und ihn angenehm unterhaltenden Ironie: „Eh' ich denn also vom Neubunde spreche, lassen wir erst noch den Heidekrüger reden! Entfalten Sie sich, Justus! Entwickeln Sie sich in Ihrer ganzen Bedeutung für das vaterländische Allgemein!"

„Nun wohlan," sagte der Heidekrüger und warf sich gewichtig in die Brust; „hier und anderwärts sind Viele aufgestanden und haben gesagt: Seht den Justus, den Heidekrüger, der einst jedes verbotene Buch las, einst für die Polen sammelte, in ewiger Untersuchung stand, Justus, der . . ." Der selbstzufriedene Mann stockte. — „Nein, nein," half Schlurck nach, „sagen Sie offen, daß Sie der Mirabeau der Provinziallandtage waren, der Schrecken der Landräthe, der O'Connell des alten Liberalismus. . . . ." — „Er ist doch recht schlimm!" bemerkte

Justus mit einem Blick auf Dankmar und meinte den satirischen Justizrath.

Doch gestand Dankmar die Bedeutung des Heidekrügers vollkommen zu und machte ihm damit Muth, sich in seinem Werthe zu fühlen. „Nun meinetwegen," sagte Justus, „ich bin ein Landwirth, habe mir einige Kenntnisse erworben, die über die Pflugschar hinausgingen, und lag mit dem alten Polizeisystem in Hader, seit —" — „Ihre Frau todt ist," schaltete Schlurck ein. Doch hörte Justus nicht darauf, sondern fuhr fort: „Kinder hab' ich nicht, und los und ledig muß Eins sein, wenn man nicht erschrecken will vor einer Haussuchung durch Gendarmen oder ähnliche Visiten bei Nacht und Nebel. Nun gut! Die neue Zeit ist gekommen. Nun sagen die Leute: Der Heidekrüger galt sonst für einen dreisten Mann und gab der Regierung etwas zu rathen auf. Warum rückt er nicht mehr mit der Farbe heraus? Warum hat er einen Bund mit dem Feinde geschlossen?" — „Warum will er Minister werden?" schaltete Schlurck parodirend ein und stieß mit Dankmar's Glase an. — „Ja! Auch Das haben sie gesagt," fuhr Justus fort. „Aber ich, Justus..." — „Der Heidekrüger..." — „Sage! Das ist erlogen..." — „Und drei mal gelogen!" — „Die Loyalitätsadresse aus dem schönauer Kreise kam vom Herzen —" — „Und vom Geldbeutel..." — „Nein, Justizrath!..,." — „Unterbrechen Sie Herrn Justus nicht so oft, Herr Schlurck," bat Dankmar mit Lächeln.

„Warum nicht?" meinte Schlurck. „Ist der Mann denn nicht reich? Gehört ihm nicht der Heidekrug mit Wald, Wiese und so und soviel Morgen Kornland? Hat er nicht da unten in seinem grünbewachsenen Stübchen neben einem Schrank voll weiland verbotener, jetzt erlaubter Bücher, mehreren Ausgaben des Conversations-Lexikons einen eisernen feuerfesten Schrank voll kostbarer Provinzialcreditkassenscheine und den frequentesten Eisenbahnactien? Die Loyalitätsadresse —" — „Kam vom Herzen, sag' ich nochmal," rief Justus, sich erhebend mit donnernder Stimme und ganz mit dem Feuer und der Stentorbrust eines sich zum Präsidentenstuhle eignenden parlamentarischen Löwen. „Sie kam nicht vom Geldbeutel, Justizrath! Auch nicht von der Furcht! Kein Gendarm hat uns Fünfhundert dazu gezwungen, wie's anderwärts geschehen ist, wo die Leute um Gotteswillen gequält wurden, ein gut Zeichen vonsichzugeben und den Landesvater durch Zustimmung zu retten. Allein, wenn wir in unserer festen Gesinnung eine Erklärung gegen die Wühlerei, gegen die Demokratie und den Communismus abgaben, so ist

darum noch nicht gesagt, daß wir Neubündler sind." — „Was wollen Sie nur mit Ihren Neubündlern?" — „Wenn Justus etwas beginnt, so kennt er die Grenze, wo er aufhört. Vor ein paar Tagen hat man mir einen Brief geschickt, ich sollte mich in den Neubund aufnehmen lassen. Graf Bensheim lobte unsere Fünfhundert-Adresse. Herr von Sengebusch kam von Randhartingen, um mir die Statuten des Neubundes zu bringen. Der fürstlich Hohenberg'sche Rentmeister von Sänger schickte einen Expressen..." — „Hätte Ihnen der Alte seine reizende junge Frau geschickt" — unterbrach Schlurck den salbungsvollen Redner, der sich als das Wahrzeichen der ganzen umliegenden Landesgesinnung darstellte.

Justus hörte nicht auf diese Zwischenrede, da es ihm eben war, als wenn sich der Tischler in der Ecke in seinem Schlaf regte. — „Nun? Sie blieben beim Rentmeister von Sänger stehen," rief ihm Dankmar zu, als er auf den Schläfer blickend stockte. Als dieser sich nur auf einen andern Arm gelegt hatte, fuhr Justus fort: „Ja, man verhieß mir die besonderste königliche Gnade, wenn ich diese ganze Gegend auf zehn Meilen in der Runde für den Neubund gewönne..." — „Der Orden ist da!" rief Schlurck ironisch. — „Er ist nicht da, Justizrath!" schlug Justus auf den Tisch. „Ich habe geantwortet: Ich wüßte zur Zeit noch nicht, was ich zu bereuen hätte, und wem's hier, ich zeigte aufs Herz, reumüthig auf der Seele brenne, Der sollte in sein Kämmerlein gehen und auf die Knie fallen und Gott um Gnade und Vergebung seiner Sünden bitten. Aber so vor aller Leute Augen sich auf die Brust schlagen und ich weiß nicht, was öffentlich bereuen, Das möchten Die thun, die die Komödie bezahlt kriegen. Das hab' ich geantwortet und das ist meine Meinung von dem Neubunde."

„Bester Freund," sagte jetzt Schlurck, „da haben Sie sehr thöricht gehandelt."

„Wie so?" fragte der Heidekrüger, erhitzt von innerer Glut, vom Wein und vom Selbstgefühl. „Soll ich Ihnen sagen, was hinter dem Neubund steckt? Muckerei steckt dahinter. Es ist die alte pietistische Betkammer wieder, aber in neuer Form. Alle Offiziere, die früher beteten, stehen an der Spitze." — „Sie irren sich!" — „Was? General Voland von der Hahnenfeder? Leitet der nicht auch den Neubund? —" — „Sie irren sich!" — „Propst Gelbsattel..." — „Täuschung!" — „Stehen nicht Frauen an der Spitze? Die Geheimräthin Pauline von Harder?" — „Die auch eine Betende?" lachte Schlurck. „Sie ver-

wechseln Pauline von Harder mit ihrer Schwester, Anna von Harder. Nein, nein, bester Heidekrüger," fuhr Schlurck fort, „Sie mögen vortrefflich über die Hypotheken, Creditbriefe und Vicinalwege dieser Provinz unterrichtet sein . . ." — „Ich halte sieben Zeitungen . . . . ." — „Und wären's acht! Sie werfen Namen zusammen wie Kraut und Rüben! Namen, die mit dem Neubund nichts zu thun haben! Pauline von Harder! Ich muß lachen. . ." — „Ist sie nicht Großmeisterin?" — „Wohl, wohl! Aber, bester Freund, Pauline von Harder ist Alles, nur keine Betschwester."

„Irr' ich nicht," bemerkte Dankmar, „so ist Pauline von Harder eine geistvolle Schriftstellerin."

„Allerdings," sagte Schlurck. „Nein, nein, Justus, da reimen Sie sich hier auf Ihrem Freihofe, unter den Tannen, Birken und beim schönen Gesang des Kukuks zuviel ungereimte Dinge zusammen. Wie Sie conservativ geworden sind, so mußten Sie keinen Anstand nehmen, in den Neubund zu treten." — „Warum?" donnerte Justus und hob sein mit dem Käppchen gezieries rundes, stark geröthetes Antlitz wie ein erzürnter Olympier oder der Präsident irgend einer verfassunggebenden Nationalversammlung.

„Weil jede Zeit ihre eigene Sprache hat, bester Mann," begann Schlurck fest und bestimmt, „die Sprache, alter Freund, in der man allein von ihr verstanden wird. Wenn der Unsinn siegt, geht man mit dem Unsinn. Ist es Mode, die Augen zu verdrehen, so spricht der Vernünftige von der Erleuchtung. Ist es Mode, mit den Pensionairs, den Offizieren und Beamten das Lied von der Majestät zu singen, so singt man's, wie man vor einigen Monaten, als die Taschendiebe und Wühler Volksversammlungen hielten, wühlte, die Volksversammlungen besuchte, immer Bravo rief und blos hinten seine Rocktaschen zuhielt. Bester Freund, was wollen Sie denn nur gegen den Neubund? Ich bin selbst Mitglied. Ich denuncire Sie. Ich klatsche Ihnen einen Proceß an den Hals, bei dem Sie zehn Monate Wasser und Brot besehen können, trotz Geschworenengericht und allem mündlichen Zubehör."

„Das begreif' ich aber denn doch nicht," begann Dankmar, „wie Sie bei so klarer Beurtheilung der staatlichen und allgemein menschlichen Verhältnisse, die Sie vorhin zu erkennen gaben, doch sich so der allgemeinen Meinung, die Sie selbst schwerlich theilen, unterordnen und gleichsam mit den Wölfen heulen können. Der Neubund scheint mir eine der trostlosesten Ausge-

burten eines Volks zu sein, das für politische Bildung seine völlige Unreife zur Schau stellt. Er ist das vollständigste testimonium paupertatis des Geistes, das sich nur eine in Servilität und Beamtenschmeichelei großgezogene Bevölkerung stellen konnte, eine Zuflucht der absolutesten Gedankenlosigkeit, ein Schafstall der Furcht und des panischen: Rette sich wer kann! Ein strenger Absolutist sogar, eben der vorhingenannte geistreiche Voland von der Hahnenfeder, wird nicht im Stande sein, sich diesem Bunde anzuschließen; denn der Absolutist bedarf Ideen und dort findet er nur Götzendienst."

„Ganz Recht," bemerkte Schlurck und zog, um den feurigen Sprecher schärfer zu betrachten, die Brille auf die Stirn; „ich stimme Ihnen vollkommen bei, und dennoch hab' ich die Mode mitgemacht, eben weil sie Mode ist und man sich nur in Weitläufigkeiten und lästige Auseinandersetzungen verwickelt, wenn man den Leuten sagen soll, warum man die Mode nicht mitmacht. Darum tragen wir ja die allgemeine französische Tracht, um uns das Echauffement zu ersparen bei Auseinandersetzung der Gründe, die uns bestimmen könnten, diese oder jene uns viel geschmackvoller erscheinende Kleidung zu tragen. Sie könnten nicht nur ewig zu thun haben, um geschmacklosen Leuten auseinanderzusetzen, warum spanisch schöner als byzantinisch ist, sondern auch auffallen, sehr auffallen, und ich gebe Ihnen die Versicherung, Sie sind jung, Sie streben vielleicht erst nach einer festen Lebensstellung, ich bitte um Verzeihung für diese Voraussetzung, aber haben Sie eine feste Lebensstellung erreicht, so ist Ihnen nichts störender als aufzufallen. Das Auffallen zwingt Sie, mit Ihrem Dasein immer wieder von vorn anzufangen, immer wieder erklären, immer polemisiren zu müssen. Ich bin z. B. Jurist —"

„Ein sehr gesuchter," fiel Dankmar ein.

„Bitte!" erwiderte Schlurck mit dem Ausdruck, daß er sich geschmeichelt fühlte. „Meine Praxis ist groß."

„Sie stehen mit der halben Welt in Verbindung," scherzte Dankmar und sagte doch aufrichtig Das, was er dachte.

„Wollen Sie's so ausdrücken," fuhr Schlurck ohne alle Eitelkeit fort, „ja! Ich habe durch meine Administrationen Gelegenheit, alle Stände zu kennen, Fürsten und Handwerker, Grafen, Barone, Juden, Maitressen, Betschwestern, was Sie wollen . . . denn das Geld, das Geld regiert Alles, das Geld und der Genuß. Soll ich nun mitten im Strom der Tagesmeinungen und der sich überstürzenden Begebenheiten immer

mein apartes Glaubensbekenntniß auskramen? Das ist weitläufig. Nein! Ich war Mitglied aller Bibelgesellschaften, aller Missions-, aller Gustav-Adolfvereine. Ich hielt mich anfangs zum constitutionellen Angstclub, ich bin jetzt Reubündler; was soll ich mich dabei aufhalten, den Leuten zu sagen, warum ich es nicht bin!"

„Und doch wollen Sie," sagte Dankmar, „trotz dieses indifferenten Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten theilnehmen und sich wahrscheinlich hier in dieser Gegend wählen lassen?"

„Ich thu's mit schwerem Herzen," antwortete Schlurck; „denn ich fühle, daß ich unglücklicher Mann immer rechts stimmen muß, und ich lebe wieder von sehr, sehr vielen Menschen, die außerordentlich links denken, und denke selbst links. Ich darf mich nicht weigern. Ein Mann in meiner Stellung — Sie scheinen sie zu kennen — was kann Der thun, wenn man ihm sagt: Das Interesse des Staats verlangt auch Ihre Beihülfe! Auch Sie müssen theilnehmen an Wiederherstellung der Monarchie und des sichern Kraftgefühls der Regierung! Es ist einmal oben die Idee vorherrschend, der Regierung müßten vor allen Dingen wieder die Prädicate des Zermalmen- und Zerschmetternkönnens zurückgegeben werden. Dazu bedarf man der unbedingtest Ergebenen, entweder der Fanatiker der Theorie, Das bin ich nicht, oder der Fanatiker der reubündlerischen Schwärmerei, zu denen gehöre ich nur formell, oder der Fanatiker der Ironie, zu denen gehöre ich ganz. Ich werde in der Kammer nur Ja und Nein! sagen und meine Freude daran haben, daß wenigstens vorläufig die übermäßige Verwirrung aufhört, wenn auch mit Aufopferung der Debatte. O, mein Herr! man muß in der That wieder anfangen können, von diesem kleinen Planeten, Erde genannt, soviel Vergnügen abzugewinnen, als der tückische Erdenkloß, der uns mit feuerspeienden Bergen antwortet, wo wir Neapelwonnen erwarten, herausgeben will. Sehen Sie, schon Das ist ja etwas werth, wenn es die Reaction durchsetzt, daß Einer mit Behaglichkeit wieder in ein Bad reisen kann. Nennen Sie mir Das nicht Indifferentismus! Die Staatsformen, mein bester Freund, wechseln, aber die Forellen bleiben hoffentlich ewig. Und was mir lieber wäre als alle Politik, das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Aber wenn Sie's wissen wollen, junger Mann... nein, nein Sie wissen es selbst . . ." — „Ich weiß es nicht, Herr Justizrath..." sagte Dankmar, sich besinnend und in den Ideengang des alten Epikuräers versetzend. — „Ah! ah!" rief Schlurck

ablehnend. — „Belehren Sie mich: was steht höher als Staatsformen und Forellen? Ich weiß es nicht.“ — „Gehen Sie weg, Sie junger, hübscher Lovelace. . . .“ — „Lovelace? Ah! Sie meinen —?“ — „Ja natürlich mein' ich! Was ist lieblicher als ein schönes Weib? Herr! Was ist die Bestimmung der Erde anders, als die, ein Stelldichein für Liebende zu sein? Ich bitte Sie, wo soll's hinaus mit unsern fünf Sinnen, unsern Lippen — Der Glückliche, der sie noch so frisch und rund hat, wie Sie! — wo soll's hinaus mit der Poesie des Daseins, wenn diese verdammte Politik den kleinen Gott Amor so langweilt, daß er unsere Erde für eine unnütze Station seiner Wanderungen erklärt? Die Attraction der Leidenschaften, der Magnetismus der Gefühle, Das ist der Erde edelster, höchster Zweck. Hol' der Henker die Politik und die Revolutionen!“

Dankmar hatte nicht den Idealismus seines Bruders, der solche Reden verabscheut haben würde. Er war immer beweglich und praktisch. Ueber diesen Materialismus mußte er lachen und da er, unterhalten wenigstens von so frivolen Grundsätzen, schwieg, fand Schlurck volle Gelegenheit, unbeirrt durch den mürrischen Heidekrüger, fortzufahren: „Von allen neuen Systemen der Weltverbesserung und Menschenbeglückung hat mir, aufrichtig, das des Franzosen Fourier am besten gefallen. Sehen Sie, dieser Fourier gesteht ein, daß ein Stück Rheinsalmen mehr Werth für das Jahrhundert hat als confuse Begriffe über den Ursprung der Gesellschaft. Er ladet seine Jünger in lustige Paläste ein, spielt ihnen herrliche Musik auf, arrangirt amusante Bälle, schmückt die reichbesetzten Tafeln mit Blumen, die er, glauben Sie mir's, ebenso sehr liebt wie Forellen, und was das Beste ist, seine Menschen sind gut, sie amusiren sich, sie sterben mit dem Bewußtsein, daß sie die ihnen verliehenen Organe zweckentsprechend benutzt haben.“

„Wollen Sie,“ fragte Dankmar spottend, „im Neubund diesem doch revolutionären Systeme Anerkennung verschaffen?“

„Das hoff' ich! Ja!“ sagte Schlurck. „Gerade dieser Bund ist deshalb der vernünftigste, der seit dem Jahre 1720, ich meine, seit der ersten englischen Freimaurerloge, entstanden ist. Warum? Der Neubund versteht unter dem Vorwand loyaler Gesinnungsverbrüderung nur eine Allianz zur gegenseitigen Lebensverschönerung. Bester Freund, die wahren Reformatoren unsers Jahrhunderts kommen erst noch! Das werden Die sein, die von den Ideen sprechen und darunter die Cotillons und die Schönheitslinien der Polka verstehen. Im Neubund zeigt sich bereits die

Ahnung dieses neuen Evangeliums. Man hat seine Logen, seinen ersten und zweiten Grad, es gibt Brüder, Schwestern, es gibt Erkennungszeichen, verstohlene Handgriffe, geheime Einweihungen, und was vorläufig dort das Beste ist, man ißt nicht schlecht, jedenfalls besser als man bei Gesinnungsfesten solcher Art zu speisen pflegt."

„Ich gestehe Ihnen," sagte Dankmar, „daß ich eine ernste, keine humoristische Vertheidigung des Neubundes erwartet hatte."

„Ich bin ganz ernst," antwortete Schlurck; „man muß wirklich wieder Orden stiften, wie ehemals Zechbrüderschaften, Trinkstuben, Massenieen. Gleichgesinnte müssen zusammentreten unter gefälligern Formen, als Tabacksdampf und offene, von Spionen belauschte Sitzungen sind." Er warf dabei einen eigenen Blick auf den Schläfer in der blauen Blouse. „So etwas wie die alten Ritterorden," fuhr er fort, „muß man wieder auferwecken, den Templerorden, wo es fröhlich herging und man sich nicht um den Papst und den Kaiser scherte und mit den Türken, die man bekämpfen sollte, Frieden schloß, weil sie schöne Weiber hatten und prächtige Weisheitslehren. Nur keine Duckmäuserei! Ah! Meine Tochter führte mich neulich in „Egmont". Ich geh' ungern ins Theater, und zwar deshalb, weil die Komödie die Pflanzschule aller falschen und unmotivirten Begeisterung, die Schwatztradition tausendjähriger Dunstreflexionen über Tugend, Moral und ewige Vergeltung ist. Aber der frische, phrasenlose Ritter Egmont gefiel mir wieder! Seine Ansichten über Politik bringt er durchaus nur gelegentlich an, spricht wie ein Cavalier über ein paar Pferde mitten im Zorn über den Alba'schen Belagerungszustand, und als er zum Tode geht, vermacht er seine Maitresse einem Andern, der sie aushalten soll: Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war Meine Melanie sang, als wir nach Hause fuhren, immer: „Freudvoll und leidvoll!" Ich dagegen mußte sagen: Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war! Ist das doch ein prächtiges Wort! Glauben Sie mir, junger Mann, wenn man das Leben, sagt wiederum dieser capitale Ritter, der die einzige Dummheit beging, dem Generalissimus Alba nicht die Statuten eines kaiserlich spanischen Neubundes vorzulegen, wenn man das Leben gar zu ernsthaft nimmt, was ist denn dran? Justus, nichts! Nichts, Justus! Gute Nacht, junger Mann! Besuchen Sie mich. Sie finden eine kluge Hausfrau und eine Tochter .... sie heißt Melanie." — „Melanie Schlurck ist die erste Schönheit der Stadt," bemerkte Dankmar. — „Sagt man Das?" — „Man urtheilt selbst dann so, wenn

man ihr nur flüchtig begegnet — zum Beispiel zu Pferde." — „Nicht zu Pferde! Nicht zu Pferde!" — „Man sieht sie viel über die Promenade reiten." — „Halsbrechende Geschichten! Lassen wir Das! Besuchen Sie mich! Ich wohne in einem merkwürdigen Hause, in einem Hause, das mich auch an die mittelalterlichen Neubünde erinnert." — „An die Templer, wie Sie sagten?" — „An die Templer, die die besten Zechbrüder des Mittelalters waren; an die Johanniter, die Palästina Palästina sein ließen und das Grab des Erlösers da vertheidigten, wo ihre Güter angetastet wurden, ihre Schlösser, ihre Ordenseinkünfte. Ich wohne in einem dieser Häuser, für die ich jetzt den merkwürdigen Proceß mit dem Fiscus führe. Processe! Processe! Das mahnt mich aufzubrechen. Gute Nacht, Justus!"

„Sie, Herr Justizrath, führen den Proceß —?" Dankmar wagte seine Ueberraschung kaum auszusprechen.

„Ja, nichts als Processe! Ich, der friedliebendste Mann von der Welt! Gute Nacht, Justus! Helfen Sie mir mein Reisenecessaire packen." Er zeigte auf den Eiskühler, den straßburger Pastetentopf und den Flaschenkeller. Justus griff zu und half ihm beim Einpacken, erklärte auch, da die Bedienung schon schliefe, ihm Alles bis an den Wagen tragen zu wollen, und plauderte von den schönauer Wahlen noch Dies und Jenes durcheinander.

Dankmar hätte jetzt gern von einem Gegenstande begonnen, den Schlurck nur flüchtig berührt hatte. Er hätte gern gehört, ob der Justizrath wirklich sein künftiger Gegner in diesem Processe sein würde. Aber Schlurck's Entschluß, nun aufzubrechen, stand fest. Schon hatte er den Hut ergriffen, schon einen flüchtigen Abschiedsblick auf den schlafenden Fußwanderer geworfen, schon sich angeschickt, Dankmar'n um seinen Namen zu ersuchen. . . . Justus, um einen Versuch zu machen, sein Mädchen zu rufen, öffnete die Thür.

In dem Augenblick sieht Schlurck flüchtig hinaus auf den Corridor und reicht eben Dankmarn die Hand. Dieser will sie ergreifen, als Schlurck plötzlich einen Schreckensruf ausstößt und beinahe in Ohnmacht sinkt. Dankmar's Hand läßt er wie gelähmt fahren und hält sich mit der Linken schwindelnd an der Wand. Dankmar springt hinzu, der Heidekrüger läßt den Korb aus seiner Hand sinken und ruft: „Was ist Ihnen, Mann?"

Auf dem Corridor, dicht an der Thür des Saals vorüberschleichend glaubten sie ein Gespenst zu sehen. Halb entblößt, auf dem obern Körper nur im Hemd, stand mit geschlossenen Augen eine Gestalt dicht vor ihnen. Verworren und mit Heu

untermischt, hing ihr das Haar über die Stirn. Strohhalme schleppten die Schuhe mit sich fort über die Treppe und den Corridor. An dem halbnackten Arm hing mechanisch getragen eine Laterne, die düster den Gang erleuchtete. Die Magd stand hinter diesem grauenerregenden Aufzug und deutete mit zusammengefalteten, fast wie betenden Händen an, daß man um Gotteswillen schweigen sollte.

Aber schon hatte Schlurck mit Entsetzen: „Hackert!" gerufen. Hackert war es als Nachtwandler. Auf den Ruf seines Namens öffnete er die Augen und taumelte zusammen.

Dankmar, von innigstem Mitleiden für den Unglücklichen, der ein Nachtwandler war, ergriffen, fing ihn rasch auf. Der Lichtglanz blendete den auf seinen Namen erwachten Träumer. Er schien sich nicht sogleich sammeln zu können. Als er aber Schlurck in der Thür sah und erkannte, besann er sich und wollte anfangs lachen. Dankmar'n war diese Situation furchtbar. Er rief dem noch immer vor Entsetzen starr dastehenden Mädchen zu: „So zeig' Sie uns doch die Zimmer! Sie sieht ja, mein Kamerad hat zu Bett wollen!" Die Magd entnahm Hackert die Laterne und ging rasch voran, um sie eine Stiege höher zu führen. Hackert folgte schweigend, nur zuweilen war's Dankmar'n, als hörte er ihn hinter sich keuchen und seufzen. Die Magd, wie von einem Gespenst verfolgt, öffnete rasch zwei Zimmer, ließ in einem die Laterne stehen und eilte hinunter. Dankmar zündete ruhig zwei Kerzen an, die in einem der Zimmer bereitstanden, schloß die Fenster und verwies Hackert, der wie träumend dastand, auf ein Bett des einen Zimmers. Gute Nacht! sagte er ihm und ging mit dem zweiten Licht in das Zimmer nebenan. Er rückte behutsam sein Bett an die Verbindungsthür, um lauschen zu können, ob sich Hackert legte. Erst als er bemerkte, daß dieser völlig ruhig war, das Licht löschte, die Thür zuriegelte und sich aufs Bett warf, entkleidete er sich selbst. Von dem Gespräch, dem Wein und der Entdeckung über Hackert's unglückliche Nervenstörung selbst halb verwirrt, hatte er sich kaum niedergeworfen, als er schon Schlurck's Wagen in weiter Ferne zu hören glaubte, so spornstreichs und im heftigsten Anlauf war der plötzlich verschwundene genußsüchtige Spötter aus dem Hof gefahren.

Unten hatte der Heidekrüger, als er erfuhr, daß der Nachtwandler des fremden jungen Mannes Kutscher war, erst noch wissen wollen, ob der Justizrath diesen kenne, dann aber, als Schlurck schwieg und sich nur eilig in seinen Wagen setzte, ihn

mit der Bemerkung: „Der Neubund ist doch Muckerei!“ wieder zur Besinnung bringen wollen. Schlurck aber scherzte nicht mehr. Mit der Bemerkung: „Gehen Sie zu Bett, Justus, Sie haben zuviel getrunken!“ hatte er ihn vom Wagenschlag entfernt und nur noch einige Worte mit der Magd gewechselt, Worte, deren Inhalt wir im nächsten Capitel erfahren werden.

Justus, der Heidekrüger, hatte, wie freundliche Herrschaften, die ihren Dienstboten Trinkgelder gönnen, die Gewohnheit, sich jedesmal, wenn seine Gäste die Börse zogen, zu entfernen und seinen Dienstleuten die Abrechnung zu überlassen. Wir wissen nicht, ob auch dieser Charakterzug in dem Buch erwähnt ist, das vor mehren Jahren erschien und unter Anderm auch Justus' Portrait und Lebenslauf enthielt. Es hieß, wenn wir nicht irren: „Deutschlands Biedermänner.“

Dankmar Wildungen brauchte lange Zeit, bis er, erschreckt von allen diesen Erlebnissen, im endlich stillgewordenen Heidekrug entschlief.

Siebentes Capitel.

Der Spion.

Unfreundlich brach der Morgen an. Die Westwolken, die schon die Nacht bedrohten, hatten sich jetzt über den ganzen Horizont gezogen. Das liebliche Blau der vergangenen Tage verschwand; doch blieb die Schwüle der Luft wie bisher dieselbe. Blüte und Blatt schmachteten einer endlichen Erfrischung durch Regen entgegen. Noch standen die Wolken starr und fest, noch wollten sie sich auf die staubige Erde nicht niedersenken.

Schon arbeiteten die Schnitter im Felde, um vor den drohenden Gewitterstürzen einer längern Regenzeit die Ernte in Sicherheit zu bringen, als Dankmar mit Hackert ausgefahren war, um die begonnene Reise fortzusetzen. Sicher schlief noch der Heidekrüger, aber die kluge geschäftige Hausmagd, die sich Liese nannte und welcher für das große Hauswesen ganz allein die Sorge obzuliegen schien, war schon früh bei der Hand in dem von Arbeitern und Mägden belebten Hofe. Auch das Städtchen Schönau erblickte Dankmar jetzt am fernen Rande des Waldes und mancherlei lebhaften Verkehr, durch welchen diese Wirthschaft des

Heidekrügers Justus bedeutsamer mit der ganzen Gegend verbunden wurde. Es erklärte sich ihm jetzt das sichere Gefühl, wie der Heidekrüger von seinem Einflusse auf die nächstbevorstehenden Wahlen hatte sprechen können.

Als Dankmar in den Hof gekommen war, fand er Hackert schon mit Aufzäumen des Pferdes beschäftigt und vor ihm die Liese, die ihm mit furchtsamem Ausdruck, eingedenk des gestrigen Abends, zu seinem Erstaunen eine gefüllte Börse mit den Worten hinhielt: „Die Herrschaft in der Nacht hat Dies für Sie dagelassen.“ — „Wer?“ fragte Hackert verdrießlich. — „Der Herr Justizrath!“ sagte die Liese. — „Sie irrt sich wol. Das Geld ist wol für Sie bestimmt. . . .“

Die Magd Dankmar'n erblickend, rief ihm, ihr beizustehen. Der Justizrath hätten, erzählte sie, dem Heidekrüger gestern Nacht diese Börse mit all' dem Geld drin geben wollen, der hätte aber wie immer gethan, als könnte er blank nicht Fünf zählen. „Was?“ sagte Dankmar. „Eine gute Magd, die so ihren Herrn verleugnet?“ — Liese wurde roth. — „Ich merke schon lange,“ setzte Dankmar hinzu, „daß Liese mit ihrer Herrschaft nicht im Reinen ist.“ — „Ach,“ sagte das schon ältere Mädchen, „der Heidekrüger ist ein braver Herr, aber zu hoch studirt. Wie ich herzog zu ihm — es sind jetzt an acht Jahre, die Frau Heidekrügerin lebte damals noch — da ging Alles nach der Schnur; die Frau führte das Regiment. Als sie starb, wollt' ich fort, weil mir da der Herr zu hochgestapelt wurde und für Unsereins kein Gehör hatte. Aber ich ließ mich beschwatzen und blieb, und es ging auch, weil Die von der Polizei dem Herrn alle Bücher weggenommen hatten und auch einige gute Freunde von ihm im Loche sitzen mußten. Da ließ er die großen Staatssachen und das Geschäft hier kam wieder in Gang. Aber seit ein paar Monaten ist wieder Alles im Brand. Nicht eine vernünftige Antwort hat man von dem steifen Mann. Was soll ich da? Ich will in einen andern Dienst.“ — „So, so, Liese! Nun, als ehrlich kann man Sie empfehlen. Was soll die gefüllte Börse?“ Hackert stand in einiger Entfernung und horchte herüber.

„Der Justizrath wollte die Börse dem Heidekrüger geben, daß er die Zeche abzieht und den Rest da an den —“ — „An meinen Kutscher — sozusagen —?“ — „Ja, Herr, an den —“ Sie blinzelte Dankmar'n zu, als wenn man nicht recht wissen könnte, wie man mit dem gespenstischen jungen Menschen dran wäre und ihn näher bezeichnen sollte. — „Schon gut,“ sagte Dankmar, „der steife Heidekrüger hat viel Vertrauen zu seiner

ungetreuen, unpolitisch gestimmten Liese.“ — „Gezählt hab' ich's nicht. Aber Das merk' ich schon, es ist mehr als mein ganzer Lohn auf drei Jahre beträgt. So nehm' Er doch!“ Damit wandte sie sich, fast collegialisch, wieder an Hackert und brummte etwas von einem Hans Narrn.

Hackert wies sie finster zurück. Als Dankmar zureden wollte, bat er ihn ungeduldig, endlich einzusteigen und die Gans schnattern zu lassen. „Gib mir den Beutel,“ setzte er noch rasch hinzu und betrachtete die Häkelarbeit der Börse. Es war rothe Seide mit Gold durchzogen, das Ganze kunstvoll durcheinandergewirkt. „Laß mir den Beutel! Behalte getrost das Uebrige; Verrätherin, die ihren Herrn verleugnet!“

Als ihm die Magd den Beutel reichte, schüttete er den ganzen Inhalt erst in seine volle Hand und sagte wirklich: „Halt' die Schürze auf, Hexe!“ Dann warf er die aus Gold- und Silberstücken bestehende ansehnliche Summe der Liese in den Schooß und murmelte: „Die Börse will ich behalten. Was drin war, gib entweder deinem Herrn, er soll's dem Schlurck wiederzustellen, oder behalte es selbst.“ — „Ich will nichts behalten. Wir stehlen hier nicht,“ antwortete die Magd, empfindlich über Hackert's grobes Benehmen und sein Anhexen. — „Ist Sie großmüthig? Eine Tugendprahlerin? Dann gibt Sie auf Heller und Pfennig,“ fuhr Hackert fort, „dem Heidekrüger das Geld da, oder stellt in meinem Namen, in Fritz Hackert's Namen, hört Sie, Fritz Hackert's, dem Justizrath Schlurck das Ganze zurück, wenn er des Weges kommt, oder schickt's ihm. Verstanden?“ — „Lateinisch redet Ihr nicht!“ brummte die Magd ärgerlich und zugleich aufs äußerste erstaunt.

„Der Herr da will zahlen,“ fuhr Hackert resolut fort, indem er Dankmar'n, der ihm jetzt ernstlich das Geld zu behalten zureden wollte, die Rede abschnitt. „Was ist er schuldig?“

„Einen Thaler fünf Groschen,“ sagte die Magd, und überreichte eine Rechnung.

Dankmar nahm einen der Hackert'schen Scheine aus seiner Tasche, nicht ohne Verlegenheit zum Darleiher derselben hinüberblickend. Hackert erwiderte diesen Blick und schielte, indem er die Rechnung einsteckte, zu den Thalerscheinen, als kennte er sie. Ist der Nachtwandler verschwenderisch und geizig zugleich? dachte Dankmar und wußte sich diesen Gegensatz nicht zu reimen. Doch war Hackert's Blick auf den Inhalt seiner Rocktasche nur ein flüchtiger. Die von der Magd erhaltene Börse fesselte ihn lebhafter. Er betrachtete die Häkelarbeit mit dem Andachtsgefühl

eines Menschen, der am Echtsein einer Reliquie deshalb nicht zu zweifeln wagt, weil er das Bedürfniß fühlt, sie zu verehren. Wäre Hackert allein gewesen, er hätte die Börse, deren Inhalt er so stolz verschmähte, vielleicht geküßt. Mindestens betrachtete er sie mit andächtiger Theilnahme.

Jetzt hinter einem Mann zu sitzen, von dem er wußte, daß er bei Nacht im Schlafe wandelte, war Dankmar'n peinlich genug. Die Erinnerung an die Erlebnisse der vergangenen Nacht überhaupt und an die aufregenden Gespräche trat verworren und wüst in ihm auf. Der Gedanke an seinen eigentlichen Reisezweck, die Wiederentdeckung eines ihm verloren gegangenen werthvollen Besitzes, würde vielleicht in den Hintergrund getreten sein, wenn diesen nicht Schlurck's Reden aufs lebendigste geweckt hätten. Was er schon in diesen Tagen über alte Zeiten im Tempelhause von Angerode gedacht hatte, stimmte mit den Aeußerungen Schlurck's, das Wesen der Ordensgesellschaften betreffend, zusammen. Ihm freilich waren die alten Templer nur im verklärten Märtyrerglanze erschienen, wie sie auf dem Bilde seines Bruders strahlten. Schlurck sprach zwar auch in seiner Weise hochachtend über sie. Für ihn war aber diese eine geringschätzende. Endlich gewann ihm Das, was Schlurck über den Neubund gesagt hatte, ein lebhaftes Interesse ab. Hinter dem Spott des Justizraths lag ein gewisser Ernst, dessen einschmeichelnde Macht er nicht zurückweisen konnte. War nicht wirklich die Zeit von Ideen bis zur Armuth verlassen? Schmachtete sie nicht nach Thaten des Geistes und neuen Offenbarungen? Einen Augenblick überkam ihn der Gedanke: Wie, wenn du in diesen von der Regierung geduldeten Modebund trätest und ihn zu deinen Ansichten herüberleitetest? Wie, wenn Das, was ein Bollwerk des Absolutismus sein soll, eine Schutzmauer des Kampfes gegen ihn würde? Hatte er neben sich in Hackert einen Ausnahmemenschen, dessen Zustand auf dunkle Nachtseiten der Natur führte, so war ihm auch das Ordenswesen plötzlich eine geheimnißvolle Nachtseite der Gesellschaft und er konnte nicht umhin, sich selbst zu sagen: Wer sieht schon jetzt die ganze Reihenfolge Dessen ab, was Alles im Menschen- und Völkerleben als Keim zukünftiger Entwickelungen liegt? Kein sterbliches Auge verfolgt die schlummernden Möglichkeiten. Wer ahnte einst die Gestaltungen, die nun in unsrer Gegenwart voll und kräftig reifen? Wer verfolgt die Wege, die sich tief im Schooße der Erde der Maulwurf des Weltgeistes gräbt? Welche wunderbare Entwickelung hätte der Templerorden nehmen können, wenn ihn nicht vereinte weltliche und geistliche

Macht unterdrückt und hinausgedrängt hätte aus der Wettbahn der Kräfte, die das Mittelalter stützten? Die Päpste bereuten später bitter genug, daß sie im französischen Exil, abhängig vom Willkürwort französischer Herrscher, den Templerorden aufgehoben hatten, diesen gewaltigen Arm, der ihnen nach dem Verlust des Heiligen Grabes und einer veränderten Bestimmung des Ordens im Herzen der weltlichen Gewalt die Waffe hätte führen können, die ihnen später das Gift und die Intrigue des Jesuitenordens wurde. Dreißigtausend bewaffnete Tempelherren hätten — gerade dies fürchtete Philipp der Schöne — in Frankreich allein gegen die Ausbildung der weltlichen Tyrannei auftreten können, und was wäre es denn auch für ein Unglück gewesen, wenn immerhin der Geist eines Innocenz III. über den weltlichen Supremat gesiegt hätte? Es früge sich, ob wir uns nicht besser stünden, wenn der Monarchismus in der absoluten Weise, wie er jetzt auf den Völkern Europas lastet, in einem theokratisch regierten Europa nie sich hätte entwickeln können? Es früge sich, ob wir nicht durch die Kirche, die allein die Bewahrerin der Bildung geblieben war, trotz ihrer theilweisen Verfinsterung, doch wol zu größerer Wahrung unserer Menschenfreiheit gediehen wären, als durch den Staat, der uns Revolutionen über Revolutionen brachte und jetzt erst recht im neunzehnten Jahrhundert begonnen hat, ohne alle Rücksicht auf Leben und Tod, mit grausamster Consequenz, für ein so frivoles, irdisches, egoistisches Bestehen, wir sehen es täglich, förmlich, man kann es kaum anders nennen, zu wüthen! Das erkannte Philipp der Schöne, der klügste politische Kopf seiner Zeit, und rottete die bewaffneten Vertheidiger der Hierarchie mit Hülfe eines von ihm eingesetzten lasterhaften Papstes aus. Das templerische Element flüchtete sich in den Johanniterorden, der leider keines größern Gedankens mehr fähig war. Man fühlte Das. Man dachte an Erneuerung. Immer und immer sollte der Bund wiederhergestellt werden, der dem Papst Kraft über die Gemüther gegeben hätte und zugleich seinen Arm bewaffnete. Aber erst da, als sich das Papstthum überlebt hatte, gelang ihm der alte römische Plan durch Ignaz Loyola und Franz Lainez. Eine geistliche Ritterschaft war nun wieder da. Freilich bewaffnet nur mit dem Schwert der Scholastik. Das Kreuz des reinen Templermantels wurde jetzt mit heimlichem und offnem Blute gefärbt. Diese verspätete Ritterschaft kämpfte für eine verlorene Welt, für eine verwelkte Blüte der Jahrhunderte. Warum aber erhob sich nicht die Reformation zu einem Gegenbunde gegen die Jesuiten?

Warum brachte sie es nicht weiter als bis zu den allgemeinen und indifferenten Anschauungen der Maçonnerie? Die Freimauer sind der Gegenbund der Jesuiten, aber welch ein Feld ist noch übrig, die Logenschurzfelle des Maurers zu echten Templermänteln zu verbinden, aus der Kelle einen wehrhaften Schild zu schmieden, aus dem Hammer ein Schwert, blank und im Kampfe haarscharf?

Diese Gedanken regte bei Dankmar'n Schlurck's Wort im Allgemeinen an. Im Besondern aber trat ihm auch die Aeußerung, daß Schlurck jenen berühmten Proceß führte, der ihn nun bald selbst betreffen konnte, mit beklemmender Ueberraschung entgegen. Durch den Verlust Dessen, was er eben so bedeutungsvoll gewonnen hatte, sah er sich zwar ausgeschlossen von der Theilnahme an einem alten Rechtshandel, dessen Führung bei Schlurck in den gewandtesten Händen war; allein sollte er das Verlorene wiederfinden, konnte er da nicht noch mit Schlurck in Gegensätze gerathen, die greller waren als die der verflossenen Nacht? Dankmar warf jedoch bald diese Grübeleien aus seinen Betrachtungen fort und hielt sich an das Nächste, an die Natur, die Abenteuerlichkeit seiner Reise, zu deren Räthseln vorzugsweise Hackert und jetzt auch dessen Beziehung zu Schlurck gehörte, dessen Geschenk an den nervenkranken Nachtwandler von einer auffallend innigen Theilnahme zeugte.

Hackert störte die unhörbaren Selbstgespräche seines Gefährten nur durch das Knallen der Peitsche, die am Walde widerhallte, und durch ein Locken und Pfeifen des Mundes, immer wenn er Vögel sah und diese vom Wege in die Schatten der Bäume zurückhüpften. Als er merkte, daß Dankmar geneigt war, auf ihn zu hören, begann er: „Im Stalle gestern lag ich schlecht; ich zog vor, oben in einem guten Bett zu schlafen. Haben Sie gut geruht?"

Dankmar merkte, daß Hackert seine plötzliche Erscheinung im obern Corridor auf natürliche Weise erklären wollte, wie einen freiwilligen Entschluß. Warum sollte er ihm diese Beschönigung seiner Krankheit stören? Es rührte ihn vielmehr, daß ein Mensch über Etwas, das ein angeborenes Schicksal ist, das Gefühl der Scham haben konnte. Er erinnerte sich, daß Siegbert oft beim Anblick elend geborener oder körperlich verwahrloster Menschen gesagt hatte: Wie finden sich nun solche Menschen mit ihrem Schöpfer ab! Wie tragen sie ihr Leid, nicht sehen, nicht hören, nicht sprechen zu können! Welche langen Kämpfe des Gemüths gehören dazu, bis der unheilbar Kranke, der sich

nicht mehr frei bewegen kann, ewig liegen muß, sein Schicksal als unabänderlich hinnimmt und sich von den Freuden des Lebens noch soviel in die Vorstellung bringt, daß er denkt: Das bleibt dir doch noch! Das lohnt sich doch noch, all' diesen Jammer zu tragen und mit ihm auszuharren, und wär's nur der warme, milde Sonnenschein! Dankmar, um sich dem Kranken gegenüber ganz unbefangen zu zeigen, vermied jede weitere Frage, auch die wegen Hackert's näherer Beziehung zu Schlurck. Er lenkte von Allem, was seine Neugier reizte, auch vom Inhalt der Börse, die er zurückbehalten, und der schönen Häkelarbeit, auf Etwas hinüber, das ihm jetzt schon für gleichgültiger erschien, seine Ankunft in Hohenberg und die Untersuchung wegen eines an dem Fuhrmann Peters wahrscheinlich verübten Raubes.

„Bei den Leuten auf dem Heidekrug," sagte Hackert, „hab' ich mich erkundigt. Wir passiren noch eine kleine Stadt, Dassel geheißen, dann kommen wir ins Hohenbergische nach Berghübel und gegen Abend sind wir in Plessen am Fuße des Schlosses Hohenberg. Es ist ganz Recht, dort treffen wir noch lustige Gesellschaft. Alle Creditoren der Hohenberg'schen Masse, Schlurck's Frau, seinen Buchhalter Bartusch, dann einen Bankier von Reichmeyer und ein Dutzend Vampyre aus der Stadt, die alle in den fürstlichen Zimmern rumoren und sich geadelt glauben, weil sie unter adeligen Wappen schlafen können. Wenn Prinz Egon — aber sehen Sie — Sie werden da gegrüßt!"

Dankmar hatte nur mit Theilnahme sein Auge auf Hackert ruhen lassen und forschte in dessen Zügen nach einem Verständniß dieser jedenfalls noch unentwickelten und doch schon so überreifen, in sich jedoch unklaren Natur. Das Wägelchen ging langsamer, weil sich der Wald in die Höhe zog. Sich nun umwendend, erblickte er am Rande des kleinen Grabens, der sich frisch ausgehöhlt neben der Straße hinzog, den Tischlergesellen von gestern Nacht. Er trug den leichten Ranzen über dem Rücken, hatte ein sauberes Taschentuch vorn in der Brusttasche seiner blauen Blouse stecken und schritt mehr im Gange eines Lustwandelnden als eines ermüdeten und schwertrabenden Wanderers. Dankmar hatte ihn seit gestern Abend, wo er bei den politischen Unterhaltungen einen schlafenden Zeugen abgab, aus dem Gedächtniß verloren; jetzt aber trat er ihm wieder mit der ganzen Bedeutsamkeit, die ihn schon gestern in seiner zurückgezogenen Bescheidenheit umgab, entgegen. Sein Gruß war höflich, ohne unterwürfig zu sein. In seinen schönen Zügen lag ein feines Lächeln. Kein Wunder, dachte sich Dankmar, daß eine französische

Dichterin in unsern vorschreitenden Zeiten gewagt hat, einen sogenannten Kunsttischler in einem ihrer communistischen Romane so hinzustellen, daß selbst das Interesse einer hohen gebildeten Dame durch ihn geweckt werden konnte.

„Wir sollten den Mann einladen mitzufahren,“ meinte Dankmar. „Es ist ein Tischler und von Bildung. . . .“ — „Höflich sein auf der Landstraße?“ antwortete Hackert kalt und wollte das Pferd antreiben. Er machte ein Gesicht, das alle Merkmale des Neides auf die Theilnahme, die der Handwerker fand, ansichtrug. — „Es ist ja Platz neben mir,“ fuhr Dankmar fort. — „Neben Ihnen? Warum denn nicht hier vorn? Wir vergessen überhaupt unsern Vertrag,“ fiel Hackert unruhig und schon heftig werdend ein.

Nur Mitleid mit einem so großen Unglück Hackert's, wie er es gestern entdeckt hatte, bestimmte Dankmar'n darüber zu lachen.

„Das wär' ein Tischler, sagen Sie?“ fuhr Hackert fort. „Den Gauner hab' ich heute früh schon im Hofe als verdächtig erkannt. Ein Batisttaschentuch in der Blouse! Wenn er's nicht gestohlen hat, ist's ein Beweis mindestens für Spionage. Sei Einer ja behutsam jetzt, wenn man sogenannte Arbeiter sieht, die vom Recht der Arbeit reden, aber keine Schwielen in der Hand haben. Die Polizei weiß, was sie Alles auszustöbern hat. Hier herum wimmelt's von jungen Accessisten, die ihr Probestück ablegen mit einem falschen Paß. Die alten Unteroffiziere und Wachtmeister reichen jetzt für die sogenannte praktische Polizei nicht mehr aus. Um jetzt eine Polizeicommissariusstelle zu bekommen, verkaufen hundert Referendare, Assessoren sogar und Lieutenants ihre Seele, wenn sie eine haben, und leisten, was Blindschleichen und Menschen nur können, die gern eine Anstellung finden und heirathen möchten.“

„Wie kommen Sie auf einen solchen Verdacht?“ fragte Dankmar, erstaunt, weil er sich gewisser Aeußerungen erinnerte, die auch Schlurck gestern hatte fallen lassen.

„Es sind jetzt wenige Menschen Das, was sie scheinen,“ sagte Hackert. „Wie bei gewissen Koffern, mit denen man nach Frankreich und Rußland reist, haben jetzt zahllose Menschen einen doppelten Boden. Ich wohne in der Brandgasse. Mein Vicewirth, Hausmann, oder wie Sie den Kastellan einer Armenkaserne nennen wollen, ist ein Schlosser, seine Frau eine Flickschusterin, und Abends treibt der Mann Polizeigeschäfte, und sie — ei, sie kuppelt. Nebenan wohnt ein verdorbener Klempner. Das

ist ihr und sein College. Nach oben hinauf ist's nicht besser. Die Politik hat die Menschen so vielseitig gemacht. Der schnüffelt, Der heuchelt, Der gibt an! Und Den da, den hab' ich auch schon längst weg."

„Für was halten Sie ihn?"

„Im Heidekruge beschnüffelte er Alles. Eine Dreschmaschine sah er zehn mal an, wie die Kuh das neue Thor, und einen Pflug zeichnete er sich sogar ab. Ich gebe mein Wort. Es ist entweder Assessor Müller selbst, der auf dem Polizeipräsidium arbeitet, oder sonst Einer, der von ihm hierher geschickt ist, um Recherchen zu machen, natürlich politische. Die Spitzbuben haben jetzt die schönsten Tage. Die Polizei spürt nur noch nach Revolution. Neulich sagte ein junger Mensch, der seit mehren Jahren unter polizeilicher Aufsicht steht, weil er in seiner Kindheit einmal in aller Unschuld wo eingebrochen hat: Es ist ordentlich beleidigend, sagte er, für unsereins; wir sind aus der Mode gekommen. Wenn Einer beim Hofjuwelier einbräche, nicht drei Tage würde davon gesprochen."

Dankmar fand diese Vermuthung über den Tischler nicht unwahrscheinlich und so wenig Neigung er sonst hatte, mit Spionen oder den offenen unsanften Armen der weltlichen Hermandad in Berührung zu kommen, so hätte er doch vielleicht noch Gelegenheit finden können, sie heute für sich in Anspruch zu nehmen. Seines verlorenen Schreins gedenkend, sprang er aus dem Wagen und wandte sich zum großen Aerger des scheelblickenden Hackert hinüber zu dem Wanderer.

„Haben Sie in dem Wirthshaus eine gute Nacht gehabt?" fragte er, als der angebliche Tischler nahe genug war und sich ihm so anschloß, daß Beide nebeneinanderschritten. — „Ich schlief später noch in einem Zimmer neben Ihnen!" antwortete der Fremde. „Aufrichtig! Ich hatte mich nur so gestellt, als wollt' ich im Wirthshaussaale bleiben. Der Schlemmer interessirte mich, und als vollends Sie noch hinzukamen und das Gespräch belehrend für mich wurde, schloß ich die Augen ohne zu schlafen. Hernach ging ich wie Sie in ein leidliches Bett." — „Da haben Sie uns also . . . belauscht?" bemerkte Dankmar, erstaunt über diese Offenheit. — „Wenn Sie's so nennen wollen!" sagte der Fremde; „ja! Hätt' ich mich wach gezeigt, so würd' ich dem Mann haben sagen müssen, warum ich nicht von ihm zu trinken annehmen wollte, oder was noch schlimmer gewesen wäre, ich hätte mich hinreißen lassen, seinen jämmerlichen Lebensansichten zu widersprechen." — „Dem Wirth, glaub' ich," sagte Dankmar

lachend, „würde dann doch die Geduld gerissen sein. Er schien Sie längst nur mit großer Selbstüberwindung in einem Saal zu dulden, wo einer seiner Gäste Trüffeln und Champagner ausbreitete.“ — „Ich weiß! Vor unserer Umwälzung hätt' er mich zur Thür hinausgeworfen und auf den Heuboden verwiesen,“ antwortete der Wanderer. „Die Zeiten werden schon wieder kommen und vielleicht mit Recht. Was anmaßend und zudringlich ist, bleibt zu allen Zeiten besser draußen als drinnen.“ — „So wandeln Sie,“ sagte Dankmar, „in politischen Dingen den Mittelweg des vortrefflichen Herrn Heidekrügers?“

Statt aller Antwort gab der Fremde seinem edelgeformten Kopf nur den Ausdruck eines Lächelns, das Dankmar nicht umhinkonnte für fein und geistreich zu erkennen. Dies Lächeln entwaffnete ihn. Er mußte einen Augenblick schweigen.

Nach einer Weile begann der Fremde von selbst: „Ist denn Das auch ein System? Ist denn Das auch eine Meinung? Was diesen Heidekrüger beseelt, ist nichts als der crasseste Egoismus der Eitelkeit! Dieser Mann hat ein vortreffliches Landgut und brave Dienstboten, die unter seinem Dünkel leiden. Warum bleibt er nicht in seinen Scheunen und auf seinen Feldern? Er krankt, jedes seiner Worte verräth's, an trauriger Großmannssucht, die eine Hauptrolle in unsern politischen Kämpfen spielt. Er kommt mir vor und Tausende mit ihm kommen mir vor wie die Grundbesitzer, die bei Anlegung einer neuen Eisenbahn durchaus verlangen, daß die Linie an ihrem Eigenthum vorübergehen soll. Ohne sie gibt es nichts. Ohne sie kein Wind und Wetter. Ohne sie nicht Sonnen- und Mondschein. Es ist dabei wenigstens ein Trost, daß diese Menschen nicht durchaus servil sein können. Sie stellen sich der Regierung gegenüber doch manchmal ein bischen auf die Hinterfüße und wollen erobert, gesucht, geschmeichelt sein. Aber erst große Worte! Erklärungen! Die Hand aufs Herz! Lafayette! Hat man jedoch einen solchen Provinzial-Cato endlich an der Leine irgend einer kleinen menschlichen Schwäche gefangen, so kann man Dienstags auf der pariser Fastnachtsprocession keinen größern Ochsen sehen als ein solches, um jeden Preis an das Bestehende gefesselte, früher liberal gewesene Hornvieh.“

Dankmar fühlte nach dieser wie eine Bombe platzenden Kernäußerung, daß, wenn der Fremde ein Spion war, er Talent besaß zum Agent provocateur. Unmöglich aber konnte es ein Tischler sein. Er beschloß jedoch, harmlos zu bleiben, nicht weiter nach dem Zweck des Incognito zu forschen und vor seinen Ueber-

zeugungen, die er immer frei bekannte, keine Furcht zu verrathen. Da ihn diese Unterhaltung beim trüben Wetter und der einförmigen Gegend nur erfreuen konnte, trat er ohne weiteres Mistrauen, ohne ängstliche Furcht, offen mit seinen Empfindungen hervor.

„Ganz wahr bezeichnen Sie diese Gattung von Menschen," sagte er, „die leider zu sehr den Schwerpunkt unserer Zustände bilden! Sahen Sie nicht, wie scheinbar uneigennützig dieser Biedermann jeden Anspruch auf persönliche Auszeichnung von sich wies und wie er doch seine Anforderungen an einen Volksvertreter gerade nur so stellte, daß sie auf ihn allein zutreffen mußten? So machten es Cäsar und Cromwell auch, als sie in Versuchnng geriethen, sich krönen zu lassen, und nicht wußten, was ihnen größer stehen würde, die Krone oder der Schein, sie ausgeschlagen zu haben! Wie schlau durchschaute Schlurck diesen Tartüffe vom Lande, den deutschen patriotischen Ehrenmann, der nur das „Gute" will und doch den Untergang der Welt von dem Augenblick an datirt, wo man nicht mehr vor dem Zorn seiner zusammengezogenen Augenbrauen in Ohnmacht sinkt!"

„Ja! Ja! Dieser Schlurck ist ein pfiffiger Spitzbube!" sagte der Fremde mit nachdenklichem Ernst. „Und mir mit seinem politischen Nihilismus lieber noch als diese aalglatten Heuchler, diese doctrinär gewordenen Spießbürger!" fiel Dankmar ein. — „Aber auch der Nihilismus taugt nichts," sagte der Fremde, der sich immer gebildeter zeigte und Dankmar'n immer mehr überraschte. „Aus nichts wird nichts. Ein Nihilist bringt ebenso die Welt in Verwirrung wie der phrasenhafte Egoist. Der Nihilist springt von Meinung zu Meinung, gehorcht Jedem, der gerade die Gewalt hat, und ist der rechte Widersacher, der Erzfeind aller guten Dinge. Wir leiden an keinem Uebel so sehr, wie an der Eitelkeit und an der Genußsucht. Die Genußsucht ist der eigentliche rothe Faden der Revolution, der sich durch alle unsere Gesellschaftsschichten zieht. Die Genußsucht stürzt die Staaten im Grunde um, sie lockert das unterste Gebäude. Sie lehrt jenes Uebermaß im Siege bei allen Parteien. Paris! Das ist nicht der Heerd der Gedanken, sondern der Heerd der Genußsucht! Wissen Sie, was die ganze, ich sage die ganze Welt regiert? Der Cours der französischen Rente. Ich war in Frankreich. Der Franzose arbeitet bis in sein funfzigstes Jahr. Dann will er noch zwanzig Jahre genießen. Er kauft sich Staatspapiere und lebt von ihren Zinsen. Um diese Zinsen auf hohem Fuße zu erhalten, werden in Paris alle Heiligthümer

des Himmels und der Erde verrathen. Ein plötzlicher Sturm kann den Rentenfuß herabdrücken, man wird so viel lügen, soviel verrathen, soviel preisgeben von Dem, was vielleicht die Menschheit aus ihren Nöthen hätte herausbringen können, bis wieder die alte trügerische Windstille da ist und zur Beglückung aller in Europa lebenden Gesellschaftsdrohnen, die vom todten Ertrag des Capitals leben, die Renten aufsteigen. Die französische Börse, die Vertreterin der lungernden, arbeitsmüden oder arbeitsscheuen Genußsucht, regiert die Welt. Die Capitalisten werden sich nicht, dazu sind sie zu feige, einem großen Sturm mit Gewalt widersetzen, aber sie werden Alles aufbieten, allmälig wieder die Zügel in die Hand zu bekommen und der Politik eine solche Wendung zu geben, bis sie wieder auf ihrem Lebensthermometer, auf dem Courszettel, das Quecksilber der Rente auf dem Grade sehen, wo es in den Tagen stand, wo sogar ein Bankier auf dem Throne Frankreichs saß."

„Fügen Sie aber noch Etwas hinzu," sagte Dankmar, ergriffen von den Worten dieses gebildeten Mannes, der ihm plötzlich wie mit einer Glorie vor Augen stand. „Fügen Sie noch Eins hinzu! Das Unglück der Welt verschuldet Paris auch dadurch, daß das Princip der Genußsucht dort auch Die ergreift, die eine Zeitlang im Dienst der Ideen gestanden haben. Möchte man, wenn man sieht, wie jetzt dort die Dinge gehen, nicht glauben, alle diese tonangebenden Charaktere wären nur so lange ehrlich und heldenmüthig, bis sie sich eine Stellung erobert haben und an der Quelle der Gewalt sitzen? Dann schöpfen sie diese Quelle rasch ab. Sie ahnen, daß sie ein Windstoß morgen wieder ins Nichts stürzen kann. Nun soll es im Fluge gehen, daß sie sich bereichern und dem steilen Felsen der Existenz einen californischen Goldklumpen fürs Leben abgewinnen. Nun wird gelogen, betrogen, die alte Gesinnung Lügen gestraft. So kamen die Heerführer der Franzosen einst in die fremden Länder als Herolde einer neuen Zeit, und diese alten Republikaner waren bald nur noch beutesüchtige Genußmenschen, die für ihr Alter Vorräthe sammeln wollten. So haben jetzt in Paris alte Demokraten conservative Bedenklichkeiten, ja sogar junge Wüstlinge, Spieler von Baden-Baden, die mit einem Napoleoniden in Strasburg und Boulogne eine Emeute versuchten, welche durch Theatercoups lächerlich wurde, sprechen jetzt vom Jahrhundert, von Mäßigung, Philosophie des Bestehenden, Grenzen der Freiheit. Nein! Die Genußsucht ist ihre wahre Philosophie.

Ihre Maitressen sind die wahren Egerien dieser neuen, meist militärischen Numas in rothen Hosen."

Der Wanderer in der blauen Blouse nickte beifällig. Dankmar ersah daraus, daß er seine Anspielungen vollkommen verstanden hatte. „Welche Mittel giebt es aber dagegen?" fragte der Wanderer, dem auch Dankmar zu gefallen schien. — „Ich sinne täglich darüber nach. Wo soll man die Besserung suchen?"

„Ich finde sie in der Heiligung der Arbeit," sagte der Fremde nicht ohne Feierlichkeit; „in der alleinigen Bekränzung Dessen, der sich beschäftigt und reelle Werthe erzeugt. Es giebt zu viel Geistesarbeiter und zu wenig wahre Handarbeiter. Die Handarbeit muß in den Vordergrund aller unserer politischen Beziehungen treten, ihr müssen die größten Belohnungen zufallen; denn nur durch die spartanische Erziehung der Menschen zur Arbeit kann sie von Grund aus gebessert werden. Ich bin kein Socialist. Ich werfe gerade den Communisten vor, daß sie die Arbeit viel zu sehr als eine Last, als einen Fluch hingestellt haben, als einen Jammer, der einmal die Menschen drücke und den man ihnen versüßen, erleichtern müßte. Ist das nicht wiederum Genußsucht? Ist das nicht wiederum dasselbe Uebel, an dem wir die ganze Gesellschaft kranken sehen? Nein; gerade im Gegensatz zu den Communisten muß die Arbeit als eine Quelle der höchsten Freuden dargestellt werden und Institutionen müssen auftauchen, die die Arbeit und Alles, was mit ihrer Förderung zusammenhängt, in den Vordergrund aller Politik stellen."

„Verstehen Sie darunter Belohnungen?" fragte Dankmar gespannt und ergriffen von Worten, die aus dem Munde eines Denkers kamen.

„Ja! Belohnungen, Auszeichnungen, Erhöhungen des Lohnes, Sorge für die Angehörigen der Arbeiter, unmittelbare Beziehung der Staatsformen nur zur Arbeit, Vertretung der Gewerbe im Vorzug gegen alle andern Stände, die, sei es Kaufmanns-, sei es Gelehrtenstand, nur die Diener Dessen sein können, der arbeitet! Wenden Sie mir nicht ein, daß die Bildung immer den Vorsprung vor dem Arbeiter gewinnen wird, auch da, wo jene vielleicht nur eine und dieser zwei Stimmen hat! Ich will, daß auch der Arbeiter gebildet ist. Ich will ihm nichts entziehen von Dem, was sich der Bevorrechtete zum Schmuck seiner Seele verschaffen kann. Der Staat soll es ihm geben. Der Staat soll aufhören, nur die Garantie des Besitzes zu sein, er soll einzig und allein eine Schutzwehr der Arbeit werden. Die Franzosen haben mit ihrer Garantie der Arbeit nur einen halben Schritt

gethan. Für die Arbeiter zwar Summen aussetzen und die Arbeit erleichtern, dabei aber die ewige Rente behalten und die Staatspfründen und das Militär und die ganze Maschinerie der künstlichen Arbeit, der sogenannten Geistesarbeit, und die Repräsentationsarbeit der Beamten im alten Bestande zu lassen, Das ist es nicht, was helfen kann. Auf Einen Arbeiter müssen zwei Müßiggänger aufhören müßig zu sein, Das kann nur helfen. Machen Sie die Arbeit zur einzigen Garantie der Rente und Sie werden sehen, wie Alles die Arbeiter umschmeicheln, wie man bedacht sein wird, ihre Arbeit ertragsfähig zu machen und in dieser Eigenschaft zu erhöhen. Sie sehen an solchen Eisenbahnen, die einen niedern Cours ihrer Actien haben, wie das dabei betheiligte Publicum Alles aufbietet, um diesen Cours zu heben und den Werth der Schienenlinie zu erhöhen. Dies ist nur ein ungefähres Beispiel jener organischen Verschmelzung, in der ich mir die Arbeit in das allgemeine Leben des Staats aufgenommen denke. Die Arbeit muß endlich aufhören, eine Ausgesetzte, eine Paria der Gesellschaft zu sein."

Dankmar theilte diese Meinung theoretisch nicht ganz; ihn ergriff nur der Contrast der Blouse mit diesen Worten. Uebrigens zweifelte er nicht, daß er hier einen jener socialistischen Schwärmer vor sich hatte, der sich Handwerker nannte, weil er es wirklich einmal gewesen, längst aber in einen höhern Bildungsstand übergetreten war und die alte Weise beibehalten hatte, um den Arbeitern näher zu stehen und ihnen Vertrauen zu erwecken. Nach einigem Bedenken entgegnete er: „Ich habe mich lange Zeit, um den gewaltsamern radikalen Mitteln zur Besserung der Welt auszuweichen, mit diesen linderen beschäftigt, die Sie andeuten. Oft hab' ich mir die Menschheit als einen kranken Organismus gedacht, wo der rasche, vielbeschäftigte und ungeduldige Arzt sogleich Eisen und Feuer verordnet, der tieferblickende, wohlwollende und prüfende nur eine Umstimmung der Funktionen. Wenn ich dann aber zuletzt doch sah, daß zur Umstimmungsmethode Jahrhunderte gehören würden und vor allen Dingen solche Staatsformen, wie wir sie eben vom Status quo nicht erlangen können, so bin ich immer wieder darauf zurückgekommen, daß wir noch zur Zeit leider bei der alten Methode der Französischen Revolution, der Zerstörung des Feudalstaats, stehen bleiben müssen. Wir müssen — es hilft nichts — nivelliren. Die Fürsten und der Adel müssen dem Vorrecht des Bluts entsagen, der Begriff der Gewalt muß in die Souverainetät des Volks gelegt werden und alle bisherigen Stützen der Macht müssen in

den Dienst der neuen Staatskräfte treten. So nur finden wir Zeit und Gelegenheit, jene größern, anfangs vielleicht nationalen Naturprocesse durchzumachen, die in der Triebkraft aller solcher Völker liegen, denen die Geschichte die Einwurzelung in ihre Heimathlichkeit und den Glanz und die Größe dieser Heimathlichkeit raubte. Dann können nach den nationalen Wiedergeburten die Völker jene noch größern Beglückungen der Gesellschaft anbahnen, die in einer veränderten Gliederung des Menschengeschlechts überhaupt liegen und in jenen Neuerungen, die Sie andeuten. Keineswegs verkenne ich, wie gefahrvoll die Entwickelung jener Zustände ist, die man Herrschaft des Volks, Demokratie, nennt. Allein die Reformation hatte auch ihre Bauernkriege, ihre Bildersturmexcesse und ihre Wiedertäufer. Ihr besserer Kern erhielt sich und ließ nicht einmal dasjenige Gute verkennen, das auch noch theilweise in jenen greuelvollen Misverständnissen lag. So muß es auch mit der Demokratie kommen. Oder glauben Sie wirklich, daß sich unter der Alleinherrschaft der Könige das Alles ausführen läßt, was Sie sich unter Heiligung der Arbeit gedacht haben? Ich glaube an die Monarchie als an eine in der menschlichen Natur begründete Staatsform; aber die edle ideelle Monarchie ist die Monarchie der Zukunft, nicht die der Gegenwart. Mit der Monarchie der Gegenwart, die sich auf Mittelalter, Adel, Militär, Beamte, gottbegnadete Berufung stützt, ist nichts von Dem anzufangen, was Sie sich als heilsam denken. Blicken Sie um sich! Die deutschen Fürsten haben plötzlich aus der demokratischen Frage eine nationale und nun gar aus der nationalen eine Cabinetsfrage gemacht! Dynastie wetteifert mit Dynastie und die alten verjährten Vorurtheile der Völker und Stämme werden aus der Trödelkammer der Geschichte wieder hervorgesucht, abgestäubt, mit dem Firniß neuer Redensarten überputzt und so zum Gefecht geführt. Kommen wir da weiter? Werden, wenn diese nutzlosen Kämpfe, die nur Blut, Geld und frivole Gedanken kosten, vorüber sind, nicht wieder bald dieselben alten Schäden zum Vorschein kommen? Oder ist es nicht gleich besser, zu sagen —"

„Fort mit allen Fürsten und reinen Tisch gemacht?" fiel der Fremde lächelnd ein.

Dankmar schwieg, weil ihn jetzt plötzlich der satirische und durchdringende Blick seines Gefährten befremdete. Es spielten ihm um die zusammengekniffenen feinen Mundwinkel soviel pikante Schattirungen, daß er sich plötzlich vornehmen mußte, in seinem Vertrauen nicht zu weit zu gehen. Der Fremde strich seinen

Kinnbart, der sich rund um das längliche Oval seines edlen Gesichts zog und ihm eben die Aehnlichkeit mit Dankmar'n selbst gab, und sagte: „Ich muß lachen, wie ich als ein einfacher Tischler dazu komme, Ihnen, einem studirten Herrn, so ernst entgegnen zu wollen und doch bin ich nicht Ihrer Meinung —"

— „Sie sind ein Tischler?" sagte Dankmar, fast verletzt darüber, daß der Fremde noch jetzt sein Incognito in dieser Weise aufrechterhalten wollte.

„Gewiß, ich bin ein Tischler," sagte der Fremde. „Warum denn nicht? Ich könnte Ihnen manchen eleganten Stuhl zeigen, den ich leimte, und noch viel mehr hab' ich mich geübt, Meubles zu zeichnen, hübsche Formen zu erfinden. Doch gesteh' ich Ihnen gern, daß ich auch, wenn ich will, auf meinen Arbeiten selbst sitzen darf und sie nicht zu verkaufen brauche. Ich bin ein Tischler, aber ich trage diese Blouse nur, weil es, wie Sie sehen — stäubt."

„Fürchten Sie nicht, daß man Ihnen einen Paß abfordert und Sie Ihr Incognito lüften müssen?" fragte Dankmar.

„In diesen Zeiten fordert man keine Pässe," antwortete der Fremde; „ich gehe auch nur bis Hohenberg."

„Bis Hohenberg? Hohenberg ist auch mein Reiseziel."

„Sie werden früher dort ankommen als ich. Von hier werd' ich noch zehn Stunden zu gehen haben und Sie wol nur noch sechs zu fahren."

„Sie sollten mit meiner schlechten Kalesche vorlieb nehmen," bemerkte Dankmar. Er that dies nicht ohne Zögern, da eben Hackert hinter ihnen ungeduldig und lärmend mit der Peitsche klatschte. Der Fremde sah sich den Wagen an und blieb mit den Worten: „Der Staub ist allerdings lästig!" stehen. Hackert rührte sich nicht vom Platze, öffnete auch den Schlag nicht, sondern schien ruhig abzuwarten, ob ihn Dankmar ganz als Kutscher behandeln und jetzt sogar zwingen würde, einen wandernden Handwerksburschen zu fahren. Beide Fälle, ob nun die blaue Blouse zu Dankmar oder zu ihm gesetzt wurde, waren seinem Ehrgefühl peinlich. Er schnitt die grimmigsten Gesichter, sprach von Ermüdung des Gauls, schlechtem Wege, engem Platz. Der Fremde, erstaunt über die Unhöflichkeit eines Menschen, den er nur nach dem Bock, auf dem er saß, beurtheilte, schien einen Augenblick zu vergessen, daß er diesem doch auch nur ein wandernder Tischler sein konnte, und über die ihm von Hackert's Mienenspiel gegebene Andeutung, sich, wenn er aufstieg, vorn zu ihm zu setzen, schoß ihm fast das Blut ins Gesicht; doch schien

er sich sogleich zu fassen, als Dankmar, alle weitern Erörterungen mit dem ewig nergelnden Hackert abschneidend, diesem die Zügel und die Peitsche aus den Händen riß, sich selbst auf den Bock setzte, Hackerten und den Tischler auf den Wagen verwies und mit den Worten: „Ich fahre gern einmal selbst!“ vorn Platz nahm und das Rößlein des Pelikanwirths nun zu rascherm lustigem Trabe selbst anfeuerte.

Achtes Capitel.

Die Visitenkarte des Tischlers.

Der Wald war zurückgelegt. Zu dem Städtchen Dassel hinab ging es in raschem Trabe. Einige Regentropfen fielen schon, ohne jedoch zu belästigen.

Dankmar, wie er so dahin jagte über die staubige Straße, schüttelte über sich selbst den Kopf. Er suchte einen Schatz, der ihn, wie er vielleicht nur scherzte, zum Millionär machen sollte, und um ihn zu finden, fuhrwerkte er eben eigenhändig einen Handwerksburschen und einen elenden abgedankten Schreiber! Es ging ihm unwirsch und ärgerlich im Kopf hin und her. Auch der Umstand, daß er das Gespräch mit dem geheimnißvollen und ihm jetzt wieder zweideutig gewordenen Fremden gerade da abgebrochen hatte, als er — ohne das vernünftige granum salis hinzugefügt zu haben — sämmtliche deutsche Fürsten wie alten Sauerteig ausfegen wollte, drückte ihn. Es ist lästig, in extremen Behauptungen ohne Vermittelung dazustehen. Wir Alle leiden mehr darunter, daß man uns nicht ausreden läßt, als darunter, daß man uns absichtlich misversteht. Man glaubt uns so oft zu verstehen und Das eben muß uns gefährlich erscheinen. Man unterbrach uns nur oder das Schicksal unterbricht uns in Augenblicken, die uns gerade die wichtigsten waren. Der Tod ist eine schreckliche Unterbrechung für einen Menschen, der sich noch aussprechen, seine Gefühle rechtfertigen, seine Gedanken erläutern wollte! Und doch ist der Tod noch der geduldigste unserer Zuhörer. Es ist doch selten, daß er uns mitten in einer Periode der Auseinandersetzung für unser ganzes Leben überrascht. Die ungeduldigsten und quälendsten Störer sind dagegen die, die uns immer vortrefflich verstanden haben wollen und sogleich in die Rede fallen. Diese verlassen uns in schönster Ueberein=

stimmung und wir bleiben mit dem Gefühl stehen: Der geht nun mit einer Voraussetzung von uns fort, die nicht zutrifft! Es sind nicht meine Gedanken, die er da als die meinen mit sich fortnimmt! Er wird sie verbreiten, er wird mich nach ihnen beurtheilt machen, er hat mich nicht ausreden lassen und compromittirt mich nur!

So auch lagen offene Gewaltthätigkeiten Dankmar's politischen Meinungen fern. Er wollte nur das Nothwendige und Vernunftgemäße, und hier fühlte er nun, daß er weit mehr noch hätte sagen müssen, um verstanden zu sein. Diesem drückenden Gefühl half etwas die Ankunft in Dassel ab. Es zerstreute, durch eine kleine gewerbfleißige Stadt zu fahren, und wenn auch nur im Vorüberfluge hier und da von einem freundlichen Gesicht begrüßt zu werden.

Hinter Dassel belustigte Dankmar'n, der sich eine Cigarre angezündet hatte und um zu gleicher Zeit fahren und rauchen zu können, schweigen mußte, ein Gespräch, das Hackert mit dem Fremden anfing. Hackert hielt diesen für Das, was er gleich anfangs vermuthet hatte, einen Spion, redete ihn aber für Das, für was er sich ausgab, an und sagte dreist: „Tischlergesell bist du?“ — „Tischlergesell“ — wiederholte nach einigem Zögern der Fremde. — „Wo bist du her?“ — „Hier aus dem Hohenbergischen.“ — „Wo standest du zuletzt in Condition?“ — „In Paris.“ — „Donner, das ist weit. Von da kommst du direct und verlegst dich nicht auf's Fechten? Hast in Paris geschafft? Ich seh' es. Deine Mütze ist bei Noack in der Fischerstraße neu gekauft und deine Blouse, glaub' ich, hab' ich schon 'mal auf dem Maskenball im Opernhause gesehen.“ Diese Wendung frappirte den Fremden. Siehst du! dachte Dankmar; du kommst da an den Rechten.

„Tischler ist kein übles Handwerk,“ fuhr Hackert behaglich fort. „Aber immer Wiegen zu machen, das wäre mir zu läppisch, und immer Särge, zu schwermüthig. Wobei hast du am meisten den Hobel angesetzt?“ — „Ich bin ein Kunsttischler, mehr zum Luxus . . . “ — „Aha! Luxus . . . Mahagony? Nicht wahr? Drum gefiel dir auch die neue Dreschmaschine beim Heidekrüger?“ — Der Fremde ließ sich durch diese verschmitzte Frage nicht irremachen, sondern setzte umständlich das Getriebe einer solchen Maschine auseinander, trotzdem daß sie nicht von Mahagony war. Er wollte eben zeigen, daß er auch da die Praxis verstand.

Dankmar, der aufmerksam zuhörte, mußte fortgesetzt lachen;

denn Hackert verstummte plötzlich über die Schrauben, Ventile, Stempel, von denen, auf allerlei Maschinen übergehend, der Fremde sprach. Sein Plan, den verkleideten Regierungsassessor Müller aufs Glatteis zu führen, war gescheitert. Das darauf eintretende Stillschweigen währte längere Zeit. Dankmar rauchte. Hackert schickte sich zum Schlafen an. Der Fremde sah auf die Gegend und notirte sich zuweilen irgend Etwas, das ihm plötzlich einzufallen schien, in einem kleinen zierlichen Buche. Das dauerte so fort, bis er hinter einem Dorfe, das sie wieder zurückgelegt hatten, Namens Helldorf, zu Dankmar sagte: „Da sind wir jetzt in einem Lande, wo ja mit einem Fürsten, wie wir vorhin sagten, reiner Tisch gemacht worden ist! Es ist wahr, es lebt sich darin nach wie vor. Die Menschen gehen und wandeln, die Bäume tragen schwer an den Aesten, die Ernte ist reif, das Gras schon zum zweiten male gemäht. Es hat sich nichts verändert."

„Wo wären wir denn da?" wandte sich Dankmar.

„In dem Fürstenthum Hohenberg," sagte der Fremde; „hier beginnt die kleine Herrschaft, die so verschuldet ist, daß selbst eine Lotterieanleihe sie nicht mehr retten konnte. Heben Sie den Glanz und das Glück der kleinen Herrscher auf und sie gehen von selbst." — „Und die großen?" fragte Dankmar, der nicht abgeneigt schien, das begonnene Gespräch fortzusetzen. — „Halten Sie es für möglich," sagte der Fremde, unbekümmert um den in politischen Dingen schweigsamen oder zum Schlaf geneigten Hackert; „halten Sie für möglich, daß je Staaten wie Preußen, Oesterreich, Baiern aufhören können? Diese Sondergeschichte ist nicht auszulöschen und in den Fürsten erhalten sich die Erinnerungen der Völker und werden durch sie getragen."

Dankmar antwortete ironisch: „Ich bewundere, wie Sie glauben, die Hebel der Gesellschaft, die Organe der Menschheit in Bewegung setzen, neue Sitten, neue Gesellschaftsformen bilden zu können und doch an dem Bestand von Dynastieen wie an etwas Ewigem haften! Wie gern auch söhnt' ich mich mit diesem Bestand aus, wenn ich darin nur die Fortbildung unserer Freiheit gesichert sähe! Wissen Sie, was mir durch diese Monarchieen allein gesichert scheint? Ein Uebel, das mir noch gefährlicher dünkt, als die von Ihnen gerügte allgemeine Genußsucht. Es ist dies die allgemeine persönliche Eitelkeit, begründet auf eine durchgreifende Erniedrigung des Menschengeschlechts. Wir hörten ja gestern vom Neubunde. Wie erscheint denn Ihnen der?"— „Ein wenig lächerlich," war die Antwort. — „Mir scheint

er gefährlich," sagte Dankmar. „Gefährlich deshalb, weil er mit einigen guten Eigenschaften des civilisirten Menschen ein unverantwortliches Spiel treibt. Liebe und Hingebung sind himmlische Thätigkeiten der menschlichen Seele, aber sie haben ihre Grenzen. Sagen Sie selbst, ob nicht in jeder Monarchie, zu deren Erhaltung und Unterstützung der Neubund gestiftet wurde, das eigentliche Hinderniß freier Entwickelung die tief in den Institutionen und den Erinnerungen des Volks wurzelnde Eitelkeit das Hinderniß der wahren Freiheit ist? In diesem Staate entwürdigt sich der Mensch als Gattungsbegriff, um sich als bürgerliche Person hochzustellen. Das Individuum will bedeutend sein auf Kosten des Geschlechts. Oder woher denn sonst dieses rastlose und die Menschenwürde beschämende Drängen nach Auszeichnung? Eine Unzahl von Ehrenzeichen und Titeln wird massenhaft verschleudert, die allgemeine Militärpflicht untergräbt das kräftige Selbstgefühl der Heimat und ordnet jeden einer abstracten Ehre, der Soldatenehre, unter. Wo Sie im Bereich dieser Monarchie hinkommen, überall bilden sich die Menschen ein, in unmittelbarer Beziehung zum Fürsten zu stehen. Jeder glaubt sich von ihm persönlich gekannt; Jeder drängt sich vor, um irgendwie zur Notiz der hohen Behörde genommen zu werden. Wie eilt nicht Alles zu Unterschriften, zu namentlicher Nennung bei jeder Gelegenheit! Streiten Sie mit diesen Menschen, so hat Jeder eine Meinung für sich, Jeder weiß es besser als der Andere und wenn man sich unterordnet, so ist es nur einem hochgestellten und betitelten Manne. Einer Berühmtheit die Schleppe zu tragen, die Kundschaft einer Excellenz zu genießen, von einer erlauchten Person angeredet zu werden, Das ist da wie in Rußland der Bindekitt des öffentlichen Geistes und die Bedingung seiner Formen. Wenn Montesquieu die Ehre als das Wesen der Monarchie bezeichnete und er es damit aufrichtig meinte und nicht etwa seinem Souverain ein leeres Compliment machen wollte, so kommt dies Merkmal, das nur aus Mangel an einem tiefern Begriff erfunden zu sein scheint, in jedem Staat zu seiner kleinlichsten, und zugleich gefährlichsten Anwendung."

Der Fremde schwieg eine Weile. Dann nahm er, als er Hackert wirklich schlafend fand, das Wort und sagte: „Auch ich hasse die gedankenlose Hingebung an den flüchtigen Glanz des Bestehenden, nur um an diesem Glanze theilzuhaben; besonders ist mir, trotz meiner conservativen Gesinnung, die Koketterie mit dem Heer unerfreulich. Es ist dies ein Stolz, der sich denn doch auf nur höchst unglückliche, den großen Menschheitszwecken

widerstrebende Anomalieen begründet! Nie wird ein Staat eine Zukunft haben, der sich nur auf die Institutionen der Gewalt stützt und darauf hinarbeitet, im Volk das Staatsleben nur wie einen Formel- und Götzendienst zu begründen. Auch das Beamtenwesen ist eine solche morsche Stütze des dauernden Bestandes. Eine einzige verlorene Schlacht stürzt all diese blankgeputzten und zierlichen Götzen und was nicht unendlich Wichtigeres mit ihnen! Aber dennoch sind Sie ungerecht, wenn Sie glauben, daß die Dynastie allein von dieser Hingebung zehren will. Ich hoffe doch, sie strebt nach Befestigung durch jene tiefer wirkenden Hebel der Industrie, des Handels, der Ackerbauerleichterungen. Freilich auf gewöhnlichem Beamtenwege wird hier nichts bewirkt. Solange nicht die Arbeit selbst an den Thron für sich redend tritt und die Bureaukratie aufhört, der Dolmetscher der Interessen der Arbeit zu sein, kann es nicht besser werden. Es fehlen uns Staatsmänner, die ihre Schule im Volk gemacht haben."

Dankmar fühlte sich durch einige Ideen seines Reisegefährten so angezogen, daß er sie für die seinen erkannte, oft aber auch wieder ganz von ihnen abgestoßen. Er schwieg eine Weile und überlegte das Gesagte. Als ihn darauf der Fremde ersuchte, anzugeben, wie er sich's denn möglich dächte, jenen Geist der eitlen ehrsüchtigen Selbsterniedrigung in der Monarchie zu dämpfen, antwortete er: „Dadurch, daß man diesen falschen und unwürdigen Royalismus auf seine wahren Quellen zurückführt, die Quellen der Eitelkeit und der speculirenden Selbsterhaltung. Denn leider auch deshalb wird jetzt ein so übertriebenes Spiel mit monarchischen Formen getrieben, weil man einen Damm sucht gegen die drohenden Fluten der allgemeinen Zerstörung, gleichviel aus welchem Material gebaut. Ehrlich sind unter den Reubündlern nur Die, welche sich einbilden, vom Glanz der Monarchie fiele etwas auf sie selbst, und unehrlich sind alle Die, welche zum Royalismus aus Angst für ihr Eigenthum flüchten oder die sich, wie dieser Schlurck, vor dem Auffallenden fürchten und der Mode folgen, weil sie Mode ist. Es muß Etwas erfunden werden, mein' ich, was das Individuum vernichtet, ohne die Person zu zerstören?"

„Ein dunkles Wort!" unterbrach ihn der Fremde. „Das Individuum vernichten, ohne die Person zu zerstören?"

„Wir müssen," erläuterte Dankmar, „eine andere Gleichheit predigen als z. B. die Volksversammlungen. Gleichheit mit dem Pöbel ist die Sehnsucht der Denkenden nimmermehr. Gleichheit

der Ansprüche auf die große Ehre, die in einem Allgemeinen, uns Alle Bindenden liegt, Ehre zurückstrahlend auf Alle von einem Begriff aus, der Ehre verdient, da ist Etwas zu suchen, zu erfinden, was uns rettet vom Rückfall in diese Barbarei, daß wir lediglich aus Furcht vor Revolutionen der Anbetung des Bestehenden verfallen."

Als Schlurck's Name genannt wurde, erwachte Hackert. Die beiden Andern schwiegen und die Nothwendigkeit, dem Pferde einige Ruhe zu gönnen, trennte vor einem am Wege gelegenen Wirthshause auf einige Zeit die drei Gefährten. Als der Fremde, um nach einem Mittagsimbiß zu fragen, ins Haus getreten war, winkte Hackert Dankmar'n und zeigte ihm ein Taschentuch, das Jener hatte liegen lassen. Mit geheimnißvoller Miene bedeutete er ihm näher zu treten und hielt ihm verstohlen den Zipfel des Tuches hin. Es war eine Krone mit dem Zeichen 100 und dem Buchstaben E darin gestickt.

„Das heißt," sagte Hackert, „der Mensch, von dem er dieses Taschentuch gestohlen, renommirte, deren hundert zu haben, war mindestens kein Tischler und fängt in seinem Vornamen mit einem E an." — „Oder es gehört ihm wol selbst," sagte Dankmar. — „Das ist auch möglich," antwortete Hackert trocken und rief einen Knecht, für's Pferd zu sorgen. Dann knöpfte er sich den Rock zu, streifte Beinkleider und Rockärmel glatt und benahm sich, affectirt genug, wie alles, nur kein Kutscher." — „Schneiden Sie kein so schlimmes Gesicht!" sagte er zu Dankmar; „jetzt, wo wir Hohenberg näher kommen, wird's mit meinem Fahren nicht mehr viel werden. Wenn Sie indessen in Ihrem eleganten Costüm fahren, weiß man, daß Sie es nicht nöthig haben und es nur aus Vergnügen thun. Wenn ich es aber thue, so sagt Jeder, Das wäre mein Beruf. Wenn wir in Hohenberg sind und Sie leichten Herzens, aber schwerer im Wagen mit Ihrem Schrein zurückfahren, so sag' ich Ihnen, warum das Alles so sein muß, wenn Sie nämlich Lust haben, es hören zu wollen." — „Es ist eine verkehrte Welt," meinte Dankmar kopfschüttelnd nachgiebig und steckte das Tuch zu sich. „Wir wollen sehen, ob wir auch da Etwas zu essen finden."

In der Wirthsstube trafen sie einen Jäger. Ein stattlicher Fün ziger, wie es schien. Seine Jagdtasche hing ihm mit langen Troddeln um die Schultern. Sein grauer Rock mit grünen Aufschlägen war von leichtem Sommerzeug und wohlerhalten. Das gebräunte, mit fuchsrothem Bart umschattete Antlitz trug den

unverkennbaren Ausdruck offener Ehrlichkeit und treuherzigsten Vertrauens. Seine großen wasserblauen Augen grüßten die Ankömmlinge ebenso freundlich, wie er schon unterhaltend und unterhalten im Verkehr mit dem schöngewachsenen jungen Mann in der Blouse war. Eine Menge kleiner Kinder tobte um ihn her, spielte mit seinem Hunde, zupfte an den Troddeln und dem Netzwerk seiner Jagdtasche und während er mit der Blouse, ja schon mit Dankmar und Hackert sprach, ging er doch dabei zu gleicher Zeit freundlich auf die Scherze der Kinder ein, die er hinterwärts mit den offen gelassenen Fingern haschte und neckte. „Sie sind hier im gelben Hirsch!“ erklärte er den Ankömmlingen. „Ihr Mittagsmahl müssen Sie nehmen, wie Sie's finden. He da, Lenchen! Jungfer Drossel!“

Ein junges hübsches Mädchen, die die Wirthstochter schien, brachte schon für den jungen Mann in der blauen Blouse einige Teller von ihrem eigenen Mittagsmahl. Nun mußte aber auch noch genug für die beiden Andern da sein. „Ja,“ sagte der Jäger, „wenn der Drossel nicht immer im Busch säße und seine politischen Lieder pfiffe! —“ — „Wie?“ erstaunte Dankmar, „auch hier, wie auf dem Heidekrug, die Politik Störerin der häuslichen Ordnung?“ — „Das nicht,“ meinte der Jäger begütigend; „die Frau und das schmucke Lenchen da sehn schon nach dem Rechten und es folgt Jeder seinem Geist.“

Damit wandte er sich zur bedienenden hübschen Lene, zu den Kindern und dem Hunde Phylax. Er wollte es vermeiden, den Wirth zum Gelben Hirsch so anzuklagen, wie die Liese den Heidekrüger angeklagt hatte. „Lenchen,“ sagte er ablenkend, „wirst immer schmucker! Blitzaugen hat das Mädel! Ganz wie ihre selige Tante! Bist aus einem Tigel mit ihr geschmolzen! Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich von Feuer rede.“ Die letzten Worte brummte der Jäger mehr vor sich hin.

„Warum nicht vom Feuer?“ meinte Dankmar, eine dargereichte Weinkarte musternd. „Die Menschen sind mehr durchs Feuer als durchs Wasser geschaffen.“ Er bestellte eine Flasche Hochheimer. Lenchen ging mit dem ganzen Kindertroß, der sie in den Keller begleiten wollte. Auch Phylax würde gefolgt sein, wenn ihn nicht der Jäger zurückgehalten hätte.

„Das Feuer im Wein laß' ich mir gefallen,“ sagte der Jäger freundlich, die Bestellung gleichsam lobend. „Aber,“ setzte er mit zusammengedrückten Augen hinzu, „das Feuer, das ich meinte, ist ein anderer Brand. Hier das Haus ging vor nunmehr sechszehn Jahren einmal in Feuer auf und mit ihm die

Schwester Drossel's, ein junges Wesen —" — „Verbrannte? —" — „Verbrannte."

Der Jäger wandte sich zum Fenster hin. Die Reisenden aßen. Lenchen kam bald mit dem Wein wieder zurück. Die Kinder lärmten und litten nicht, daß der Jäger nach der Flinte griff, die an der Wand hing, und gehen wollte. „Ei, Onkel Heunisch, schon fort?" sagte auch Lene Drossel. „Vater und Mutter müssen von Schönau bald zurück sein. Ich dachte, Sie erzählten uns noch von Franziska's letztem Brief. . . ." — „Komm ins Jägerhaus, Lenchen! Kannst ihn selbst lesen!" — „Ins Jägerhaus komm' ich nicht." — „Fürchtest dich?" — „Vor der Eule nicht." — „Vor der Ursula. Ich weiß es. Bist ein Kindskopf." Damit lachte er wieder und verharrte dabei, daß er gehen müßte. Es wär' eine tüchtige Strecke nach Hause, meinte er. „Dann grüßen Sie aber die Fränz und danken Sie ihr für das hübsche Band!" sagte Lenchen. „Solltest ihr selbst schreiben, Lenchen, legst es an die Tante bei." — „Das dürfen wir nicht!" — „Tante Pfannenstiel? Ist die so ungefällig. Die reiche . . ." — „Die!" — „Sieh! sieh! So schreib' der Fränz durch die Post. Sie hört gern Etwas von Hohenberg, vom Wald und vom Gelben Hirsch. Mein Schreiben ist nicht viel nutz. Franziska Heunisch, beim Tischlermeister Märtens auf der Wallstraße —"

„Franziska Heunisch?" unterbrach Hackert das Verzehren seiner Mahlzeit, ein Geschäft, das er mit vielem Appetit verrichtete. „Kennen Sie die Fränz Heunisch, Herr?" fragte der Jäger angenehm überrascht. Hackert kaute und antwortete nicht. Er schien nicht das Gemüth zu haben, dem Onkel, der seine Nichte zärtlich zu lieben schien, eine Auskunft zu geben, die den freundlichen Waldbewohner glücklich gemacht hätte. Als der Jäger die Frage: „Kennen Sie die Fränz Heunisch?" nochmals wiederholt hatte, stieß Dankmar ärgerlich mit dem Ellnbogen den kauenden Hackert an und sagte: „Hören Sie denn nicht?"

„Fränzchen Heunisch," antwortete nun Hackert mit zweideutigem Lächeln; „eine angenehme kleine Putzmacherin." — „Ja, Herr," sagte der Jäger, „sie macht Putz." Dann aber, als er Hackert's Lächeln sonderbar fand, setzte er, indem ihm das Blut in die Wangen schoß, mit unterdrücktem Zorn hinzu: „Wissen Sie von Fränz Heunisch etwas Unrechtes?" — „Ich weiß von ihr nichts, bester Jägersmann," sagte Hackert, „als daß sie allerliebste Zähne, hübsche rothe Wangen, braune Augen, schwarzes glattes Seidenhaar und um die Augen eine gewisse reizende Haut

wie von Wachs hat und in der Wallstraße Nr. 14 im zweiten Hofe links eine Treppe hoch wohnt.“ — „Herr, da wohnt sie,“ sagte der Jäger und warf sich jetzt die Flinte so zornig über die Schulter, daß die Jagdtasche hin- und herflog. „Was aber nun? Was nun?“ — „Was nun? Nun? Nichts nun! Sie wollten ja die Adresse genau wissen. Wallstraße Nr. 14 im zweiten Hofe links. Ist's nicht so?“

Der Fremde, der an dem Jäger Wohlgefallen zu finden schien und einen üblen Ausgang dieser Reibung fürchtete, hielt es für das Angemessenste, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Eilen Sie schon so?“ sagte er zu dem kirschroth gewordenen Mann, der auf Hackert Blicke schoß, die im Grunde mehr rührend als erschreckend waren. Er fürchtete sicher, Franziska Hennisch möchte auf schlimmen Wegen sein. „Die Jagd kann Sie nicht rufen,“ fiel Dankmar ein, der in dem Jäger den über seine Nichte aufsteigenden Verdacht gleichfalls zerstreuen wollte; „ich denke in den Wäldern hier mag es im Herbst lustig zu pirschen sein.“ — „Es giebt nicht mehr viel Wild in den fürstlichen Wäldern,“ sagte der Jäger, sich sammelnd, doch noch mit zitternder Stimme. — „Sind Sie hohenbergischer Jäger?“ fragte der Fremde. — „Das bin ich.“ — „Früher Militair?“ — „Militair.“ — „Dem alten Feldmarschall nahe gestanden? Nicht wahr?“ — „Nicht so nahe, der selige Feldmarschall war kein Jäger.“ — „Und doch kein Wild?“ bemerkte der Fremde, der sich so benahm, daß ihn Niemand mehr für einen wandernden Handwerker halten konnte. „Doch kein Wild!“ fiel der Jäger, der sich rascher beruhigte, als Dankmar erwartete hatte, ein. „Das machen die Finanzen. . . .“ — „Wie so die Finanzen?“ sagte Dankmar. — „Weil die Juden den alten Fürsten ganz in Händen hatten. Weil ihm kein Strohhalm mehr im Lande gehörte, ließen die frisch aufs Wild losschießen, Reh' und Haas, Alt und Jung, nur um Geld herauszuschlagen. Jetzt sind sie in Hohenberg all' versammelt; sie wollen zur Jagd wiederkommen, sagten mir neulich ein paar Steifböcke; aber ich lachte und dachte mir: Bringt wieder, was ihr schon Alles in unserm Wald vertilgt habt, dann wird sich's der Mühe lohnen. Uebrigens schweig' ich; denn kein Mensch weiß, was aus der Herrschaft werden soll und wer uns inskünftige was zu befehlen hat.“

„Wer ist denn Alles oben?“ fragte Dankmar, der den etwas frugalen Fremden in der Blouse gebeten hatte, sich des Weins gemeinschaftlich zu bedienen.

„Ich kenne sie nicht Alle, die geputzten Leute,“ sagte der Jäger. „Aber Das weiß ich, solche sind's nicht, wie Die zur Zeit da zu Besuch gekommen sind, als der Fürst und die Fürstin im Glanz lebten. Der Fürst ist in der Residenz gestorben, kam auch nie heraus nach Hohenberg, schon die zwölf Jahre nicht, daß die Fürstin da wohnte. Als die fromme Frau noch lebte, durfte sich Niemand von den Creditores auf dem Schlosse sehen lassen. Das war so ausgemacht. Als sie aber die Augen zuthat, es sind nun zwei Jahre her, da ging's lustig. Erst fing's auf den Wirthschaftshäusern herum und in der Rechnungskammer an zu rumoren. Hui, was für fremde Vögel, die da durcheinander zwitscherten: Das ist für meine Kralle, Das für meinen Schnabel! Das Schloß selbst blieb noch unangefochten, aber seit den drei Monaten, daß nun auch der Fürst in Gott entschlafen ist — ja, ja! — in Gott — Gott hab' ihn selig, es war ein guter, aber auch wieder ein recht schlimmer Herr — Da — Hurrah! Da kamen sie denn Alle an, in großen Staatskutschen. Ritsch! Ratsch! Jetzt zerhackt und zerstückt das Ganze! Wenn sich Keiner findet, der die halbe Million zahlt, die allein schon als Schuld auf dem Ganzen steht, ist's aus! Es ist nun drei Wochen her. Schnedderedeng! Trarara! Das ganze Dorf unten — es heißt Plessen — kam zusammengelaufen und gaffte die Postillone all und die Kuriere an, und die Herrschaften stiegen aus. Das sind nun Die, die viele Jahre lang erst auf den Boden, dann auf den Wald, zuletzt auf Geräth, Leinenzeug, Tisch- und Bettzeug und den letzten Spahn Holz im Schlosse Geld geliehen haben. Der Fürst ließ ja — Gott sei's geklagt! — seine alte kostbare Lebensart nicht, brauchte zehn mal mehr als er einnahm und so war er zuletzt dermaßen herunter, daß sein Sohn in Paris die Erbschaft nicht antreten will und . . . nicht antreten kann und wol . . . . nicht antreten wird.“

Während der Förster so plauderte, verzehrten die drei Reisenden ihr bescheidenes Mahl. Dankmar hatte in der Zerstreuung das Taschentuch an den Fremden zurückzugeben vergessen. Hackert blinzelte ihm deshalb einige mal mit den Augen zu, ohne sich aber damit Dankmar'n verständlich machen zu können.

„Liegt nicht am Fuße des Hohenbergs,“ fragte Dankmar seine eigenen Angelegenheiten erwägend und darin, daß der Fremde in tiefes Nachdenken versunken schien, nichts Auffallendes erblickend, „liegt nicht in Plessen eine Schmiede?“ — „Ja wol,“ lautete die Antwort. „Kennen Sie den Schmied?“ — „Er

heißt Zeck! Ist blind und sein Sohn ist taub.“ Hackert lachte und fügte hinzu: „Und hoffentlich sind bei ihm recht viel Pferde lahm?“

Der Jäger sah den Witzmacher finster an und wandte sich in seinen Erläuterungen zu den Andern, Hackert den Rücken kehrend. „Die Zeck'sche Schmiede war sonst im Flor,“ sagte er. „Alle Fuhrleute haben da eingesprochen und sparten ihre Reparaturen auf die plessener Schmiede; jetzt kommt selten noch ein Wagen den Berg herunter.“

„Wenn jetzt da oben Alles aus Rand und Band ist,“ fragte Dankmar, „so giebt es wol viel verrufenes Gesindel auf der Herrschaft?“ — „Das doch nicht! Dann und wann einmal ein Wilddieb. Und Das selten, weil nichts zu dieben ist. Ja! Holz wird gestohlen.“ — „Und das tüchtig!“ schaltete Lenchen ein, die ab und zuging und manchmal ein Wort dreinredete, wie es einer resoluten Wirthstochter zukommen mag. „Ja!“ sagte der Jäger lachend; „mehr als billig.“

„Aber reimt sich Das,“ bemerkte der Fremde, „mit der allberühmten Frömmigkeit, durch die sich ja die ganze Gegend auszeichnen soll?“

Der Jäger lachte. „Es wird wol so dick damit nicht aussehen,“ meinte auch Lenchen, indem sie abdeckte. „Ich will Ihnen sagen,“ nahm der Jäger das Wort; „es mag mit der Frömmigkeit, die man so offen zur Schau trägt, nicht weit her sein; das lernt man im Walde, wo man an jedem stillen Plätzchen denkt: hier ist's so gut wie in der Kirche! Aber wenn's auch nicht mehr sehr lange nachwirken wird, die selige Fürstin hielt doch viel auf's Christenthum. Sie theilte Bibeln aus und sammelte jeden Sonnabend die Leute um sich und las irgend was Andächtiges vor oder irgend ein fremder Herr mußte vorlesen und die Leute sungen dazu. Manchmal kamen Menschen, die früher ein Handwerk gelernt hatten, dann aber, wie sie's nannte, die vortreffliche Dame, die Erleuchtung bekommen hatten und Missionäre wurden, für die Heiden zu bekehren. Die stellte sie dann Sonnabends der Gemeinde vor und alle mußten beten, daß Gott die frommen Apostel, wie sie sie nannte, in Gnaden beschützen und behüten möchte. Ach, Das war oft rührend, so einen guten Menschen zu sehen, der nun da hinaus mußte ins Hottentottenland und die Buschmänner bekehren. Alle mußten weinen und Jeder gab ihm die Hand und sah den armen Menschen sich noch einmal erst an, ehe er gespießt und gebraten war. Manche freilich —“ Der Jäger machte eine schlaue Miene.

„Nun manche?“ fragte Dankmar. „Manche von den Missionären gingen gar nicht hin zu den Hottentotten!“ platzte der Jäger heraus und kratzte sich hinterm Ohr. „Wenn sie das Gute genossen hatten und recht ausstaffirt waren mit allerhand kostspieligen Geschenken, blieben sie in Bremen oder Hamburg geruhig liegen oder schrieben, sie hätten schon bei England herum Schiffbruch gelitten und müßten wieder umkehren oder es müßte was Neues nachkommen. Ach, lieber Heiland, was sind da für Sachen vorgefallen!“ Der Jäger war so gutmüthig, daß er diese Worte in einem entschuldigenden Tone und wie über den Lauf der Welt kopfschüttelnd vortrug. „Kein Missionär,“ erzählte er, „ging von Hohenberg fort, ohne nicht noch einen Koffer voll Hemden und Strümpfe mitzunehmen. Die ließ die gute Frau Fürstin im Ländchen herum weben und stricken. Sie theilte das Garn und die Wolle aus, aber nur an Die, die in die Betstunden kamen. Wer fromm zugehört und andächtig seinen Vers gesungen hatte, kriegte nachher, wenn die Andacht aus war, einen Napf voll Warmbier und frisches Weißbrot — was die alte Brigitte schön backen kann — und beim Nachhausegehen bekam jede Frau und jedes Mädchen einen Korb voll Arbeit für die Heiden mit.“

Hackert lachte über diese Schilderung so unverschämt laut auf, daß es ihm Dankmar verwies. Dennoch mischte er sich dreist in das Gespräch und sagte: „Ich kenn' einen ehemaligen Missionär. Der Schlingel hat mir's erzählt, wo die Strümpfe und Hemden hinkommen, die man ihnen nachschickt. Die Augenverdreher verkaufen sie an das erste beste Kauffahrteischiff, das sie am Meere antreffen. Nach Hause aber schreiben sie: Dank für das Uebersandte! Die Heiden wandeln bereits im Licht und auf euren Strümpfen. Schickt nur noch mehr von der Sorte!“

Hackert hatte die Genugthuung, daß seine Anekdote gefiel. Der Fremde aber verließ das Zimmer. Die Erzählung des Jägers schien ihn interessirt, ihre heitere Wendung aber verletzt zu haben. Da sein Ranzen liegen geblieben war, so war nicht anzunehmen, daß er sich schon wieder auf den Weg gemacht hatte.

„Und wer zahlt nun die Leute aus, die noch im Dienste der Herrschaft stehen?“ fragte Dankmar. „Herr Justizrath Schlurck,“ antwortete der Jäger. „Der ist schon seit zehn Jahren der eigentliche Fürst von Hohenberg. Der administrirt mit dem Director von Zeisel Alles durch- und übereinander. Die Creditores halten sich an Schlurck. Noch gestern war er

auf dem Schloß, muß aber rasch eine Ordre gekriegt haben, so schnell ist er auf und davon. Seine Frau aber, die ist noch da mit dem Commerzienrath von Reichmeyer und Frau Commerzienräthin von Reichmeyer und Herr Bartusch und mit Respect zu vermelden —" Der Jäger sah sich nach den Kindern um. Diese spielten mit dem Hunde. Da er aber auch Lenchen Drossel nicht sah, so flüsterte er: „Drossel's Schwester ist auch dort." — „Wer?" — „Frau Pfannenstiel." — „Auch eine Creditorin?" — „Durch ihren Mann. Frau Wirthschaftsräthin Pfannenstiel. Ihr Mann war früher Pächter beim Fürsten, brachte dabei sein Schäfchen ins Trockene, zog in die Residenz, bekam den Titel Wirthschaftsrath durch den Fürsten und wurde sein schlimmster Blutsauger. Kurz Sie finden da allerlei Volk, Christen und Türken und —" — „Melanie Schlurck, des Justizraths Tochter, hat sich also gleich einen ganzen Hof mitgebracht?" schloß Dankmar. — „Von der wissen Sie schon? Ja! Das ist ein Engel oder ein Satan. Die macht Alle kopfverdreht. Zu Fuß, zu Pferde, bald im Feld, bald im Walde, und hol' mich Dieser und Jener, sagt' ich noch neulich zur Ursula; sollte man nicht glauben, sie tanzte immer? Noch hat Die kein Mensch mit ruhigem Fuß gesehen und Augen hat sie im Kopf, Zähne im Mund — Ja! Die hat's Allen angethan, und was man ihrem Vater für Fluch und Malefiz nur anwünschen mag, der Mamsell kann man nicht gram sein; sie macht Alles wieder gut. Auch ein feiner junger Herr aus der Stadt ist mitgekommen — er heißt — ich weiß es nicht — kurz und gut, so lustig ist's seit zwanzig Jahren da nicht hergegangen. Jemine! Säh' es die alte Fürstin, sie drehte sich im Grabe um."

Der Jäger trank seinen Labetrunk Bier aus, wünschte den Herren gute Verrichtung, schüttelte Dankmar'n die Hand und ging. Dankmar erwiederte freundlich, faßte aber Hackert ins Auge, da er dessen Angesicht plötzlich wie mit Blut übergossen sah; seine Wangen glühten, seine Stirn schien heiß; von der Farbe des Haars und der Haut entdeckte man kaum mehr einen Unterschied. Dankmar's erster Gedanke war, da vom Jäger jener Lasally angedeutet wurde, an sein Pferd. Er glaubte in der Verlegenheit, die er auf Hackert's Antlitz bemerkte, als der junge fremde Herr, der wol nur Lasally sein konnte, erwähnt wurde, das Zugeständniß der Befürchtungen zu finden, die er seinem Bruder Siegbert geäußert hatte, als dieser für Hackert's Ehrlichkeit gut sagen wollte. Aufs Allerheftigste wurde er wieder von dem Gedanken ergriffen, daß doch wol zuletzt dieser Hackert

nur ein Gauner sein möchte, der sich ihm nur noch zu irgend einem bösen Zweck angeschlossen hätte. Und dennoch fühlte er Mitleid mit ihm. Der Nachtwandler stand wieder vor ihm; der wüste schauerliche Eindruck, wie er mit herabgefallenen Kleidern, mit Stroh und Heu im Haar, mit offenem Hemd, in der Hand die verlöschende Laterne, vor ihm stand und Schlurck vor Entsetzen das Wort ausstieß, das ihn weckte. Die Erinnerung an diesen Anblick trat ihm so mächtig in diesem Augenblick vor die Seele, daß er fast erschrak, Hackert möchte eben wieder in einen ähnlichen Zustand verfallen. Denn er bemerkte, daß Hackert wie in Gedanken verloren zur Thür hinausging, geduldig den schon zur weitern Reise gerüsteten Gaul bediente, geduldig die Peitsche ergriff und, als wüßte er es selbst nicht, vorn auf dem Bocke saß. Alles Das hatte er mechanisch, ohne Ueberlegung gethan. Seine Absicht, in der Nähe von Hohenberg Jedes zu vermeiden, was seine Eitelkeit in ein falsches Licht stellen konnte, hatte er in dieser träumerischen Abwesenheit ganz vergessen und Dankmar stand und staunte, diesen Zustand still beobachtend. Was ist dem Menschen? dachte er.

Der angebliche Tischler hatte sich inzwischen noch draußen mit dem Jäger einige Augenblicke unterhalten und dann seinen leichten Ranzen geholt. Er wollte den weitern Weg zu Fuß machen und verabschiedete sich von Dankmar'n. Dieser hielt ihn jedoch zurück und sagte: „Wir haben jetzt nur noch drei Stunden bis Hohenberg zu fahren; es hat inzwischen geregnet, der Weg ist zu feucht für Ihre dünnen eleganten Stiefel. Bleiben Sie bei uns!“ Der Fremde stieg nachgebend ein, Dankmar bezahlte für sich und Hackert die Rechnung, folgte dann in den Wagen und rief: „Fort!“ Hackert schien nicht zu wissen, wo er war, sondern gab sich willenlos dem Thier preis, das im raschen Trabe weiterfuhr.

Der Regen hatte in der That mit einem einzigen und gewaltig starken Guß die Natur erfrischt. Wie erhob sich Baum und Blatt, wie blickte der Grashalm so gekräftigt zur Sonne auf, die hier und da schon aus den grauen, sich zertheilenden Wolken wieder hervorbrach! Auch die Gegend nahm jetzt einen gefälligern Charakter an. Die großen Flächen hörten auf. Der Boden hob sich wellenförmig, am Rande des Horizonts stiegen die blauen Conturen einer nicht hohen, aber anmuthig geformten Bergkette empor. Hier und da verrieth sich ein hinter Büschen geborgenes Dorf durch seine Kirchthurmspitze. Der Weg war mit Obstbäumen besetzt, die eine reiche Ernte Aepfel und Birnen

versprachen. Auf den Feldern war schon fast überall die Frucht geborgen, sodaß man mit dem Blick weithinausschweifen und die Krümmungen kleiner Bäche verfolgen konnte, die den Boden fruchtbar bewässerten und die Gegend lebendiger machten.

Der Fremde betrachtete die Flur mit einem ernsten, sinnenden Blick. „Es ist meine Heimat,“ sagte er. „Ich bin in diesen Thälern geboren. Früh schon verließ ich sie und doch kenn' ich jedes Dorf, jede Anhöhe wieder.“

„Wie traurig,“ sagte Dankmar, „daß so schöne Besitzungen von einem leichtsinnigen, weltlustigen Herrn verschleudert wurden! Die Bauern haben sicher die Vortheile der neuen Zeit hier wahrgenommen, haben sicher die Laudemien und Gefälle abgekauft. Vielleicht ist die Summe, die dadurch auf einem Brett gezahlt wurde, für den künftigen Unterhalt des Prinzen Egon ausgesetzt und das Einzige, was ihm sein Vater zu erben mochte hinterlassen haben. Die übrigen gewöhnlichen Abgaben von Grund und Boden laufen ohne Zweifel in die Kasse der Gläubiger, die sich in den jetzigen schlimmen Zeiten wol vergebens nach einem reichen Capitalisten umsehen, der hier das ganze Besitzthum mit Activen und Passiven übernimmt!“

„Es ist wenig Heil noch auf Grund und Boden,“ sagte der Begleiter trübe gestimmt. „Die Masse der Lasten drückt zu sehr. Wo der Staat etwas gewinnen will, da denkt er immer sogleich an das Erdreich und an Den, der es anbaut. Immer den Zollstab an die Erde gelegt! Warum nicht an den Handel? Die Kaufleute, die jetzt die Welt regieren, die wissen sich zu schonen. Da sie meist von den Handwerkern leben, so schützen sie allenfalls diese noch eine Zeitlang und auch mit Recht. Da jedoch dem gefräßigen modernen Staat die Mittel der Existenz immer knapper werden müssen, so sagen die regierenden Kaufleute und Börsenmenschen: Haltet Euch an Grund und Boden! Grund und Boden sind ewig! Welche Ungerechtigkeit! Es ist wahr, die alten aristokratischen Regierungen haben es möglich gemacht, daß bei den großen Ansprüchen des Fiscus an die Staatskräfte Grund und Boden oft steuerfrei durchschlüpften und meist mit einem blauen Auge davonkamen. Es ist wahr, daß der Grund und Boden in den Katastern oft falsch veranschlagt ist. Allein diese relativen Vortheile sind schon im Preise vom Grund und Boden mit angeschlagen, und wie ich jetzt zwei mal mehr Steuern geben soll, so vergißt man, daß ich das Gut nur in der Voraussetzung kaufte, daß es beim Alten bleiben sollte und nur einfach zu zahlen hätte.“

„Ich kenne diese Streitfrage," bemerkte Dankmar; „aber ich weiß nicht, ob man es nicht darauf könnte ankommen lassen, einmal der Aristokratie des Grundbesitzes die nothwendigen Folgen ihrer alten Regierungsmethode fühlbar zu machen. Man spricht von der Nothwendigkeit des isolirten Reichthums. Ich kann sie in diesem Sinn nicht anerkennen. Die gefährlichste Aristokratie bleibt die des Blutes, wenn sie sich auf einen großen und möglichst ungehemmt verwalteten Grundbesitz stützt. So lange wir, aufrichtig gestanden, das Adelsinstitut behalten, seh' ich kein Heil für die Menschheit. Der Adel ist hier und da zuweilen liberal aufgetreten und hat sich dem Volk angeschlossen; aber wie selten diese Ausnahmen! Ich anerkenne den Unterschied der Menschen, den die verschiedenen Stufen der Bildung und auch des Besitzes mitsichbringen, aber einen durch die Geburt, durch Namen, durch Ahnen begründeten Unterschied sollte die Aufklärung nicht mehr dulden."

„Ich theile Ihre Ansicht in gewissem Sinne," erwiderte der Fremde. „Nicht daß ich den Adel ausrotten will; denn ich halte Das für unmöglich: ich halte die Umwandlung eines berühmten Geschlechts in eine einfache bürgerliche Familie höchstens für eine komische Episode der Geschichte, die nur auf kurze Zeit möglich ist. Aber man soll erstens die Ueberwucherung des Adels beschneiden durch das Erstgeburtsrecht und zweitens den Nachwuchs des Adels edler anpflanzen als unsere Fürsten thun. Den Adel für Geld ertheilen oder für zweifelhafte bureaukratische Verdienste, Das ist eine tägliche Herabsetzung desselben Instituts, auf das sich die feudale Monarchie so gern stützen möchte. Der Adel an sich kann nicht verdächtig sein. Man verdächtigt ihn nur dem Volk durch die Art, wie man neuen Adel ertheilt. In jedem Wald und jeder guten Waldhutung herrscht ein natürliches System des Nachwuchses; nur beim Adel hat man dieses Nachwuchssystem nie beobachtet und deshalb sank die Achtung vor demselben."

„Das ist eben das Wort, das ich verbannen möchte," rief Dankmar; „Achtung des Adels! Wozu eine Kaste von Menschen, die sich eines Vorrechts vor Andern berühmt! Der Staat schafft die Vorrechte vor dem Gesetz ab. Das ist wahr. Der Bürgerliche kann alle Rechte genießen wie der Adelige. So heißt es in den Gesetzbüchern! Und doch bleibt diese sonderbare geheime Verbindung unter den Adeligen. Es bleibt dieser geschlossene Bund, der sich immer wieder mit seinen Maximen hervordrängt, wenn ihn auch noch soviel Revolutionen zurückgeworfen

haben. Sie wollen den Adel vermindern durch englisches Erstgeburtsrecht und besser anpflanzen durch Adelserhebungen wahrscheinlich an einen tapfern Krieger, einen geschickten Arbeiter, einen glücklichen Erfinder. Aber die Nachkommen der Letztern werden ebenso Aristokraten werden, wie es die Nachkommen der weiland zu Rittern geschlagenen Knappen und Kaufleute wurden. Es ist eben ein Institut, das sich ewig auf die Vegetation der Freiheit wie Mehlthau ansetzen und sie verderben wird."

„Die französische Revolution hat den Adel abgeschafft," sagte der Gefährte, „und er ist wiedergekommen. Napoleon hat ihn noch mit seinen geadelten Corporalen vermehrt und die jetzigen Börsenmäkler ließen sich mit Freuden adeln, wenn sie nicht fürchteten, sich lächerlich zu machen."

„O, so wünscht' ich," wallte Dankmar halb zornig halb lachend auf, „daß einmal eine Sündflut käme und dies närrische Menschengeschlecht wenigstens partiell verschlänge! Es ist nichts mit ihm anzufangen."

Jetzt ging das Gespräch über leichte Dinge hin und weckte Hackert endlich aus der Betäubung, in die er so plötzlich verfallen war. Jetzt erst schien er sich zu besinnen, daß er wieder als Kutscher galt. Er wurde über diese unwillkommene Entdeckung unruhig, blickte bald zur Seite, bald hinterwärts, maß den Fremden bald mit einem wüthenden Blick, bald begann er etwas am Riemzeug oder der Peitsche zu bändeln und zu knüpfen, bis er plötzlich still hielt. Auf ein starkes Nun? das ihm Dankmar zurief, hieb er zwar wieder gewaltig auf das ermüdete Thier, dem die allmälige Annäherung an Hohenberg ebenso noththat, wie dem immer unruhiger und gereizter werdenden Dankmar, aber Dieser wußte nun in der That nicht mehr, wessen er sich noch von Hackert zu versehen und worauf er sich zu rüsten hatte.

Es war schon vier Uhr. Die Sonne lachte wieder freundlich vom Himmel. Alle Wolken hatten ihn verlassen. Das schönste Ultramarin erquickte das Auge, wenn man empor, das lachendste Grün der Wiesen und Büsche, wenn man zur Seite blickte. Die Gegend wurde immer reizender. Nach jeder Anhöhe, die das müde Roß erklomm, öffnete sich ein immer lieblicheres Thal. Die Vegetation, statt gebirgig rauh zu werden, wurde eher südlicher. Kastanien-, Ahorn- und Nußbäume standen auf kleinen Anhöhen am Wege neben Kirchen und Pachthöfen. Der weiße Flieder, der sich traulich an Ställe und Scheunen schmiegte und jeder verfallenen Mauer einen malerischen Reiz verlieh, konnte den Fremden bewegen, auszurufen: „Wie erinnern mich diese

weißblühenden Gebüsche an das südliche Frankreich, wo es freilich der Feigenbaum ist, der mit seinen großen Blättern, seinen labyrinthischen Ranken und den versteckten grünen Früchten sich so an jede nackte Felsen-, an jede kahle Mauerwand lehnt, sie verschönernd durch seine trauliche Ansiedelung!“

Vor den Reisenden lag dann auch endlich auf eine Stunde Weges entlegen das Schloß Hohenberg. Schon lange konnten sie das im Geschmack der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichtete stattliche Gebäude unterscheiden. Je näher sie diesem ihrem gemeinschaftlichen Reiseziele kamen, desto unruhiger wurde Hackert, desto heftiger seine Antworten, desto ungeduldiger das Seufzen, das ihm zuweilen entfuhr. Er wandte sich jetzt wieder zu Dankmar'n und äußerte: „Bis hierher, Herr! Jetzt fahren Sie!“

Dankmar beherrschte sich und erwiderte: „Bis ich die Cigarre fertiggeraucht habe!“

Die Aussicht auf das Schloß verschwand. Man war in einem anmuthigen Buchenwald, der sich bis nach Plessen hinzuziehen schien. Welch frisches Laub! Welche zauberhaften Lichter, wenn die Baumgattungen abwechselten und sich Tannen an Birken reihten, um dann gemeinschaftlich zuweilen die Buchengruppen zu unterbrechen! Welcher Smaragdschimmer, wenn grünbewachsene Plätze zwischeninnelagen und von der Sonne beschienen wurden, die schon großer Oeffnungen bedurfte, um hier mit ihren sich senkenden Strahlen durchzudringen! Da sprangen noch Rehe erschreckt von ihrem grünen Lager unter einem großen freistehenden Eichbaum auf! Es mußte mit des Jägers Kummer über die ausgeschossene Belebung dieser Wälder nicht so schlimm stehen.

Der Fremde war im Anblick dieses stillen Friedens wie verloren. In dem Augenblick hörten sie in der Ferne Pferdegetrappel. Hackert springt auf. Man sieht einen Zug von etwa fünf Reitern dahertraben, in der Mitte eine Dame, wie man an dem in der Luft fliegenden blauen Schleier erkannte. Hackert wirft Peitsche und Zügel fort, springt vom Sitz, schießt wie besessen über den Chausséegraben und ist im Nu im Wald verschwunden. Der Gaul, erschreckt von der heransprengenden Cavalcade, bäumt sich. Die Zügel schleifen schon an der Erde. Dankmar wirft eiligst die Cigarre fort. Der Fremde hält ihn, damit er nicht hinausspringt. In dem Augenblick jagt die Dame mit ihren Begleitern, an deren Spitze Dankmar den Stallmeister Lasally erkannte, vorüber. Ein Glück für den bescheidenen Einspänner diese Begegnung; denn dem stutzigen Gaul wurde die

Gelegenheit zum Durchgehen genommen. Die Cavalcade nahm sie im Vorbeireiten in die Mitte. Die Dame lachte über die komischen Capriolen des zügelfreien Thieres und die verlegene Besorgniß der beiden Männer. Mit einem Sprung war Dankmar, als der Gaul glücklicherweise stand, hinaus und griff nach dem Zügel. Mit Verwünschungen des Betrügers, der sie hier so plötzlich im Stich gelassen und Dankmar'n auch die Gelegenheit genommen hatte, die Dame zu fixiren, hieb dieser auf das erschreckte Thier zu und ohne sich weiter um Hackert's Rückkehr zu bekümmern, jagte er auf und davon.

„Was hatte nur der tolle Mensch?" fragte der Fremde, über das Zusammentreffen aller dieser Vorfälle erstaunt. — „Ich sehe, er ist verrückt," antwortete Dankmar. — „Ich glaubte diese Eigenschaft schon vorher an ihm bemerkt zu haben."

Es erleichterte Dankmar'n, seinem Begleiter zu erzählen, wie er an den Gesellen gekommen wäre. Als er dabei einen Bericht über den eigentlichen Zweck seiner Reise erstattete und den Schrein erwähnte, den er in Hohenberg verloren und dort suchen wollte, unterbrach ihn der Fremde mit den Worten: „Einen Schrein? Etwa von drei Fuß Länge?" — „Wie," fragte Dankmar gespannt; „allerdings . . . etwa drei Fuß Länge". — „Eiserne Bänder an dem Deckel?" — „Wohl! Und am Boden —" — „Zwei Fuß breit mit ausgefelgten Rändern?" — „Zierlich geschnitzt —" — „Auf dem Deckel in erhabener Holzarbeit ein Kreuz —" — „Himmel, wo haben Sie diesen Schrein gesehen? Er ist es!"

„Wo hab' ich ihn gesehen!" fragte sich der Fremde selbst. „Besinn' ich mich wol, wo mir noch gestern dieser Schrein auffiel!" — „Ich beschwöre Sie," rief Dankmar, „forschen Sie in Ihrem Gedächtniß. Die wichtigsten Angelegenheiten knüpfen sich für mich an diesen Schrein." — „Das Kreuz hatte nicht die gewöhnliche längliche Form der Kirche —" — „Doch! doch!" — „Es war ein Malteserkreuz!" — „Aehnlich!" — „Ganz recht! Es war ein Kreuz an den Enden mit kleeblattförmigen Rundungen." — „Das ist er!"

Dankmar war wie auf glühenden Kohlen. Das Pferd hielt er an, da der Fremde ohnehin gewünscht hatte, aussteigen und nach Plessen einen Seitenweg einschlagen zu dürfen. Endlich, als Dankmar fast krampfhaft und erwartungsvoll des Fremden Hand ergriffen hatte, rief Dieser aus: „Ich weiß es. Den Schrein sah ich gestern Abend im Hofe des Heidekrugs auf Schlurck's Wagen." — „Auf Schlurck's —?" wiederholte Dank-

mar und stockte. — „Auf Schlurck's Wagen," versicherte der Fremde, der sich ihm in diesem Augenblick in einen Boten des Himmels verwandelte; „es war nach zehn Uhr. Es dämmerte noch sternenhell, als ich im Heidekrug ankam. Anfangs wollt' ich die Nacht benutzen und nach einer Erfrischung weiterwandern. Da sah ich im Hof einen Reisewagen stehen, leichtbepackt, elegant. Der Kutscher zündete die beiden Laternen an, als wollte er weiterfahren. Der Wagenschlag hatte eine Chiffre, die mich fesselte. Ich blieb in der Nähe stehen. Ich sah dem Kutscher zu, wie er die Laterne befestigte. Dann ordnete er Manches an seinem Fuhrwerk. Unter seinem Sitze hatte sich in einer dort befindlichen Bache Stroh gelockert. Er riß es vollends ab und rief den Hausknecht um neues an. Einen in der Bache liegenden Gegenstand schien er frisch emballiren zu wollen. Bei dieser Gelegenheit sah ich deutlich jenen Schrein, der mir wegen seiner alterthümlichen Form und des auf ihm zierlich angebrachten Kreuzes, da der Deckel zur Seite lag, auffiel. Ich würde mich am Wagen nicht solange verweilt haben, wenn mir nicht das verwischte fürstlich Hohenberg'sche Wappen am Schlage und das frisch und lebhaft darunter aufgetragene F. S. aufgefallen wäre. Ich fragte, wem die Kalesche gehörte. Es hieß: Dem Justizrath Schlurck. Ein lebhaftes Interesse, das ich an diesem Namen nehmen muß, veranlaßte mich zu bleiben und hinaufzusteigen in den Saal, wo Sie mich später fanden. Unten als ich dem Kutscher zusah, wie er den Schrein mit frischem Stroh umwand, rief mich der brutale Mensch mit groben Worten an. Ich gedachte meiner Blouse, blieb demüthig und machte die Bekanntschaft Schlurck's, der mir für mein Leben ebenso wichtig ist, als er es jetzt vielleicht auch Ihnen werden kann." — „Und auf wessen Zeugniß," fragte Dankmar im jubelnden Ausbruch seiner Freude, „auf wessen Namen kann ich mich berufen, wenn ich von Schlurck mein Eigenthum zurückfodern werde?" — „Muß Dies sein?" sagte der Fremde zögernd und stieg vom Wagen herab, während Dankmar die Zügel stark, aber auch den Fremden festhielt. „Daß Sie der Tischler nicht sind," sagte er dabei, „der Tischler, für den Sie sich ausgaben, das ist gewiß. Sie müssen mir das Zeugniß ausstellen, daß ich discret war und nicht in Ihr Geheimniß drang. Aber jetzt durch Ihre mir ewig dankenswerthe Entdeckung wird es mir zur Pflicht, Sie um Ihren Namen zu bitten; denn ich weiß nicht, es ist mir, als wenn ich mit dem Finder nicht leichten Kauf haben werde. Schlurck ist ein Mann, der mir vorkommt, als könnte man ohne

Zeugen und Proceß kein vor seinen Augen verlorenes Taschentuch wiedererhalten."

Wie der Fremde noch zögerte und sich mit verlegenem Lächeln wegen seines Geheimnisses entschuldigen zu wollen schien, griff Dankmar, der nicht ohne Grund das Beispiel vom Taschentuche gewählt hatte, rasch in seinen Frack und langte das dem Fremden gehörende Tuch hervor. „Hier!" sagte er, „dieser Verlust muß uns näherbringen." — „Mein Taschentuch!" bemerkte der Fremde. — „Ihr Taschentuch? Wirklich das Ihrige? Das eingestickte Zeichen ... die Krone? E. und die Zahl 100? Wohlan! Ich will Ihnen das Geständniß erleichtern. Tauschen wir unsere Karten!" Damit zog Dankmar sein Portefeuille hervor und überreichte dem Fremden seine Karte. „Dankmar Wildungen," sagte er, indem der Fremde seine Karte las; „Dankmar Wildungen," ein obscurer, junger Mensch, Prätendent des Glücks, wo er es findet, ein junger Jurist, Bürger kommender Jahrhunderte, ein Posa, den König Philipp mit dem entschuldigenden Titel: Sonderbarer Schwärmer! entlassen haben würde, wenn er gerade in der Laune gewesen wäre, von seinen Autosdafé sich einmal auszuruhen."

„Nun denn, Sie junger, lieber Malteser!" sagte der Fremde, „so will ich Ihr Carlos sein; unter der Bedingung, daß Sie feierlichst geloben, mich nicht zu kennen, wo Sie mir hier in und um Hohenberg auch begegnen werden —" — „Mein Ehrenwort genügt!" sagte Dankmar mit ernstem Nachdruck. — „Lassen Sie uns Freunde bleiben," fuhr der Fremde fort. „Ihre Offenheit kam aus edlem Herzen. Der Menschheit kann eine Zeit nicht verloren gehen, wo noch solche Flammen lodern, wie in Ihrem Herzen, selbst wenn sie sich und Ihre Träume verzehren sollten. Aber nochmals —" — „Schwören soll ich doch nicht?" sagte Dankmar. „Wobei wünschen Sie?"

Der Fremde schüttelte den Kopf. Er hatte ein elegantes Portefeuille geöffnet, Dankmar's Karte hineingelegt und die seinige hervorgezogen. Er überreichte sie Dankmar'n mit einem herzlichen Händedruck, klopfte, wie zum Abschied und Dank dem Gaul ein paar mal auf den schweißgebadeten Rücken und verschwand sofort hinter einem in der Nähe befindlichen Gebüsch, von welchem aus sich nach Plessen zu ein kleiner Fußweg durch die Wiesen schlängelte.

Als Dankmar, unendlich glücklich über die vorläufige Beruhigung wegen seines ihm so werthvollen Verlustes, vorzog, nun erst am Fuß des Schlosses Hohenberg über Nacht auszu-

ruhen, bis er umkehrte zu der ihn jetzt magnetisch wieder zurückziehenden Hauptstadt und er dann im leichten Trabe nach dem unter dem Schloß Hohenberg friedlich von der Abendsonne beleuchteten Flecken hinabfuhr, las er auf der Karte einen Namen, der ihn nach Allem, was er seither auf dieser Reise selbst erfahren und auch von Andern schon erzählt bekommen hatte, auf das angenehmste überraschen mußte. Die Visitenkarte lautete einfach: Le Prince Egon de Hohenberg. 7 Rue d'Auteuil.

Neuntes Capitel.

Ein Gläubiger auch vom Thron.

Das Schloß Hohenberg liegt auf dem ersten Vorsprung eines sich allmälig oberhalb des Fleckens Plessen erhebenden, unten mit Wiesen, oben mit Tannenwäldern bedeckten, nicht unansehnlichen Bergrückens. In einem etwas schnörkelhaften Stile gebaut, besteht es aus einem dreistöckigen Hauptgebäude mit zwei fast gleich hohen hervorspringenden Seitenflügeln. Beide Flanken sind vorn durch ein aus getriebenem Eisen verfertigtes Gitter verbunden. Das fürstlich Hohenberg'sche Wappen aus verwittertem Sandstein gehauen, ziert oberhalb des Säulenportals die Spitze der über den Fenstern mit behelmten Römerköpfen gezierten Hauptfront. Im untern Stock gehen die Fenster wie Thüren auf den gepflasterten schattigen Hof, den in schöneren Tagen Orangenbäume zierten in großen buntgestrichenen Kübeln. Nach dieser durch grüne Holzjalousieen noch gehobenen sehr stattlichen Vorderseite ist der emporgehende Fußweg unmittelbar von der Kirche und vom Pfarrhause zu Plessen her ziemlich steil. Sanfter aber dacht sich nach hinten der Berg so abwärts, daß man von dorther auch mit einem Umweg, der gleichfalls an der Vorderfront mündet, zu Wagen bequem in dies einfache würdige Schloß gelangen kann.

In den Zeiten der Fürstin Amanda, besonders als sie durch ihren religiösen Hang noch nicht zu sehr zur Verachtung der Weltfreuden verleitet war, übertraf noch die hintere Seite des Schlosses die stolze vordere beiweitem an traulicher Wohnlichkeit. Dort schloß sich dem Bau unmittelbar ein kunstvoller Garten an. Die Fenster des Erdgeschosses waren im Sommer ge-

öffnet und führten unmittelbar aus etwas steif gegipsten und bemalten, aber doch anmuthigen Sälen ins Freie. An den Fenstern, wo sich große grüne Vorhänge niedersenkten, wohnte die Fürstin im Sommer selbst und hatte um sich ihren ganzen Reichthum von Erinnerungen und Andenken ausgebreitet. Ein wohlunterhaltenes grünes Heck zeigte an, daß hier auch die stille trauliche Gartenwelt der Besitzerin begann, zu welcher die Abends und Morgens geöffneten Fenster dieses Flügels unmittelbar den Eintritt erlaubten. Diese Welt hier war schön. Die Natur bot der nachhelfenden Kunst die Hand, um sie liebevoll ansichzuziehen. Während rings die Berge schweigsam und feierlich niederblickten, aus der Ferne Glocken läuteten, die Kühe auf den grünen Wiesenabhängen am Fuß der Berge weideten, war auch das Nächste innig und das Herz erhebend. Diese nähere Umgebung des Schlosses war halb ein Park, halb ein Garten. Man hatte Das, was die Natur bot, nur geordnet und zur Unterlage der Kunst gemacht. Da standen Beete von stolzen Feuerlilien und violetten Iris dicht unter einem Gebüsch von Hängeweiden, das man nicht erst zu pflanzen nöthig gehabt hatte. Da schimmerten weiße Birken neben Rosen oder diese rankten sich freigelassen an eine einsam stehende Tanne empor und umschlangen den Winterbaum so zärtlich, als wollten sie ihn tröstend erheitern mit duftender Frühlingsumarmung. Zu den Feldern und Wiesen abwärts hin, die sich dann wieder zu dem höhern und waldumkränzten Gebirge hinauf lehnten, dehnte sich der Garten in die Breite, aber noch immer ebenso traulich wie oben auf den sich allmälig abdachenden Terrassen. Da lag das von wildem Wein verhüllte Haus des Gärtners, lagen Treibhäuser, Ställe, Remisen, Alles jedoch versteckt durch sorgsam gepflegte Anpflanzungen. Eine Mauer, dann und wann von einem Graben oder einem alten Gitterwerk unterbrochen, umzog hier die Besitzung. Freilich entdeckte man gerade auch hier die meisten Spuren des Verfalls. Ein Wasserbassin, eine ehemals gewiß lustig und schwatzhaft belebt gewesene Volière mit jetzt durchbrochenem Drahtgitter und ausgeflogenem Gefieder, kleine Pavillons, Postamente, auf denen Götter standen, die wahrscheinlich schon in den letzten Zeiten der Fürstin Amanda verschwanden, alles Das hatte sein früheres Leben verloren und stand wie müßige Denkmale des Vergessens da. Aber gefällig blieb noch immer ein kleiner Tempel am Rande der Grenzmauer, von welchem aus man die Aussicht halb in die Thalebene, halb in das Gebirge genoß, das hier ein Echo wiedergab. Um sich mit

dem ursprünglich heidnisch gedachten Bau dieses Tempels zu versöhnen, hatte die Fürstin, die ihn liebte, ein schönes, noch wie neu strahlendes goldenes Kreuz auf der runden Kuppel errichten lassen.

Hier, erzählte man, hatte die Fürstin stundenlang gesessen und die Grüße der Vorübergehenden entgegengenommen und sie meist mit einem gewissen strengen Ernst erwidert, als wollte sie Jedem in den Grund der Seele blicken und fragen: Bist du auch nicht etwa dir selbst gerecht oder fühlst du's recht, daß du nur durch die Gnade Gottes lebst? Hier hatte sie Greise, Männer, Frauen, Kinder angehalten, nach ihren Schicksalen, Wünschen und Hoffnungen befragt und sie oft mit Unterstützungen, immer aber mit einem Fingerzeig auf den Erlöser, der Alles zum Besten kehren würde, entlassen. Dabei las sie meistens ein Buch ihres gewählten Geschmacks, blickte über die Gitter des Tempels zum düstern Wald hinüber, wo die Ulla aus den grünen Berglehnen brach, ließ die alte Brigitte hinter sich plaudern, nahm des alten Winkler Berichte über die Gartenanlagen entgegen und hob sich doch, obschon sie bei noch nicht funfzig Jahren recht krank war, immer höflich empor, wenn der Ortspfarrer, Guido Stromer, ihr täglicher Umgang, zur gewohnten Stunde eintraf. Als sie unter diesem durch das goldene Kreuz entsündigten heidnischen Tempel nicht mehr sitzen, die Vorübergehenden nicht mehr grüßen und im Herrn ermahnen konnte, nahte sich ihr Ende auch in raschen, von dem drüben in Randhartingen wohnenden Doctor Reinick nicht mehr abzulenkenden Schritten.

Hier, in der Nähe dieses nun heute vom Abendlichtglanz besonders schön angestrahlten Tempels, erblickte man noch die meiste Pflege der im Ganzen verfallenen und vernachlässigten Besitzung. Der alte Gärtner Winkler, der für einen Gärtner galt, weil ihn die Fürstin in den Zeiten, wo ihr Sinn für die geschmückten Schönheiten der Natur schon zu ersterben anfing, für einen Gärtner nehmen wollte, der alte Winkler, sonst nur in jungen Tagen ihr Kammerdiener (in den Tagen der Hoffarth, wie sie sie nannte), hatte den Gartenrechen in der Hand und zog mit Zittern und kaum sich aufrechthaltend im Sande die kleinen Striche, die hier Pflege und Ordnung bedeuten sollten. Die alte Brigitte, sonst die allgewaltige Beschließerin des Hauses, sah ihm, auf einer Bank sitzend, zu und seufzte einmal über das andere. Sie wehklagten, was ihnen Beiden die nächste Zukunft bringen würde.

„Gott walt' es," sagte die alte Brigitte; „der Herr hat die

Haare auf unserm Haupte gezählt.“ Der Alte entblößte seinen kahlen Scheitel und meinte auch: „Ja, ja; er hat die Haare auf unserm Haupte gezählt, und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen;“ setzte er hinzu. In dieser Weise hatten sich die Dienstleute der Fürstin Amanda seit Jahren auszudrücken gelernt. „Wenn sie uns hinausstoßen,“ begann Brigitte mit praktischerer Anwendung. „Was thun wir? Wer nimmt uns arme Sünder auf?“ — „Der Herr wird ihre Herzen lenken,“ meinte der alte Gärtner. „Und der Prinz wird's nicht geschehen lassen.“ Beide sprachen ihre Erinnerungen an den Prinzen durch.

Wie noch so die alten Diener des Hohenberg'schen Hauses, für die der verstorbene Fürst, der berühmte Generalfeldmarschall Waldemar von Hohenberg, wenig gesorgt zu haben schien, ihre bangen Sorgen aussprachen, welche Zukunft ihnen beim so rathlosen Zustande der Verwaltung dieser schönen Besitzungen werden würde, redete sie plötzlich ein langer, fein gekleideter, mit steifer Haltung einherschreitender Herr an und lächelte dabei mit einem sonderbaren Ausdruck. „Excellenz!“ riefen Beide erschrocken aus einem Munde und wandten sich bestürzt um.

Der lange Herr nickte sehr gnädig und ging ruhig lustwandelnd auf dem frisch geharkten Wege, ihn mit seinen Fußtapfen vertretend, weiter.

„Das wäre eine Herrschaft für uns,“ sagte die alte Brigitte, als dieser lakonische Herr vorüber war und Winkler sich anschickte, wieder jene Fußtapfen zu überharken. „So vornehm, so apart! O die Zeit, da nur solche Menschen hier verkehrten! Ja, ja, Das ist eine Excellenz!“

Kaum hatte der Gärtner die Fußtapfen des Mannes, den sie so ehrerbietig mit Excellenz begrüßt hatten, ausgeglichen, als diese gemessene steife Figur wieder zurückkehrte. Brigitte stand wieder auf, knixte wieder, Winkler zog wieder sein Käppchen und Beide sagten wieder: „Excellenz!“

Der große zugeknöpfte Herr nickte herablassend mit dem kleinen Kopf, blieb, ohne etwas zu sagen, einen Augenblick stehen und entfernte sich mit einem Ausdruck, als wollte er äußern: Ich freue mich, daß ihr mir die Hochachtung erweist, die ihr meinem Stande schuldig seid! Doch sagte er nichts, sondern schwieg und lächelte. Brigitte setzte sich und der geduldige Winkler harkte zum zweiten mal die Fußtapfen der Excellenz aus.

„Wenn's nach mir ginge,“ meinte Brigitte, „ich wünschte, so eine Excellenz kaufte das Schloß.“ — „Kann man das Schloß kaufen?“ meinte Winkler verdutzt. — „Natürlich kann's Einer

kaufen. Aber reich muß er sein! Der wär' es da! Sein Bedienter, der Franz, hat's gesagt; die Meubles alle die kauft er schon; aber für den König. Alle Schlösser vom König hat die Excellenz da zu regieren. Alle Gärten! Alle Schlösser und Gärten des Königs und viele hundert Gärtner und Gärtnermädchen stehen unter ihm."

Jetzt bekam der alte Winkler einen Einfall. Er glaubte mit seinem verwilderten Garten, der doch noch so schön grün aussah, der doch noch soviel bunte Blumen trieb, eine Ehre einzulegen, vielleicht Anerkennung, Beförderung zu finden. Aber bis zu dem Muth, Frau Brigitte aufzufordern, sich nach des vornehmen Herrn, den sie nur als Excellenz kannten, Namen zu erkundigen, die Idee auszusprechen, ob er nicht noch ein Plätzchen im Staatsdienst offen hätte für eine alte zitternde Gärtnerhand, soweit reichte sein, wie man wol annehmen kann, durch die ewig nur formell gebliebene Religionsübung und eine systematische Selbstbeschränkung verengter Horizont nicht, obschon ihm in der That die Auszeichnung zutheilwurde, daß der herablassende vornehme Herr zum dritten male zurückkam, wieder den geharkten Weg zertrat, wieder sich eines beifälligen Nickens befleißigte, endlich sich aber doch mit Kennermiene als ein mit Sprachwerkzeugen begabter Sterblicher zeigte und dahin äußerte, daß er ganz kurz und gar leise, leise die Worte äußerte: „Schön geharkt! Richtiger Strich Das! Seid braver Gärtner! Kenne Das! Schön geharkt! So fortgefahren! Seid brave alte Leute!"

Brigitte dankte für sich und für den alten Winkler, der sprachlos vor Spannung dastand und die leisen Worte gar nicht gehört hatte. Sie faßte den Muth, die alten Diener des Hauses der Excellenz anzuempfehlen.

„Schön geharkt! Richtiger Strich! Braver Gärtner! Ich kenne Das!" Diese Worte waren Alles, was der vornehme Herr, sie unterbrechend, als Antwort gab. Er lächelte sehr herablassend. Nachdem er Winkler'n und Brigitte auf die Schultern geklopft hatte, ging er vorüber, ohne sich auf ein Dienstgesuch einzulassen, das man ihm wahrscheinlich schriftlich einreichen mußte. Ein Gefühl, daß er Menschen zurückließ, von denen er mit vollem Recht annehmen durfte, er hatte sie außerordentlich glücklich gemacht und durch seinen Beifall mit einer der angenehmsten Hoffnungen für ihre noch kurze Lebenszeit erfüllt, überkam ihn mit einschmeichelndem Behagen, wenn auch wol nur flüchtig und obenhin.

Dieser vornehme Herr war Se. Excellenz der Herr Inten-

dant sämmtlicher königlicher Schlösser und Gärten, eine im Lande wohlbekannte und sogar gefürchtete Persönlichkeit, der wirkliche Geheimrath Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderstein, zweiter Sohn jenes neunzigjährigen Obertribunalspräsidenten, der bei Tempelheide mit Anna von Harder, der Witwe seines ersten Sohnes, in stiller Zurückgezogenheit lebte. Der neunzigjährige Hohepriester der Themis hatte zwei Söhne; einen feurigen, höchst talentvollen, unternehmenden, aber früh verstorbenen, den Gatten eben jener Anna von Harder, die Frau von Trompetta als ein seltenes Muster edler Weiblichkeit gerühmt hatte. Der jüngere dagegen war diese sogenannte „junge Excellenz von Harder" die nicht in die Richtung des Harder'schen Hauses paßte. Der alte Vater war ein scharfsinniger und bedeutender Kopf, dem der älteste Sohn in jeder Hinsicht Ehre machte; der Jüngere dagegen, früh verwöhnt, wurde durch einen Zufall, den der Vater bereute, für den Hof erzogen, war anfangs Kammerpage, dann Kammerjunker, zuletzt Kammerherr und hatte sich keine andere Bildung angeeignet als die, die er auf Reisen mit dem verstorbenen Monarchen, dem Vater des jetzt regierenden, sich sammeln konnte. Es war durch die Richtung, die der Kammerherr Kurt Henning Detlev von Harder nahm, eine große Spannung zwischen Vater und Sohn eingetreten. Berührungen fanden seit Jahren zwischen ihnen nicht mehr statt und konnten es um so weniger, als sich der wunderliche alte Herr nur auf seine Gerechtigkeitsübung beschränkte, in früheren Jahren allenfalls noch nebenbei die Maurerei, die er sehr liebte, eifrig trieb, gegenwärtig sich aber auf seine sonderbaren psychologischen Studien über die Thierseele, die ihn von den Menschen ganz abzog, beschränkte. Spötter bei Hofe, die den später zum wirklichen Geheimrath und Intendanten der königlichen Schlösser avancirten Kammerherrn von Harder nach seinem Geistesgrade kannten, behaupteten, daß sein Vater, als dieser sein Sohn von Reisen mit dem verstorbenen Landesfürsten und besonders von einer mehrjährigen Abwesenheit in Paris zurückkehrte, gerade durch das Wiedersehen desselben auf die Idee gekommen wäre, sich künftig nur noch mit den Geistesanlagen der Thiere zu beschäftigen. Ehemalige Spötter, sagen wir, behaupteten Das; denn wie wir bald sehen werden, in der Nähe des gegenwärtigen Herrscherpaars durften sich solche Wortspiele und kleinen Frivolitäten nicht mehr hörbar machen. Nach anderer Version verdankte Henning von Harder seine Stellung nicht den Rundreisen mit dem verstorbenen Monarchen, sondern dem eminenten Geiste seiner Gattin, die zufälligerweise auch

seine Schwägerin war. Die beiden Harders hatten Schwestern geheirathet, die geborenen Freiinnen Anna und Pauline von Marschalk. Wie dem auch sein möge, Se. Excellenz der Geheimrath von Harder war auf dem Schlosse Hohenberg als Gläubiger vom Throne erschienen und hatte in der That den Befehl zu vollziehen, sich das Mobiliar der verstorbenen Fürstin Amanda vollständig anzueignen.

Fürst Waldemar von Hohenberg, der Verstorbene, zu allen Zeiten ein Verschwender und geldbedürftig, verkaufte auf seinen Gütern das Ei unterm Huhn und wie denn auch das Huhn noch dazu, so auch sogar die letzten Erinnerungen an seine Gattin. Zu diesem Schritt entschloß er sich einige Wochen vor seinem vor drei Monaten erfolgten Tode. Wie eigentlich die Intendantur der königlichen Schlösser darauf kam, sich so geflissentlich diesen Erwerb anzueignen, war dem Publicum ein Räthsel. Die Einen fabelten von einer wunderbaren Einrichtung, die jedoch Andere in Abrede stellten. Viele sagten, die Einrichtung der Fürstin Amanda von Hohenberg war zwar nicht kostbar, aber sie war sinnig und geschmackvoll. Sie liebte Rococomeubles, sagten die Einen. Im Gegentheil berichtete Frau von Trompetta (und sie, die zu den Wenigen gehörte, die Hohenberg besucht und sich der verschollenen frommen Fürstin manchmal erinnert hatten, sie konnte es wissen); im Gegentheil, ihr Wohn-, Schlaf- und Betzimmer wären ganz in altdeutschem Geschmack gewesen: man fände daselbst nur große Tische und gewaltige Schränke mit gewundenen Füßen und Säulen, Alles pechbraun oder rabenschwarz gebeizt; ausgezeichnet, gestand sie zu, sind die Gegenstände, die auf einem rings an den Wänden angebrachten zierlichen Holzsimse ständen. Da sähe man Schnitzarbeiten von Elfenbein und Hirschhorn, gußeiserne Crucifixe, das Abendmahl von Leonardo da Vinci in Wachs bossirt, ein Meisterstück von einem tiroler Kapuziner, der seine Bestimmung verfehlt hatte. „Ja!“ fügte die Trompetta in ihrer Weise erregt hinzu, „und der vielen Lithophanieen an den Fenstern und all der bunten Glasbehänge nicht zu gedenken, die ihren Zimmern einen wahrhaft heiligen, das Gemüth sanft zur Ruhe wiegenden Dämmerschein gaben!“ Nach dieser Mittheilung der Frau von Trompetta kam dann eine mysteriöse Schalkheit dieser Frau. Frau von Trompetta, behauptete man, hätte bei einer Audienz, wo sie die Königin zur Theilnahme an einem neu von ihr begründeten Kleinkinderbewahrinstitute aufgefodert, sich erlaubt, der erlauchten hohen Dame eine solche Schilderung von Hohenberg zu entwerfen,

daß diese eine große Neigung faßte, die Hinterlassenschaft zu erwerben. Man liebte bei Hofe die Dämmerungszustände; man hüllte sich so gern in diese bunten Lichter des Räthselhaften und Ahnungsvollen ein. General Voland von der Hahnenfeder, der berühmte militärische Diplomat, hatte den Hof und dessen Liebhabereien mit seinen Sammlungen von Glasmalereien, Elfenbeinschnitzarbeiten, Handschriften ganz in der Gewalt, und auch für diese Idee, obschon sie von der ihm nicht sehr zusagenden quecksilbernen Frau von Trompetta angeregt, vom geistreichen artistischen Tonangeber, dem Propst Gelbsattel, welchen Voland wie alles lutherisch Kirchliche nicht gern zu üppig und breit aufkommen ließ, unterstützt war, lautete sein Votum doch empfehlend. Für den Leonardo da Vinci aus Wachs hatte Voland sogar schon einen Platz in der Privatkunstkammer des Königs, wo bereits mehre Kunstwerke standen, die Voland bei seinen Reisen durch italienische und österreichische Klöster gesammelt hatte. So vermutheten die Tiefern, die Bedeutenden und Ahnungsvollen. Doch gestehen wir, daß es auch noch eine andere sehr nüchterne, kalte und rationalistische Partei am Hofe gab, die diese Acquisition ganz nur vom finanziellen Standpunkte beurtheilte. Diese sahen eine einmal gelegentlich dem überschuldeten Fürsten Waldemar von Hohenberg aus des Königs Chatulle gezahlte Summe von zehntausend Thalern rein als eine einfache Unterstützung an, die man dem vom höchstseligen Landesfürsten abgöttisch verehrten tapfern Husaren Waldemar von Hohenberg, einem der glorreichsten Haudegen der Armee, in dieser harmlosen Form wollte zufließen lassen, und darauf das Mobiliar der Fürstin als eine Verpfändung. Um den Bruder des Königs, den Prinzen Ottokar, der den Oberbefehl der Armee führte, gruppirten sich Diejenigen, die sich für diese nüchterne Auslegung verbürgen wollten und die Mission des Geheimraths Henning von Harder zu Harderstein wie eine einfache, nur dem königlichen Kämmerer, der die Chatulle verwaltete, bekannte finanzielle Eintreibung einer verfallenen Schuld ansahen.

„Dann begreif' ich aber nicht,“ hatte Bartusch, das Factotum des Justizraths Schlurck, zu letzterem noch vor einigen Tagen auf Schloß Hohenberg gesagt, „dann begreif' ich aber nicht, wie dieser Herr von Harder mit so ungestümer Eile, mit so ängstlicher Sorgfalt vom Inhalt dieser drei Zimmer Besitz nehmen konnte. Wie rasch die Siegel an die Zimmer gelegt! Kaum, daß der Fürst die Augen geschlossen, lag schon das Siegel der Hofkanzlei auf Thür und Fenster. Jetzt, statt einfach einen

Commissar zu senden und den Inhalt auf Treu und Glauben verladen zu lassen für dasjenige Schloß, wohin die Schnurrpfeifereien bestimmt sein mögen, kommt die Excellenz da mitten in der Nacht in höchst eigener Person, einen Tag drauf folgt ein großer Meubles- und Transportwagen, wie für ein Paar Elefanten, und jetzt soll Einer die Angst sehen, wie zwei Bediente über die drei Zimmer wachen, daß auch nicht eine Stecknadel hinaus kann. Was steckt wol eigentlich dahinter?"

„Sie kennen," hatte dagegen Schlurck zu seinem treuen Bartusch gesagt, „Sie kennen die ängstliche Gewissenhaftigkeit dieses musterhaftesten aller Hofdiener. Henning von Harder, der nichts von Dem sehen und hören will, was die närrische Pauline in seinem Hause täglich anrichtet und schon Alles in der Welt angerichtet hat, weiß doch mit genauester Bestimmtheit, ob gerade in dieser Minute ein Rhododendron in dem königlichen Schlosse zu Buchau am Rhein blüht oder geblüht hat oder blühen wird. Dieser Mensch ist eine Uhr. Im Gefühl seiner Pflicht einmal aufgezogen, schnurrt er sich in mathematischer Genauigkeit Minute um Minute ab, bis er sich mit dem Gefühl seiner Würde wieder neu aufzieht und da wieder anfängt wo er geendet hat."

„Hm! Hm! Hm!" hatte damals der kluge und schlaue Vertraute aller Schlurck'schen Geheimnisse für sich in den Bart gebrummt und dann noch diese oder jene Vermuthung einstreuen wollen. Schlurck aber hatte kurz vor seiner schnellen Abreise nach der Residenz einfach die Weisung gegeben: „Bartusch, behandeln Sie die Excellenz mit all der Achtung, die ihrem einflußreichen Stande, noch mehr aber der gefährlichen Intrigue seiner uns sonst innigst zugethanen Frau gebührt! Ich würde fürchten, nicht mehr lachen zu können, wenn diese leicht verletzbare Frau, die mich jetzt schätzt, zufällig meine Feindin würde. Lassen Sie ihn die besten Zimmer bewohnen, bieten Sie den beiden Schlingeln von Bedienten die freundlichsten Worte und getrost soviel Wein an als sie trinken wollen. Mein Princip ist das, immer die Häuser von unten aufzubauen. Ich habe darüber einmal in der Loge zu den drei Triangeln eine Rede gehalten, als das beste Princip aller zünftigen und unzünftigen Maurerei. Mit der übrigen Gesellschaft, die sich hoffentlich auch bald verzieht, wird sich der vornehme Herr wenig in Gemeinschaft setzen. Darauf aber mach' ich Sie aufmerksam: Einen gewaltigen Fehler hat er — alle königlichen Gärtnermädchen wissen davon zu erzählen — der alte Knabe ist verliebt. Melanie liebt

Späße — und die, hoff' ich, werden nicht in Ernst ausschlagen. Ich will keinen Kastellanposten in Buchau oder Sansregret oder Solitude haben, verstehen Sie, Bartusch! Sagen Sie Melanie Das: Ihr Vater will nicht königlicher Schloßkastellan werden. Und noch Eins! wenn die Zimmer geöffnet sind, so behalten Sie —" — „Die Familienbilder," fiel Bartusch mit Nachdruck ein. — „Wohl," sagte Schlurck, „die Familienbilder. Denn die Clausel steht in der Verkaufsurkunde: die Familienbilder gehen sämmtlich an den Prinzen Egon zurück."

Damit hatte sich Schlurck seinem treuen Geschäftsbeistand Bartusch empfohlen und in der That raffte Dieser, ein sonst nicht sehr glatter, wenn auch geriebener Weltmann, alle ihm ungewohnten, nur aus alten dienenden Zeiten ihm erinnerlich gebliebenen Höflichkeitsformen zusammen, um gegen den Intendanten der königlichen Schlösser und Gärten möglichst unterwürfig zu sein. An diesem Morgen, nach Schlurck's rascher durch irgend ein ihm unbekanntes Erlebniß veranlaßten Abreise hatte Herr von Harder die drei Zimmer öffnen und mit Unterstützung des Justizdirectors von Zeisel, der unten in Plessen wohnte, ein Inventar aufnehmen lassen, das mit dem vom Fürsten Waldemar vor nunmehr etwa fünf Monaten übergebenen verglichen wurde und stimmte. Das Geschäft war im Lauf des Vormittags beendigt worden. Die Verpackung sollte morgen vorsichgehen und den Tag darauf wollte Herr von Harder mitabfahren, als Sauvegarde jenes ungeheuern Transportwagens, der noch unten im Dorfe stand. Man hätte glauben sollen, die unruhige Gesellschaft, die eben das Schloß bewohnte, müßte ihm bei dieser wichtigen Staatsaction störend gewesen sein und Bartusch, der eben zu ihm herantrat, als er die alte Brigitte und den greisen Winkler durch seine Herablassung so glücklich gemacht hatte, sagte auch: „Ew. Excellenz werden froh sein, endlich einmal einen ruhigen Augenblick genießen zu können."

Der Intendant lächelte und meinte bedeutungsvoll: „Hm! —" Bartusch entschuldigte den verwahrlosten Zustand des Gartens, der einem Kennerblick gewiß sehr misfallen müßte. — „Hm! Hm! Bleiben recht lange aus;" war darauf die ganze Antwort.

Bartusch wußte aus Schlurck's Praxis, daß vornehme Menschen selten auf Das Acht haben, womit man sie zu unterhalten sucht, und ahnte sogleich, daß Excellenz einen ganz andern Gedankengang verfolgten. Es war, Das sah er, die Cavalcade gemeint, welcher Dankmar im Walde begegnet war. „Excellenz werden doch den kleinen Abendcirkel durch Ihre Gegenwart ver-

schönern?" bemerkte Bartusch unterthänigst. — „Abendcirkel?" wiederholte der Intendant. „Wie gestern so etwas? Die Gesellschaft — ein Bischen gemischt — Was?" — „Leider!" sagte Bartusch, indem er sich dem vornehmen Herrn anschloß, der sich wieder in Bewegung setzte und unablässig auf die Straße hinausforschte. „Das bemerk' ich nirgend mehr als in meinen Büchern, wo wir diese schreckliche Confusion einer höchst zerrütteten Verlassenschaft neu zu ordnen haben. Da stehen Jud' und Christ, Civil und Militär, Kaufmann und Handwerker nebeneinander, wer nur was zu geben hatte und dreißig Procent von dreiundeinhalb unterscheiden konnte." — Der Intendant lächelte wieder und meinte: „Recht schlimmer Herr gewesen — Fürst Waldemar Durchlaucht; — aber viel Bravour im Kriege gehabt — hoch gespielt in den Bädern — aber — höchstselige Majestät ihn sehr geliebt — bewundernswürdiges Attachement gewesen." — „Und die Damen, nicht wahr, Excellenz?" bemerkte Bartusch lauernd. „Auch davon wissen die Bücher in Zahlen zu erzählen, die in alle Brüche gehen."

Der Intendant erwiderte hierauf blos mit einem schmunzelnden Lächeln, das indessen einer jener Gesichtszüge war, womit er in gewissen Fällen Ermuthigung ausdrücken wollte.

„Die Tänzerin Persiani!" sagte Bartusch; „die Polin Sobolewska — die Kunstreiterin La Houppe — und die drei Wandstablers — Dore, Flore, Lore —"

Ein leichtes ziegenartiges Meckern verrieth, daß sich Excellenz dieser Namen wohl erinnerten und piquanten Antheil nahmen. Doch schien das Gehen sie zu echauffiren. Herr von Harder nahm den feinen weißen Castorhut ab und strich einigemal behutsam über seine außerordentlich glatt anliegende Tour vom glänzendsten pariser Bagnohaar — ein schönes südeuropäisches Schwarz bezieht man mehr von dem kurz zu haltenden Haarwuchs der Sträflinge zu Toulon als in Brest. Herr von Harder war zwar schon nahe den Sechzigen, doch hatte er sich Haltung und Wesen eines beiweitem jüngern Mannes bewahrt und konnte es auf den ersten Blick jedem Prüfer zweifelhaft lassen, ob er ihn der noch anspruchsvollen, unternehmenden Generation zurechnen sollte oder einer schon entsagenden.

Er fing von der „Gesellschaft" an. „Da ist eine Frau von Pfannenstiel. Wer ist das?" fragte er. — „Madame Pfannenstiel?" antwortete Bartusch achselzuckend; „Wirthschaftsräthin." — „Nicht üble Frau — ein Bischen dumm. Was?" — „Excellenz wissen in diesem Punkt gewiß das Richtige zu treffen." — „Aber

reich?" — „Leider!" — „Wie so leider?" — „Weil sie Geld hat, ist sie hier. Dumme Menschen sind lästig. Mir wäre lieber, ihr Mann wäre da. Es läßt sich mit ihm leben." — „Warum ist der Mann nicht da?" — „Wagt's nicht. Da er früher hier wirthschaftete und das Volk geschunden hat, wie seinen armen Fürsten, so traut er sich nicht herzukommen." — „Ah! Madame Schlurck ist eine charmante Frau," fuhr der Geheimerath fort, der nun gesprächiger wurde. Bartusch schlug die Augen nieder. „Die muntere Blondine, sehr charmant." — „Frau von Sänger." — „Frau von — ?" — „Frau von Sänger, dritte Gemahlin des alten ehemaligen Rentmeisters von Sänger. Sind nach Randhartingen zurückgereist." — „Wohin?" — „Randhartingen, Excellenz! Dort hinüber — zwei Stunden weit — rechts beim Ullagrund." — „Ah! Allerliebste Frau." — Bartusch ließ dem Geheimrath Zeit, sich zu besinnen. Nachdem dieser eine junge erwähnt hatte, kam er jetzt auf eine ältere. „Die magere?" sagte er. „Welche, Excellenz?" — „Die mit der — die mit dem — die —" — „Mit den großen Zähnen, wenn sie lacht." — Ah! Ja!" — „Frau Pfarrer Stromer." — „Keine schöne Frau." — „Gute Frau. Hat viel Kinder." — „Und die starke? Wissen Sie, die kleine runde?" — „Frau von Reichmeyer, die Schwester des Herrn Lasally." — „Nein, die nicht!" — „Sie meinen die Justizdirectorin von Zeisel, eine geborene von Nutzholz-Dünkerke." — „Nutzholz-Dünkerke? Gute Familie. Apropos. Was will der Stallmeister Lasally hier?" — Der Geheimerath fragte fast unmuthig und nicht ohne besondern Nachdruck. „Er ist des Commerzienraths Schwager, Bruder der Frau von Reichmeyer, wie Sie vielleicht wissen; Reichmeyer hat noch 50,000 Thaler von dem großen Güteranlehen und der Lotterie des Fürsten her zu fordern." — „Der Lasally hat doch wol schwerlich dabei eingeschossen," meinte der Geheimerath; „sein Stall ist ja, so viel ich weiß, sequestrirt; seine Pferde auf dem Rennen gewinnen nicht mehr. Lasally muß ganz im Misère stecken." — „Weiß ich nicht," antwortete Bartusch diplomatisch — die Pferde, die er mitbrachte, reiten sich gut. Dies bemerkte gestern Fräulein Melanie." — „Hat Pferde mitgebracht! Famose Idee! Warum Pferde?" — „Man glaubte, der Aufenthalt würde sich in die Länge ziehen, man rechnete auf ein fröhliches Beisammenleben. Da sollten Bälle gegeben werden, soweit das Tanzen die Jahreszeit und die plessener Musik möglich machte; da sollte gehüpft, gesprungen, gesungen und geritten werden. Jeder versprach seine rosenfarbene Laune mitzubringen und Freunde, soviel deren von verträg-

licher Sorte nur aufzutreiben waren. Was ist nun geworden? Einer versteht den Andern nicht und mit Schlurck's Abreise ist Alles wie auseinandergesprengt."

Es trat eine Pause ein. Es war zu viel auf Einmal, das der Intendant da zu verarbeiten hatte! — „Brave Leute Das hier," sagte er endlich, „aber kein Ton! Graf Bensheim, Frau von Sengebusch eingeladen — wie war Das möglich! Pure Dissonanz! Haltung — Haltung ist viel — sehr viel ist Haltung. Feste zu arrangiren, erfodert Kopf und wie gesagt, Geburt." — „Was Feste arrangiren heißt, das sah man recht am letzten Geburtstage der Königin," bemerkte Bartusch mit höflicher Verbeugung. „Das arkadische Schäferfest suchte seines Gleichen, Excellenz." — „Recht schön gewesen," äußerte der Intendant geschmeichelt und fast gleichgültig. „Ich war wegen der Costüms selbst in Dresden — wissen Sie — um mir die Porzellansammlung anzusehen. Alle Menschen sehr hübsch wie von Porzellan gewesen — war niedlich und richtig! Alles nach echtem meißener Porzellan. Professor Lüders hat Alles richtig gefunden." — „Nur eine Stimme darüber!" bemerkte Bartusch. „An uns gewöhnliche Menschen kommt davon nur so ein Blick durchs Gitter und auch der ist verboten; aber Excellenz sollen sich in dem Porzellanball selbst übertroffen haben."

Als der Intendant lächelte, verbeugte sich der schlaue Graurock, der es in der Kunst, mit allerlei „Gemenschel", wie er zuweilen verächtlich sagte, umzugehen, weit gebracht hatte. Doch kaum hatte er sich empfohlen, kehrte er, da er Etwas vergessen zu haben schien, zurück und sagte zum Intendanten, der seinen Blick unverwandt in die Gegend schweifen ließ, von wo die Cavalcade zurückkehren mußte: „Noch ein Wort, Excellenz. Die Bilder wollt' ich doch gehorsamst erinnert haben —" — „Bilder? Was für Bilder?" — „Die Familienbilder! — Morgen bei der Verpackung!" betonte Bartusch. — „Welche Familienbilder?" sagte Herr von Harder plötzlich mit Amtsmiene und fast ungehalten. — „Bleiben bei der Masse — testamentarische Verfügung —" — „Weiß Alles. Schon gut —" — „Dürft' ich mir erlauben, diese Stücke an mich zu nehmen und zur weitern Verfügung zurückzubehalten?" — „Verfügung? Zurückzubehalten? Wer verfügt? Ich verfüge!"

Bartusch erstaunte über diese kategorische Antwort, die von einem so bösen Blick begleitet war, daß die ganze freundliche Herablassung des vergangenen Gesprächs wie in Nichts verronnen schien. Bartusch stand einen Augenblick rathlos, ob er unter-

würfig bleiben sollte. Ansichhaltend sagte er: „Excellenz kennen des seligen Fürsten letzte Bestimmung, daß die Familienbilder vom Kauf ausgeschlossen sind. Es war das Gewissen, das aus ihm sprach, die Ehre —“ — „Familienbilder!“ sagte der Intendant mit großem Nachdruck und verrieth durch seine Sicherheit, daß er hier nicht aus sich, sondern nach einer Instruction sprach. „Se. Majestät werden den letzten Willen Sr. Durchlaucht wohl zu ehren wissen; indessen, mein lieber Herr — was reden Sie von Gewissen, von Ehre? Herr —“ — „Bartusch!“ ergänzte dieser, als der brüske Intendant den Namen suchte. — „Bartusch, mein lieber Herr Bartusch!“ Der Intendant sprach diese Worte mit einem Anflug von Schlauheit, der den starren Zügen etwas Höhnisches gab — „Was sind Familienbilder?“ — „Bilder der Fürstin, des Fürsten, des Prinzen Egon —“ fiel Bartusch erregter ein. — „Haben Sie den Fürsten gekannt?“ — „Ich denke wol —“ antwortete Bartusch maliciös. — „Die Fürstin haben Sie nicht gekannt.“ — „Wenn nicht ich, so kennt sie im Dorfe jedes nicht zu kleine Kind.“ — „Kind im Dorfe? Ist das eine Autorität? Eine Autorität für einen allerhöchsten Specialbefehl, den ich zu vollziehen die Ehre habe? Kannten Sie die geborene Gräfin von Bury, allwelche die Mutter der Fürstin gewesen ist? Kannten Sie den österreichischen Generalfeldzeugmeister Grafen von Hohenberg, der in zweiter Linie mit dem Fürsten von Hohenberg Durchlaucht verwandt war? Familienbilder sind ein allgemeiner Begriff — mein lieber Herr Bartusch — ein allgemeiner. Man wird die Bilder nach der Residenz nehmen, alle — alle — alle — und Prinz Egon, Prinz Egon wird entscheiden, welche davon zur Familie gehören oder nicht. Haben Sie verstanden, Herr Bartusch? Wer verfügt? Ich verfüge hier! Im Namen Seiner Majestät! Verstanden?“

Mit diesen kurz abgestoßenen, kalten, schneidenden, bösen Worten entfernte sich der vornehme impertinente Mann. Bartusch hatte Mühe, ansichzuhalten. Er besaß Verstand genug, einzusehen, daß diese Erklärung nicht aus Herrn von Harder's Kopf kam, sondern der Wortlaut einer ausdrücklich ihm gegebenen Instruction war. Die Wendung, die so kräftig betont wurde: „Familienbilder sind ein allgemeiner Begriff“ entsprach keineswegs den Begriffen des Intendanten. Das hat ihm Jemand so oft vorgesagt, bis er das schwere Wort behielt und sich Etwas darunter vorstellen konnte! murmelte Bartusch vor sich hin, und in der Ueberzeugung, daß es mit den Zimmern der

Fürstin eine sonderbare, seine Neugier spannende Bewandtniß haben mußte, lenkte er nachdenklich seinen etwas schlotternden Schritt dem Tempel zu, wo er mehre von den Damen, die jetzt das Schloß bewohnten, Andere, die es eben besuchten, erblickte, wie sie nickend mit Tüchern in die Ferne wehten. Dieser Gruß galt Melanie und ihren Begleitern, die soeben von ihrem Spazierritt im vollen Trabe zurückkehrten.

Zehntes Capitel.

Melanie Schlurck.

Das war nun ein Lärmen, ein Lachen, ein Jubeln, als die schöne Amazone vom hohen Sattel gehoben wurde und die dampfenden Pferde um sie her im Hofe des Schlosses stampften und wieherten. Reichmeyer's und Lasally's Bediente und Jockeys hielten die Renner am Zügel und führten sie nach den unten am Fuße des Berges gelegenen Ställen zurück, nicht ohne dazwischengeworfene, den Pferden gespendete Liebkosungen oder Scheltworte, jenachdem die Reiter mit ihren Thieren zufrieden gewesen oder nicht.

„Die Thiere gingen à merveille!" rief Melanie unter fortwährendem Gelächter, das dem klagenden und trostlosen Commerzienrath galt; „man muß eben nur reiten können!" „Arme Laura," sagte sie zu dem von Reichmeyer gerittenen Pferde, es streichelnd; „du hattest es so gut mit deinem Reiter im Sinn! Er sollte dir deine Gedanken ablauschen und statt dessen lauschtest du sie ihm ab. Da sprangst du, stutztest vor jedem Ast, schlugst mit den Ohren hochauf, wenn ein Vögelchen geflogen kam, schwenktest dich anmuthig nach der rechten Seite hin, wenn auf der linken ein Hund kam und bellte, und alles Das will die gefühlskalte Geldseele jetzt nicht anerkennen und schilt dich, arme Laura! O, fliehe die Commerzienräthe! Diese Menschen verstehen nicht, was sensible Naturen sind."

Die älteren Damen, die unten im Tempel gewartet, hatten sich inzwischen ebenfalls oben am Schlosse eingefunden und begrüßten die ziemlich lange Ausgebliebenen in dem hintern Hof.

„Ohne Spaß," sagte der Commerzienrath zu seiner ihn ängstlich anblickenden Gemahlin, einer Dame in rauschenden

Stoffen, „ich habe meine Noth gehabt. Man hat mir bei Gott das wildeste Pferd gegeben. Eugen hätte auch mehr Einsicht haben sollen.“

Frau von Reichmeyer warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Bruder, den Stallmeister Lasally, der sich indessen nur mit Melanie beschäftigte und dieser „Querelen“ nicht achtete.

„Ging es mir denn besser?“ sagte der Justizdirector von Zeisel, eine lange, hagere Figur mit grauen Haaren und zugeknöpftem blauem Frack mit gelben Knöpfen, eine Bureaugestalt voll Höflichkeit und Geschmeidigkeit. „Ging es mir denn besser? Mir platzte der Sattelgurt! Denken Sie sich, Frau Justizräthin, mein Malheur, wie ich plötzlich ins Schwanken gerathe und auf meinem Fuchs hin- und hertaumle. Ist mir nur in jüngeren Jahren passirt! Die Geistesgegenwart des liebenswürdigen Herrn Eugen hat mich gerettet, sonst wär' ich, ich kenne Das, vielleicht geschleift worden.“

Billigerweise hätte Frau von Zeisel, geborene Nutzholz-Dünkerke, die sich gleichfalls unter den Begrüßenden befand, diesem möglichen und glücklich abgewandten Unglück ihres Gatten die theilnehmendste Aufmerksamkeit schenken sollen; aber die noch sehr anmuthige und von den runden wohlgenährten Körperformen jugendlicher noch, als sie war, aussehende kleine Frau nahm wenig Notiz davon und überließ es der guten Madame Schlurck, die Möglichkeiten eines solchen Unfalls theilnehmend zu durchdenken, während sie mit dem inzwischen herzugetretenen Bartusch sprach und sich über das betrübende Ereigniß der plötzlichen Abreise des immer so liebenswürdigen und jovialen Justizraths Schlurck nicht trösten konnte.

Eine sehr unbedeutende und nur mit lächelndem Nichtssagen zugaffende Rolle spielte die reiche Madame Pfannenstiel, geborene Drossel, die die frühere Wirthschaftsinspectorin nicht verleugnen konnte, trotz ihrer dicken goldenen Erbskette und der großmächtigen Brillantuhr, die sie auf der Hüfte ihres schmächtigen Körpers trug.

Melanie war die Seele dieses bunten Kreises, den hier das Geld zusammengewürfelt hatte. Geist, Neigung, hatte ihr Vater gesagt, bringen Gleichartiges zusammen. Das Geld kann nur Vermittler des Zufälligen sein. Sie aber beschloß, auch Geist und Neigung in diese widerstrebenden Elemente zu bringen. Es gelang ihr jedoch nur theilweise und durch nichts Anderes als durch ihre eigene Persönlichkeit. Wie reizend stand sie im Schloßhofe! Das lange, enganschließende Reitkleid war von

einem silbergrauen leichten Stoffe und ließ die lieblichsten Formen der schönen Gestalt bewundern. Vom Halskragen, der über dem hoch oben geschlossenen Kleide zierlich gefältelt lag, bis zu den Hüften herunter zeigte sich das schönste Ebenmaß der äußern Bildung. Die Schultern waren hoch und gerundet. Wenn sich der holde, liebliche Kopf mit den braunen brennenden Augen, dem schönen Munde und den weißen Perlenreihen der Zähne lächelnd über die Schulter wandte, gab der Winkel, der sich aus dem Kopf und der Schulter bildete, die reinste Schönheitsform. Halb noch auf den schwarzen, hinten über Flechten zurückgekämmten Locken saß ein kirschrothes, silbergesticktes kleines Sammtgewinde, worüber der Reithut mit blauem Schleier gebunden war. Längst hatte sie diesen Hut weggeschleudert. So hoch Melanie und mit dem Wuchse der Pappel aufgeschossen war, so behend ließen ihre Bewegungen. Ihr Fuß schien kaum den Boden zu berühren, so schwebte sie dahin, mit der linken Hand die lange Schleppe des Kleides nach vorn an sich drückend, mit der Rechten die am Griff von blauen Steinen geschmückte elegante Reitpeitsche in die hohe kräftige Hüfte stemmend. Mit innigster Herzlichkeit gab sie ihrer Mutter einen Kuß, worauf sie den Kopf in den Nacken warf und mit komischer Feierlichkeit erklärte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre ritterliche Begleitung! Sie haben Noth und Gefahr mit mir getheilt! Sie haben, als wir im Wald einem scheugewordenen Einspänner, auf welchem sich zwei Handwerksbursche vom Fußwandern auszuruhen schienen, begegneten, die mögliche Gefahr des eigenen Durchgehens Ihrer Rosse muthvoll überstanden! Sie haben an der Försterwohnung vor einer alten roth- und weißhaarigen Hexe, die uns die Pferde stutzig machte, hochherzigen Muth bewiesen. Sie haben sich würdig gezeigt, von mir, der dermaligen Vice-Fürstin von Hohenberg, heute Abend beim Thee zu meinen Cavalieren und Vasallen geschlagen zu werden. Ich hoffe, daß Keiner meiner Getreuen fehlen wird! Und damit seid Ihr für jetzt entlassen!“

Die Herren applaudirten. Melanie entschlüpfte in eines der unten geöffneten Schloßfenster und verschwand. Die Gesellschaft trennte sich vorläufig mit dem Versprechen, sich um acht Uhr an den geöffneten Fenstern der Zimmer des ersten Stocks, die sich Schlurck für die Seinigen ausgewählt hatte, zum Genuß der milden Abendluft und zum Thee zu versammeln. Die Einen begaben sich in den Garten, die Andern ins Schloß, Andere wandten sich hinunter dem Orte zu.

Mit großem Wohlgefallen hatte diese Scene von fern Ge-

heimerrath Henning von Harder beobachtet. Se. Excellenz standen am offenen Fenster eines der ihm zur beliebigen Verfügung übergebenen Zimmer der verstorbenen Fürstin und kniffen eine goldene Lorgnette so scharf in die Augenhöhle, daß ihm auch keine Miene der schönen und verlockenden Melanie Schlurck entgehen konnte. Als sie sprach mit ihrem wohllautenden, vollen, tief aus der Brust herausquellenden Organ, bedeutete er seine beiden Bedienten, Ernst und Franz — die auf dem Fußteppich saßen und hämmerten und packten — einen Augenblick in ihrem Diensteifer innezuhalten. Er verschlang Melanie's Worte und täuschte sich dabei keineswegs in der Voraussetzung, daß sie sich von ihm beobachtet glaubte. Er gehörte zu den Männern, die sich in ihrer Jugend wol hatten sagen können: Du bist glücklich bei Frauen, weil du eine schöne Gestalt hast und eine gewisse Kunst, diese geltendzumachen. Sein Haar war einst lockig, sein Auge nicht ohne Feuer. Er konnte diese Triumphe seiner Jugend nicht vergessen. Daher kam es, daß er an Jahren zunehmend, immer wieder einen neuen Reiz an sich zu entdecken glaubte, der ihm ebenso fesselnd vorkam, wie es früher seine Jugend gewesen. Nur schlimm, daß er diesen Reiz nicht in geistigen Dingen, sondern in äußerlichen fand! Geist verleiht dem Aeußern des Mannes mit den Jahren einen veränderten Ausdruck, der die Frische der ersten Jugend ersetzen kann. Die Liebe des Jünglings ist eine andere als die des Mannes und wer würde so oberflächlich oder sinnlich sein, Poesie und Schwärmerei allein dem zwanzigjährigen Blut zuzuerkennen? Im Gegentheil mischt sich in die erste süße Liebe des Jünglings nur zu wild und bitter oft die Gährung der noch unfertigen Charakterbildung, während eines ältern Mannes Liebe eine Kette reinster Hingebung, uneigennütziger Aufopferung und jener höhern Poesie sein kann, die aus einem gebrochenen wehmüthigen Bewußtsein fließt. Mit dieser Erscheinung hatte das immer noch lodernde Feuer des fast sechzigjährigen Henning von Harder zu Harderstein nichts gemein. Er gehörte zu den Thoren, die im zwanzigsten Jahr ihre Eroberungen auf ihre wirkliche Schönheit fußen konnten, im dreißigsten noch auf den Ruf ihrer Eroberungen, im vierzigsten Jahre schon nur noch auf ihre gesellschaftliche Stellung und gewisse jugendliche Reminiscenzen, vom funfzigsten an aber auf die verzweifeltste Eitelkeit, die sich an diesen oder jenen Rest früherer Vorzüge klammert, an eine weiße kleine Hand, einen zierlichen kleinen Fuß und ähnliche, vielleicht nicht abzustreitende Vollkommenheiten, die aber einen ganzen Menschen

nicht mehr ersetzen können. Der Geheimrath hörte nichts lieber, als daß er eine schöngeformte Nase und niedliche kleine Hände hätte. So manche verschmitzte Kokette, die nach seinem durch Pauline von Marschalk erworbenen Reichthum blinzelte, konnte ihn in jugendliche Flammen und wahnsinnige Träume versetzen, wenn sie seinen niedlichen kleinen Fuß lobte. Manche versicherten, daß man auch durch das Lob seiner kleinen Ohren eine Wirkung hervorbrachte. Diese Ohren waren in der That niedlich. Kein Spiegel bestritt die Wahrheit. Warum sollte er nicht sonst noch allerlei Fesselndes besitzen, da er dies Eine, die Werkzeuge des Hörens, in einer so unbestrittenen Vollkommenheit besaß! Hier nun vollends auf Hohenberg, wo er das Zusammentreffen mit einer der gepriesensten Schönheiten der Residenz genoß, zur Entschädigung für eine lästige Reise, zu der ihn mit besonderer Bestimmtheit seine ihn, wie noch viele andere Menschen beherrschende geistreiche Gattin gezwungen hatte, hier hielt er einen angenehmen Eindruck auf Melanie Schlurck für um so leichter, als er einerseits mit nicht ganz kurzsichtigem Auge entdeckt hatte, daß dies seltsame Mädchen gewohnt war, über gewöhnliche Grenzen hinauszugehen, und andrerseits seine gesellschaftliche Stellung die aller übrig-n Besucher des Schlosses beiweitem überragte. Er stand ja doch, dachte er, dem Landesfürsten so außerordentlich nahe, war ja doch durch unbedingt gehorchende knechtische Umgebung himmelwärts hier erhaben, strahlte ja durch äußere Haltung wie immer so auch hier im Vollglanz seiner mit Orden emaillirten „Excellenz“ und faßte in der That um so rascher eine Flamme für Melanie, als dies kluge Mädchen bereits beim ersten Zusammentreffen seine weiße Hand, den zierlichen Fuß und sogar schon das Profil seiner Nase bewundert hatte. Sie entdeckt, hatte er sich im Stillen gesagt, sie entdeckt gewiß auch noch Deine Ohren! Er wiederholte sich diese Hoffnung mit Wohlgefallen, als ihn einer seiner Bedi nten darauf aufmerksam machte, daß sich das Fräulein merkwürdig oft nach Excellenz erkundigt hätten, als Excellenz heute früh mit der Registratur des Nachlasses der Fürstin Amanda beschäftigt gewesen wären.

Nur eine Persönlichkeit war dem Intendanten ein gefährlicher Nebenbuhler, jener Schwager des Commerzienraths von Reichmeyer, Eugen Lasally. Dieser nicht mehr junge Mann war ein öffentlicher Charakter der Residenz. Völlig abweichend von Dem, was die christliche Spottsucht über Juden einmal festgestellt zu haben glaubt, war Eugen Lasally im Gegentheil eine durchaus

chevalereske Erscheinung. Nicht groß und von behendem Körperbau, von leichten, zarten Gliedern, hatte er sich früh eine Fertigkeit in Leibesübungen erworben. Er schoß, focht, ritt auf eine Art wie der geübteste Dandy der vornehmen Welt. Seine Eltern gehörten den ersten jüdischen Familien an und hätten ihm so gern die übliche artistische Bildung dieser Kreise gegeben, ihn zum Maler, zum Musiker bestimmt. Doch zeigte Eugen für diese Berufswege nicht die geringste Empfänglichkeit, ebenso wenig zu irgend einem wissenschaftlichen Studium oder zum mercantilischen Fach. Als seine Eltern starben, ging sein ererbtes Vermögen rasch auf die Lebensweise hin, die er seit seiner ersten Selbständigkeit ergriffen hatte. Cavallerieoffiziere, junge Stutzer, Adelige waren sein alleiniger Umgang. Durch eine Reihe muthig bestandener Duelle hatte er gelernt, sich in dieser Sphäre zu behaupten, und als er durch Spiel und Vergnügungssucht an den Rand des Abgrundes gebracht, von seinem Schwager Reichmeyer nur noch soviel erhielt, um aus einem der ersten Wettrenner fast in Verzweiflung erst ein „Pferdekenner", dann ein Pferdehändler und zuletzt Errichter einer Reitschule und Traineur zu werden, blieben ihm seine alten Gefährten getreu. Auch darin ist das Pferd ein so edles Thier, daß es Alles adelt, was mit ihm umgeht. Ein Bedienter mag sich höher dünken als ein Bereiter. Mehr Muth und männliche Entschlossenheit, mehr Charakterstärke findet sich gewiß bei Letzterm. Eugen Lasally war als Besitzer einer Reitbahn und was damit zusammenhängt Wettrennenspeculant, ja sogar Pferdeverleiher, doch nur um so enger mit einer gewissen fashionablen Gesellschaftsclasse im Zusammenhang, und wäre nicht sein aristokratischer Tic gewesen, seine Sucht es in Allem und Jedem mit seinen Freunden aufzunehmen, der alte Levi, den er sich aus einem mecklenburgischen Pferdemäkler zum ersten Bereiter umgeschaffen hatte, würde ihn gewiß durch seinen Fleiß und seine Umsicht und kluge Geschäftskenntniß oben erhalten haben. Doch war er im Sinken begriffen. Die Verzweiflung, daß einige seiner besten Jockeys das Genick brachen, einige seiner vorzüglichsten Renner, die ihn jedes Jahr noch aus seinen Schulden beim großen Wettrennen (pro patria est, dum ludere videmur *) herausrissen, ihn durch zunehmende Steifigkeit der Beine im Stich ließen — und er von Gläubigern unablässig gehetzt wurde, machte ihn oft zornig und gab ihm einen menschen=

---

*) Die Devise des Berliner Rennvereins: „Unser Spiel kommt dem Allgemeinen zu gute."

scheuen finstern Charakter, der zuweilen in Brutalität ausartete. Er war gefürchtet wie der schlimmste Gast.

Als auch ihn der Intendant der königlichen Schlösser und Gärten mißmuthig durch die Lorgnette betrachtete und dabei die höchst vernünftige Vermuthung äußerte, daß ihn wohl hauptsächlich die Spekulation auf Melanie's Vermögen an diese „bunte Schlange" fesselte, sagte eben Eugen zu einem seiner Jockeys, der die Pferde hinübergeführt hatte und nun heraufkam, um die Küche zu besuchen: „Kannst du dich nicht entsinnen, Jack, was mit dem Einspänner im Walde war?" — „Der Einspänner?" wiederholte Jack, ängstlich vor dem immer misgestimmten, zum Zorn gereizten Herrn. — „Kannst nicht hören?" sagte auch Dieser sogleich aufbrausend. „Der Einspänner im Walde — es sprang Einer vom Bock herunter — ich hab's deutlich gesehen — hast du die Augen zugehabt?"

Als der peitschenscheue Jack sich noch nicht recht zu besinnen vermochte, sagte Lasally: „Er ist ein blinder Hess'! Scher' Er sich!" Jack wollte gehen. Lasally rief ihn noch einmal zurück und schwang die Reitgerte. Jack blieb in einiger Entfernung. „Führe die Laura," sagte Lasally, „in die Schmiede unten! Das Thier quihnt. Die Rackerei mit schlechten Reitern schadet einem Pferd. Es wird selbst ängstlich, wenn Einer auf ihm Angst hat. Der Schmied soll der Laura Rhabarber geben. Aber mit dem Alten sprich —" — „Mit dem Blinden?" — „Mit Dem! Der Blinde ist pfiffiger als der Junge, der taub ist!"

Jack, zwar ärgerlich, daß er nicht in die Küche konnte, wo Melanie's Mädchen, Jeanette, die Manieren ihrer Herrin nachahmte und für die Dienerschaft ebenso belebend wirkte, wie Melanie in ihrem Kreise, wandte sich sogleich wieder um, sklavisch ergeben, stieg wieder den Schloßberg abwärts und wollte die Laura in die Schmiede bringen. „Läßst die Laura keine Minute aus dem Auge!" rief ihm Lasally noch nach.

Wie Jack ging, wandte sich Lasally an Bartusch, der gerade vorüber wollte: „Wissen Sie, wen ich im Wald gesehen habe, Bartusch?" — „Eine alte Hexe, hör' ich ja." — „Lieber den Teufel selbst," sagte Eugen. „Hackert hab' ich gesehen." — „Ach!" meinte Bartusch mehr komisch als ernst verwundert; „was denken Sie?" — „Ich gebe Ihnen mein Wort! Nehmen Sie's mit der Canaille nicht so leicht!" — „Wie käme Hackert ..." — „Ich will beschwören, daß auf einem kleinen Einspänner Hackert saß und als er uns bemerkte, ins Dickicht sprang." — „Daß

dich —! Aber was wäre dabei zu fürchten?' — „Zu fürchten? Seit dem Abend . . . seit dem Vorfall hinterm Zaune . . . in der Königsvorstadt?" — „Es war auch arg genug, Herr Lasally?" — „Arg? Ich begreife Euch nicht! Ihr schont diesen Menschen." — „Schonen, Herr Lasally?" — „Es kommt mir vor, als hätte Schlurck Angst vor ihm." — „Herr Lasally!" — „Ihr werft den Schlingel aus dem Hause und habt eine Zärtlichkeit für ihn." — „Zärtlichkeit?" — „Er muß Euch in Händen haben." — „Uns? In Händen? Weil ihm Schlurck Vertrauen schenkte?" — „So etwas. Alle denkt Ihr an den Burschen, wenn auch Keiner von ihm spricht. Ihr haßt ihn und gebt ihm täglich Beweise von Liebe. Dahinter steckt ein Geheimniß. Man muß nur zu stolz sein, auf Dienstboten zu hören. Sonst —" — „Dienstboten, Herr Lasally —?" — „Sagen Sie der Jeanette, sie möchte, wenn sie Abends Punsch macht, unter den Bedienten, Kutschern und Jockeys nicht soviel in Euern Familiengeheimnissen herumkramen." — „Das wäre! Die Jeanette!" — „Ich sag' Ihnen soviel, Bartusch, wennmir Hackert hier in Hohenberg in den Weg kommt, ich kenne mich selbst nicht. Es ist mir, als wäre Das mein böser Feind. Ich bin im Stande und schieße einmal den Hund nieder." — „Herr Stallmeister!" — „Warum schont Ihr ihn? Warum duldet Ihr, daß er zudringlich ist? Was ist er? Was kann er wollen? Was kann er für Ansprüche haben?" — „Hat die Jeanette etwas von Ansprüchen gesagt?" — „Ich weiß nichts, was die Jeanette gesagt hat und habe meinen Leuten verboten, bis in die Nacht um die Punschterrine des tollen Mädchens zu sitzen und abscheuliche Indiscretionen anzuhören." — „Wirklich die Jeanette?"

Lasally antwortete nicht und ließ den verschmitzten grauen Actenwurm, Herrn Bartusch, mit der Dose in der Hand, die er ergriffen hatte, um sich zu fassen, stehen. Der Stallmeister verfiel sogleich wieder in die ihm eigene blasirte Ruhe. Seine Mienen verzogen sich nie, sein blasser, etwas gelber Teint blieb fast unverändert bei der größten Aufregung. Um Toilette zu machen, ging er auf das ihm angewiesene Zimmer, das von den Zimmern Melanie's und ihrer Mutter entlegener war, als er wünschte.

Melanie's Mutter saß schon oben vor dem Theetopf und erwartete ihre Gäste. Man konnte die Frau Justizräthin Schlurck nicht im geringsten ehrwürdig nennen, würde aber auch Unrecht thun, wollte man einen gewissen Werth an ihr unterschätzen. Im

Gegentheil besaß die gute Frau merkwürdige und anerkennenswerthe Eigenschaften. Ohne eigentliche Bildung hatte sie sich einen seltenen Reichthum von Erfahrungen erworben und eine gesunde natürliche Anlage zur Lenkerin aller ihr oft recht treffenden Urtheile gemacht. Ohne ein besonderes religiöses Bedürfniß war sie auch mitleidig, gab gern, unterstützte Hülflose. Noch mehr, sie erkundigte sich nach den Ursachen der Leiden und half ihnen radical ab. Wer Geld haben wollte, Dem gab sie Lebensmittel, und wer Lebensmittel begehrte, Dem gab sie zugleich Arbeit. Eine Wöchnerin in elenden Umständen erregte ihre volle Theilnahme; doch bediente sie sich dabei keiner Phrase, sondern griff zu, handelte, wirkte, riß die Fenster auf, wo es dunstig war, schalt, strafte, wo sie eigene Vernachläßigung bemerkte. Kinder, die bettelten, schickte sie in die Schule, oder zeigte sie ohne Weiters der Polizei an. Halbes und „Quengliges", wie sie's nannte, konnte sie nicht leiden. Ueberwiegend setzte sie bei den Menschen, wie sie sagte, „leider", das Schlechte voraus. Gute und aufopfernde Thaten mußten ihr erst bewiesen werden, bis sie daran glaubte. In ihrem Hause herrschte neben merkwürdiger Ordnung bei Alledem eine große Ueppigkeit, weniger weil sie selbst derselben bedürftig war, als aus Rücksicht auf ihren Mann und auf Melanie, letztere, das besonders vom Vater verwöhnte, aber keineswegs „verquengelte" einzige Schooßkind ihres Glücks; denn glücklich schien Alles um sie her zu sein. Wenigstens duldete sie keinen andern Anschein. Gute Laune ging ihr über Alles. Mürrische und melancholische Menschen nannte sie im Geheimen nur eitle oder schlechterzogene. Sie duldete an ihrem Mann nie das träge, schleichende Aufkommen einer griesgrämigen Stimmung, wovon keineswegs der alte Bonvivant frei war. Sie ließ allen seinen Neigungen und Leidenschaften ohne Ausnahme die Zügel schießen, beförderte sie sogar oder schloß die Augen zu solchen, die seinem Alter nicht ziemten. Sie wollte nur das Natürliche. Sie war eine Frau, von der man hätte sagen können: Ihr Element ist das reine, klare, frische Quellwasser. Sie badete täglich. Jedes „Muffige", wie sie's nannte, war auch geistig ihr verhaßt. Ein langer Kampf mit Leidenschaften schien ihr nutzlos. Sie nahm ihren Mann wie er war; sie nahm Melanie, wie sie war. Nur reinlich, sauber, frische Wäsche, frischer Muth! Das meiste Uebrige war ihr, wie sie's nannte, „dummes Zeug". Hannchen Schlurck, aus einer einfachen, bemittelten Bürgerfamilie, war doch nicht unbelesen, nicht ungebildet. Sie war ein Philosoph wie ihr Gatte. Auf

den Genuß hielt sie selbst gar nichts. Sie schenkte Andern Champagner ein und trank ihn selbst nicht. Und Melanie hatte Aehnlichkeit mit ihr. Die Mutter, verschweigen wir es nicht, hätte von ihrer Tochter das Schlimmste vernehmen können, sie würde nur bedauert haben, wenn Melanie dabei „dumm" gehandelt hätte. Ob sie sich dieselbe Freiheit gestattete? Ob sie sich in allen Beziehungen beherrschte? Man behauptete, daß Bartusch, das Factotum ihres Mannes, einen größern Einfluß auf sie hatte als selbst Schlurck, der nach ihrem Sinn nicht immer praktisch war. Das hinderte nicht, daß der Justizrath mit vollem Recht laut rühmen durfte, er besäße in seinem saubern, klugen, runden, netten Hannchen die vernünftigste und respectabelste Ehefrau von der Welt.

Frau Pfannenstiel, die hier nur „geduldet" wurde „aus Rücksichten", die elegante Frau von Reichmeyer hatten sich bereits eingefunden. Etwas später kam in gewählter Toilette auch Frau von Zeisel, eine bestimmt auftretende, unruhige, anspruchsvolle und doch kleinstädtische Dame. Auch die bescheidene Frau des Pfarrers Guido Stromer stellte sich mit diesem selbst ein. Herr von Zeisel, dem zuviel daran lag, die Gunst des allgewaltigen Administrators zu behalten, schlenkerte neben seiner Gattin einher; lang und weitläufig an Gestalt, hatte er etwas Windspielartiges. Auch Herr von Reichmeyer kam mit Briefen und Zeitungen, die man ihm sehr gern für sich zu lesen gestattete, um seine üble Laune nach dem gewagten Ritt und dem nicht günstigen Resultat der Massa-Bilanz auf eine Zerstreuung abgeleitet zu sehen, die vielleicht auch die Andern unterhalten konnte.

Dem Pfarrer Guido Stromer hätte es eigenlich befremdlich vorkommen müssen, in denselben Räumen, wo er so oft mit Fürstin Amanda und allen ihren Schutzbefohlenen gebetet und gesungen hatte, jetzt einer so weltlichen Gesellschaft beizuwohnen. Allein dieser eigenthümliche Mann schien sich ziemlich leicht in die veränderte Stimmung dieser Atmosphäre gefunden zu haben. Es waren dieselben hohen Zimmer, die sonst von seinem Gebet widerhallten, es waren dieselben großen geöffneten Fenster, durch welche jetzt erquickend die balsamische Kühle des Sommerabends hereinströmte. Ihm selbst schien es gar wohl zu sein, vom Vergangenen sich erlöst zu sehen. Ob er in seiner Unterwürfigkeit und Nachgiebigkeit gegen die veränderten Umstände des Schlosses Hohenberg nicht zu weit ging? Die alte Brigitte z. B., die sich im Schlosse an die Wände drücken mußte, um

nicht von all den neuen Kammerzofen, Köchinnen, Jägern, Jokkeys, Bedienten umgerannt zu werden, klagte den Pfarrer Guido Stromer laut genug an. In gewählterer Kleidung, mit bunten Tüchern und Westen, rannte er gleich allen andern Weltkindern an ihr vorüber und that, als wenn er sie nicht mehr kannte und als wenn ihm im Gespräch mit ihr eine Minute verloren ginge, die er hoffen durfte, in der Nähe dieser neuen Halbbesitzer von Plessen und Hohenberg zu verweilen. Schon in den zwei Jahren, als hier der Fürst allein walten durfte (doch niemals ernstliche Anstalten dazu traf und nicht selbst erschien), hatte sich Stromer's frühere Gesinnung abgekühlt, wie die alte Brigitte oft genug der Frau Pfarrerin klagte. Diese, eine einfache und nur in ihrem nächsten Kreise wirkende, mit vielen Kindern geprüfte und, man kann wohl sagen, völlig von ihnen zerbröckelte und zermürbte Frau, ließ sich nicht gern auf Dinge ein, die lediglich ihr in Allem stark und selbstbewußt auftretender Mann vertheidigen mochte. Stromer gehörte zu einer gewissen Classe von Gelehrten, die man „ewige Studenten" nennen möchte. Entweder war er wirklich ein Genie oder, was für die Beurtheilung seiner Stimmung Dasselbe sagen will, er hielt sich dafür. Pietismus ist solchen Naturen der willkommenste Ableiter eines überstarken Selbstgefühls. Pietismus lehrt die Welt verachten und setzt sich über das Urtheil der unausgewählten Menschen hinweg. Guido Stromer war Pietist, solange die Fürstin lebte. Jetzt, wo sich die äußeren Anlehnungen dieser gottseligen Richtung nicht mehr in dem seiner Eitelkeit schmeichelnden Kreise vorfinden wollten, jetzt brach wirklich in ihm die alte Nichtbefriedigung eines sich zu nichts Gewöhnlichem berufen dünkenden Gemüths hervor. Es war ihm oft — seine Frau litt sehr darunter, — als müßte er beengende Fesseln brechen, als wäre diese häusliche Umgebung eines Mannes seiner Art nicht würdig, als wären ihm dieses Weib, diese fünf Kinder nur wie von einem bösen Traum angezaubert worden. Guido Stromer war gerade in dieser vollsten Krisis begriffen. Die Erinnerung alter Zeiten erwachte in dem unglücklichen, unruhigen Manne. Er sah das Leben in neuen ihm bisher entrückt gewesenen Erscheinungen wieder lächeln, so eigenthümlich nicken und winken. Die nächsten Ansprüche kamen ihm qualvoll, geringfügig vor, und obschon er daheim immer eine gewisse Tobsucht, selbst während seiner frühern demüthigen Periode gezeigt hatte, so war er doch seit einiger Zeit, wie Alle wußten, förmlich aus Rand und Band, warf, die Mägde erzählten es, schon in der

Frühe seine Kleider dahin und dorthin, perorirte laut, wenn ihm nicht Alles sogleich nach Wunsch sitzen und sogar der Spiegel Beifall schenken wollte. Er war wie sich unbewußt ein Vierziger geworden. Nun sah er, daß ihm die „Harmonie der Seelen" zwischen ihm und einer fürstlichen Durchlaucht die schönste, unersetzlichste Zeit von seinem achtundzwanzigsten bis vierzigsten Lebensjahre gekostet hatte. Er hatte nie zurück, nie vorwärts geblickt. Er hatte sich die große Herrschaft, die er auf die Fürstin ausübte, mit all den interessanten damit verknüpften Anregungen, den Correspondenzen, den Beziehungen zu vornehmen Menschen genügen lassen. Er hatte fast mehr auf dem Schlosse als unter seinem Pfarrdach gelebt. Und nun war die Fürstin todt. Der ausgestreute Saame brachte keine Früchte. Er sah, daß er seine Jugend verstreut, verzettelt hatte. Was besaß er? Das Gefühl einer unsäglichen innern Nichtbefriedigung. Oft schlug er sich verzweifelnd an die Stirn. Er rannte im Hause, im Felde, im Walde mit seinem langen gelbblonden, wirren Haar. Er quälte seine seit Jahren tief verschüchterte Frau, zankte ohne Grund die Kinder. Wie glücklich war anfangs die gequälte Mutter derselben, als die Fremden auf's Schloß kamen! Da wurde ihm anfangs wohl, da schien sein Wesen electrisirt. Er bekämpfte Schlurck's Neologie, tadelte Reichmeyer's Indifferentismus, aber es waren Damen erschienen, die ihn ehrten, anerkannten, die Gräfin Bensheim machte einen flüchtigen Gegenbesuch auf Hohenberg, Frau von Sengebusch, die liebenswürdige Frau von Sänger war da, alles Das gab wieder Sammlung, Anregung, Reiz und seine innere schlummernde „Poesie", die ihm soviel Nachdenken kostete, wachte auf; vollends als zuweilen Melanie an seiner Seite dahin rauschte. In der Art, wie jetzt Guido Stromer sein hier und da schon graues gelbblondes Haar ironisirte, wie er noch die rüstige Jugendlichkeit und eine gewisse altakademische Genialität aus seinen Gesichtszügen und seinem Benehmen wollte hervorleuchten lassen, glich er dem Geheimrath von Harder, trotz des Unterschieds der Jahre. Auch dem Pfarrer war Melanie gefährlich geworden.

Schon war auch Eugen Lasally eingetreten und hatte sich ziemlich entfernt von der übrigen, um einen runden Tisch sitzenden und Thee trinkenden Gesellschaft an die offenen Fenster postirt, wo er sich eben eine Cigarre angeraucht hatte, deren Dampf er in den Garten hinausblies, als endlich die Flügelthür aufging und Melanie eintrat. Der Moment machte den Eindruck des feenhaftesten Schwebens und Rauschens. Sie hatte eine ver-

änderte Toilette gemacht. Etwas blaß vom Ritt, der nach momentaner Aufregung hintennach den Ausdruck der Abspannung und Erschöpfung zurückläßt, hatte sie, sich wohlbewußt dieser Erfahrung, ein Kleid von rosafarbenem Krepp gewählt, das sie in drei mächtigen mit Atlasbändern verzierten Volants wie eine Wellenwoge umfloß. Ihr Hals und die von blendender Weiße strahlenden Arme waren unbedeckt und ließen nur an den Rändern in schmalen Streifen ein gesticktes spitzenreiches Unterkleid hervorschimmern. Dann und wann zog sie in einer anmuthigen, graziösen Bewegung eine Echarpe von weißem Chinakrepp über die Schultern, die oft verführerisch aus dem weiten Ausschnitt des Kleides hervorglitten und den schönen gerundeten Nacken zeigten, den die Echarpe ebenso rasch wieder verbarg. Ueber dem vollen zierlich zusammengelegten Haar lagen, zurückgekämmt mit goldenem Kamm, die Vorderlocken und ließen die Schläfe so frei erblicken, daß man das vollendete Bild griechischer Schönheit zu sehen glaubte. Die Centifolie, die noch als letzter Schmuck voll und schwer im Haar befestigt war, gebührte ihr mit ganzem Recht, wie ihr jede Blume, jede Frucht gebührt hätte, wenn diese ein anderer Paris der größten Schönheit hätte zuerkennen sollen.

Lasally legte sogleich wieder die Cigarre, Herr von Reichmeyer die Zeitungen fort. Der Justizdirector und Guido Stromer stellten die Theetassen auf den Tisch. Sie hatten ihr Erstaunen über die rasche Metamorphose auszudrücken, deren einzelne Bestandtheile zum Zeichen des hier herrschenden vertraulichen Tones von den Frauen analysirt wurden.

„Ich bitte," sagte Melanie in die Zwischenreden hinein, „schweigt doch nun! Löst mir doch nicht Alles, was nun jetzt so fest und angepaßt an meiner irdischen Hülle sitzt, gleich in Stoffe und in Ellenwaaren auf! Das ist nun mit mir verschmolzen und Eins. Wer mir von Volants und dergleichen spricht, thut meinem Herzen weh, zu dem sie — ja, ja — seht sie Euch an! — sie reichen fast hinauf zu ihm. Nein! Ich sage Euch keine Adressen. Kein Wort von Putzmacherinnen! Wollt Ihr still sein von Mademoiselle Florentine, von Fränzchen Heunisch und Louise Eisold! Die Rose dürft Ihr besprechen. Von dieser sage ich Euch, wohin sie kommt! Auch wissen sollt Ihr, wohin sie geht. Ich trage sie als Preis für Den, dem ich heute die Gunst meiner — Seele schenke."

„Und was muß man thun, um diese Gunst zu erobern?" fragte der Pfarrer, der redegewandt nicht an sich halten konnte

und die Aufmerksamkeit davon abzulenken suchte, daß er Melanie aus seinem Garten mit Blumenzusendungen überhäufte.

„Nichts thun, Herr Pfarrer," sagte Melanie. „Nein! Nichts thun! Was muß man sein? Was besitzen? Danach soll gefragt werden, und lassen Sie mir nur Zeit, über das Seltenste und Schönste nachzudenken, wodurch sich ein Mann auszeichnen kann. Wir sind aber noch nicht vollzählig. Noch fehlt unser alter Brummkater Bartusch und demüthigen Sie sich, meine Herrschaften, noch fehlt der Glanz von Hohenberg, Se. Excellenz, der wirkliche geheime —"

Mit diesen künstlich gezogenen Worten öffnete sich, wie Melanie hinter sich schon gehört hatte, die Thür und Herr von Harder trat ein. Alles erhob sich. Es war ein unleugbarer Effect in seinem Auftreten, ein Effect, dem diesmal Niemand widerstehen konnte. Lag die Wirkung in dem kleinen silbernen Stern auf der Brust oder in der gebrannten Perrücke und der gewählten Toilette, oder lag sie in dem Zuletzterscheinen, genug die Wirkung war da und Excellenz setzten sich, befriedigt von dem Eindruck, den ein Mann seiner Stellung in einem solchen doch nur mittleren Kreise hervorrief. Und Melanie hielt sich immer an Den, der der Löwe eines Cirkels war. Ihr Herz schlug nicht warm genug, um zu ertragen, daß man durch die Beschäftigung mit einem Bescheidenen ebenfalls in den Hintergrund tritt. Hier war Herr von Harder der wichtigste und effectvollste und ihm widmete sie sich. Wäre in diesem Augenblick ein berühmter Virtuose eingetreten und hätte wieder den Geheimrath verdunkelt, so würde sie sich mit diesem beschäftigt haben. Sie wär ein Schmetterling, der die Sonne und die leuchtenden Blumen liebt.

Man sprach nun über Vielerlei. Die Menschen sind nie so mechanisch und willenlos, als da, wo sie sich in starker Anzahl ohne einen Zweck vereinigen. Man glaubt in der That dann unter Wesen zu sein, die ursprünglich niederer, halbthierischer Abstammung sich höher nur durch eine eingelernte und angewöhnte Ausbildung aufschwingen. Man spricht um zu sprechen. Ein Jeder klammert sich an das Unbedeutendste, um daraus eine Art Friction, die man Geselligkeit, Gesprächigkeit nennt, hervorzubringen. Man ergreift Strohhalme und raisonnirt über sie, wie über die Achse der Erde. Ist eine solche Gesellschaft vorüber, so kriecht Jeder wieder in das Schneckenhaus seines Interesses zurück, bleibt Dem Feind, den er scheinbar heute als Freund begrüßt hatte und spinnt die wahren geheimen Fäden seines Daseins und Charakters so

wieder fort, wie er sie einmal anlegte, um sich durch das Labyrinth seines vollständig anders bedingten Lebens geleiten zu lassen.

Man bedauerte die Mühe, die der Intendant mit dem Transport des fürstlichen Mobiliars hätte. „Für welches Schloß," fragte der Commerzienrath, „ist diese Einrichtung bestimmt?" — „Mein allergnädigster König," antwortete der Befragte, „haben darüber noch nichts befohlen." Mit dieser kurzen Erwiderung war dies Thema abgeschnitten.

Allein Stromer, der sich seit einigen Tagen wieder in einer feurigen, vulkanischen Stimmung befand, brach bei dieser Veranlassung wie mit einer Eruption durch und sprach, weil er „mußte", folgendes „Bedeutungsvolle": „Wenn nur Alles zusammenbleibt! Wenn nur Keins vom Andern getrennt wird! Das ist ja ein Leben, ein ganzes Dasein, was in einem solchen durch Jahre hindurch gesammelten Hausrath liegt! Man würde ja hier einer Blume die Staubfäden nehmen und die Blume für echt und vollkommen nicht mehr auszugeben wagen dürfen, wenn man irgend etwas dieser Einrichtung entzöge oder sie wohl gar trennte, zerlegte, theilte! Ja, ich gehe soweit, daß ich das Verwehen des Staubes, des Duftes beklage, den solche gewohnte Spuren eines bedeutenden Lebens — und ein solches hat mit der Fürstin ausgeathmet — zuletzt annehmen! Wie stand da nicht Eines neben dem Andern in gewohnter Symmetrie! Das Bild des Heilandes prangte in einem geöffneten Flügelschrank von ausgelegter altdeutscher Arbeit. Immer schmückten Blumen diese der Fürstin heilige Stätte. Wie oft betrachtete sie die Häupter der Blumen, die sich hier so sanft, so allmälig neigten, immer matter, immer matter, und zu den Füßen des Erlösers allmälig welkten, so — wie er. Es sind Das da Kronen, sagte sie mir einmal, Diademe sind's und Ritterhelme, die so vergänglich vor dem Herrn und dem König der Welt versinken. Und sie duldete nicht immer täglich frische Blumen, sie wollte erst die alten sterben, vergehen sehen, todt und geknickt, wie — den Erlöser. Sie war so sinnig, die Frau in ihrer stillen Schwärmerei! Und wenn wir durch ihren Tod hier auch Alle, die wir sie umgaben, wie von einem schweren Traum befreit sind, der unsere Sinne gefangen nahm und uns zu sehr, zu sehr vielleicht von der üblichen Ordnung des Lebens abzog, so ist ihr doch nur das Lob der edelsten Eigenschaften nachzurühmen, und wenn ich wagen könnte, durch Ew. Excellenz Mund zu unserer zartfühlenden Landesmutter zu sprechen, so würd' ich bitten: Lassen Sie, Majestät, diese sinnige Einrichtung beieinander! Stellen Sie

diese Schränke, diese Tische, diese Stühle mit den vielen Andenken der Liebe, den gestickten, von frommwirkenden Vereinen ihr gewidmeten Kissen, den eingerahmten Blumenstücken, den gußeisernen, bronzenen, elfenbeinernen, heiligen Nippsachen, die treffend gewählte Bibliothek und besonders die werthvollen Bilder, die das beste in Stichen wiedergeben, was Overbeck, Wach, Veit geleistet haben, der Gemälde nicht zu gedenken, von denen einige Originale sind und keinen vorübergehenden Werth ansprechen dürfen, stellen Sie Alles, das in irgend einem Landsitze des erhabenen Königspaares auf! Auf diese Art bewahrt man ein Gemeinschaftliches, das mir vorkommt wie ein wandelbarer, fernwirkender, geheimnißreicher, elektrischer Leiter. Aus der Liebe geboren, weckt es Liebe. Ich bin gewiß, Niemand wird in diese drei Zimmer der Fürstin, selbst wenn sie, wie weiland die heilige Krippe von Bethlehem nach Loretto, anderswohin übersiedelt würden, ohne innerlichste, tiefste Anregung betreten und von dem Odem unergriffen bleiben, der früher in ihnen wehte."

Also sprach Guido Stromer. Wie er diese Worte, die fast eine Rede waren, geendet hatte, blickten natürlich Aller Augen auf den Intendanten und erwarteten von diesem eine Erwiderung. Guido Stromer hatte einen Wunsch vom Herzen geschüttet, der etwas Feierliches hatte. Der Geheimrath wußte auch, er repräsentirte in dem Augenblick. Die Einzige jedoch, die den gewaltigen Widerspruch einer so beredt vorgetragenen Bitte und eines so unglaublich beschränkten Kopfes wie Henning von Harder sogleich übersah und nachfühlte, war vielleicht nur Melanie's Mutter. Sie überdachte in ihrer üblichen trockenen Weise diese Situation kurz und sprach ihr Resultat leise zur Frau von Reichmeyer, die in ihrer Nähe saß, mit den Worten aus: „Was nutzt der Kuh Muskate!"

Herr von Harder, der in diesem Bilde die Kuh war, schwieg und nickte nur statt aller Antwort. Er nannte, von seiner Gattin unbelauscht, Aeußerungen, wie sie der Pfarrer hier vorgetragen hatte, „schwülstig" und verwies auch ihre Beantwortung meist an seine Frau, die dafür ein Organ hatte. Er belächelte, was ihm zu schwunghaft auftrat. Wußte er doch von seiner Gattin, wie künstlich die Schwingen erst angebunden werden müssen, mit denen die großen Geistern vorgeben, natürlich zu fliegen.

Daher übernahm es Melanie, das Gespräch fortzuführen. „Ich wäre gerade im Gegentheil dafür," sagte sie, „daß eine so werthvolle Einrichtung ganz getheilt und überallhin zerstreut

würde. Gehet doch hin in alle Welt und lehrt und prediget! Das kann man auch diesen kleinen Herrlichkeiten der frommen Fürstin zurufen. Da kommt ein Briefbeschwerer Dem wieder vor Augen, dessen Briefe oft darunter lagen, eine kleine Stickerei Dem, der dazu Subscriptionen sammelte, und wenn sich dann, wie Sie versichern, Herr Pfarrer, in Allem jener gewisse Parfüm, der Duft der Liebe und Andacht, wiederfindet, so wirkt Das sogar noch Wunder, es macht Proselyten und bekehrt die Heiden. Es gewinnt, ohne daß es ein starres Herz ahnt, wie ich immer, wenn ich in Tempelheide bei der armen Anna von Harder die Windharfe im Park flüstern und klagen höre, von Gefühlen bewegt bin, die ich selbst nicht habe, mir aber aus Andern herausdenken und erklären kann."

Auch diese Auffassung ließ man gelten. Der Geheimrath lächelte wieder und dachte gewiß bei sich, wozu diese Reden! Ich halte mich an den Buchstaben meiner Instruction! Was kann ich von meiner sentimentalen Schwägerin Anna und ihrer Windharfe im Dienste meines Monarchen brauchen? Doch Stromer drohte der Sprecherin mit dem Finger und sagte mit blitzenden exaltirten Augen: „Zu weltlich! zu weltlich! Aber Sie mögen in Ihrem Sinn Recht haben! Ich wollte mich nur in dem meiner verstorbenen Gönnerin aussprechen. Wenn man so viele Beweise der Huld empfing, wie mir die Fürstin zutheil werden ließ, so ist man verpflichtet, das Gedächtniß der Spenderin in ihrem Geist aufrechtzuerhalten! Ich fühle wohl, wie mit den Menschen auch die Gedanken sterben, die sie zu verwirklichen scheinen. Ich bin jetzt über zwölf Jahre in diesem Ort und habe hier oben zehn Jahre lang täglich mindestens einige Stunden zugebracht. Die Fürstin war von einer bewundernswürdigen Offenheit und fand eine Art von Genugthuung darin, sich durch Aufrichtigkeit zu demüthigen. Sie gestand jede Unwissenheit ein. Sie hatte, ich darf es so nennen, ein katholisches Princip, das ich natürlich nicht billigte. War sie von einem Gegenstande lebhaft erfreut, so schenkte sie ihn sogleich fort. Sie wollte ihr Herz an nichts hängen, außer an die Betrachtung des Ewigen. Die allgemeine Beichte unserer Kirche hätte sie gern in eine Ohrenbeichte verwandelt und sich über jeden Fehler, den sie begangen, umständlich ausgesprochen. Denn von dem Druck, sagte sie oft, kommt mir erst dadurch die Erleichterung, daß ein Anderer es weiß, was ich that. Was sind Sünden, die man nicht bekennt! Sie schrieb viel, zerriß es wieder, ließ aber auch Manches stehen. Vor den Gefahren, die mit allem, was Buch-

stabe ist, verbunden sind, habe ich sie oft gewarnt, aber es erleichterte sie, sich schriftlich auszusprechen. Einige solcher Betrachtungen hab' ich ja später als Manuscript für Freunde drucken lassen. Sie gefielen nur da, wo man die rechte Stimmung mitbrachte. Jetzt würd' ich mich freilich weniger so ganz darin verlieren, da die persönliche Beziehung fehlt und nur für das Persönliche sprech' ich ja."

Melanie's Mutter, um der drückenden und allzu persönlichen Vortragsweise einen Damm zu setzen, sagte mit angenehmem Lächeln offen und ehrlich: „Ja, ja, Herr Pfarrer, tragen Sie nur jetzt den Kopf ein Bischen grader und lassen Sie die alten Zeiten ruhen! Es sind nun Leute in das Schloß gekommen, böse, böse Leute, die sich freuen, daß es in der Welt munter und lustig zugeht. Wer nach uns einzieht, das kann man freilich nicht wissen. Aber wer's auch sei, Herr Pfarrer, bleiben Sie nur jetzt bei unserm Glauben. Wissen Sie, er hält oben auf, und einmal lebt man nur. Das ist zwar Alles recht dumm geredet von mir, aber gesund ist's, darauf verlassen Sie sich, und Ihre liebe Frau blinkt mir schon zu und meint: Da treffen Sie, was ich seit zwölf Jahren dachte. Nicht wahr?" Alles lachte über ein so derbes ehrliches Votum. Melanie sprang auf, die Mutter zu umarmen. „Du bist köstlich, Mama!" sagte sie; „ja baue du die Brücke, die den Herrn Pastor wieder ins Leben zurückführt. Ein so junger liebenswürdiger Mann! Ich sage Das, Frau Pfarrerin, Ihnen zum Trotz! Ich sollte nur hier wohnen und eine Zeitlang die Fürstin von Hohenberg spielen dürfen! Wie wollt' ich die Fenster aufreißen und Luft hereinlassen! Wie wollt' ich in diese Hütten hier gehen, wo früher für die Heiden gesponnen und genäht wurde, und die Leute lehren, auch noch an viel schlimmern Menschen Geld zu verdienen! Und dann kämen Excellenz und zauberten uns hier einen seiner schönen Gärten wie in Buchau oder Solitude, wo die herrlichen Fontainen springen, die Wasserfälle rauschen und die Schwäne auf den Teichen schwimmen."

Eines Inspectors Mangold, der des Geheimraths rechte Hand war und alle diese Verschönerungen nach englischen Studien angegeben hatte und noch lenkte, wurde dabei natürlich nicht gedacht.

„Habe zwei neue Schwäne kommen lassen —" sagte der Intendant — „aus Island — diplomatische Vermittelung mit Dänemark — seltene Race — sehr elegante Thiere — allerliebst!" — „Ich kenne sie ja," rief Melanie. „Im Atelier des Pro-

fessors Berg wurden sie copirt zu einem reizenden Ledabilde, das Heinrichson entwirft." — „Heinrichson — ganz recht!" fiel der Intendant ein. „Meine Frau protegirt Heinrichson und hat mich veranlaßt, ihm die beiden isländischen Schwäne aus Island kommen zu lassen, wollt' ich sagen, zu versprechen — daß sie — lich meine, daß sie ihm aus dem königlichen Ankauf geliehen wurden." Diese Mittheilung war für Diejenigen pikant, die da wußten, daß Frau Geheimräthin von Harder für den schönen, eleganten Maler Heinrichson noch größere Opfer gebracht hätte, als nur eine Veranlassung, daß zwei schöne wilde Schwäne vom König für ihre Privatinteressen angekauft wurden.

Lasally kannte dies Verhältniß und wollte sich einige spottende Bemerkungen erlauben. Doch unterbrach ihn Melanie: „Heinrichson war so von dieser Aufmerksamkeit gerührt, daß er auch der Freundin der Geheimräthin, Frau von Trompetta, versprochen hat, ein Blatt für ihr Gethsemane zu malen."

„Bitte," sagte der Geheimrath scherzend, „bitte, Fräulein Melanie, nicht der Frau von Trompetta, sondern mir, mir direct hat er es versprochen. Ich hab' ihm die beiden Schwäne, festgebunden natürlich, selbst gebracht, wie sie vom Schiff kamen und war dabei, als er sie zeichnete. Sie waren fürchterlich wild." — „Ganz recht," fuhr Melanie lachend fort, „aber Frau von Trompetta stand doch während des Actes hinter einer spanischen Wand —" — „Ofenschirm," verbesserte der Geheimrath, der jetzt in Zug gerieth. Er mußte nur, wie jeder Hofmann, Thatsachen haben. — „Gut, Ofenschirm — und gedeckt von diesem Sittlichkeitsfächer unterhandelte Frau von Trompetta mit Heinrichson über das Gethsemane und schrie entsetzlich über die bösen Schwäne und verwünschte die frivole Malerkunst und eine große hölzerne Puppe." Melanie konnte vor Lachen nicht weiter.

„Ja," sagte der Geheimrath, „ganz recht! Die große hölzerne Puppe sollte den Moment bezeichnen, wo die Lady von den Schwänen beängstigt wird. Die Puppe stellte die Lady vor —" — „Die Leda," corrigirte Melanie — „Leda, Excellenz!" — „Ganz recht! Die Puppe war die Lady und der Schwan, nicht wahr? der Schwan war eine verkleidete Gottheit —?" — „Jupiter!" rief Melanie, während sich alle Die, die nur ein wenig Mythologie verstanden, sich auf die Lippen bissen und die Uebrigen gespannt zuhorchten.

„Ganz recht, Jupiter — in einem Travestissement — es ist nur eine Maskerade und mein Franz hielt den einen isländischen Schwan so fest an den Flügeln, daß das wilde Thier tobte und

mit den Flügeln ausschlug —" — „Und Frau von Trompetta hinter dem Ofenschirm schrie" — erzählte Melanie unter fortwährendem Lachen — „schrie, als stäke sie am Spieß und rief: Excellenz, er beißt! er beißt!" — „Er biß auch," sagte der Geheimrath fast kindlich. „Bei Gott! Er hat Franzen gebissen. Ich schickte deshalb in die Thierarzneischule. Beinahe hätte ja das wilde Thier die ganze hölzerne Lady in Grund und Boden zertreten." — „Leda! Leda! Excellenz; eine allerliebste Nymphe aus dem Alterthum" — berichtigte Melanie.

„Enfin," schloß Baron von Harder, enfin, Frau von Trompetta fiel über diese antike Scenerie in Ohnmacht, und meine Frau, die dabeistand, wußte nicht, womit wir sie anders trösten sollten, als —" — „Ich zeichnete im Nebenzimmer," unterbrach Melanie, „und beobachtete den ganzen Vorfall. Die geistreiche Frau Geheimräthin schalt Frau von Trompetta in einem kaum unterdrückten Zornanfall kindisch und sagte vor allen Malern: Schämen Sie sich, Trompetta. Sie fürchten sich vor Schwänen und reden den ganzen Tag vom Schwanenorden! Das sagte sie und fügte hinzu: Das ist nun da ein Schwan, ein echter isländischer, und nun machen Sie solchen Lärm! Aber, bei aller Achtung vor Geheimräthin von Harder, ich hielt diese Vorwürfe für ungerecht. Ich glaube, Frau von Trompetta fiel in Ohnmacht nicht über das Beißen der Thiere, sondern über das Sujet des Herrn Heinrichson, über die Puppe, über die Idee des Ganzen. Heinrichson zeichnete lachend und freute sich, je wilder und toller sich das abscheuliche Ding gebehrdete."

„O, die Schwäne machten Aufsehen," fuhr Herr von Harder fort. „Man wollte sie sehen, alle Freundinnen meiner Frau wohnten den Wiederholungen der Action bei, und Frau von Trompetta — denken Sie sich, Frau von Trompetta gewöhnte sich auch noch vollkommen an das Schauspiel und hatte später selbst darum gebeten, noch einmal dabei sein zu können, falls sie zusehen dürfte von der Estrade in dem Atelier. Aber wie gesagt, das erste mal, aus Furcht gebissen zu werden, fiel sie in Ohnmacht, sodaß meine Frau nichts Anderes wußte, sie wieder ins Leben zurückzurufen, als daß Heinrichson — ein berühmter Maler, ausgezeichneter Künstler und Weltmann — versprach, meiner Frau zu Gefallen und aus Dank für die königlichen Schwäne ihr nun auch ein schönes Blatt für das Gethsemane zu machen."

„Ah!" sagte man allgemein, unterhalten von der Anekdote. Nur Einem schien dies Durcheinander von Lachen, Erzählen und

Fragen unheimlich, dem Pfarrer Guido Stromer. Die Ausdrücke: Maler, Schwan, Schwanenorden, Leda, Solitude, Gethsemane — gingen so bunt an seinem Ohr vorüber, daß ihn schwindelte. Aber die heilige Entrüstung, die er sonst bei einer Erzählung würde gefühlt haben, die so ganz und gar nicht in die alten Erinnerungen dieser Räume paßte, sie überkam ihn zu seinem eigenen Erstaunen nicht mehr. Mitzulachen vermochte er nicht. Fehlten ihm doch die Verbindungsfäden näherer Bekanntschaft mit den Personen und die genaueren Details. Aber es stieg in ihm etwas auf von eigenthümlichen Jugenderinnerungen. Er gedachte, im Stillen grübelnd, der Zeiten, wo auch er in akademischen Jahren den Trieb hatte, bei einem berühmten Archäologen Kunstgeschichte zu hören, wo auch er mit aufmerksamer herzinniger Betrachtung durch die Säle einer Kunstausstellung schreiten und marmorne Gestalten mit Professor Tholuck, den er später in Halle hörte, noch nicht Götzenbilder nennen mochte! Nachdenkend strich er sich über die Augen, er, der außer Melanie der Einzige war, der hier etwas Genaueres von Leda, die des Intendanten Unwissenheit mit einer Lady verwechselt hatte, verstand und diese Mythe zu deuten wußte. Als nach dem Lachen eine Pause eingetreten war und nun Alles zu ihm, dem heiligen schweigenden Mann, mit einer Befangenheit hinblickte, sagte er mit leiser Stimme: „Ich wollte mir nur die einfache Frage erlaubt haben, was es mit dem vorhin mehrerwähnten Gethsemane der Frau von Trompetta für eine Bewandniß hat?“ Melanie erklärte es ihm, indem sie noch einige Entdeckungen über die Art, wie Frau von Trompetta ihr Album zu sammeln und einer gewissen geräuschvollen Wohlthätigkeit zu widmen verstand, zu erzählen wußte.

„So! so!“ war Stromer's ganze Antwort. Er versank in ein stilles Nachdenken und spann Betrachtungen für sich aus, die ihn gewiß auch auf die große Aehnlichkeit führten die zwischen einer von ihm einst bewunderten Leda der dres'dener Galerie und der reizenden Melanie bestand. Er blickte nieder, brütend, abwesend. Nur unheimlich schoß zuweilen sein Auge einen Blick, der forschend über die Versammlung glitt. Er mochte einen andern Entwickelungsweg überdenken, den er hätte nehmen können, wenn die hohe Frau, die ihn an den Pietismus, an sein einfaches Weib', seine fünf Kinder und diese Dorfpfarre fesselte, nicht eine Fürstin gewesen wäre.

Nachdem sich, wie immer, wenn ein Gegenstand erschöpft ist, um den Theetisch eine gewisse Stille eingestellt hatte und sich

Henning von Harder noch in dem Gefühl, durch interessante Entdeckungen eine ganze, wenn auch seiner nicht würdige Gesellschaft angeregt zu haben, wiegte, versuchte nun auch der Commerzienrath von Reichmeyer sich geltend zu machen. Er stellte seine Theetasse auf den runden Tisch, auf den inzwischen schon die große Lampe aufgetragen wurde, räusperte sich und bemerkte: „Soeben las ich in der Zeitung die Ankunft des Prinzen Egon von Paris.“ — „Wer kennt den Prinzen Egon?“ fragte Melanie mit einer Lebhaftigkeit, ohne jedoch aufzuhören, sich im Fauteuil lang auszustrecken und dabei sorglos und fast abgespannt mit einem Fächer von Maraboutfedern zu spielen. Als Alles schwieg, richtete sie ihren Blick auf den Intendanten und sagte: „Sie vielleicht, Excellenz?“ — „Ich habe nicht die Ehre, Se. Durchlaucht zu kennen,“ bemerkte Herr von Harder. Commerzienrath von Reichmeyer theilte daher mit, was er wußte. „Der Prinz,“ sagte er, „kann jetzt etwas über sechsundzwanzig Jahre alt sein. Er wurde von seinem zwölften Jahr an in Genf erzogen, kam achtzehn Jahre alt nach Deutschland zurück, um jedoch sogleich die Universitäten von Bonn und Heidelberg zu beziehen. Er versuchte ein Jahr in der Nähe seiner Familie zu leben, war aber so wenig mit den Maximen seines Vaters in Einklang zu bringen, daß er Deutschland wieder verließ, in die Schweiz zurückkehrte und auf Reisen theils in Frankreich, theils in England zubrachte. Eben im Begriff sich nach Nordamerika einzuschiffen, traf ihn die Kunde von dem Tode des Generalfeldmarschalls. Mit der bestimmten Erklärung, sich den Antritt seines überschuldeten Vermögens noch vorzubehalten, einer Erklärung, die er an die Curatoren der Masse vorausschickte, ist er zurückgekehrt; indessen hoffen wir Alle, daß er sich von diesem Entschlusse abbringen läßt und durch weise Sparsamkeit soviel von den Besitzungen, die einmal seinen Namen tragen, rettet, als noch zu retten ist.“

Melanie nannte Das geschäftliche Aeußerlichkeiten. Sie wollte vom Prinzen Egon Anderes hören. Wie sein Aeußeres wäre, sein Wuchs, die Farbe seiner Haare, sein Wesen und Benehmen. „Nach Allem, was man hier und da von dem Prinzen erfahren hat,“ sagte sie mit trockenem ironischen Humor, „muß man darauf rechnen, in ihm eine große Aehnlichkeit mit Sr. Excellenz zu finden.“ Diese Bemerkung fiel auf. „Wie so? In der That? Mit Excellenz?“ — „Da wir nicht hoffen können,“ fuhr der Schalk fort, „daß der Prinz mit meinem guten Vater, den er zu hassen scheint, weil er sein Herz nicht

kennt, verkehrt, so bleibt uns nichts übrig als uns an Diejenigen zu halten, die ihm ähnlich sehen. Man rühmte mir schon oft den eleganten Fuß und die kleine weiße Hand des Fürsten."

Ueber diese Spitzbüberei brummte die Mutter etwas erschrocken vor sich hin und Alle fühlten, daß Melanie die Gesellschaft auf Kosten eines Mannes, der den Spott nicht merkte, unterhalten wollte. Harder erröthete, er wurde unruhig. Er rückte mit dem Stuhl und schien sprachunfähig. Auch Eugen Lasally erschrak. Er schien an Melanie's Komödienstreichen keinen Gefallen zu finden und drückte Dies genugsam durch die Schärfe des Tones aus, als er das Wort ergriff und sagte: „Prinz Egon gilt unter den Leuten, die ihn kennen, für einen halben Gelehrten. Manche seiner Universitätsfreunde nennen ihn überstudirt. Er soll erst die Rechte getrieben haben, jetzt aber ein completter Narr sein. Man sagt, er hat drei Handwerke, Tischler, Schlosser und noch eins gelernt, ich weiß nicht, Horndrechsler, Friseur, Kammmacher oder welches andere solide Metier."

Während jetzt besonders Herr und Frau von Zeisel über diese Aeußerung eines kecken jungen Fremdlings erschraken, bestand Melanie sogleich darauf, diese dritte Profession müßte die Kammmacherei sein. „Das Haar ist die schönste Zierde des Menschen," rief sie. „Ob sich ein Haar gefällig lockt oder schlicht am Scheitel fällt, ob es die Stirn bedeckt oder ihre Fläche frei erglänzen läßt, immer ist es der lebendigste Sprecher für den Charakter, der unter ihm im Kopf selbst schlummert. Kammmacher, nicht wahr, Excellenz?"

Herrn von Harder war diese Bemerkung allein gewidmet. Sie galt seinem Haar. Im Hause des Gehenkten ist nicht gut von Stricken reden. Der Blick auf seine pariser Bagno-Perrücke, die Franz, sein Bedienter, wie das natürlichste Haar zu kräuseln verstand, erschreckte ihn. Es war ihm daher erwünscht, daß man vom Scherzen auf Ernstes zurücklenkte. „Wir lachen," sagte der innerlich etwas entrüstete Justizdirector von Zeisel mit beklommener Stimme und fuhr mit diplomatischen Windungen fort: „wir lachen über die wunderlichen Sagen, die man sich von Sr. Durchlaucht, meinem gnädigsten Prinzen Egon erzählt. Soviel steht allerdings fest, daß Prinz Egon ein — ein sehr unglücklicher junger Mann ist. Denn — erlauben Sie die Bemerkung — denken Sie sich eine Jugend, die allerdings nicht behaglicher, angenehmer sein konnte, als noch die reichen Mittel des Vaters, ich sage, als diese noch beisammen waren. Aber schon im genfer

Pensionat muß er gefühlt haben, wieviel, sozusagen, wieviel Störungen im Hauswesen seiner Eltern eintraten. Und als er dann, es war gerade Winter und die Fürstin in der Residenz, von Genf zurückkam, da entdeckte er denn auch ohne Zweifel die gewaltige, wie soll ich's nennen? allerdings, die Zerrüttung des schon lange gestörten — oder ist Das zuviel gesagt? nein! allerdings — des gestörten häuslichen Friedens zwischen den beiden hohen Personen. Wir sahen ihn einmal hier. Er bezog sofort im nächsten Frühjahr die Universität. Nach seinen akademischen Studien lebte er mit seiner Mutter einige Wochen auf den Gütern der Familie, über die sie damals noch, hm! hm! ja noch! im obern Gebirge frei — ja allerdings frei zu schalten hatte. Dann ist er, wie richtig erzählt wurde, sozusagen verschollen, und was man von ihm erfuhr, war in der That ein wunderbares Durcheinander der seltsamsten Dinge, die er, wie man erzählt — hm! hm! treiben, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf — treiben soll und unter Anderem allerdings auch die Nachricht über seinen Entschluß, sich, wie soll ich's nennen? ja allerdings sozusagen sich mechanische Fertigkeiten anzueignen."

„Und niemals war er in Hohenberg?" fragte man, nach dieser discreten Rede eines taktvollen und feinfühlenden Beamten und allgemein erstaunt und sah dabei auf Guido Stromer, der noch immer abwesend und wie in Träume verloren schien. „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! hieß es, wo sind Sie?" — „Ei ich wette," sagte Melanie, „Sie sind noch immer beim Maler Heinrichson, überlegten, wieviel Genuß Ihrer verstorbenen Freundin, der Fürstin, die Bekanntschaft mit dem Album der Frau von Trompetta verschafft haben würde." Guido Stromer war allerdings noch bei jener Scene, aber im völlig andern Sinne. Dennoch sammelte er sich und sagte: „Ich leugne nicht, daß ich das Vertrauen der Fürstin im seltenen Grade besaß, und überlegte im Stillen, wie sie eine so erpreßte Wohlthätigkeit, von welcher Fräulein Melanie erzählte, beurtheilt haben würde. In ihrem Geist sagte ich mir: Soll der Künstler mit Gewalt gezwungen werden, in das Gethsemane einen Beitrag zu stiften, so ist ja dies Album recht eigentlich der Thränengarten, wie der Name bedeutet, und Judas der Verräther lauert mit dem falschen Kuß der Liebe an seinem Eingang. Frau von Trompetta gleicht da dem heiligen Crispin, der den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Nimmermehr würde die selige Fürstin eine solche Unternehmung, etwa durch Uebernahme

von Loosen, unterstützt haben. Denn es liegt doch wol kein Segen in Dem, was nicht aus reiner Quelle fließt —" — „Nun, Herr Pfarrer," meinte Herr von Reichmeyer, der erst seit seinem letzten Knaben Christ war, „wenn das Album mit zweihundert Louisdors verkauft wird, und der Betrag, ich will einmal sagen, an das Waisenhaus käme, um den Kindern daraus warme Jakken anzuschaffen; die Jacken halten ebenso warm, ob nun das Album zusammengebetet oder zusammengebettelt wurde." Stromer horchte auf und betrachtete den witzigseinwollenden Sprecher mit ernster Miene. Und gleichsam als würdigte er ihn keiner Antwort, wich er der weitern Debatte mit den leisen Worten aus: „Irr' ich nicht, so hört' ich vorhin den Namen des Prinzen Egon erwähnen?".

Melanie, die eine unbehagliche Stimmung nicht wollte aufkommen lassen, bestätigte diese Bemerkung. „Allerdings!" sagte sie. „Er ist ganz frisch von Paris angekommen. Kennen Sie ihn, Herr Pfarrer?" — „Geistig sehr wohl," sagte Stromer. Gesehen hab' ich ihn nie." — „Er war auch zu Ihrer Zeit nicht in Hohenberg?" bemerkte Herr von Zeisel und fügte bei: „Seit meinem Amtswirken wenigstens ist er abwesend." — „Doch! doch! lieber Herr Justizdirector," erzählte Stromer; „Prinz Egon lebte bis in sein vierzehntes Jahr größtentheils hier in Hohenberg, mein Amtsvorgänger war damals sein Erzieher. Später verbrachte er einmal, nach vollendeten Universitätsstudien acht Tage hier — acht Tage — wo Sie eine Inspectionsreise machten und ich, entsinnst du dich, Linchen, ich lag ja wol krank?" Linchen, seine Frau, nickte. Sie war so schüchtern, kaum ein leises Ja! zu flüstern. „Als ich wieder vom Krankenlager erstand," fuhr Stromer fort, „da erzählte mir die Fürstin, wie wenig sie sich mit ihrem Sohn hätte verständigen können. Beide Gemüther, in so vielen Dingen nahe verwandt, trennten sich gerade in den wichtigsten Fragen. Sie liebte den Prinzen, ihr einziges Kind, mit einer Leidenschaft, deren Ausbrüche mich oft in Angst versetzten. Niemals konnte sie seiner ohne Thränen gedenken. Wenn sie von ihm einen Brief empfing, klopfte ihr das Herz mit hörbaren Schlägen. Sie schluchzte, indem sie las, und gestand mir, daß sie sich oft durch dies Kind unglücklicher fühlte, als sogar ein Mutterherz zu tragen vermöchte. Rudhart, mein Amtsvorgänger, hatte dem Prinzen die ersten Grundlagen seiner Bildung gegeben. Es war Dies ein strenger, vielleicht kalter Mann, der in der Religion nur eine gegenseitige Uebereinkunft der Menschen sah, sich nicht zu morden und zu bestehlen. Diese Uebereinkunft war ihm

durch den Lauf der Zeiten so oder so verbrämt, bunt und willkürlich ausgeschmückt, so daß er Christenthum und Islam ineinanderwarf, wenn nur durch diese Religionsformen der äußerste Zweck einer gewissen moralischen Haltung und Erziehung erzielt wurde. Als dieser Seelsorger, ein sonst achtbarer Mann, unserer Gemeinde entsagte und zu einer deutsch-russischen Familie in Liefland zog — er scheint verschollen — war schon längere Zeit mit der Fürstin jene Veränderung vorsichgegangen, die sie bestimmte, nicht nur einen Geistlichen der jüngern und neuern Richtung zu wählen, sondern auch ihren Sohn vorzugsweise nach Genf zu schicken in die Anstalt des Herrn Professors Monnard, wo sie gewiß sein durfte, ihn nach ihren Principien erzogen zu sehen. Solange Prinz Egon in diesem Institut verweilte, erhielt die Mutter von ihm zwar etwas kalte, aber doch in religiöser Hinsicht correkte Briefe. Doch konnte man bezweifeln, ob diese Briefe der reinste Erguß seines Innern waren. O Gott, rief sie einst aus, wenn diese Briefe von den Lehrern deshalb erst gelesen würden, um auch ihren Geist so zu corrigiren wie die Sprachfehler! Wenn Eugen nur aus Furcht, seinen Lehrern zu misfallen, so schriebe, wie ich wünschte, daß es ihm aus innerster Seele käme! Als ich sie dann, die treffliche Frau, damit zu beruhigen suchte, wie doch wol Allem, was uns dereinst innerlich und ureigen werden solle, erst etwas Aeußerliches und anders woher Entlehntes vorangehen müßte, da antwortete sie: Wie aber, wenn dies ungern Aufgenommene in Egon's Seele nicht haften bliebe, sich nicht in sein Blut verwandelte und von seinem eigenen Bedürfniß nach himmlischer Stärke ergänzt würde! Leider trafen diese Befürchtungen ein. Als Prinz Egon, neunzehn Jahre alt, in der Residenz mit seiner Mutter zusammentraf und hierauf die Universität beziehen wollte, schrieb sie mir, wie kalt, ich wiederhole ihre Worte, wie kalt sie sein Herz gefunden hätte. Eis, sagte sie, gab er mir für die Glut meiner Liebe. Ich suchte sie damals zu trösten, ich verfiel, ich weiß nicht wie, auf die Wendung, daß vielleicht einmal ein großes Unglück ihm heilsam werden könnte. Diesen Gedanken hielt sie, als sie nach Hohenberg zurückkam, mit auffallender Zähigkeit fest. Immer wieder kam sie darauf zurück, daß man nur durch Trübsale und Prüfungen zur Erkenntniß seines wahren Heils gelangte. Und Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit, die soll ihn demüthigen! rief sie eines Tages krampfhaft aus und sank erschöpft in ihren Sessel zurück. Die zerrütteten Finanzen des Vaters gaben Veranlassung, dem Prinzen schon fühlbar zu machen, wie er abhängig von äußern Umständen

und Bedrängnissen war. Der Bruch blieb. Mit dem Vater und der Mutter zerfallen, lebte er in den Tag hinein, schrieb oft in einem halben Jahre nur Einmal nach Hause, dem Vater ohnehin nie. Zuletzt bezog er die Summen, deren er benöthigt war, vom Herrn Justizrath Schlurck, der ihm auch den Tod der Mutter, später den des Vaters anzeigte. In den letzten Wochen vor ihrem Tode hatte die Fürstin die Freude, auf Anlaß ihrer immer mehr zunehmenden Krankheit noch einmal einen hingebenden, zärtlichen Brief von ihrem Sohn zu erhalten. Sie küßte diesen unter Thränen, sagte dann aber, ernst sich aufrichtend und auf ein Bild des Erlösers blickend: Der ist die Wahrheit und das Leben —! Sie hatte damals noch ihre letzten Kräfte zusammengerafft, um ihr Testament, ein längeres Vermächtniß, an ihren Sohn niederzuschreiben. Ob es in die Hände des Vaters gelangt ist, ich weiß es nicht. Sie starb, ich wiederhole Brigitten's Erzählung, mit dem sonderbaren Ausrufe: Das Bild —! Mit diesen, sich wahrscheinlich auf ein Crucifix beziehenden Worten lähmte ein Schlag die Zunge und wenige Augenblicke darauf war sie verschieden."

„Auf jenen letzten Ruf der Fürstin hin," ergänzte der inzwischen leise eingetretene Bartusch die eine feierliche Stille verbreitende Erzählung; „auf diesen Ruf hin hat auch der Fürst beim Verkauf des Nachlasses seiner Gemahlin angeordnet —" Bartusch stockte, mit einem Blick auf den Geheimrath, der vom Tode nicht gern erzählen hörte. — „Was angeordnet?" fragte man allgemein. — „Ich vermuthe wenigstens," sagte Bartusch, den Geheimrath fixirend; „ich vermuthe, daß die letztwillige Erklärung des verstorbenen Fürsten, alle Familienbilder auf Hohenberg sollten dem Sohn übergeben und vom Verkauf ans Königliche Haus ausgeschlossen bleiben, auf diesen letzten Worten seiner Gemahlin beruht." — Der Geheimrath machte eine unruhige Bewegung. Herr von Zeisel glaubte diese zu verstehen und fiel rasch ein: „O, mein Herr Bartusch, es ist diese Anordnung doch wol nur die schuldige Rücksicht eines berühmten Geschlechts auf seine eigene Ehre oder sozusagen — den Glanz seines Hauses. Nicht wahr, Eugenie?" — Eugenie, seine Gemahlin, bestätigte diese Worte mit einem kurzen vornehmen: „Allerdings!" Sie war eine geborene von Nutzholz-Dünkerke. — „Nun! Nur soviel weiß ich," vertheidigte sich Bartusch mit Trockenheit und wollte den ihm von der Justizräthin zugeworfenen Wink nicht verstehen; „soviel weiß ich, die Fürstin war ohne alles Vermögen. Prinz Egon konnte kein mütterliches Eigenthum beanspruchen. Die

Familienbilder und eine sich aus der Verwaltung des Schuldenwesens für ihn herauswerfende Apanage von jährlichen sechstausend Thalern bilden in diesem Augenblick seinen ganzen Besitz. Es wird ihm in Deutschland nicht lange behagen, zumal wenn es wahr ist, daß er Bier trinkt, in die Vereine der Handwerker geht, Colonieen stiften will und ähnliche Phantastereien treibt, mit denen man sich bei uns höchstens eine vorübergehende Popularität erwirbt, aber die vielen Feinde, die sich das Haus Hohenberg so schon zugezogen hat, in den oberen Regionen leicht vermehren kann."

Frau von Reichmeyer, die es fühlte, daß sie zu lange geschwiegen hatte, um nicht für beschränkt zu gelten, ergriff die Gelegenheit zu einer Frage: „Woher kommen nur diese Feinde?" — „Liebe Schwester," sagte Eugen Lasally, „wer kein Geld hat, hat keine Freunde, und keine Freunde haben, ist soviel, wie Feinde haben."

„Der Fürst," erklärte Herr von Zeisel, „setzte leider seine Würde zu oft aufs Spiel und verdarb es mit denselben Protectoren, denen er es mislich, ja schwer machte, das Wohlwollen, das sie für ihn fühlten, immer auch öffentlich zu zeigen." — „Nein, nein, seien Sie aufrichtig," fiel Stromer ein. „Verschweigen Sie nicht, Herr Justizdirector, wovon wir bei unsern näheren Beziehungen zur Fürstin so oft Gelegenheit hatten, uns zu überzeugen; verschweigen Sie nicht, daß es eine geheim angelegte sonderbare Mine der Intrigue gegen die Fürstin gegeben hat! Sie wissen, wie oft sie über die Bosheit und Heuchelei der Menschen bei wirklich räthselhaften Veranlassungen klagte. Sollte Ihnen entfallen sein, welche Namen Sie nicht selten als die ihrer ärgsten Feinde bezeichnete? Ich erinnere Sie an eine Dame —" Stromer hielt absichtlich inne. Herr von Zeisel wurde unruhig, überroth, seine Gemahlin erblaßte, Beide blickten erschrocken bald auf den heute sehr tapfern, angeregten Pfarrer, bald auf Herrn von Harder, dem seit Erwähnung der Bilder dies Gespräch verdrießlich, ja unehrerbietig zu werden anfing. „Genug," sagte Stromer. „Die Feinde des fürstlichen Hauses mögen verschuldete sein, es sind ihrer aber auch solche, die wol nur dadurch entstanden, daß die Fürstin Amanda in ihrer Jugend schön, liebenswürdig und von aller Welt angebetet war."

Bei diesen Worten erhob sich Herr von Harder. Er ahnte in ihnen eine Beziehung auf seine Gemahlin. War er auch wenig in die eigenen Lebensbezüge derselben, die erst seit zehn Jahren seine Gattin war, verwachsen, so wußte er doch, nach

der ihm von dieser energischen Frau gegebenen Anweisung, vollkommen, welche Farbe er in dieser wie überhaupt in jeder Gesellschaft halten mußte. Sie sagte ihm ja immer: Sei kalt oder warm gegen Diesen oder Jenen! Und ohne daß er die Gründe dafür erfuhr, war er dann eiskalt gegen Den oder in seiner Weise glühend gegen Jenen. Er wußte vollkommen, daß seine Gattin in älteren Tagen, noch während ihrer ersten Verheirathung — mit ihm führte sie die zweite Ehe — verfeindet war mit der Fürstin; er hatte noch neuerdings, wo gerade auf ihre Veranlassung der Ankauf der Hohenberg'schen Einrichtung betrieben wurde und sie sich vor Ablieferung an den Hof die genaueste Untersuchung derselben in der Residenz bedingte, bei Auseinandersetzung der Gründe, die sie scheinbar dazu bestimmt hätten, das lebendigste Auftauchen der alten Erinnerungen Paulinens beobachten können, und somit überstieg das Gespräch das Maß Dessen, was er als Gatte und überhaupt als Excellenz glaubte hier so ungeahndet mit anhören zu dürfen.

Melanie rief: „Laßt die Todten ruhen! Was quälen wir uns damit, zu erforschen, was die Verstorbenen noch Alles gedacht oder gefühlt haben mögen! Zürnen Sie nicht, Herr Pfarrer, daß wir so oberflächlich und weltlich sind! Unsere Religion ist die Natur, die Kunst, die Freude! Kommen Sie, wir wollen etwas Musik machen, wenn dieser Tonkasten hier bei guter Laune ist und die Gnade hat, noch einige Klänge herzugeben.“ Damit öffnete sie den Flügel, der noch in diesem Saal von den ehemals hier gehaltenen Betstunden stehengeblieben war. Es war ein altes verbrauchtes Instrument, dessen Klang schon vor Jahren nur soweit ausreichte, leidlich eine Melodie anzugeben oder durch kraftvolles Anschlagen der Dominante einen Bauernchor zu verhindern, nicht immer taumelnd in den Octaven herumzuspringen oder einen Vers um eine Terz höher zu schließen, als man ihn angefangen. Melanie schlug eine Polka an. Manche Saite war schon gesprungen, manche sprang erst jetzt. Sie ließ sich nicht irremachen, sondern begleitete die Melodie, die sie spielte, mit den entsprechenden Bewegungen des Körpers. Zuletzt gab es freilich ein zu klägliches Durcheinandersummen der ungestimmten Töne. Aergerlich brach sie ab. Doch konnte sie vollkommen befriedigt sein vom heitern Erfolge ihrer Improvisation. Man war die feierliche Stimmung los, stand auf, nahm einige kalte Speisen zu sich, die Melanie Schlurck nach dem Thee reichen ließ, und stellte sich in Gruppen an die Fenster, an den Flügel, an das Kanapee der freundlichen Wirthin.

Guido Stromer war jedoch nicht der Mann, der sich so leicht entthronen ließ. Er warf sich mit Geschick auch auf diese neue Wendung des Abends, lobte Melanie's Spiel, rühmte die Speisen, erörterte die kleinsten Dinge durch pikante Commentare und entwickelte dabei denselben analytischen Geist, der sich in jede Gedankenreihe mit dem Talent, sie auszuspinnen und sinnig zu verknüpfen, finden konnte. Herr von Harder mied aber den vulkanischen Mann. Ohnehin neckte ihn Melanie und wußte ihn, gleich einem Magnet, der in einer Wasserschüssel blecherne Enten und Fische nach allen Seiten zieht, bald in diese bald in jene Ecke zu locken, sodaß er nahe daran war, vom Nimbus seiner ihn umstrahlenden Würde einzubüßen und sich wie Einer der Andern unter den Andern zu verlieren. Als er anfing, auch zu freundlich zu zerschmelzen, zu geziert, wie Malvolio in Shakspeare's „Was Ihr wollt“, nach geschnörkelten Phrasen wie nach Fliegen zu haschen, da entwand sich ihm das listige Mädchen und ging gerade da, wo er schon Zudringliches und Allzueingebildetes zu flüstern begann, in einen lauten Ton über, den Alle hören sollten. Man gruppirte sich um sie. Sie neckte den Commerzienrath mit seinen Staatspapieren, den Justizdirector mit seinen Processen, Eugen Lasally mit seinen Wettrennen, für die er Pferde und Jockeys hungern und mager werden lassen mußte. So hatte sie es dahin gebracht, daß Alles wieder saß und sich gefallen ließ, Räthsel und Charaden zu lösen, die sie in schnellster Gewandtheit, den anwesenden Personen angepaßt, zu erfinden verstand.

Die Ueberladung, die das eigenthümliche Kennzeichen der Häuslichkeit Schlurck's war, brachte auch noch für diesen Abend, wie für jeden, eine Collation Champagner. Dieser Wein war bei Schlurck so eingebürgert, daß man sagen konnte, er floß bei ihm in Strömen. Es mochte dieser Luxus daher kommen, daß Viele seiner Committenten, Viele der Personen, denen er Häuser, Güter, Geschäfte verwaltete, ihn mit Naturalgeschenken erfreuten. Ein gewisses prahlerisches Wohlleben war leider die tägliche Ordnung im Schlurck'schen Hause und für so besonnen und klug Melanie's Mutter auch im Praktischen gelten konnte, nach dieser Richtung hin gestattete sie die vollste Freiheit und liebte es, jeden Tag als einen Tag der Freude zu begrüßen und zu beschließen, als ein Fest, wo Abends die Becher blinkten und Morgens sie Rosen wieder frisch umkränzten. „Ja! ja!“ rief zuletzt der vom Champagner angeregte Stromer, der kein Auge für Linchen, seine bescheidene Frau, den ganzen Abend über gehabt hatte, jetzt aber

doch einmal zu ihr, der Dulderin, hinüberschritt mit dem Champagnerglase in der Hand; „ja, ja, Lina, wie ist die Welt so schön, wenn man auf vertrautem Fuße mit der Natur steht! Da blitzt der Krystall, da lacht die Rebe, da funkeln die Diamanten, auch wenn man Krystall und Diamanten nicht selbst besitzt! Im Auge liegt die Welt, im fröhlichen Auge der Liebe liegt sie gewiß; Liebe verklärt, Liebe besitzt, Liebe verjüngt! O wer sie nie gesehen hätte die schaurigen Schatten der Einsamkeit, wer nie erbebt wäre vorm Anblick des Todes! Da würden sie fern geblieben sein die düstern Gedanken, mit denen sich der grübelnde Mensch seinen Sonnenschein verhängt, seine Lauben in Grüfte verwandelt, seine lachenden Fernsichten in Abgründe! Ein Kind, ein Kind zu sein unter Blumen und Früchten! Lina, nichts schleppen als, jenen lieblichen dresdener Jungen des Rubens ähnlich, Trauben, Trauben und Pfirsiche und kleine Kaninchen; die Seligkeit vielleicht des Himmels auf Erden! Und wenn wir einst an die Pforte des Paradieses klopfen und jene erst im Jenseits genießen wollen, sagt uns Petrus: Ihr Thoren, was sucht Ihr noch hier oben? Die Seligkeit habt Ihr Euch ja auf Erden entgehen lassen! Steigt hinunter in das Zwischenreich, wo nicht die Seligen, nicht die Verdammten wohnen. Ach, ich weiß, was da hauset! Es ist die Reue! Die Reue! Die bittere nagende ewige Reue!"

Melanie stürzte sich mit komischem Affect Stromer'n halb zu Füßen. „Brav, Priester!" rief sie und sprach damit die allgemeine den Pfarrer heute bewundernde Stimmung aus. „Auf diesen Glauben gib mir deinen Segen!"

Stromer'n zitterte das Champagnerglas in der Hand. Einige Tropfen fielen auf Melanien's Schultern. — „Guido!" schalt Linchen, seine Gatten. — „Mag' es fließen," rief Melanie, „er taufte mich auf seinen neuen Glauben! Pfarrer! Sie müssen sich zum Cultus des Genius bekehren. Wollen Sie?" Damit stand sie auf und schüttete ihr Glas in das seinige. Wie eine Hebe hob sie den gerundeten Arm und ließ von oben herab in wohlberechneter Entfernung den Strahl niedergleiten, so daß es in Stromer's Glase aufzischte und wie tausend Perlen schäumte. Geblendet saß der erhitzte Mann da und setzte wie taumelnd das Glas an die Lippen.

Aber „Ach!" rief jetzt Alles plötzlich erschrocken. Noch nachträglich zu den vielen schon gesprungenen Saiten im alten Pianoforte der Fürstin sprang eben noch eine der letzten. Diese Mahnung wie von Geisterhand brachte Guido Stromer zur Besinnung. Es

überrieselte ihn ein Schauer, indem er der Tage gedachte, wo er hier gebetet und von der Sündhaftigkeit der Creatur gesprochen hatte. Und doch wirkte die warme Berührung seiner Kniee durch die vor ihm fast niedergesunkene Melanie noch so in seinen zitternden Nerven nach, daß er nur noch in ihrem Anschauen lebte und mit bebender Spannung zuhörte, als sie in ihr dunkles Haar greifend rief: „Jetzt zum Abschied für heute Abend: Wem laß' ich hier die Rose zum Andenken? Ich wollte sie verschenken. Wehe! Sie ist vom Stil gebrochen! Armes hülfloses Hundertblatt, wer soll nun deine Stütze, dein Stab und Stengel werden? Wer dich mitnehmen und an sein Herz oder in sein Stammbuch oder auch nur in eine einfache Cigarrentasche legen und sich dabei sagen: Melanie gedenkt Deiner, gedenke du ihrer!" Alles sah gespannt auf den Pfarrer und Dieser, bebend, schlug die Augenwimpern nieder.

„Ich concurrire nicht," sagte Eugen sogleich mit einer spöttischen, ernsten Miene über Melanie's Uebermaß von Koketterie. — „Sie ziehen Ihren Einsatz zurück, Stallmeister," antwortete sie, „und wissen nicht, wie Sie gewinnen — wenn Sie schweigen! Sie haben heute soviel geschwiegen, Lasally; wüßten Sie nur, welchen Respect man vor Ihnen bekommt." — Melanie's Worte wurden belacht, zum großen Aerger der Commerzienräthin Reichmeyer, die ihren Bruder liebte und Melanie's Gefallsucht umsomehr verabscheute, als von den Netzen derselben auch ihr Gatte umstrickt schien. — Eugen aber war eine harmlosere Natur. „Mein Fräulein," sagte er, „Sie wissen, daß ich auf Geist keinen Anspruch mache. In meinem Kreise amüsirt man sich, wenn man gut reitet, gut schießt, Glück bei den Damen hat und die besten Cigarren hält. Um mich gründlich zu bilden und bei einem großen Genie in die Lehre zu gehen, hab' ich einmal angefangen, nicht nur Schiller, sondern auch Goethe zu lesen. Ich las sogar „Wilhelm Meister's Lehrjahre". — „Nun," rief Stromer wild. „Wie wurde Ihnen da? Ergriff Sie die Achtung vor dem Geist der Bildung?" — „Bester Herr Pfarrer," antwortete Lasally trocken, „als ich las, daß dieser Wilhelm Meister, dieser junge Commis und Ladenschwengel —" — „Entsetzlich!" rief Frau von Zeisel, die auf Autoritäten hielt. — „Als ich sah," ließ sich Lasally nicht irremachen, „daß dieser Wilhelm Meister seine Liebhaberei für Puppenspielereien einer hübschen Schauspielerin erzählt, die dabei einschläft und immer noch von Puppenspielen erzählt, während Marianne schon in seinen Armen schnarcht, habe ich das Buch

weggeworfen und mir vorgenommen, bei Gelehrten nicht in die Lehre zu gehen — man wird nur lächerlich, ohne es zu merken."

Melanie strafte ihn für diese böse, gegen Stromer gerichtete Anmerkung. „Ein Goetheverächter," sagte sie, „bekommt meine Rose nicht!" — Es wuchs die Spannung, wem sie ihre Gunst zuerkennen würde. „Dem Witzigsten!" hieß es. „Dem Artigsten!" „Dem besten Reiter!" sagte man mit Spott auf den Commerzienrath. Melanie ging mit der Rose im Kreise rundum und wählte und wählte. „Ich suche seltene Vorzüge," sagte sie, „irgend etwas Neues, Bedeutendes. Wer meine Gunst verdient, muß — Ah Bartusch!" — „Mich lassen Sie aus dem Spiele!" rief Dieser komisch erschreckt und wehrte die Rose ab zum Gelächter der Uebrigen. — „Daß Sie heute nicht mit den Fingern rechneten," rief Melanie, „nicht an den Nägeln kauten und Ihren alten bösen Husten bei sich behielten, verdiente in der That eine Auszeichnung, und wenn ich bedenke, daß Sie heute sogar noch ein hübsches, glattes, sauber rasirtes Kinn haben —" Der graue Schleicher, verfolgt von Melanie'n, rief kichernd: „Gute Nacht!" ergriff schnell einen Leuchter und lief unter allgemeinem Spott davon. Die etwas verletzten Damen wollten seinem Beispiel folgen und aufbrechen. „Nein!" sagte Melanie, „ihr misgünstigen Schwestern, wird Frauengunst so verschmäht? So wenig Werth gelegt auf eine Rose, die ein Mädchen im Haar getragen? Zur Strafe für die studirten Herren, deren Gattinnen am meisten mit den Stühlen rücken, bekommt die Rose Der, der die größte äußere Schönheit besitzt, den kleinsten Fuß und die weißeste Hand — Herr Justizdirector, strecken Sie Ihren Fuß vor!" — Dieser zog seinen Elefantenfuß rasch zurück. Henning von Harder aber merkte etwas. Die Hand des Commerzienraths wurde gerühmt. Sie war rundlich und wohlgepflegt, aber viel größer als Harder's. Und seine Gemahlin bedeckte diese Hand; sie wollte der Posse ein Ende machen. Harder war entzückt. Er zitterte. „Ich hab's!" rief Melanie. „Meine Rose ist erobert. Excellenz — Excellenz hat das Seltenste, was ich je gesehen." — „Was?" fragte man erstaunt. — „Die kleinsten, zierlichsten Ohren von der Welt!" sagte Melanie.

Der Contrast der Würde, welche dieser Mann behaupten wollte, und die allgemeine lautlose Bewunderung seiner Ohren, die er mit geschmeichelter Befangenheit wirklich nun zuließ, war im höchsten Grade lächerlich. Die Ohren fand man, rings um die Excellenz herumgehend, in der That so klein, daß Herr von Harder nicht ohne Schüchternheit gestand, daß er diesen Vorzug allerdings

schon oft an sich hätte rühmen hören. Mit einer Bescheidenheit, als wenn er für eines der größten Geistestalente nichts könnte, da es ihm eben die Natur einmal gegeben hätte, nahm er dann von der im Anschauen seiner Ohren wie selig schwelgenden Melanie die Rose entgegen und richtete an die bestrickende Circe eine verwirrte Anrede. Schwerlich hatte Melanie bei dieser Neckerei ein Interesse. Was war ihr der Geheimrath? Prinz Ottokar, des Königs Bruder, hatte sie schon auf Bällen ausgezeichnet. Was war ihr also die grenzenlose Verwirrung, die sie über den Geheimrath vorbrachte, anders als eine Tändelei der „Lieb' im Müssiggang"?

Als sich die Gesellschaft empfohlen und zerstreut hatte, brach Melanie, die Mutter umarmend, in die Worte aus: „Zürne mir nicht, gute Mutter! Wir tanzen so lange über den Blumen des Lebens hin und blicken dabei unvorsichtig nach der Sonne empor, bis wir einmal zerschmettert an einem Abgrunde liegen, den wir in unserer Lust übersehen hatten!"

„Welch ein Bild! Kind! Das wolle Gott verhüten!" antwortete die Mutter besorgt. „Was hast du?"

„Kopfweh für heute!" sagte sie abgespannt. „Und nun .. gute Nacht." Damit küßte sie die Mutter, der sie für weitere Fragen, Mahnungen, Besorgnisse mit graziöser Handbewegung rasch den Mund zuhielt, und verschwand in ihrem Zimmer, wo Jeannette, ihre Zofe, sie schon ungeduldig mit einem Licht erwartete. Das Mädchen kaute Kaffeebohnen, um an ihrem Athem zu verbergen, wie man in der Küche den Herrschaften nachgeahmt hatte. Melanie, in Gedanken versunken, merkte nichts von den Kaffeebohnen, nichts von dem glühenden, punscherregten Gesicht des Mädchens. Sie ließ sich ruhig entkleiden.

Elftes Capitel.

Eine Ueberraschung.

Melanie's und ihrer Mutter Schlafzimmer wurden durch einen großen Saal getrennt. In diesem pflegten sie sich des Morgens zu begrüßen und gemeinschaftlich zu frühstücken, wenn sie nicht vorzogen, die balsamische Frische der Natur und den Kaffee im Garten einzuschlürfen.

Schon lange hatte am nächsten Morgen die Mutter gewartet und, als Melanie nicht endlich heiter wie sonst hereinhüpfen wollte, sich erlaubt, leise an die Thür des Schlafzimmers ihrer Tochter anzupochen. Als keine Antwort erfolgte und sie acht Uhr schlagen hörte, klopfte sie um halb neun Uhr wieder. „Komm doch herein!“ rief drinnen Melanie mit leidender Stimme und die Mutter trat ein. Wie erschrak sie, als sie ihr Kind noch im Bett fand!

Melanie erklärte sich für leidend. Sie hätte eine unruhige Nacht gehabt, sie fühlte sich unvermögend, schon aufzustehen. Die Mutter gerieth in nicht geringe Bestürzung. — „Nein, nein,“ sagte Melanie, „bekümmere dich nicht, Mutter! Ich konnte nicht einschlafen. Wie ich so mit müden Augen lag, die sich nicht schließen wollten, glaubte ich, vielleicht wäre an meiner Aufregung die Hitze des Zimmers schuld. Ich stand auf, zog die Vorhänge zurück, der helle, volle Mondenschein fiel herein.“

„Da hast du dich erkältet!“ sagte die Mutter, als Melanie stockte. Sie schüttelte den Kopf. „Was war es denn? Sprich, mein Kind!“ — „Wie ich das Fenster öffnete,“ sagte Melanie, „glaubt' ich unten eine Gestalt zu sehen, die entweder ein Gespenst oder ein Phantom meiner Einbildungskraft war.“ — „Hackert!“ sagte die Mutter mit blinzelnd zugedrückten Augen und sich abwendend. — „Hackert!“ wiederholte Melanie seufzend. „Ob ich sagen soll, daß er in seinem gewohnten nächtlichen Zustande war, das weiß ich nicht. Er schien mir wach zu sein. Das Weiße in seinen Augen leuchtete mich fast geisterhaft an. Ich schlug entsetzt das Fenster zu. Als ich dann noch einmal hinblickte, war Fritz verschwunden. Ich schlief ein, ward aber so von Träumen geängstigt, daß ich mich jetzt von einem solchen Schlafe mehr erschöpft als gestärkt fühle.“

Die Mutter konnte ihr leider Hackert's Nähe bestätigen. Lasally wollte ihn gesehen haben und Bartusch hatte ihr schon gestern Abend am Theetisch davon geflüstert. „Du hast keinen Geist gesehen!“ sagte sie seufzend.

„So sind wir denn überall von ihm verfolgt!“ rief Melanie und warf sich wie verzweifelnd auf eine andere Seite ihres Lagers.

„Gutes Kind,“ begann bekümmert die Mutter, „beruhige dich! Es ist über diesen Gegenstand schon soviel von deinen Eltern gejammert worden, daß deine Klagen unserm Schmerz nicht gleichkommen! Der Vater nahm Hackert aus dem Waisenhause. Alles, was man von seiner Geburt erfahren, war so dunkel und

abenteuerlich, daß er unser Mitleid erregte. Der Vater brauchte einen Arbeiter, den er sich von unten auf selbst erziehen wollte. Er ließ ihn unterrichten; Hackert arbeitete unter seiner Aufsicht und hat sich früh schon von einer so geschickten Anstellung bewährt, daß er mit des Vaters geheimsten Angelegenheiten vertrauter wurde, als es selbst Bartusch ist. Die Folge davon war die größte Vernachlässigung seiner selbst und eine Vertraulichkeit mit der Familie —" — „Schweige! Schweige!" rief Melanie mit dem Ausdruck des größten Schmerzes. — „Ich denke mit Entsetzen daran," fuhr die Mutter mit bedeutsamem Ernste fort, „daß wir so blind sein konnten, in der Freude unsers glücklichen Aufschwunges, im Genusse der vielen Heiterkeit, die uns auf unserm Lebenswege lachte, das Ernsteste zu übersehen, das Gefährlichste, was sich neben uns entwickelte. Dieser Knabe wuchs mit dir auf. Listig wie er war, gewann er bei aller Häßlichkeit, aller Widerwärtigkeit seines Aeußern, an die wir uns gewöhnt hatten —" die Mutter hob diese Worte besonders scharf hervor — „unser Aller Vertrauen. Ob wir, um dich aus einer Kindergesellschaft abzuholen, den Bedienten schickten oder Fritz diesen Dienst verrichten ließen, das schien uns unglücklichen Menschen einerlei; ja wir zogen seine Dienstwilligkeit vor, da er verläßlicher schien als Alle und fast im Hause wie dein Bruder gehalten wurde. Unselige Vertrautheit, die ihn ermuthigte, Hoffnungen zu nähren, und seine Sicherheit bis zum tollsten Uebermuth steigerte!"

Melanie schwieg eine Weile, stemmte ihr schönes Haupt auf eines ihrer Kissen und sagte zur Mutter, die sie angstvoll anblickte: „Und doch war die Strafe, die Ihr über ihn nach jener schrecklichen Nacht verhängtet, zu hart! Sie ist die Quelle unausgesetzter Leiden für uns Alle geworden! Aus dem Hause wie ein Dieb geworfen, vom Vater in einem Zorn, den ich nie an ihm kannte, mit Füßen getreten, irrt er nun wie ein rachsüchtiges Thier umher und droht uns mit Allem, was er in unserm Hause erlebte, erfuhr, entdeckt hat — droht uns —" — „Entdeckt hat?" unterbrach sie die Mutter erschreckend. „Was kann er entdeckt haben, als den regelmäßigen Gang eines großen ehrenvollen, vom Fleiß und dem Genie des Vaters geleiteten Geschäfts? Das Einzige, was man fürchten konnte, war der freche Mund des frühverdorbenen Wüstlings. Ich zitterte, wenn ich nur daran dachte, wie —" Die Mutter stockte —. „Was dachtest du?" sagte Melanie. — „Ach, ich will nichts mehr sagen. Laß es gehen!" — „Mit Euerm ewigen Gehenlassen! Dieses

Vertuschen und Verschweigen! Was nur dachtest du?" — „Melanie —!" — „Fürchtest du, daß er den Menschen erzählt, wie früh dieser sozusagen Halbbruder, der mit mir aufwuchs, versucht hat —" — „Deine Gedanken zu verwirren! Ja, Melanie, wenn die Welt die Bubenstücke erführe —" — „Mutter," rief Melanie hastig auffahrend, als könnte sie die zu gründliche Untersuchung dieser Wunde, die sie selbst veranlaßt hatte, nicht länger ertragen. Schweige! Schweige! Vergiß nicht, daß dieser Unselige vorgibt, mich zu lieben, mir treu sein will mit unglaublicher Anhänglichkeit, und niemals wagen wird —" — „Anhänglichkeit, die ich Wahnsinn, Frechheit nenne!" unterbrach sie die Mutter, sich vor Zorn röthend. — „Laß es gut sein!" Die Mutter schwieg auf diese tonlosen Worte und beruhigte sich allmälig.

Anfangs erwartete sie, daß ihr Melanie zusprechen sollte. Da jedoch die Tochter in ihrer träumerischen Lage verblieb und sich mit keinem tröstenden Blick ihrer Pein erbarmte, streichelte die Mutter die heiße Stirn des Kindes und küßte die zarten blauen Aederchen, die sie in Melanie's Augenwinkeln entdeckte. „Weg, weg mit diesen Sorgen!" rief sie, „sei heiter, Melanie! Noch gestern hast du Alles bezaubert und dir eine ganz neue Eroberung gewonnen. Die gefeierten Ohren des Herrn von Harder haben mehr Wirkung auf ihn gemacht, als wenn du dem Lieutenant Aldenhoven gesagt hättest, er gliche einem Adonis. Was willst du mit dieser Eroberung?"

Melanie verzog ihre ernsten, schmachtenden und erschöpften Mienen zu einem Lächeln, dem ein wehmüthiger Zug beigemischt war. Ohne auf die Frage der Mutter zu antworten, lenkte sie das Gespräch wieder auf Hackert zurück. „Gern wollt' ich beruhigt sein," sagte sie, „beruhigt über Alles, was uns Hackert etwa Schlimmes anthun könnte, wenn ich ihn nur überzeugen könnte —" — „Wovon? Wovon, Kind?" fragte die Mutter erstaunt. „Kehrst du wieder auf diesen unheimlichen Gegenstand zurück?"

Melanie gab anfangs keine Antwort, dann aber sagte sie: „Ich thue nicht gern Jemand weh." — „Aber ich bitte dich, Kind, Erklärungen! Erklärungen gegen einen solchen Menschen! Ein halbes Thier ist ja dieser Hackert —" — „Mutter!" — „Ja, Melanie!" Die Mutter ließ sich in ihrer Auffassung nicht stören und hob absichtlich das an Hackert Ungefällige hervor. „Ja, Melanie, es ist ein Mensch von einer Unreife, die mir ein Grauen einflößt. Dies Haar, dieser Gang, diese Magerkeit!

Und diese Bosheit, dies verruchte Herz —" — „Du übertreibst." — „Nein, Kind, Das ist ein Wesen, wie ich mich entsinne, einst in einer Gesellschaft gehört zu haben, zu welcher mich Frau von Trompetta mitnahm. Wie hieß das Stück, das der berühmte Dichter vorlas, das Stück, wo ein so unfertiger Halbmensch vorkommt, den ein Zauberer mit seinem Geiste zwickt und zwackt und seiner Roheit Daumenschrauben anlegt?" — „Der Sturm! liebe Mutter!" — „Der Sturm! Und der böse Gast, den der Zauberer auf der wüsten Insel findet —?" — „Caliban!" — „Das ist's! Ein solcher Caliban ist dieser Fritz, fähig, seine eigenen Geschwister zu — verzehren, wenn ihn gerade Hunger triebe! Ein Halbmensch, ohne Gemüth, ohne Liebe, ohne einen Funken Hingebung! Nur sinnlich, nur ein Wesen, das blindlings seinem Instinct folgt." — „Er ist krank —" — „Durch sich selbst! Die Zerrüttung seiner Nerven, wer verschuldet sie?" — „Sein Nachtwandeln ist doch erst über ihn gekommen, als man ihn so grausam verstieß. Als man ihn vollends mishandelte, als Lasally —" — „Nein, die Wuth, der angeborene Zorn lassen ihn nicht schlafen —" — „O Mutter! Ich weiß, was ihn nicht schlafen läßt! Ich lasse mich nicht irremachen. Ich habe nachgedacht über Fritz. Ich habe über ihn geweint. Es ist der Mensch, wie er frisch und roh aus der Hand der Natur kommt und ohne den Sonnenschein des Geistes aufwächst —" — „Sagte Das nicht Propst Gelbsattel, als der Sturm vorgelesen und Caliban's Charakter erörtert wurde?" — „Mit diesen Betrachtungen," meinte Melanie, „schwatzen wir unser Unrecht nicht weg. Wenn ich ihm sagen könnte: Fritz —" — „Melanie," fiel die Mutter ein, „du wirst doch wol keine Erörterungen mit ihm herbeiführen, seinem Wahnsinn keine neue Nahrung geben wollen?" — „Der Schein, Lasally's empörendes Benehmen zu billigen, drückt mich —" — „Nimmermehr! Wie geht Das!" entgegnete die Muter besorgt. „Die Mishandlung, die ihm Lasally angethan hat, war roh, aber sie brachte gute Folgen. Sind wir nicht seitdem vor seinen Nachstellungen sicher? Konnten wir sonst einen Schritt vor's Thor, im Park thun, ohne ihn aus den Büschen heraustreten zu sehen? Konnten wir das Theater besuchen, ohne ihn beim Nachhausefahren im Gedränge der Menschen an unserer Seite zu finden? Seit einem Vierteljahr ist's das erste mal wieder, daß er sich in unsere Nähe wagt. Er wird Lasally und seine Jockeys sehen und sich vor ihren Reitpeitschen zum zweiten male in Acht nehmen —"

„Erinnere mich nicht," begann Melanie und richtete sich

entsetzt auf, „an diese brutale Scene! Sie hat mir Eugen, den ich seines ehrlichen und offenen Charakters wegen zu schätzen im Begriffe stand, aufs tiefste entfremdet. Ich gestehe, daß ich an Lasally Gefallen hatte. Gerade, daß er als geborener Jude nicht eine einzige der Eigenschaften zeigte, die man sonst an seinem Volk tadelt oder lächerlich finden will, hatte mich zu ihm hingezogen. Sein trockener Witz ist anders als der Witz seiner Glaubensgenossen. Er gibt sich für beschränkter, ununterrichteter als er ist. Er will, während alle seine Glaubensgenossen nach Geist haschen, keinen haben und hat ihn doch. Wie er mich reiten lehrte, that er's mit soviel Bonhommie, mit soviel Humor, daß ich ihm gut wurde. Was soll aus mir werden? Eine Theater-Königin? Eine Herzogin? Eine Offiziersfrau? Eine Frau Assessorin? Bah! Ich konnte mir denken, der Vater stellt dem Eugen durch meine Mitgift seine Finanzen wieder her, wir bauen eine prächtige Arena, den Tummelplatz der ganzen eleganten Welt, wir verbinden sie mit einer glänzenden Erleuchtung, mit Lauben, Treibhäusern für Die, die sich nach dem Ritt erholen wollen. Mich blendete bei meinem ersten Austreten aus einfacher bürgerlicher Sphäre, in der wir bisher gelebt hatten und in der ich erzogen bin, der Gedanke, durch die Verbindung mit Lasally könnt' ich die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt fesseln, mit den schönsten Damen, den elegantesten Männern in Verbindung kommen und mich auf heitere Art durchs Leben tummeln, bis ich freilich durch die größere Bekanntschaft in dieser Sphäre Eugen's, der mich in sie eingeführt hatte, ihrer überdrüssig wurde und es bald bemerkte, wie ich denn doch dabei eine nur untergeordnete Stellung erhalten würde. Es war Verirrung. Und doch währte es lange, bis sich meine Phantasie von Lasally, dem noch vor wenig Jahren angebeteten Antinous aller Damen, dem galanten kühnen Reiter und gesuchten, bei allen Kunstausstellungen auf ein Dutzend Bildern dargestellten öffentlichen Charakter, lossagte. Erst als ich den Abend in unserm Garten vorm Thor, wo Lasally mit mir scheinbar harmlos lustwandelte und ich plötzlich erzürnt ausrufen muß: Gott, da ist schon wieder Hackert über den Zaun gestiegen! das Bellen der Hunde Eugen's und Hackert's klägliches Geheul hörte, als Lasally selbst, wie ein Rasender, seine Kaltblütigkeit aufgebend, nach jener Hecke lief und ich ihm nacheilend sehen mußte, wie zwei seiner Bereiter den Unglücklichen mit langen Peitschen grauenhaft mishandeln und Lasally, Eugen Lasally selbst, ihn mit der

Reitgerte wie ein Rasender gerade über den Kopf hieb, während die Hunde seine Kleider zerrissen —"

„Rege dich nicht auf!" fiel die Mutter ein. „Laß die Erinnerung, Melanie! Es ist ein Jahr her. Ich habe damals Noth genug gehabt, du würdest von dem Schreck ein hitziges Fieber bekommen."

„Ihr verschwiegt mir, daß Hackert auf den Tod lag," sagte Melanie. — „Der Vater ließ für ihn sorgen —" — „Ich erfuhr später Alles," fuhr Melanie noch erregter fort. „Von seiner Kopfwunde hat Fritz die schlimmsten Folgen. Doctor Hammer, der ihn im Spital behandelte und mir zufällig in einer Gesellschaft begegnete, erzählte mir, daß er Anfälle von Raserei hätte. Wie ein wüthendes Thier schlüge er dann um sich, fluchte allen Menschen und verfiele zuletzt in eine Erschöpfung, die vielleicht eine nie mehr heilbare Nervenschwäche zur Folge haben würde." — „Es ist traurig. Aber was läßt sich thun?" sagte die Mutter bestimmt, jedoch ohne Kälte. „Und der Vater handelt edel an ihm." — „Doctor Hammer erzählte zuerst von seinem Nachtwandeln — in großer Gesellschaft — vor aller Welt. Meine Verzweiflung, Das anhören zu müssen! Ich hätte in die Erde sinken mögen —" — „Schon bei uns hieß es, er wandelte bei Nacht!" — „Nie!" sagte Melanie bestimmt. — „Woher kannst du Das so fest versichern?" — „Nie! sag' ich!" wiederholte sie der staunenden Mutter. „Sein damaliges Nachtwandeln war etwas Anderes. Und nun genug davon!" Melanie schwieg und warf sich auf die Seite, den Kopf tiefer in das Kissen wühlend.

Die Mutter, des Justizraths „gutes Hannchen", gehörte zu den Wesen, denen nichts unbequemer ist, als eine allzu tiefe Erforschung von Dingen, die nur auf Unerfreuliches führen können. Sie war eine durchsichtige, verständige, scharfblickende Frau. Sie ahnte Etwas durch Inspiration rascher, als manche schwerfällige Untersuchung ergab. Aber sie liebte es, sich über Das, was ihr möglich, ja wahrscheinlich dünkte, keine Rechenschaft abzulegen. Sie wollte das Geschick immer nur en profil, nie en face sehen. So ließ sie denn auch über dies sonderbare „Nie" getrost den Schleier fallen. Sie wußte, daß in ihrer unverzeihlichen Sorglosigkeit Melanie neben Hackert aufgewachsen und von dessen zügelloser Frühentwickelung in bedenkliche Gefahren gerathen war, von denen das aufgeregte, über die Liebe ebenso früh nachgrübelnde Mädchen noch „zur rechten Zeit", wie der Vater damals sagte, befreit wurde. Und somit alles Unangenehme vertuschend,

wegwischend, beschwichtigend, sprach sie mit heiterm Ton: „Laß Das nun gehen, Kind! Wir hätten einen solchen Caliban nicht ins Haus nehmen sollen! Wir hatten Mitleid mit dem ungewissen Schicksal eines einst vor dem Waisenhause ausgesetzten Findlings, hielten ihn höher, als wir ihn hätten halten sollen, und müssen uns vorwerfen, daß wir nicht strenger wachten, als er anfing, auf schlimmen Wegen zu gehen und sich und Andere zu verderben. Geliebt kann er dich nie im Ernst haben; denn seine Aufführung bewies es nicht. Es kam später Alles zu Tage, was er war und wie er auf die Zerstörung seiner Jugend wüthete! Jeannette hat gebeichtet. Er verwandelte Tag in Nacht und Nacht in Tag. Am Bureau neben dem Vater schlief er mit offenem Auge. Dann mußte er wol in den Nächten mit geschlossenen Augen wachen. Die Lection, die ihm Lasally gab, war nicht nach unserm Sinn, sie war grausam; aber sie hat ihm gezeigt, daß wir ihn nicht fürchten, mag er auch noch soviel drohen, noch soviel mit Kenntniß der Geheimnisse des Vaters prahlen. Wir boten ihm, wenn er uns nicht mehr belästigen wollte, Geld an; er nahm nicht mehr, als wir ihm früher schon ausgesetzt hatten, bis er eine Stelle fände. Und doch, sagt man, soll er so träge sein, daß er nicht die geringsten Anstalten trifft, seine Zukunft vor'm Abhängigsein vom Vater zu befreien. Kind, es war immer eine böse Natur! Bald Verschwender, bald geizig. Bald offen, bald hinterlistig. Und welche maßlose Eitelkeit! Ist es nicht die tollste Eitelkeit, daß er uns hat sagen lassen, er wollte den Vater bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr schonen, wo ihm Dieser versprochen hätte, ihm das Geheimniß seiner Herkunft zu entdecken?"

„Der Vater weiß darum," sagte Melanie. — „Nicht ein Wort weiß der Vater," entgegnete die Mutter. „Er hat einzelne Anzeichen, einzelne Zufälligkeiten entdeckt, z. B. einen zerbrochenen Ring, der im Korb des Findelkindes gefunden wurde, die auf ein nicht ganz gewöhnliches Herkommen dieses Menschen schließen lassen; aber die wenigen Worte, die einmal der Vater bei guter Laune darüber hat fallen lassen, haben ihm so den Kopf verwirrt, daß er sich einbildet, ein Baron zu sein. Genug von ihm! Steh' nun auf! Sei heiter! Genieße das himmlische herrliche Wetter! Sieh! Sieh nur! Die goldene Sonne!" Damit riß die Mutter die Vorhänge auf, der lichte Sonnenschein fiel in das dunkle, plötzlich erhellte Zimmer. „Auf! Auf! Tummle dich, Melanie!" ermüdete die Mutter nicht zu rufen. „Nimm an mir ein Beispiel! Schon war ich im Bade! Schon trank ich

Wasser an der frischen Quelle im Garten. Wasser, Sonne, Luft, Licht, Blumen! Mädchen, weißt du denn nicht mehr, was schön und jung macht, schön und jung —" — „Erhält!" fiel Melanie schmeichelnd ein, wandte sich und reichte der frisch und rosig strahlenden Mutter die Hand.

„Stör' ich?" rief Bartusch durchs Schlüsselloch. „Es sind merkwürdige Briefe vom Justizrath da." Die Mutter ging hinaus. Nach einigen Secunden kam sie wieder und rief: „Melanie! Denke dir, wer angekommen ist?" — „Erschrecke mich nicht! Ich rathe nicht gern. Meine Nerven sind angegriffen —" — „Der Prinz Egon!" — „Das wissen wir ja schon. Angekommen? In der Residenz?" — „Nein, nein, hier! Hier auf dem Schlosse." — Sonderbar, wie diese Worte auf Melanie wirkten! Sie kannte den Prinzen nicht und mußte eher im Interesse ihrer Familie vor ihm auf der Hut sein, als dabei interessirt, ihn gerade hier zu sehen, wo sie Alle von seinem Eigenthum Besitz genommen hatten. Dennoch sprang sie jetzt aus dem Bett, ließ Hackert Hackert sein, kümmerte sich nicht um Lasally, nicht um den Intendanten, vergaß die Nacht, vergaß ihr Kopfweh, vergaß ihre Schlaflosigkeit und trieb nur die Mutter an, ihr zur nothdürftigsten Toilette beizustehen. Wie ihre Füße in die seidenen Pantöffelchen schlüpften, die leichten Nachtgewänder abgeworfen wurden, wie sie an den Toilettentisch eilte und sich in flinkster Behendigkeit Angesicht und Nacken benetzte, wie sie dazwischen am Schellenzug riß, um den Bedienten das Zeichen zum Anrichten des Frühstücks zu geben — man hätte nicht glauben sollen, daß Dies dasselbe Wesen war, das noch soeben wie leblos, ganz in Träumerei und Erinnerung versunken, zwischen den grünseidenen Couverten des Bettes gelegen hatte. Das einzige Wort: Ein Prinz ist hier auf Hohenberg! hatte sie elektrisirt. Sie herzte die Mutter und tröstete sie mit den Worten: „Laß es nun gut sein, sonst muß ich über mich selbst lachen! Ja! Ja! Wasser! Luft! Sonnenschein! Die Mutter hat Recht." Damit drängte sie die kleine runde Mama, die schon so frisch, so sauber ausschaute, durch die Thür und hüpfte ihr mit den Worten nach: „Nun guten Morgen, Bartusch, was haben Sie? Was schreibt Papa? Wo ist hier ein Prinz? Wer hat den Prinzen! Her mit ihm!"

Bartusch war schon in seiner gewohnten Toilette. Weiße Halsbinde, weißes Vorhemd, schwarze Weste, grauer Ueberrock, weite lichte Beinkleider, Schuhe mit grauen Kamaschen. Er wiederholte die Zeichen, die Stillschweigen bedeuten sollten, mit um

so größerm Nachdruck, als ein Diener in Schlurck's geschmackvoller Livrée eintrat und das Frühstück beim offenen Fenster auf einem runden Tisch auftragen wollte, an welchem zwei Sessel standen. Bartusch ließ ihn gewähren. Als er gegangen war und einige kleine Befehle, die Melanie's Ungeduld folterten, für die Wirthschaft mitgenommen hatte, schloß Bartusch wieder behutsam das Fenster und zeigte einen Brief, der diesen Morgen mit einem Expressen angekommen war, viele geschäftliche Anweisungen des Justizraths und unter Anderm auch folgende Stelle enthielt: „Schließlich, liebster Bartusch, mach' ich Sie auf ein merkwürdiges Gerücht aufmerksam, das hier zu meiner Kenntniß gelangte. Prinz Egon ist vor einigen Tagen hier angekommen und hat sich, wie man für gewiß behauptet, in einer Verkleidung nach Hohenberg begeben. Zu welchem Zweck ist mir unbekannt. Wenn er wirklich incognito reist, wahrscheinlich, um uns zu belauschen und sich Hohenbergs Zustände anzusehen, so würde Ihnen eine genauere Beschreibung seiner Person, die ich nicht einmal geben kann, wenig nützen. Doch dürfte es rathsam sein, wenn Sie sich merken wollten, daß mir Prinz Egon allgemein als ein ziemlich schlankgewachsener, nicht übergroßer junger Mann von mehr lichtbraunem als blondem Haar geschildert wird. Seine Augen wären braun, seine Hände und Füße zierlich, was weiß ich von den Schönheiten allen, die er besitzen soll und über die man am besten thäte, erst bei den schönen Frauen in Paris Erkundigungen einzuziehen." — „Ueberflüssige Anmerkung, die wol von Ihnen kommt?" unterbrach Melanie den schmunzelnden Vorleser, der mit Kopfschütteln fortfuhr: „Das Beste an der Sache ist, daß ich ohne Zweifel den Prinzen Egon auf seiner Incognitoreise gesehen habe. Im Heidekrug, bei dem ehrlichen Mann, dem Volksfreunde Justus, der mich mit seiner Verwendung für meine schönauer Wahl betrügen und sich selbst wählen lassen wird, lernt' ich einen jungen Mann kennen, dessen Aeußeres vollkommen den mir gemachten Schilderungen entspricht. Er fiel mir im Gespräch sogleich durch geistvolle Wendungen auf, und da er liberale Ansichten aussprach, bin ich überzeugt, daß es der Prinz war, den die diesseitige Gesandtschaft in Paris als einen Communisten bezeichnet hat. Soviel ich aus einem kleinen Champagnernebel heraus mich entsinne, hatte dieser Fremde hellbraunes Haar, trug sich mit einem jener modernen Bärtchen, deren Namen ich nicht kenne, war ohne Stutzerei gut gekleidet und sprach angenehm und sicher. Folgen Sie diesem Signalement. Forschen Sie Egon's Schritten nach. Begierig bin ich, was der

Prinz in Hohenberg beabsichtigt. Möglich, daß ihn seine geheime Besichtigung der Familienbesitzungen bestimmen könnte, die Verwaltung derselben noch einmal selbst zu versuchen und sich mit den Gläubigern seines Vaters abzufinden. Sie fühlen, daß mir mit einem solchen Entschlusse wenig gedient sein kann, denn er würde meine Administration aufheben, die doch, so Gott will, bei jetziger Lage der Dinge noch einige dreißig Jahre über mein kühles Grab hinaus dauern könnte. Also beobachten Sie ihn und schlagen Sie in unserm Verhalten zu ihm den Weg ein, der Ihnen der nützlichste scheint. Entdeckt er sich nicht, so wär' es am gerathensten, ihn harmlos von selbst aufzusuchen und unter irgend einem Vorwande im Schlosse anständig zu fesseln, ohne daß man dabei sein Incognito verletzt. Vielleicht hilft dabei meine gute und kluge Melanie —" — „Helfen? Ich?" unterbrach Melanie erröthend. — „Melanie," fuhr Bartusch zögernd fort, „der ich übrigens wünschen muß —" — Die Mutter nahm den Brief, den ihr Bartusch jetzt zum Einsehen hinreichte, zögernd.

Melanie, gespannt und ungeduldig wie sie war, wollte kein Gebehrdenspiel und sagte, indem sie den vergoldeten Kaffeelöffel vom Munde absetzte und in die Tasse senkte: „Was soll es denn mit der guten klugen Melanie? Was ist ihr zu wünschen?" — „Sie kann es hören," meinte die Mutter, die weiter gelesen hatte. „Ich sagte es ihr ja schon, welche Belästigungen uns bevorstehen, da sich Hackert erlaubt hat, hierher zu folgen. Der Vater warnt uns vor Hackert: er hätte ihn auf dem Heidekruge gesehen und müßte vermuthen, er würde die Dreistigkeit haben, sich hierher zu begeben. Er bedauere, schreibt er, nicht gefragt zu haben, auf welche Veranlassung Hackert im Heidekrug war." — „Lassen wir Das," sagte Melanie, „und bleiben wir beim Prinzen Egon! Was weiß man von ihm? Ist Jemand angekommen, der dem Signalement ähnlich sieht? Aber wer findet sich bei solchen Allgemeinheiten zurecht? Lichtbraunes Haar, zwischen blond und braun in der Mitte spielend — ein unglaubliches Phänomen! Und die kleinen Hände und Füße, der namenlose Bart, und die Französinnen, die Papa wol hätte auslassen können! Er meint die Gräfin d'Azimont, von der ich schon gehört habe —"

Bartusch unterbrach sie mit dem Bemerken, es fände sich in dem wider Schlurck's Gewohnheit sehr langen, aber durch die Wichtigkeit der Veranlassung begründeten Briefe noch ein interessantes Postscriptum." — „Wie in einem Frauenzimmerbriefe?" sagte Melanie. Während sie ein feines, von der alten Brigitte jeden

Morgen frisch gebackenes Kuchenbrot zerkrümelte, las Bartusch: „Nachträglich noch eine Notiz für die Erkennung des Prinzen. Soeben war Frau von Trompetta bei mir, um einmal wieder eine ihrer tausend Unterschriften zu sammeln. Sie antwortete mir auf meine Frage, ob sie nichts Genaueres über die Aeußerlichkeit des Prinzen Egon wüßte, er ähnelte, sie sagte es freilich mit sonderbarer Neckerei, dem jungen schönen Maler Siegbert Wildungen —" — „Siegbert?" unterbrach Melanie erstaunend. — „Siegbert Wildungen, den ich mich entsinne, einige mal bei uns zum Thee gesehen zu haben. Und in der That —" — „Sie erfinden da Etwas, Bartusch," sagte Melanie, und riß den Brief an sich. Sie konnte nun selbst weiter lesen: „In der That entsinne ich mich, daß mein räthelhafter Fremder im Heidekrug, nach dessen näherm Reisezweck und Namen ich mich leider zu erkundigen vergessen hatte, mir den Eindruck einer großen Aehnlichkeit mit Jemand machte, den ich erst kürzlich mußte gesehen haben. Möglich, daß sich mir die Gesichtszüge des jungen Wildungen von den kleinen Theegesellschaften her eingeprägt haben. Ich könnte Ihnen von Egon's hiesigem Auftreten mancherlei Wunderliches erzählen, besonders von seinem Reisebegleiter, einem Franzosen, Namens Louis Armand; doch verspar' ich Das auf Eure Rückkunft. Behandeln Sie den Prinzen mit Discretion und tragt überhaupt Alle dazu bei, Kinder, daß der Haß, womit er den Namen Franz Schlurck verfolgt, sich mildere und die ungemein wichtige Verständigung, die ich mit ihm durchführen muß, vernünftig abläuft. In großer Eile!"

„Siegbert Wildungen!" wiederholte Melanie noch einmal mit einem Ausdruck ihrer Gesichtszüge, der vielleicht sagen sollte: Wie mischt sich dieser reine Name in meine Lust und meinen Frohsinn? „Diese Trompetta!" sagte sie zur Mutter. „Es ist kein Wort wahr, daß Prinz Egon dem Maler Siegbert Wildungen ähnlich sieht; sie wollte mir nur den Stich geben: Bedenke, wen du schonen solltest! Bedenke, wer dich zu lieben vorgibt! Der sanfte gute Siegbert!" — Die Mutter zog eine Miene und nannte fast verächtlich den jungen Maler geradezu den Ritter Toggenburg aus dem Atelier. — „Ich wette, diese verschmitzte Trompetta wollte mir sagen lassen: Melanie, verlieb' dich nicht in den Prinzen, nicht in die Excellenz, den Gatten meiner guten Freundin Pauline Harder, sondern denke an Siegbert! Bei all' ihrer Heiligkeit hat die Frau nichts als Romane im Kopf." — „Und, Fräulein Melanie," sagte Bartusch, „hier ist noch eine frühere Stelle des Briefes, die wir übersehen hatten." — „Ich will nun

nichts mehr wissen," antwortete das Mädchen träumerisch und erschreckt von der Erwähnung Siegbert's. — „Vorher noch," fuhr Bartusch fort, ohne sich irremachen zu lassen, „vorher noch, sagte der Justizrath — die Erwähnung des Fritz machte, daß wir die Stelle übersprangen —" — „Welche denn?" — „Die Anwesenheit des Prinzen von Hohenberg hinge auch vielleicht mit der Entführung des Mobiliars seiner Mutter zusammen. Die Trompetta hätte erzählt, er wäre darüber bis aufs äußerste entrüstet. Frau von Trompetta hätte bemerkt, man beabsichtigte vielleicht bei Hofe die schönsten Andenken dieser Einrichtung dem Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz zu verehren, als Anerkennung für ihre landesrettende Hingebung an das Kriegsheer und die Stiftung eines weiblichen Reubundes —" — „Der Vater schriebe Das?" rief Melanie lachend; „von dieser blonden Magdalena? Das sind satyrische Arabesken!" Sie nahm den Brief, fand die Stelle wirklich und setzte mit nicht ganz scherzhaftem Zorn hinzu: „Soll die Flottwitz vielleicht in die Lage kommen, auch zum Prinzen Egon in Beziehungen zu treten? Gebt Acht, Das wird eintreffen! Ihm raubt ein liebloser Vater die theuersten Andenken an seine Mutter. Der alte Fürst, der Alles verspielt und vergeudet hat, opfert auch noch die letzte Erinnerung. Der Hof rettet ihn durch eine Summe auf jene Einrichtung hin, und statt sie dem Sohne zurückzugeben, schenkt man nun das Beste davon meiner blonden Freundin Friederike Wilhelmine, die es darauf anlegt, eine geschichtliche Person zu werden. Das seh' ich vor mir! Der Prinz bittet um die Erlaubniß, bei ihr diese Reliquien noch einmal betrachten zu dürfen. Er sieht die Briefbeschwerer und Crucifixe und küßt die Stickereien und vergißt sich und küßt auch die Hand der Flottwitz, die ihn erobern wird mit Gott für König und Vaterland und für sich! Nein, nein, diese Verschwörung ist entdeckt, die Fäden sind in unserer Hand und wir benutzen sie so, daß Prinz Egon nicht der Gräfin d'Azimont, nicht der Flottwitz gehört, sondern zu unserer Fahne schwört, und Das sogleich. Fort, Bartusch, holen Sie ihn nur her! Wo ist der Prinz?" — Die Mutter rief lachend: „Gemach! Gemach!" — „Es ist mein Ernst," betheuerte Melanie, sprang empor und stampfte mit komischem Zorn so auf, daß die alten verwitterten Dielen von ihren Pantöffelchen erzitterten. — „Nur ruhig! Nur behutsam, bitt' ich," meinte Bartusch, der gewohnt war, sich streng an des Justizraths Befehle zu halten. „Discretion!"

„Vor allen Dingen weiß man ja noch gar nicht," bemerkte

die Mutter, „ob der Prinz Egon wirklich hier ist.“ — „Darüber,“ sagte Bartusch, „kann ich Bericht erstatten.“ — „Rasch! Bartusch; Sie schleichen heute wieder wie ein Maulwurf!“ — „Muß ich nicht? Müssen meine Morgenrapporte nicht von einer gewissen systematischen Gründlichkeit —“ — „Nichts von Gründlichkeit! Die Mutter erläßt Ihnen heute Ihre gewöhnliche Spionage! Also —?“ — „Erstens hätt' ich denn zu melden,“ fing Bartusch behaglich an, „daß die alte braune Kuh, welche die Frau Justizräthin so lieb haben —“ — „Was?“ sagte Melanie und warf sich in ein Kanapee. „Fort doch mit der alten braunen Kuh —!“ — „Laß ihn nur,“ meinte lächelnd die Mutter. „Es ist besser, in solchen Dingen nichts zu übereilen. Du weißt, wieviel dem Vater an der Administration liegen muß —“ — „Aber die alte braune Kuh —!“ — „Die vorgestern vom Abhang fiel, ist wiederhergestellt; der blinde Schmied curirte sie —“ sagte Bartusch. — „Weiter!“ — „Zweitens, die kranke Frau Müllerin —“ — „Bartusch! Ich, ich sterbe —“ — „Laß doch, Kind! Was ist mit der Frau Müllerin?“ — „Sie will nicht aus der Mühle —“ — „Wirklich nicht?“ — „Sie will da sterben, wo sie gelebt hat.“ — „In dem dumpfen, feuchten Gemäuer? Bei dem ewigen Klappern der Räder? Dem Schaum, der fast auf ihre Betten spritzt? Wie kann da die Frau gesund werden?“ Hannchen Schlurck war wirklich außer sich über diese hartnäckigen Gewohnheitsmenschen; aber Bartusch sagte: „Leben in der Mühle und sterben in der Mühle. Doctor Reinick meinte auch: Diesen Leuten ist in solchen Sachen nicht beizukommen.“ Melanie konnte über die Spannung, in der sie Bartusch erhielt, nicht entrüsteter sein als ihre Mutter über Menschen, die an der Schwindsucht leiden und nicht das Geringste für das Einathmen gesunder Luft thun.

„Drittens, der Bauer Sandrart . . .“ — „Ach! Ach!“ schmachtete Melanie, fast verzweifelnd. — „Der Bauer Sandrart ist absolut nicht zu bewegen, vor uns die Mütze abzunehmen, wenn wir in den Ullagrund fahren.“ — „Warum nicht?“ sagte die Mutter aufwallend. — „Der Justizdirector meint, es wäre der reichste, frechste und impertinenteste Mensch im ganzen Fürstenthum. Jetzt, da sein Sohn in der Garde sogar Sergeant geworden wäre, käm' ihm Keiner gleich, es wäre denn der Fürst von Hohenberg selbst.“ — „Egon heißt dieser! Gott sei Dank! Sie lenken zum Fürsten ein! Bleiben Sie auf dieser Fährte!“ — „Oder der Feldwebel seines Sohnes, der in der dritten Com-

pagnie des Leibregiments steht, unter dem Major von Werdeck —" — „Bartusch! Bartusch!" — Bartusch fuhr in seinen Rapporten fort. Er kam auf Reichmeyer, auf Lasally, auf den Pfarrer. Es klopfte. Jeannette brachte einen großen Blumenstrauß. Das Geschenk kam vom Pfarrer und war als Morgengruß für Fräulein Schlurck bestimmt. „Da sieht man die Ursache des gestrigen Zanks, den er noch in später Nacht mit seiner Frau hatte," bemerkte Bartusch, als Jeannette auf später beschieden wurde.

Während die Mutter den großen frischduftenden Strauß zertheilte, um ihn vorläufig in die kleinen Wassergläser, die mit dem Frühstück gekommen waren, setzen zu können und auf die Art kein weiteres Klingeln nöthig zu haben, sagte Melanie, die das Geschenk mit aufrichtiger Theilnahme entgegengenommen hatte: „Und wer weiß, kluger Mann, ob diese Blumen nicht heute ganz früh in der Stille im Pfarrhause gepflückt wurden, während die gute treue Gattin und die fünf Schreihälse von Kindern noch schliefen! Laßt mir doch den armen Pfarrer!" — „Und die gestrige Scene?" fragte die Mutter. — „Die stille Frau, die hier saß, als könnte sie nicht Fünf zählen und zu Allem lächelte," sagte Bartusch, „hat einen Anfall von Eifersucht gehabt und geweint. Stromer schlug aber auf alle Tische, drohte mit allen möglichen Entschließungen und die Kinder, aufgeschreckt aus den Betten, in denen sie schon schliefen, warfen sich zwischen die beiden Streiter und suchten Frieden zu stiften, bis die Hunde der Mühle zu bellen anfingen und die Eheleute zur Besinnung auf die geistliche Würde des Hauses riefen. Die Frau schwieg, aber, wie sie gesagt haben soll, nur aus Schonung für die kranke Müllerin." — „Unglückliches Bild der Ehe!" seufzte Melanie's Mutter, die zwar aus ihrem eigenen Leben solche Scenen nur von ganz früh kannte, die Welt aber hinlänglich beobachtet hatte, um dergleichen Nachspiele zu einem heitern gesellschaftlichen Abend, wo der Mann mit der Frau, die Frau mit dem Mann nicht zufrieden war, zu verstehen. Melanie, aufgeregt, sagte noch ausdrücklicher:

„Ja, laßt mir den Pfarrer! Guido Stromer kommt mir vor, wie ein Apfelbaum, dem, nachdem er lange keine Früchte mehr getragen hat, plötzlich einfällt, im November zu blühen! Der Mama gesteh' ich's, er hat mir gar nicht misfallen. Er ist nicht schön und schon über die Jahre hinaus, wo man noch eines angenehmen Eindrucks durch sein Aeußeres gewiß ist, aber er besitzt eine Frische, die auf ein nur gehemmtes, nicht erstorbenes Bedürfniß nach Lebensfreude schließen läßt. In dem

Pfarrer schlummert Etwas." — „Das du doch nicht etwa wirst wecken wollen?" sagte fast erschrocken die Mutter. — „Warum nicht ich? Jeder!" antwortete Melanie. „Guido Stromer hat große schöne Augen, die er oft so gewaltig lüftet, als sollte man in eine helle Krystallwelt hinuntersehen, wo Alles anders aussieht, wie auf der unsern. Wenn mich der Mann lange und prüfend betrachtet, fühl' ich Etwas von jenen Vampyren, die schon mit ihren Blicken Andern das Leben aussaugen sollen. Verpflanzt doch nur einmal einen solchen Mann, wie mir Siegbert Wildungen von einem lateinischen Schulmeister, dem großen Winkelmann, erzählt hat, verpflanzt ihn aus einem Städtchen in der Priegnitz oder Altmark von seinen Büchern und seinen häuslichen Jämmerlichkeiten hinweg nach Rom und zu den Göttern Griechenlands und doch wohin verirr' ich mich? Was sind Ihnen, Bartusch, die Götter Griechenlands! Bellen Sie weiter, alter Cerberus!"

„Das Gebell der Hunde," fuhr Bartusch fort, indem er an den kleinen Backwerkresten kaute, die sich noch auf den Tellern fanden, „das Gebell der Hunde kann indessen auch von mancherlei Abends und über Nacht angekommenen neuen Besuchern und Durchreisenden des Orts herrühren." — „Endlich! Endlich!" — „Da ist zuvörderst zu erwähnen, daß mitten in der Nacht eine Depesche an den Herrn Intendanten einlief, deren Inhalt sich aus der großen Eile abnehmen läßt, womit heute schon in aller Frühe das Geschäft der Einpackung begonnen hat." — „Daher also das frühe Hämmern und Poltern, das mich nicht mehr einschlafen ließ?" sagte Melanie und trat ans Fenster. „Himmel," rief sie, „was soll denn der geschmacklose Wagen?"

Man legte die Gardinen zurück und entdeckte im innern Hofe einen langen und breiten Transportwagen der Art, wie man sie in großen Städten bei Umzügen braucht. Die Pferde waren ausgespannt. Hinten der weitläufige Raum war halb geschlossen. Zu gleicher Zeit sah man auf dem andern Flügel schon die Excellenz mit ihren beiden Bedienten in voller Thätigkeit, Befehle ertheilend, hier und da beim Emballiren zur Behutsamkeit mahnend, sonst aber schon in gewählter Toilette und die Gelegenheit wahrnehmend, ob der geöffnete Zipfel des Vorhangs an dem schon lange von ihm fixirten Fenster nicht Etwas von seinen weiblichen Bewohnern zeigen würde. Als er eben grüßen wollte, ließ die Mutter den Vorhang fallen und Melanie rief lachend und mit komischem Pathos hinter dem schützenden Versteck: „Bist Du es denn wirklich, Mann mit den himmlischen

kleinen Ohren? Alp meiner Seele, der mich eine Nacht gekostet hat, die ich auf dem Kalender unserer jungen Liebe als eine verlorene ausstreichen muß! Blinzle nicht so gefahrvoll herüber! Mäßige das Feuer Deiner Augen, vortrefflicher Don Quixote! Fürchtest Du nicht, daß ich, angezogen vom süßen Lächeln Deines mit so kunstvollen amerikanischen Zähnen geschmückten Mundes zu Dir hinüberfliege und dort das prächtige Buch in dem grünen Sammeteinband mit dem goldenen Schnitt Dir aus der Hand reiße und rufe: Mein! Mein? Ja mein, weil Du es berührtest! Schlag es nur auf, Mann! Lächle nur! Es ist die Bibel, das Buch aller Bücher, worin das Hohe Lied Salomonis steht, das ich singen werde zur Geige und Flöte, wenn ich komme, um Deine kleinen Ohren mit Rosen zu umkränzen! Da notirt er's in einem langen Buche, vielleicht gerade Nummer sechzig, die eine schnöde Anspielung auf Deine Lebensgeschichte enthält! Aber Bartusch, Mutter, seht nur, es ist ein Staatsdiener, der das Vertrauen seines Monarchen verdient, selbst die verwesten Blumen, die da noch in einer chinesischen Vase stehen, betrachtet er, ob sie dem Staate verfallen sind oder nicht? Nimm sie! Es sind die vortrefflichsten Strohfäden für das Haar unserer neuen Ophelia, meiner Freundin Friederike Wilhelmine von Flottwitz, die aus Liebe zum Prinzen Egon, wollt' ich sagen Ottokar, dem Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, bereits närrisch geworden ist —!" — „Kind! Kind!" sagte die Mutter, „nimm Du Dich nur selbst in Acht! Das Abenteuer mit dem Incognito bringt dich um deine Vernunft. Es ist nichts damit; denn Bartusch scheint uns zu foppen und von einem Fremden mit lichtbraunen Haaren nichts zu wissen." — „Doch!" fuhr dieser aus seiner Fassung nicht zu bringende Mann fort; „wir haben nunmehro die Wahl zwischen drei fremden Personen, die seit gestern Abend angekommen sind. Denn den Kurier, der wahrscheinlich wegen der hier vermutheten Anwesenheit des Prinzen Egon zur schleunigsten Beschlagnahme der drei Zimmer der Fürstin gerathen hat, rechne ich nicht —" — „Rechnen Sie ums Himmels willen nicht!" rief Melanie ungeduldig. „Sagen Sie, wer von den Dreien dem Siegbert Wildungen ähnlich sieht?" — „Ich kenne den jungen Maler nicht," bemerkte Bartusch; „aber eine gewisse Person, die man gestern tief in der Nacht hier ums Schloß hat schleichen sehen und die durch dieselben Hunde, die ich schon aus zwei andern Ursachen bellen ließ, verscheucht wurde, kann es nicht sein. Sie hatte rothe Haare —" — „Das war Hackert," sagte die Mutter unmuthig. — Melanie schwieg.

„Er muß sich den Garten heraufgeschlichen haben, verschwand auch dorthin, als die Bedienten des Intendanten, die drüben in den Zimmern abwechselnd wachen mußten, ihn entdeckten, das Fenster öffneten und anrufen wollten. Wo er Obdach gefunden, weiß man nicht; auch Niemand sonst hat ihn irgendwo unten im Dorfe gesehen.“

Mutter und Tochter schwiegen ernst. „Dann,“ fuhr Bartusch, die Pause benutzend, fort, „dann ist zu nennen ein älterer Mann, der in der Krone unten angekommen mit einem allerliebsten Knaben. Der Fremde nennt sich Ackermann. Herr Ackermann soll geäußert haben, er käme von einer weiten Reise und hat hier im Dorf Aufsehen gemacht durch das viele Seltsame und Abenteuerliche, das er gestern Abend den Leuten im Wirthshause von Amerika erzählte. Nun ja! Das fehlte uns noch, daß sich zu allen Calamitäten, die wir schon auf dieser Herrschaft zu überstehen haben, noch das Auswanderungsfieber gesellte und durch irgend einen gewandten Agenten, Das wird Herr Ackermann sein, die Leute vollends zu ihrer Arbeit keine Lust und Liebe mehr behielten! Ich ließ darum schon heute in aller Frühe genauer nach diesem Herrn Ackermann forschen und erstaune, daß auch er, wie der Letzte und Beste von Allen, über Die ich zu berichten habe —“ — „Der Prinz?“ unterbrach ihn Melanie mit äußerster Ungeduld. — „Nun wol,“ sagte Bartusch, „der Prinz! Ich glaube er ist da. Aber Sie würden mich verbinden, wenn Sie in dem äußern Antheil, den Sie an diesem Abenteuer nehmen, mein Fräulein, nicht vergäßen, wie streng die Vorschriften des Justizraths sind und wieviel möglicherweise darauf ankommen kann, ob und wie wir hier mit dem Erben der fürstlich Hohenberg'schen verwickelten Masse zusammentreffen.“

„Ja, Melanie,“ sagte nun auch die Mutter, durch Hackert's Erwähnung streng und ernst gestimmt; „laß Bartusch seine ganze Meinung sagen, damit wir wissen, wie wir uns zu verhalten haben. Des Vaters halbe Existenz beruht auf dieser Administration.“

Melanie, befriedigt schon von der Thatsache, daß nun wenigstens der vielbesprochene und abenteuerliche Fürst da war, nahm aus einem der Gläser einige Blumen des Pfarrers und schwebte, ihren Duft einathmend und sich in sorgloser Spannung wiegend, im Zimmer leise auf und ab. Die Melodie, die sie dabei trällerte, störte nicht.

„Der dritte Fremde,“ berichtete Bartusch, „kam denn also gestern Nachmittag in einem kleinen Einspänner mit einem sehr

ermüdeten Pferde an." — „Gestern Nachmittag?" unterbrach Melanie. „Mit dem kleinen Wägelchen, das wir im Walde trafen? Wir ritten pfeilschnell vorüber. Aber es waren zwei Herren —" — „Einer nur!" sagte Bartusch. — „Es waren zwei," erklärte Melanie. „Einer faßte nach den Zügeln des scheugewordenen Pferdes, die ihm entfallen waren. Der Andere, in einer blauen Blouse, war gleichfalls im Wagen aufgesprungen und half ihm. Wir ritten zu schnell, um genauer zu beobachten. Mein Schleier flatterte zu sehr im Winde, die Mienen konnt' ich nicht unterscheiden. Auch waren Beide jung und der Eine, der Eine schien mir eleganter, als für den schlechten Wagen paßte —" — „Von Zweien weiß ich nichts!" sagte Bartusch. „Der da unten in der Krone abgestiegen ist, der hat in der That lichtbraunes Haar, zarte Hände, modernen Bart und gleicht dem Signalement, das uns der Justizrath vom Prinzen gegeben hat. Bald nach ihm kam auf der andern Straße von Randhartingen her der Amerikaner, der sich Ackermann nennt, mit einem Knaben. Der wahrscheinliche Prinz hat keinen Namen genannt. Die eingeschlafenen Gewohnheiten des Nachtbuchs in den Gasthäusern haben ihn auch nicht aufgefodert, einen zu nennen. Beide, der Braunblonde und der Amerikaner, schienen sich fremd und doch haben sie, wie gesagt, gemein, daß sie sich mit auffallendem Eifer nach den kleinsten Details des Schlosses und der Familie Hohenberg erkundigten. Und noch mehr, Beide fragten nach dem blinden Schmied im Dorfe." — „Nach Dem frägt ein Jeder, der mit einem eigenen Wagen kommt und sein Pferd beschlagen lassen will." — „O nein, nicht wegen der Pferde geschah's. Der Amerikaner fragte nach dem Schmied Zeck und nach dessen alter Schwester, die im Walde beim Förster Heunisch wohnt. Der Prinz aber, wenn er's ist, machte sich mit demselben alten Schmied Zeck zu schaffen, indem er behauptete, ein Schrein, der ihm gehörte, wäre kürzlich von einem Fuhrmann, der ihm das Frachtstück aus der Stadt Angerode hätte überbringen sollen, bei einer Reparatur seines Wagens hier entweder verlorengegangen oder nach allen Anzeichen gestohlen worden. Den Lärm wegen jenes Schreins kennen Sie ja! Wie kommt Prinz Egon zur Kenntniß dieses Vorfalls? Welchen Antheil hat er daran? Ja noch mehr, wie konnte er zu dem alten Zeck sagen: Der Schrein ist gefunden worden, bemüht Euch nicht, mir den Jammer wieder auszumalen, woran noch Peters krank darniederliegt! Ich reise morgen zurück und lasse den Schrein mir von Dem zurückstellen, der ihn gefunden hat — dem Justiz-

rath Schlurck." — „Wie, Schlurck?" rief Melanie's Mutter und auch Melanie, die von dem ganzen Vorfall nichts wußte, blickte staunend. — „Ich entsinne mich des Morgens," sagte Hannchen Schlurck, „wo das Geschrei eines Fuhrmanns das ganze Schloß in Aufruhr brachte. Wir hatten unsern verunglückten Ball gehabt, wo nur die Bürgerlichen aushielten. Schlurck war trotzdem von der heitersten Laune. Nachdem wir kaum vom ersten Schlaf erwachten, wird es unter unsern Fenstern laut. Ein Fuhrmann hat, um die Hitze zu vermeiden, in der Nacht statt am Tage fahren wollen. Beim Herabfahren vom Berge, dicht an der Schmiede, bricht die Achse und sein Wagen schießt über ihn weg. Erst muß er eine Weile so gelegen haben, bis das Bellen seines Hundes die Leute weckt. Noch war hier oben Alles wach. Der Schmied wird aus dem Schlaf gerüttelt. Man packt den Wagen ab. Der Fuhrmann wird in die Schmiede getragen. Man stellt seinen Wagen wieder her. Der arme Mensch kommt zur Besinnung, ladet wieder auf und vermißt einen Schrein, um dessen Wiedererlangung der Mann fast wahnsinnig wird. Er beschwört Alles, was lebt, um sein verlorengegangenes Frachtstück, klagt den Schmied an, das Schloß, das ganze Dorf. Der Justizdirector wird geweckt, man nimmt ein Protokoll auf, der Fuhrmann reist unverrichteter Sache wieder ab, und nun sagt Prinz Egon, wenn er's ist, das geraubte Gut befände sich in den Händen — meines Mannes? Wie ist das nur möglich?" — „Ja, wie käme der Vater dazu?" — „Es war zwei Uhr, als sich das Unglück mit dem Fuhrmann ereignete. Der Schrein ging um zwei Uhr verloren. Schlurck hatte schon lange vor ein Uhr die jüngere forttanzende Gesellschaft verlassen, die Justizdirectorin, die sich mit den Adeligen entfernen zu müssen glaubte, früh nach Hause begleitet und mußte längst wieder zurück sein, da man den Weg hin und her von der Zeisel'schen Wohnung in einer halben Stunde macht." — „Mußte zurück sein!" sagte Bartusch mit einem Ernste, dem ein boshaftes Lächeln folgte. Melanie's Mutter fixirte ihn. „Mußte?" sagte sie erröthend.

Es trat ein peinlicher Augenblick ein. Offen lagen da gewisse geheime Schäden dieser frivolen Familie, die bisher vom absichtlichen Nichtwissenwollen verdeckt waren. Schlurck verehrte Frau von Zeisel. Frau von Zeisel war ohne ihren Mann vom Ball gegangen. Man konnte Vermuthungen Raum geben, Schlüsse ziehen. Man konnte — „Genug!" rief Melanie; „weg mit Eurer abscheulichen juristischen Untersuchung. Ist

es nicht, als säße man hier auf dem Armensünderstuhl und müßte seine unschuldigsten Erlebnisse zu Protokoll geben! Schämen Sie sich, Bartusch, mit Ihrer grübelnden Weisheit, die doch nichts zu Tage fördern wird, als daß Sie unter Thoren der Thörichtste sind. Ein Schrein — ein Justizdirector — zwei Uhr — was ist da Alles? Gehen Sie hinunter in die Krone, richten Sie an den hellbraunen Lockenkopf, der uns hier Fallen legen, auf falsche Fährten bringen und dem Vater, den er haßt, schlimme Streiche spielen will, den Gruß meiner vortrefflichen Mutter, Johanna Schlurck, geborenen Arnemann, aus, und sagen Sie ihm: Diese noch junge, schlanke, liebenswürdige Johanna Schlurck hätte eine Tochter, die verhältnißmäßig jünger, noch schlanker, aber nicht liebenswürdiger wäre als Mama, und sich erkundigen müßte, ob ihm gestern im Walde mit seinem störrischen Thiere keine Unannehmlichkeit widerfahren wäre? Verstehen Sie? Und die Antwort darauf, fahren Sie fort, die Antwort, würden die Bewohner des Schlosses lieber von ihm selbst hören, falls er geneigt wäre, bei uns heute einen Löffel Suppe zu essen. Bürgerlich um halbzwei Uhr. Bist du's zufrieden, Mama?" — Die Mutter war noch erschüttert davon, daß Bartusch auf die Artigkeit hatte anspielen können, die der Justizrath der Frau von Zeisel erwies. — „Einen Korb nehmen wir nicht," fuhr Melanie den Unmuth verscheuchend fort. „Das ganze Getriebe von Intriguen zwischen den Häusern Hohenberg und Schlurck, alle diese Feindschaften lass' ich nicht aufkommen. Der Vater soll uns keine Vorschriften machen, die wider die Natur der Frauen gehen. Hier lebe die Galanterie! Sie machen sich sogleich auf den Weg, Bartusch, bei Strafe meiner Ungnade, und knüpfen die Verbindung auf feine diplomatische Art an! Lächeln Sie mir aber nicht etwa, wie's im Hamlet heißt, als wollten Sie sagen: Wir wissen recht gut, Sie sind Prinz Egon, aber wir drücken die Augen zu! Oder: Wir scheinen dumm und wollen Sie doch nur nicht kennen! Verstehen Sie? Nicht so! Will der Prinz sich verborgen halten, so nehmen Sie ihn ernst und heilig für Das, wofür er sich ausgibt, und wär's ein gewöhnlicher reisender Kammerjäger, der hier oben auf dem Schlosse nur Ratten und Mäuse verjagen will." — „Wer weiß, ob Das nicht seine wahre Absicht ist!" sagte die Mutter, die sich allmälig wieder sammelte. — „Nein, ich stifte Frieden zwischen den Häusern Friedland, Piccolomini!" sagte Melanie und drängte Bartusch zur Thür hinaus, indem sie ihm noch nachrief: „Halb zwei Uhr steht die Suppe auf dem Tisch!" — Bartusch zögerte. Melanie gab ihm kein Gehör

mehr. Sie drückte gewaltsam hinter ihm die Thür zu. „Mutter!“ sagte sie, „jetzt gilt es schön sein!“ Sie klingelte und rief ihrem Mädchen.

Bartusch wollte draußen immer noch zweifeln, klopfte, begehrte Einlaß, erinnerte immer noch an das doch nur im Allgemeinen zutreffende Signalement. Melanie rief hinaus: „Wir werden bald wissen, woran wir sind. Der Wink der Trompetta soll nicht verloren gehen.“ Leiser und fast für sich setzte sie hinzu: „Wir werden ihn sehen und uns bald überzeugen, ob er einem jungen Mann ähnlich sieht, den wir ja wol genau kennen, dem guten Siegbert Wildungen!“

Damit ging nun Bartusch. Melanie bedeckte die Mutter mit zärtlichen Küssen, umarmte sie, tanzte mit ihr und suchte sie möglichst aufzuheitern. Nicht ohne einen Anflug von Rührung ließ die ernstgestimmte Mutter die Liebkosungen ihres Kindes geschehen und folgte der Aufforderung, gemeinschaftlich zu berathen, wie dieser Mittag angeordnet, vor allen Dingen, welche Gäste noch und welche Kleider gewählt werden sollten. Indem Beide mit der inzwischen eingetretenen Jeannette in das Garderobezimmer traten, schritt Bartusch nachdenklich die Anhöhe herab dem Wirthshause, genannt die Krone, zu.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Ackermann, der Amerikaner.

Dankmar Wildungen befand sich noch am Fuß des Schlosses Hohenberg. Sein Gemüth war leicht geworden, der Freude zugänglich und der Freude auch bedürftig, seitdem ihn der spurlos verschwundene Prinz Hohenberg über seinen Schrein beruhigt hatte. Nach jeder großen abgenommenen Sorge will sich das erschöpfte Herz wieder füllen und stärken, und wie in eine große Lücke und Leere schießt dann das Leben nur mit desto ungefesselterer Gewalt. Warum sollte er schon wieder zurück nach der Residenz, jetzt, wo keine Last mehr auf seinem Gemüth lag und sich so Manches begeben hatte, dessen nähere Entwickelung seine Neugier spannte?

Zuerst war es auch Hackert's plötzliches Verschwinden, über das er doch irgend eine Aufklärung wünschen mußte. War ihm auch diese Bekanntschaft eine solche, von welcher er lieber gewollt hätte, er hätte sie nicht gemacht, so peinigte ihn doch jetzt die völlige Ungewißheit über Das, was er von diesem oft der Theilnahme würdigen und dann wieder fremdartig abstoßenden, ja niedrig und geringfügig denkenden Menschen halten sollte. Stündlich erwartete er dessen Wiederkehr. Im Gasthause zur Krone glaubte er bestimmt, von ihm noch erfragt zu werden. Aber vergebens, jede Spur des abenteuerlichen Menschen war verschwunden.

In noch höherm Grade, als die Enthüllung der Hackert'schen Persönlichkeit, fesselte Dankmar'n die Aussicht, hier irgendwo,

wenn auch unter dem schützenden Deckmantel der ihm gelobten Unbekanntschaft, wieder dem Prinzen zu begegnen. Er konnte doch kaum daran zweifeln, daß der von seinem Vater so schmählich verkürzte Erbe der Hohenberg'schen Besitzungen wirklich hierher gekommen war, entweder um einen Act der Pietät, ein Opfer des Herzens zu vollziehen oder sich ungekannt vom wahren Zustande dieser Besitzungen zu unterrichten. Die letzte Annahme schien ihm nach längerer Erwägung die richtigere und der Natur des Fremden entsprechendere. Denn so edel und männlich ihm Alles erschien, was der junge ihm an Jahren nur wenig vorangeschrittene Fremde in Wort und Benehmen geäußert hatte, so war doch Dankmar Wildungen Kenner der menschlichen Seele schon genug, um sich sagen zu können, daß bei Egon von Hohenberg, wenn er es war, die Kräfte des Verstandes das vielleicht verstecktere oder unentwickeltere Gemüth überwogen. Wie wenig hatte er sich von dem Förster Heunisch auf dem Gelben Hirsch über seine Mutter berichten lassen! Wie weit mehr dagegen, besonders als sie beide vor die Thür des Wirthshauses gegangen waren und Dankmar ihr lautes Gespräch hören konnte, hatte er der gegenwärtigen Verfassung dieser seiner mehr als zweifelhaft gewordenen Besitzungen nachgeforscht! Dankmar griff in solchen Beurtheilungen nicht fehl. Wie sich eine seelenvolle, rein gemüthliche Natur äußert, konnte er durch keinen Vergleich sicherer treffen, als durch den mit seinem theuern, ältern Bruder Siegbert, der einen kindlichen Glauben an die Menschen hatte und die Jahre, die er vor Dankmar'n voraus zählte, nur gewonnen zu haben schien, um immer wärmer, immer ergebener und nachsichtiger zu fühlen, während dagegen Dankmar an sich selbst gestehen mußte, daß er mit jedem Jahr, woran sein Alter zunahm, kälter zu denken lernte. Die Kälte des Fremden schien ihm nicht Kälte des Herzens, sondern die Kälte der Erfahrung, des erlebten Unglücks und des innersten Mismuths zu sein.

Aber auch von diesem Fremden sah Dankmar nichts wieder. Zu den Behörden zu gehen, seinen Verlust dort noch einmal anzuregen, schien ihm, nach dem tiefen moralischen Eindruck der Versicherung des angeblichen Egon, nicht mehr nothwendig. In der Schmiede, wo er vorsprach, hatte er einen stumpfsinnigen tauben jüngern Gesellen, Zeck Sohn, angetroffen, der keine einzige seiner Fragen beantworten konnte. Mit dem ältern, Zeck Vater, schien es ihm anfangs, als würde er, wenn er viel forschen müßte, einen noch schlimmern Stand haben; dieser war stock-

blind. Eine Unruhe, die den großen athletisch gebauten alten Mann ergriff, wie sich Dankmar als Eigenthümer des neulich geraubten Frachtguts zu erkennen gab, fiel ihm auf. Doch einem Verdacht konnte er keinen Raum geben, zumal, da die Aussagen des Blinden mit denen des Fuhrmanns stimmten. Kannte er doch auch hinlänglich diese, man möchte sie geistig halbwüchsige Menschen nennen, aus seiner eigenen juristischen Praxis! Er wußte, wie selbst der Unschuldigste vor einem Richter zittert und sich verfärbt, wenn man ihn eines Verbrechens zeiht und mit allen in solchen Fällen üblichen Feierlichkeiten inquirirt. Hatte er nicht Fälle erlebt, wo solche Menschen, besonders wenn sie in einer religiösen Dumpfheit lebten, unter den Fragen eines Richters so über sich in Unklarheit geriethen, daß es ihnen allmälig wurde, als hätten sie in der That, vielleicht in einem unzurechnungsfähigen, ihnen von bösen Geistern angezauberten Zustande, die Verbrechen begangen, deren sie verdächtig erscheinen sollten! Des Menschen Seele ist ein schüchtern Ding, ein zitternd flimmerndes Beben. Nur darin erschien Dankmar'n der alte Zeck wunderlich, daß er bei seiner Mittheilung, Zeck möchte sich beruhigen, Justizrath Schlurck hätte den Schrein gefunden, hätte ihn nach der Hauptstadt mit sich genommen, sich verfärbte und stutzte. Statt sich zu freuen, daß nun seines Sohnes Ehrlichkeit in das hellste Licht gesetzt war, griff sich der Alte in sein weißes Haar, riß die starren blinden Augen bis zu den dicken weißen Brauen auf und tastete so krampfhaft erregt um sich her, als wäre ihm die niederschlagendste Mittheilung von der Welt gemacht worden. Darauf länger zu achten und zu forschen, behielt sich Dankmar noch vor. Er mußte die Natur dieser Menschen erst kennen lernen. Die sonderbar und falsch angebrachten Bibelsprüche, die der alte Zeck, wie nach seiner sogleich gemachten Entdeckung Viele in und um Plessen, im Munde führte, deuteten auf seltsame Anomalieen. Statt diesen nachzuforschen, beschäftigte sich Dankmar einstweilen mit einem alten Bekannten, den er hier zu einer Freude wiederfand.

Es war dies Niemand anders als Bello, der Hund des Fuhrmanns Peters. Er und der kleine unansehnliche Spitz kannten sich schon von Angerode her, schon vom Lyceum, das die Brüder Wildungen dort besucht hatten. Wie Dankmar in die Schmiede trat, wo noch der Blinde mit gewaltigem Arm, wie in mechanischer Gewohnheit, auf glühende Hufeisen schlug, während der Taube den Blasebalg am Feuer zog, bis sich Beide ablösten und ihr Geschäft umgekehrt verrichteten, sprang das noch immer

lahme Thierchen, das lange zottige Haar vom Dampf der Feuer-esse geschwärzt, zu Dankmar hinauf, winselte, schmiegte sich, blaffte vor Freude, als wollte es sagen: Da ist Einer, der sich meiner erinnert! Ich weiß, du kommst um mich zu holen, alter Gönner vom Gasthof zum Einhorn in Angerode, wo du als Lyceist zu Mittag speistest, bringst mir Grüße von meinem Herrn und meiner Frau! Und des Thierchens Erregung war so leben-voll, in dem Grade beinahe sprechend, daß es Dankmar'n, wenn er noch unruhig gewesen wäre über seinen Verlust, so hätte zu Muthe werden müssen, als spräche ihm Jemand: Das Thier will dir etwas sagen, es weiß, wer der Räuber deines Eigen-thums ist und wird ihn dir ohne Zweifel bei erster Begegnung zeigen und verrathen! Bald sprang Bello zu ihm, bald gegen den alten Schmied auf, zerrte an Dankmar's Rockschooß, bellte den Blinden an, bis dieser den Moment wahrnehmend, so gewaltig mit dem Fuß gegen den Störenfried austrat, daß sich dieser heu-lend und winselnd, an seinem wunden Bein getroffen, in eine dunkle Ecke der Schmiede verkroch. „Wie grob!" rief Dankmar. „Nennt Ihr das Pflege? Ich denke, Ihr seid ein Arzt für Thiere?" — „Nehmt den Bello nur mit —!" hatte darauf der alte Schmied gesagt; „er ist geheilt, soweit wie's möglich war, bei dem strampligen, unruhigen Wesen! Die Bestie ist wie alle Fuhrmannshunde nur auf's Kläffen dressirt; für Bandage und Kost verlange ich nichts! Ich mag den Hund nicht!" Seitdem hatte Dankmar den für immer lahmen Bello zu sich genommen, ihn in der Krone säubern und waschen lassen und war von ihm auf seinen kleinen Spaziergängen, trotzdem er kläglich hinken und humpeln mußte, schon allwärts treu und munter begleitet worden.

Die schöne liebliche, sonnenhelle Natur war es zuvörderst, die Dankmar'n bestimmte, dem magern Gaul des Pelikanwirths einen Tag Ruhe zu gönnen. Bring' ich doch Freude mit! sagte er sich. Trost und den Hund für Peters und dem Bruder die Beruhigung über mein eigenes Unheil und was nicht minder et-was werth ist, die Erzählung meiner Abenteuer —! Dankmar fühlte, wenn er die Fenster des kleinen Zimmers, das er in der Krone bewohnte, öffnete, jene reine selige Stimmung, die Jeder kennt, der einmal von einer großen Gefahr oder den Ursachen einer großen Befürchtung befreit wurde und dann auch zugleich die Muße fand, diese Seligkeit der Erlösung zu genießen. Die rebenlaubumkränzten Fenster gingen nach dem schönen Dorfe Plessen hinaus. Da hatte jedes Haus seinen Garten, den

die Natur noch pflegte, wenn die Menschenhand vielleicht dazu erlahmt war. Die Bauern und Häusler waren frei, aber nicht in dem Grade wohlhabend, sich ganz auf eigene Hand unabhängig zu fühlen. Ihre Abgaben an den Fürsten Waldemar waren seit lange capitalisirt. Die neue Zeit hatte an den vielen kleinen noch übriggebliebenen Laudemialgefällen rütteln können, aber nicht an den einmal bestimmten Abfindungssummen. Da gab es nun Mismuth, Unfriede, Zorn, Gewaltthat genug. Doch wirkliche Widersetzlichkeiten gab es nur in Randhartingen, dem größten und selbstständigsten Orte im Hohenbergischen, im Ullagrunde, wo neben dem reichen Bauer Sandrart viel Arme wohnten, in Schönau, wo dem Fürsten von Hohenberg manche Gerechtsame gehörte und der Heidekrüger Justus, noch entschiedener Drossel, der Wirth zum Gelben Hirsch, die Leidenschaften in Gährung hielt. Hier in Plessen merkte der Herrschaftsdirector von Zeisel nicht so auffallend, wie bedenklich seine Stellung wurde. Plessen hatte schon seit Jahren vom Schloß und dem Leben auf ihm abgehangen. Und schon seit Jahren fehlte die von oben strömende Befruchtung. Die Menschen ließen den Kopf hängen und welkten in ihren Hoffnungen hin und verwilderten wie ihre Gärten und die kleinen Hecken, die diese trennten. Plessen war ein lieblicher Ort. Die Ulla floß vom Ullagrund in zwei Armen hernieder, von denen der eine raschere und bewegte die Mühle bewässerte, die, wie wir wissen, die kranke Müllerin nicht verlassen wollte; der andere schlängelte sich hier und da durch den Ort und machte eine Menge kleiner Stege und Brücken nothwendig, die ein Haus traulich mit dem andern verbanden. In der Mitte des baum- und buschdurchzogenen Ortes lag ein Teich, auf dem sich die Enten tummelten. Zur Seite, von düstern und verschnittenen Linden beschattet, lag des Pfarrers Wohnung, wo die Stromer'schen Kinder spielten und baarbeinig, gleich allen andern Kindern des Ortes, mit den Enten um die Wette im Teiche und in der Ulla wateten. Höher hinauf lagen herrschaftliche Gebäude, vor allen „das Amt", nach alter Bauart, von einem Hofe mit Portal und Einfahrt umschlossen. Dankmar konnte von der Krone bis in die Zimmer der Frau von Zeisel hinüberblicken und beobachtete schon lange die kleine, geputzte Dame, die unruhig und unbestimmt wie ein lebendiges Fragezeichen an den hohen Fenstern saß und bald an feiner Wäsche arbeitete, bald in einem Buche las, bald zum Fenster hinausschaute, bald in einem der Amtswohnung zur Seite liegenden Garten mit einem Körbchen unterm Arm auf und ab trippelte.

Zur Linken ging's dann nach dem Schlosse hinauf. In der Mitte zwischen dem Schloßberg und dem „Amt" lag jener gewaltige Thurm, von welchem Hackert Veranlassung genommen hatte, seine erbauliche Schilderung der Patrimonialgerichtsbarkeit zu entwerfen. Es war ein festes und gutes Stück Arbeit dieser alte Zwinger der Ungebehrdigen. Nur lag er sonderbarer Weise etwas einsam, ganz am Ende des Ortes. Hinter ihm lagen getrennt nur durch eine vom sonnigsten Himmel überwölbte fruchtbare Ebene sogleich die blauen Ränder der Berge, die dem nach ihnen pilgernden Wanderer, wie Dankmar gehört hatte, die reichste Mannigfaltigkeit von tannengeschmückten Gründen, Wildbächen mit kleinen Wasserfällen, schroffen Abhängen und lieblichen Thälern bieten sollten. Auch von Kohlenmeilern, Steinbrüchen und einer Sägemühle wurde gesprochen, die Dankmar besuchen sollte. Die Sägemühle konnte nicht weit sein. Dankmar hörte deutlich, wenn die von einem Waldbach getriebenen Räder standen und die großen Sägen wieder frisch geschärft wurden. Das klang dann so hell und singend herüber, daß er anfangs glaubte, da oben im Walde läge eine Kirche und die Glocke riefe, sie in ihrem grünen Versteck aufzusuchen.

Dankmar war eine verstandesklare dialektische Natur. Aber das Gemüth bei ihm lebte doch unter der Decke der Gedanken. Er besaß unter Anderm auch die Eigenschaft gemüthlicher Naturen, daß er das Anmuthige und Wohlthuende nicht für sich allein empfinden mochte, sondern zugleich auch mit für Die, die er liebte und die er bei seinem Genuß anwesend wünschte. Er gedachte, als er am Abend seiner Ankunft sogleich noch einen Spaziergang im Ort und dessen nächsten Umgebungen machte und die Schönheiten des Eindrucks in vollen Zügen einsog, sogleich seines geliebten, zu früh geschiedenen herrlichen Vaters, der, wie hier in Plessen jetzt der ihm unbekannte Pfarrer, so in Thaldüren still und reichern Looses würdig gehaust hatte. In den kleinen Kindern, die da im Entenpfuhl wateten, erkannte er sich und Siegbert wieder. Er betrachtete die dunkeln, von den Lindenbäumen allzu düster beschatteten Fensterscheiben der Pfarrwohnung. Der Pfarrer und seine Frau, beide festlich geschmückt, verließen gerade, als er so in Gedanken und Herzensvergleichen stand, die Wohnung: wir wissen, daß sie zum Schlosse gingen. Dankmar trat zurück, um nicht gesehen zu werden. Er vergegenwärtigte sich, Guido Stromer'n prüfend, seinen ehrwürdigen Vater und die theure Mutter, die daheim jetzt einsam in dem Sterbehause zu Angerode ihre Wittwenzeit vertrauerte. Dies

Pfarrerpaar ging stumm, kalt nebeneinander —. Stumm und kalt? sagte er sich. Er gedachte der Vergangenheit. Er mußte sich gestehen, daß auch seine Eltern in jüngern Jahren nicht immer auf einen Ton gestimmt waren. Eine Thräne stand ihm im Auge, als er sich der Zeiten erinnerte, die ihm als Kind nicht verständlich gewesen, jetzt aber klarer vom Jüngling begriffen wurden, der Zeiten, wo auch sein Vater oft Noth hatte, sich mit einer schönen, gutherzigen, zuweilen jedoch anspruchsvollen, aufbrausenden und eigensinnigen Frau zu vermitteln. Später, als die Mutter an ihrer eigenen Familie, besonders an einem heißgeliebten verschollenen Bruder viel Leids erfuhr, ebnete sich auch in ihrer Brust der etwas schroffe Sinn und manches wärmere Wort entquoll den welken Lippen, die damals, als sie rosig waren, selten gebebt, selten gezittert hatten und selbst dann nicht gezittert, wenn den Vater der Schmerz darüber verzehrte. Das sind Stimmungen in den Herzen der Kinder, wo sie die Erde aufwühlen und die theuern Todten aus der Gruft wecken möchten, um ihnen zu sagen: Was hast du gelitten und wir verstanden es nicht? Was hast du von uns fodern dürfen, und wir gaben dir's nicht? Warum lebtet ihr nicht so lange, daß ihr euch ganz in uns, in euern Kindern verstandet? Bei solchen Erinnerungen bekommt auch ein sonst weltliches Gemüth, wie das unsers Dankmar einen Anflug jener Stimmung, die uns die unerschütterliche, auf die ewige Gerechtigkeit begründete Nothwendigkeit des Wiedersehens dieser unserer Lieben wie eine Gewißheit an die Hand giebt, die dem Granit der Berge zu gleichen scheint.

Von den Gästen, die zum Schlosse gingen, sah Dankmar auch noch den Justizdirector mit seiner kleinen anspruchsvollen, runden Frau, von welcher Hackert gesagt hatte, sie kennte Schlurck's schwache Seiten. Auch dies Paar vermied Dankmar, indem er um die Mauer ging, die das Amthaus und den dazu gehörigen Garten umschloß. Wie prangte da der Obstbäume schwere Last! Wie guckten die schwanken Spitzen der innerhalb der Mauer rankenden Rebengewinde über den weißen Kalk herüber! Wohl, dachte er, muß es diesen kleinen Pascha's, die bisher auf den adeligen Herrschaften die Justiz übten, übel bekommen, wenn sie aus solchen anmuthigen Wohnungen, wo sie die Herren waren, in die Landstädte versetzt werden, wo sie nach gewöhnlicher Beamtenelle gemessen, auf der allgemeinen Bleiche des Staates nur ein bescheidenes Stückchen Tuch, vielleicht nicht länger als ihr Ordensbändchen, vorstellen. Näher besichtigte er jetzt den gefährlichen Thurm. Dankmar wünschte Siegbert den

Anblick dieses malerisch gelegenen alten Mauerwerks mit seiner herrlichen Fernsicht auf die Ebene und das Gebirge. Mit Lächeln betrachtetete er sich diesen Ueberrest alter feudaler Zeiten. Der Thurm war gewissermaßen das Wahrzeichen des Ortes. Neben ihm wohnte wahrscheinlich der Büttel, der Gerichtsbote oder sonstige Amtsgehülfe. Der Eingang in den Thurm zeigte sich schauerlich genug. Die Thür war mit Eisen beschlagen und das Schloß von einem gewaltigen Umfang. Die untern Fenster deckten hölzerne, quer über die Gevierte genagelte Latten. Ganz oben waren die dort befindlichen Gefängnisse mit vergitterten kleinen Fenstern versehen, denen fast sämmtliche Glasscheiben fehlten. Vögel hatten daselbst ihre traulichsten Nester angebracht. Dankmar legte sich, behaglich angemuthet, eine Cigarre rauchend, am Fuß des criminellen Gemäuers nieder, recht in die Mitte unter frischen duftenden Feldblumen, gelbweißen Kamillen, dunkelrothen Klapperrosen, blauen Glockenblumen und Winden und zwischen hochstämmige hier und da aufgeschossene wilde Wurzel- und Staudenpflanzen.

Da fühl' ich's, dachte er im Sinne des Bruders, was zum Ergreifen des Pinsels treiben kann! Wer möchte dies weite Feld, diese Wiesen, diese sich schlängelnden Bäche und die Thurmspitzen und blitzenden Fenster der Meierhöfe nicht dauernd festhalten! Wär' ich ein reicher Mann, trotz meines Bruders historischem Pinsel, nur Landschaften gewänn' ich mir! Die andern Maler geben mir alle zu viel aus sich und nur aus sich, der Landschafter giebt nur Das, was ich brauche, um mich selbst zu erfreuen und mich mit ihm in gleiche und doch freie Stimmung zu versetzen. Auch ein Genrebild will, daß man gerade diesen Moment und nur diesen, den der Künstler darstellt, genießt. Bei jeder Verschiebung der Gruppe hört das Bild schon auf, die Veranlassung, gemalt zu werden, zu verdienen. Aber die Landschaft bleibt sich immer gleich! Der Beschauende wechselt. Er wechselt nicht in seinen Stimmungen, aber in seinen Gedanken, in seinen Betrachtungen, Anknüpfungen, Auslegungen. Ich muß mir den Siegbert einmal hieher plaudern. In dem Atelier, bei dem Theelöffelgeklapper seiner vornehmen Protectricen, in den Salons und Coterieen, wo er ästhetisirt und sich verdüftelt, wird er mir — jetzt besinn' ich mich auf sein Aussehen im Pelikan — blaß und verschmachtet und wol gar — an einer geheimen Liebe —?

Wie Dankmar so im versengten Grase und unter den würzigen Kräutern und bescheidenen Blumen, den Kopf auf den

Arm gestemmt, in die Gegend blickte, die ihm, dem Unruhigen und Rastlosen, Friede in die Seele goß, verweilte sein Auge, das anfangs nur summenden Käfern und Schmetterlingen, dann und wann einem Landmann, einem Bauermädchen, einem Wagen nachhängender folgte, auf einem ältern Mann und einem Knaben, die beide hinter dem Thurm dahergeschritten kamen und sich gleich ihm in der Gegend umschauten. Es war dies jener Fremde, der Ackermann heißen sollte und sich mit einem bescheidenen Fuhrwerk gleichfalls in der Krone Nachmittags eingefunden hatte. Der zierliche, außerordentlich behende, schöne Knabe, der ihn begleitete, war sein Sohn. Er nannte ihn, wie Dankmar von den Leuten in der Krone schon gehört hatte, mit einem Namen, den jene offenbar verwälschten. Er wußte von diesem Namen nur erst so viel, daß er dem seinigen zu ähneln schien.

Der Fremde bemerkte Dankmar'n nicht, wohl aber sein kleiner Begleiter, der Dankmar's grüßendes Nicken mit Anmuth und so bescheiden erwiderte, daß er vor Verlegenheit roth wurde. Welch' ein anmuthiges Kind! sagte Dankmar unwillkürlich, als Beide vor ihm auf der Landstraße der Ebene zuschritten. So behend, so zärtlich verschämt! Das ganze Bild eines Ganymed! Vater und Sohn waren fast gleich gekleidet. Leichte Strohhüte mit weiten Rändern schützten sie vor dem Sonnenstrahl. Der Vater trug einen Ueberrock von demselben halbwollenen Zeug, von dem der Sohn ein Jäckchen trug. Die Beinkleider waren weit und von einem gestreiften Zeuge. Der Vater hatte die Brust halb offen und hielt nur den Hemdkragen mit einem bunten Tuch zusammen, dessen lange Zipfel über die weit ausgeschnittene Weste fielen. Der Sohn dagegen trug ein zierlich gefälteltes Chemisett, das oben in eine Art Halskrause endete und seinem Antlitz mit den schönen dunkeln Locken, die über die Schultern herabrollten, etwas Neckisches, ja Zierliches und Stutzerhaftes gab. In der rechten Hand trug er ein Stöckchen mit einem goldenen kleinen Knopf und fuchtelte damit in der Luft hin und her, während sein linker Arm in dem des Vaters hing, neben welchem er graziös und sich ihm fast zärtlich anschmiegend einherschritt wie ein Mädchen.

Dankmar konnte beide Lustwanderer genau betrachten; denn oft standen sie still, wandten den Blick wieder rückwärts und sahen sich die Gegend, die sie ebenso wie ihn zu erfreuen schien, gründlichst an. Endlich hielten sie an einem der Wege, die zum Schloß hinaufführten, inne. Sie schienen unschlüssig, ob sie ihn einschlagen, und auch Hohenberg besichtigen sollten. Der Kleine verrieth durch seine zuredenden Gebehrden, daß ihn die Neugier

stachelte zum Schloß hinaufzusteigen. Zu den Gästen, die dort oben ihr Wesen treiben, dachte Dankmar, gehören sie doch gewiß nicht. Oder ist vielleicht der Vater geneigt, hier eine Besitzung zu kaufen? Er fand, daß sich der Fremde als Naturfreund gab, der zuweilen Aehren ausraufte und sie prüfend betrachtete, einen Stein vom Wege aufgriff, ihn in der Sonne funkeln ließ und wieder gleichgültig wegwarf, das Stacket, womit der zum Schloß gehörige Baumgarten umzäunt war, mit dem Fuße rüttelnd prüfte und sogar an schadhaften Stellen, um zu zeigen, wie vernachlässigt es war, eine morsche Planke losriß, kurz er war bei allem Anstand der Haltung, doch eine derbe, der Natur des Landlebens kundige Persönlichkeit, die sicher einem Oekonomen oder ähnlichem Geschäftsmann entsprach. Endlich folgte der Fremde der Ueberredung des Knaben und that ihm mit sichtlichem Widerstreben den Gefallen, mit ihm zum Schloß hinaufzusteigen.

Dankmar stand nun auf und wäre gern gefolgt. Der Fremde und sein Knabe fesselten ihn. Er beschloß sich ihnen zuzugesellen, um seinerseits ebenfalls das Schloß in Augenschein zu nehmen. Da Schlurck dort oben gewohnt hatte, konnte er vielleicht erfahren, wie der Justizrath zu seinem Schrein gekommen war. Auch die schöne Melanie, von der er schon so viel Phantasieanregendes vernommen und die er selbst im Walde an sich hatte vorbeisprengen hören — genauer nach ihr zu sehen, wurde er durch Hackert's Flucht und den Zustand seines Pferdes verhindert — auch diese konnte er vielleicht hoffen irgendwo an einem der Fenster zu erblicken. Sein Bruder, mehr wußte er nicht, hatte sie im Atelier des Professors Berg, wo sie malte, zuweilen beobachtet. Daß Siegbert, der neuerdings sogar in ihrem Hause war, durch ein Bild wegen ihrer verspottet sein sollte, wußte er nicht. Alle diese Dinge waren während seiner Abwesenheit in Angerode vorgefallen.

Als er einige Schritte dem Fremden und seinem Knaben nachgegangen war, blieb er stehen. Man wird dich, wenn du dich ihnen anschlössest, für zudringlich halten! sagte er sich. Und da oben um das Schloß herumschnuppern und der Eitelkeit der dort hausenden Menschen die Folie der Neugier geben, das möchtest du doch auch nicht!

So blieb er denn unten, blickte noch einmal dem leicht hinaufhüpfenden Knaben nach, durchschritt einige Feldwege und kehrte wieder in die Krone zurück, wo er bestätigt erhielt, daß der Fremde wirklich aus Amerika käme und Ackermann hieße.

Dem Namen des Knaben kam er wieder nicht bei. Man hatte diesen offenbar nicht verstanden und sprach ein Wort aus, das ihn mehr an einen indianischen Häuptling als an einen christlichen Taufnamen erinnerte.

Früh sich zur Ruhe legend, das stille Einathmen eines ländlichen Abends unter Sternengeflimmer beim vollen goldenen Julimondenschein sentimentalern Naturen überlassend, hatte er die Absicht am nächsten Mittag, wenn er sonst von Hackert und dem Prinzen nichts erfuhr, sich mit seinem Einspänner und dem anschmiegsamen Bello auf den Rückweg zu machen.

Zweites Capitel.

Selmar Ackermann.

Als Dankmar, es war allerdings noch sehr früh, wiederum wahrnahm, daß sich Niemand nach ihm erkundigte, der Prinz und Hackert wirklich verschwunden waren, wollte er zur Schmiede gehen und vor seiner Abreise von dem alten und jungen Zeck, die ihm ein sonderbares Paar schienen, prüfenden Abschied nehmen. Bello begleitete ihn. Das kranke und sonst so schweigsame Thier wurde an der Schmiede sogleich wieder unruhig und gerieth in sein schon bezeichnetes, dem alten Schmied so widerwärtiges Kläffen und Bellen.

Es schien ihm schon von Ferne ziemlich lebendig unter und vor dem Dach der Schmiede. Da standen Wagen und Pferde, die eine Hülfe dieser Dorfvulkaniden in Anspruch nahmen. Bauernbursche, herrschaftliche Stallknechte, auch einer von Lasally's Jockeys, der die „quihnende Laura“ eben wieder in die Ställe des Schlosses zurückführte. Näher gekommen, merkte er, daß die meisten der hier Haltenden ungeduldig waren, lärmten und abgefertigt sein wollten. Nur der junge Zeck war zugegen und nahm in Ruhe, da er die Flüche nicht hörte, eine Arbeit nach der andern vor. Die Lärmenden mußten sich gedulden und zerstreuten sich durch Possen, die seit sie Dankmar hörte, nur ausgelassener wurden; denn alle Menschen sind geborene Schauspieler und werden, fühlen sie sich beobachtet, im Guten wie im Schlimmen, nur noch rührsamer.

Bello sprang zwischen diesen Tumult mitten hinein und stöberte einen Flüchtling auf, dem seine Lebhaftigkeit bedenklich vorkam. Dankmar sah schon längere Zeit, wie der junge Ackermann, der ihm denselben gefälligen Eindruck wie gestern machte, einer alten Magd des Schmieds zuschaute, die zwischen den Obstbäumen eine Leine zog, um auf ihr Wäsche zu trocknen, und wie er ihr allerhand Antworten abzugewinnen suchte. Doch ein weichliches Ding! sagte er sich. Was nimmt er an der Wäsche für einen unmännlichen Antheil! Wie er die Sacktücher mustert! Er ist hoffentlich nur neugierig und will die Buchstaben lesen, wie sie gezeichnet sind.

„Wo ist dein Vater, Kleiner?“ fragte er ihn. — „Oben beim Schmied!“ lautete die schüchtern und verlegen gegebene Antwort; „ich erwarte ihn hier.“ In der That war das Feuer in der Esse am Verglimmen. Ein Eisen auf dem Ambos verglühte. Die Geräthschaften lagen so durcheinander, als wenn sie Einer im Nu weggeworfen hätte. Der junge Zeck konnte die Arbeit kaum allein zwingen.

„Wie gefiel es Dir gestern auf dem Schlosse oben?“ sagte Dankmar, um sein Gespräch nicht sogleich wieder abzubrechen. „Mir weit besser als dem Vater!“ sagte der Knabe. — „Der hat freilich wol schon Vieles gesehen, was schöner ist,“ entgegnete Dankmar. „Ihr kommt ja weit her?“ — „Von Amerika,“ sagte der Knabe und setzte nach einigem Besinnen hinzu: „Aus Missouri.“ — „Aus Missouri! Ja, ja! Man erzählte mir's schon in der Krone,“ bemerkte Dankmar. „Da seid ihr wol nur zum Besuch hier und werdet gewiß wieder über's Meer zurückwollen?“ — „Das wissen wir selbst noch nicht,“ erwiderte der Knabe. „Wenn es dem Vater wieder in Deutschland gefällt, so bleiben wir; wo nicht, so kehren wir nach Columbia am Missouri zurück, wo wir gewohnt haben.“ — „Nach Columbia! Am Missouri!“ sagte Dankmar herzlich. Er konnte nicht umhin, dem Knaben flüchtig die Wangen zu streicheln, worauf dieser feuerroth wurde und sich geängstigt abwandte.

Dankmar nickte noch einmal und wandte sich links zur Schmiede. Ein Wagen fuhr eben davon. Zwei Pferde, hinten angebunden, hüpften ihm, mit neuen Hufeisen beschlagen, lustig nach. Lasally's Jockey war gleichfalls verschwunden. Nur noch ein Reitknecht hielt den Huf eines Gauls, dem der junge Zeck, in Hemdärmeln und ganz schwarz berußt, die Hornhaut vom Hufe abstach. Dankmar sah eine Weile zu. Der junge Zeck grüßte flüchtig und eilte sich in der Arbeit, was er nur konnte.

Der junge Ackermann hielt sich inzwischen in der Ferne auf dem Rasen und schien sich mit Bello ausgesöhnt zu haben. Kaum hatte sich Dankmar wieder nach ihm umgesehen, so war auch die letzte Arbeit in der Schmiede verrichtet. Der Knecht bezahlte und eilte mit seinem Pferde davon. Der junge Zeck verschwand in dem innern kohlengeschwärzten Hause.

Dankmar beschloß, sich dem blinden Alten vor seiner Abreise noch zu empfehlen. So folgte er in die dunkle leere Werkstatt und sah eine kleine schmale Treppe, die oben in die Wohnung des Schmieds führte. Er trat behutsam auf. Die Nachwirkung des Eindrucks, den ihm der Knabe gemacht hatte, ließ ihn leiser auftreten, als er sonst würde gegangen sein. Man hörte ihn nicht. Wie erstaunte er daher, als er unerwartet oben, eine Thürklinke niederdrückend und in ein niedriges Gemach eintretend, den blinden Zeck eben im Begriff fand, einen ganzen Haufen voll flimmernder, hellblitzender Goldstücke einzustreichen! Der taube Sohn stand gierig gaffend neben ihm und der Amerikaner wollte so eben gehen.

„Werda?" rief jetzt der Blinde mit Heftigkeit, als er sich so plötzlich überrascht fand. Sein sonst feines Gehör mußte ihn beim Fühlen und Tasten nach den schweren Goldstücken verlassen haben, sonst würde ihm wol schwerlich das wenn noch so stille Hinaufsteigen Dankmar's entgangen sein. „Beruhigt Euch!" sagte Dankmar. „Ich wünsch' Euch alles Glück, wenn Ihr in der Lotterie gewonnen oder eine Erbschaft gemacht habt. Ich wollt' Euch nur sagen, daß ich aufbreche und wenn Ihr an den Fuhrmann Peters etwas zu bestellen habt —" — „Nichts! Nichts! Nichts! Was Peters! Herr!" polterte der Blinde grob und unhöflich. Seit dem plötzlichen Reichthum schien er schon alle Fehler der Reichen angenommen zu haben. Sein Zorn erinnerte Dankmarn an die Bosheit, wie er gestern heimlich den vorlauten Bello hatte niedertreten wollen. Der Alte hatte sein schon losehängendes Schurzfell schnell abgebunden und es es wie zum Schutz auf den Tisch so geschwind gebreitet, daß einige Goldstücke auf die Erde rollten. Er tastete, der Taube kroch nach den rollenden Friedrichsd'oren mit der Gier von Katzen. Es war ein häßlicher, ängstlicher Anblick.

Dankmar hatte schon die Thür in der Hand und entfernte sich, den feinlächelnden Amerikaner flüchtig grüßend, mit den Worten: „Ich sehe, daß ich störe. Genießt Euer Glück in Frieden! Lebt wohl!" Damit kletterte er getrost die Hühnersteige wieder hinunter zu Bello und dem Knaben, der sich in-

zwischen draußen im Vorbau der Schmiede auf einen dreibeinigen Schemel niedergesetzt hatte und dem Hund, der sich ihm jetzt nach Entfernung der garstigen Magd, die hinten an einem Ziehbrunnen wusch, traulicher anschmiegte, nach dessen traurigem Schaden sah. „Wetter!“ sagte Dankmar aufgeregt zu dem Knaben, „wenn ich gewußt hätte, daß dein Vater oben Geldgeschäfte mit dem Alten hat, würde ich mich wol gehütet haben, ihn zu stören.“ — „Es ist eine Erbschaft,“ sagte der Knabe, „die ihm der Vater aus Amerika mitbringt.“ — „Eine Erbschaft! Und das so aus freier Hand, ohne gerichtliche Vermittelung? Erbschaften sollen nur durch die Behörden gehen. Verstehst du etwas vom Recht?“ — Der Knabe schüttelte den Kopf, erzählte aber von einigen Gängen des Vaters auf's Amt, Erkundigungen nach dem alten Schmied und dessen Schwester. „Schwester des Schmieds?“ wiederholte Dankmar. „Der Bruder ist blind, sein Sohn ist taub, was muß da wol die Schwester für ein Gebrechen haben?“ — „Das Alter, hör' ich;“ sagte der Knabe lächelnd. „Erst sollte sie auch in die Schmiede kommen, damit wir ihr ihren Antheil da auszahlten und das schwere Geld loswürden. Aber sie soll seit Jahren ein Gelübde gethan haben, nicht mehr vor die Thür zu gehen und so müssen wir ihr's nun wol selbst bringen.“ In diesem Augenblick rief vom Innern der Schmiede her eine starke sonore Stimme: „Selmar!“

Dem nun aufspringenden Knaben trat sein Vater entgegen. Wie dieser Dankmar'n erblickte, sagte er freundlich: „Sie waren sehr rücksichtsvoll, mein Herr! Wie rasch Sie sich entfernten! Ja, ja! Der Blinde oben ist außer sich, daß Sie uns da so plötzlich überrascht haben. Diese Leute wollen um jeden Preis etwas besitzen, es aber Niemanden sehen oder wissen lassen.“ Selmar faßte den Vater unterm Arm. Beide schickten sich an, die Schmiede zu verlassen.

„Sie kommen aus Amerika!“ sagte Dankmar, sich anschließend. „Sind die Amerikaner denn auch so wunderlich in Geiz, Habsucht und Verstellung und unsern andern versteckten europäischen Lastern?“ — Ackermann antwortete im Gehen: „Der Amerikaner trägt gern offen zur Schau, was er besitzt, prahlt auch gern, aber Geiz ist selten. Findet sich dies Laster, so ist es aus Europa mit hinübergebracht.“ — „Wie bei Morton? Nicht wahr?“ sagte Selmar.

Dem Vater schien Selmar mit Dankmar'n schon zu vertraut geworden zu sein. Er blickte diesen wiederholt an und schien sich zu überlegen, ob sein Sohn gut gethan hätte, sich dem jungen

Fremden schon so weit zu vertrauen, daß er von einem gewissen Morton sprach. „Morton?“ wiederholte er und schwieg.

Die Stimmung, die durch das plötzliche Stillschweigen des Vaters zwischen allen Dreien entstand, löste der junge Zeck, den Dankmar erst jetzt hinter ihnen bemerkte. „Dahin wohnt die Tante!“ sagte dieser und zeigte dem Walde zu. Er sah dabei Dankmar'n stutzig an und schien fragen zu wollen, ob dieser von der Partie mit sein dürfte.

Dankmar gab die Frage nach dem Geizhalse Morton auf, bemerkte aber, zu Ackermann gewendet und innerhalb der Grenzen einer erlaubten Neugier: „Sie sind in Deutschland geboren? Vielleicht schon früh ausgewandert?“ — „Vor einigen zwanzig Jahren!“ sagte der Fremde und blickte sich nach Selmar um, der sich eben von ihm getrennt hatte. Diese Trennung galt Bello, auf den sich der Knabe schon soviel Einfluß zutraute, daß er diesen vom Unmuth beruhigte, der ihn wieder beim Anblick des jungen Zeck befiel. „Ich habe mich in der Union drüben viel herumgetummelt, bis ich endlich am Missouri, in dem Städtchen Columbia mich niederließ. Mein Weib, das ich aus Deutschland mitgeführt hatte, starb vor noch nicht lange und hinterließ mir da den spätgebornen Jungen. He Selmar! Selmar! Laß dem Thierchen seine Freude! Der Junge ängstigt sich — Sie wissen, in Amerika bellen die Hunde nicht —“ Der taube Zeck öffnete ein Stacket, durch das man erst zu einer Wiese und dann zum frisch sie anwehenden Walde gelangte. Als Selmar und sein Vater passirt waren, blieb er stehen und machte eine hämische Miene, indem er in der den Tauben eigenen leisen Art, aber dummdreist, zu Dankmar'n sprach: „Wir gehen auf's Jägerhaus!“ Dankmar achtete nicht.

Aber auch Ackermann schien Dankmar's weitere Begleitung nicht vorauszusetzen und blieb stehen, wie wenn man sich empfehlen wollte. Selmar hatte den lahmen Bello aufgegriffen und ihn mit den Worten: „Armes Thierchen, das Laufen wird dir schwer; ich trage dich!“ an die Brust gedrückt und war ohne Rücksicht auf den Vater und den Fremden schon ein Stück Weges weiter gegangen. Kinder und Thiere bringen die Menschen zusammen! dachte Dankmar und schritt über die Wiese getrost mit zum Wald hinüber. „Vater,“ sagte Selmar sich umwendend, „so mächtig wie unser Büffelforst ist ein deutscher Wald doch nicht!“ — „Das wollt' ich meinen, Junge!“ antwortete der Vater, der sich nun in Dankmar's Begleitung ergab. „Hast du das Stacket bemerkt? Kein Jagdgesetz hegt unsern Urwald ein!“ — „Wohl,

Vater, aber lieblicher ist der deutsche Wald! Sieh, bei uns unter den riesenhohen Bäumen mit dem rothen Holz und den ellenlangen Nadeln, wer kann da lustwandeln? Ueberall Stämme, deren Wurzeln hoch aus der Erde heraussstehen und quer über Etwas hinweglaufen, was ungefähr wie ein Weg aussieht und doch keiner ist. Dazwischen ganze Bäume, die während der Ueberschwemmungen ausgerissen wurden und hoch in den Zweigen der andern stecken bleiben, wo sie jeden Augenblick niederstürzen können; der fürchterlichen Steine gar nicht zu gedenken, die von uraltem Moos zerfressen umherliegen und die Ordnung einer friedlichen Baumgruppe stören. Sieh, Vater, wie die Sonne so heiter durch das Hellgrün der Buchen schimmert! Bei uns dringt die Sonne nicht durch oder fällt nur von oben geheimnißvoll herein, so daß man sich nach dem Felde hinaussehnt, wo sie frei scheint. Und auch dort, gesteh's nur, Vater, was hat man anders als die unabsehbar große Prairie, die wie ein grünes Meer ist, endlos, unheimlich und melancholisch —!"

„Da sehen Sie es," sagte Ackermann nach dieser Schilderung, die Dankmar'n erschrecken ließ, daß er einen so gebildeten Knaben ohne Weiters mit Du angeredet hatte; „da sehen Sie's, Selmar hat es drauf angelegt, mich hier zu behalten. Wie gefiel ihm nicht das abscheuliche London, das garstige Hamburg! Gestern auf dem Schloßberge oben bekam er Gefühle, wie ein junger, unter Klosterruinen erzogener Siegwart! Ein Amerikaner! Ein praktischer Verstandesmensch! Schäme dich —!"

Selmar hatte es schlau angefangen. Erst den Vater durch ein Lob Amerikas gewonnen und dann doch seine Meinung gesagt. „Der Träumer trifft dich, Vater," sagte er, ließ den unruhig zappelnden Bello laufen und hüpfte zu Ackermann heran, ihn zärtlich umfangend. „Besinne dich nur auf gestern! Erst wolltest du nicht hinauf aufs Schloß, weil du wol dachtest, da fallen mir alle die schönen Märchen und Geschichten ein, womit du und die Mutter mich in der langen trüben Regenzeit in Columbia unterhieltest! Wie du oben an dem Schlosse warst, rührte dich Alles, der kleine Pavillon im Garten, die Grotte, die kleinen Wasserfälle, die du, um nur spotten zu können, kleine Fingerhut-Niagaras nanntest; und mit der alten Beschließerin und dem weißhaarigen Gärtner, mit dem besonders, hast du gesprochen, als wenn sie Kuno und Kunigunde hießen und seit tausend Jahren da wohnten." — „Brigitte heißt die Alte, Kind! Das ist ein ganz romantischer Name! Aber du irrst, mein Junge, die thaten mir's nicht an. Jedes dritte Wort war ein Bibel-

vers. Das können wir in Philadelphia auch haben. Das war's, was mich ergriff, Kind, die Erinnerung an Philadelphia." — „O du entkommst mir nicht!" scherzte der liebliche Knabe, „gestern hast du beim Anblick des Schlosses oben eher an die Hängematte eines Negers gedacht, als bei den beiden alten Leuten, die es hüten, an Philadelphia!" — „Blitzjunge, was soll der Herr von deinem Geschmack denken? Das alte Rococo-Meuble im Commodenstyl! Wie kann uns das an deutsche Sagen erinnern!" — „Erzähltest du nicht von der alten Geschichte des Hauses Hohenberg? Und von den Grafen Bury, die mit ihm verwandt sein sollten? Und dir gefiel auch das alte Meuble mit seinem geschnörkelten Eisengitter, den vergoldeten Namenszügen und den wunderlichen Fratzen über den Fenstern ganz gut. Und wie du erst hineintratst in den Hof — oben war bunte fröhliche Gesellschaft — da schautest du in die Fenster so nachdenklich, als wolltest du dir schon die Stelle aussuchen, wo du deine Bücher hinstellen könntest, hier die deutschen, dort die englischen und französischen, und wie du hinaufblicktest auf die Krone, die über dem Giebel des Portals schwebte, dort dachtest du dir gewiß: Da setz' ich meinen durchbrochenen Himmelsglobus hinein und betrachte mir von seinem Innern aus in schönen Winternächten die Sterne —!"

„Also haben Sie die Absicht, das Schloß zu kaufen?" wollte Dankmar fragen. Doch begann der Amerikaner eine Ablehnung der Voraussetzungen seines Sohnes, nannte diesen einen deutschen Phantasten und führte seine Erregung beim Anblick des Schlosses auf andere Ursachen zurück. „Kennen Sie den Prinzen Egon?" fragte er. — „Ich kenne ihn!" erwiederte Dankmar. — „Sieh! Sieh! Es kennt ihn hier Niemand, es kannte ihn in der Residenz Niemand, er lebte in Paris; und Sie kennen ihn?" Dann aber schwieg Ackermann wie es schien, betroffen wegen einiger strafenden Worte, die er über die Frömmelei der Fürstin hatte fallen lassen. Er wandte sich zum jungen Zeck, der mit schwerem plumpen Gang voranschritt und über das Glück seines Vaters und seiner Tante in sich hineinlachte. Die für die Letztere bestimmten Goldstücke mußte wol Ackermann noch in der Brusttasche tragen, denn mit stierer Neugier und einem gewissen vertraulichen Blinzeln nach dieser Stelle hin schien der Taube sagen zu wollen: Nicht wahr, da steckt das Geld für die Tante? Nur zu Dankmar'n wandte er sich dann wieder mit mistrauischer Furcht und betrachtete diesen noch ängstlicher als schon gestern,

wo er sich als Eigenthümer des an ihrer Schmiede verloren gegangenen Schreins zu erkennen gegeben hatte.

Selmar blieb bei Dankmar zurück. „Es scheint,“ sagte letzterer, „als wenn ihr Beide, du und dein Vater, im Streite wäret, wo ihr künftig leben sollt, hier oder wieder drüben, jenseit des Meeres.“ — „Das ist es!“ sagte der Knabe. — „Der Vater muß eine üble Meinung von Europa haben.“ — „Er war gestern anders.“ — „Kannte er die Fürstin Amanda?“ — „Daß ich nicht wüßte.“ — „Ist der Vater reich, so sollte er die Besitzung kaufen, sie ist zu haben.“ — „Ja zu haben! dazu gehören gewiß Millionen. Nein, nein! Der Vater kämpft nur mit sich, was er mehr lieben soll, die alte oder die neue Welt. Erst zog es ihn mit so großer Gewalt nach Europa zurück, er traf alle Einrichtungen, nie wieder nach Amerika zu kommen, ließ Haus und Hof in getreuen Händen, die ihm, im Fall er nicht wiederkäme, dafür den baaren Betrag einer ansehnlichen Kaufsumme schicken wollen und nun gefällt ihm das alte Heimathland nicht mehr! Jede Gegend, die er von früher sieht, erweckt ihm traurige Erinnerungen und während er so rüstig, so gesund und heiter ist, ruft er hier überall aus: Ich bin alt geworden!“ Selmar weinte fast. — „Armes Kind!“ sagte Dankmar. „Und dir geht es umgekehrt? Dir gefällt die Heimath Deiner Mutter. Dich kann ein Land nicht befriedigen, wo, wie in Missouri, noch Sklaven dem Boden seine Erzeugnisse abgewinnen. Dich reizt das Gewühl unserer Städte, die bunte Mannigfaltigkeit unserer Bestrebungen, die Verschiedenheit der Sprachen, der Luxus, die Pracht der Lebensweise, die schönen Krieger in glänzenden Uniformen — nicht so?“ — Selmar wurde über und über roth und lachte plötzlich. „Ei bewahre!“ sagte er verschämt, leitete jedoch schnell wieder auf seine früheren Bekenntnisse ein. „Ich will es nur sagen, an dieser Lust, die ich empfinde, Europa und Deutschland zu sehen, ist die Mutter schuld. Sie schläft drüben in amerikanischer Erde! Aber ihre Seele, wenn es Gott gestattet, daß sie zuweilen noch auf Erden weilen darf, würde sich am glücklichsten fühlen, dürfte sie hier unter den deutschen Eichen weilen. Sie umschwebt uns gewiß überall, wo wir sein werden und zögen wir in die Wildnisse Asiens. Aber das reinste und schönste Opfer, das man ihr bringen kann, wäre doch das, wenn wir da lebten, wo ihr Geist auch die Andern noch umschweben kann, die sie hier liebte und verlassen mußte, als sie nach Amerika zog.“

Dankmar empfand diese Worte in ihrer ganzen Wahrheit. Er sah im Geist die Mutter dieses Knaben sich trennen von Denen, die ihr hier nächst dem Gatten das Liebste waren und mit halbgebrochenem Herzen in ein fernes Land diesem noch jetzt schönen, edeln Mann folgen, der vor ihnen da hinschritt mit einem schon im Ergrauen begriffenen Haar, aber doch noch stolz und männlich! Er konnte nachfühlen, wie hier ein Kinderherz früh getheilt war zwischen Dem, was den Vater beglückte, und Dem, was die Sehnsucht der Mutter blieb.

Um Selmar's wehmüthiger Stimmung keine neue Nahrung zu geben, lenkte Dankmar das Gespräch darauf hinüber, daß er sagte: „Ich kann mir denken, was die gute Mutter von Europa Alles mag erzählt haben und wie das früh in deinem Kopf gezündet hat. Hättest du in New-York gelebt, so würde das Geräusch einer großen Weltstadt nicht den Drang nach Europa so mächtig in dir haben aufkommen lassen; aber eine solche kleine Niederlassung am Missouri, unter Urwäldern und Prairieen! Da mag es melancholisch genug sein und ich kann mir denken, die Sagen vom Kynast und Drachenfels, die dir in trüber Regenzeit erzählt wurden, kamen nicht vom Vater —" — „Nein!" fiel der Knabe ein, „die kamen von der Mutter. Sie war nichts als Liebe und Güte." — „Wie hieß sie?" fragte Dankmar und dachte vielleicht nur an ihren Vornamen. Der Knabe erröthete und that, als hätte er die Frage überhört. Er machte sich mit den Sträuchern am Wege zu schaffen, von denen er einen kleinen Zweig abbrach. Dankmar nahm das Nichtbeantworten seiner Frage für zufällig.

„Da ist das Jägerhaus!" sagte Ackermann, wandte sich nach Dankmar um und schien fragen zu wollen: Begleiten Sie uns?

Der Weg, der zum Jägerhause führte, erstreckte sich ziemlich lang am Rande des Waldes und der Wiese hin, die rings vom Walde eingeschlossen war und zu abschüssig ging, als daß man quer über sie hätte hinwegschreiten können. Dankmar stand an einem alten Eichbaum und sah, die Arme verschränkend, dem Amerikaner und seinem Sohne nach. Er hatte von ihnen Abschied genommen und sagte sich nun: Was zieht mich euch Beiden wol nach, dir du strenger Mann und dir du holder Knabe? Ist es die ferne Welt, aus der ihr wiederkehrt und die vielleicht auch einst das Land sein wird, wo nur meine Träume reifen können? Warum trennen wir uns, da wir uns kaum begrüßten? Warum kann ich nicht sogleich tief in deine Seele und in dein ganzes Leben eingreifen, tüchtiger Mann, der du gewiß von eigenen verzwei-

felnden Stunden her auch Timon den Menschenhasser kennst und den Spiegel, in dem sich Timon selbst anredete und die Menschen verfluchte? Warum hab' ich kein Zeichen, das dir sogleich gesagt hätte: Ich fühle Ehrfurcht vor deinem Antlitz, vor deinem Auge, deinem ergrauten Haar! Oder wenn ich dich selbst nicht lieben könnte, so lieb' ich dich in deinem Sohn! Ich weiß es schon, daß in dir Gedanken leben, die höher hinaufweisen als die gewöhnlichen Wegweiser unserer grauen Theorie! Du hast nachgedacht, hast gefühlt, gelebt, geliebt! Wo kann ich dir nun wieder begegnen? Nie also, nirgends mehr? Das wäre so verloren? Und warum verloren? Weil du vielleicht auch die Menschen hassest wie Timon? Nein! Weil du mich für einen gedankenlosen Dieb deiner Zeit hältst, der nichts kann, als fremde Menschen belästigen und zwecklos ausfragen! Und warum ist kein Wort gegeben, das mit einem Hauch sagte: Auch hier ist ein Mensch, ringend, wie du einst gerungen hast, ein Mensch ohne Ehrgeiz für sich, nur voll Ehrgeiz für das Allgemeine! Sind wir Beide gleichgesinnt? Warum erkennen wir uns nicht? Die Freimaurer erkennen sich! Gerechter Gott, und was drückt es aus. ein Freimaurer! Wenig genug, wenn man Lessing's Geständnisse liest. Und doch grüßen sie sich geheim, wie mit einem Gruß in der Wildniß! Man ist mit diesem Gruß nicht mehr dunkel über sich, man hat Eins gemein, Eins, das Gefühl der Brüderlichkeit, so gemisbraucht es auch wird und so lästig es Dem sein muß, der das Zeichen Dem erwidern soll, der ihm sogleich beim ersten Blick misfällt. Aber was führt die Männer, die sich gefallen sollten, zusammen? Wer läßt den Geist den Geist erkennen? Was kürzt uns durch einen einzigen Blick den langen Umweg ab, den wir brauchen, um Die, die uns gleichgesinnt sind, erst zu erkennen — wo anders zu erkennen, als auf dem Schlachtfelde, in den Gefängnissen, über Gräbern — —!

Dankmar blickte auf. Der Knabe hatte noch einmal zu ihm herübergeschaut wie mit traurigem Vorwurf. Um sich einem Anblick zu entziehen, der ihn bewegte, trat Dankmar zurück und warf sich ins Gras unter einen Haselstrauch, den die dichten Zweige der etwas entferntern Eiche beschatteten. Er spann die Gedankenreihe aus, in der wir ihn schon so oft, am meisten nach Schlurck's Aeußerungen über den Neubund, belauscht haben und die mit seinem Funde in Angerode zusammenhing. Er vergegenwärtigte sich die alten Zeiten, wo ganz allein das Christenthum die Stelle solcher neuernden Begriffe vertrat, wie sie jetzt die Menschen beherrschen. Er sah die damalige Bildung, die christ-

liche, dem Zufall nicht preisgegeben, sondern in der Obhut eines gegliederten Kastengeistes, den sofort die Verbrüderungen, die Herbergen, die Agapen und die Mönchsorden vertraten. In den Ritterorden erblickte er die Beseitigung der Gefahren, die das alleinige Vorrecht des geistlichen Standes, wenn dasselbe ausschließlich wurde, für die Verwaltung der Ideen mitsichbringen konnte. Die Orden waren Jedem zugänglich, selbst Ungelehrten und unadelig Geborenen. Wenn er dann die rege Betriebsamkeit eines gemeinschaftlichen Wirkens und die sichere Anlehnung an Gleichgesinnte, die man durch äußere Kennzeichen in der ganzen damaligen christlichen Welt antreffen konnte, bewundern mußte, so flößte ihm vollends die feine und durchdachte Gliederung des spätern Jesuitenordens als Form, als kunstmäßig angelegter Bund, die größte Achtung ein. Und warum geht bei uns Alles so in der Irre! dachte er. Warum gruppirt man sich nur in losen Vereinen ohne Form und dauernde Haltung! Warum verschwört man sich nur blindlings mit abenteuerlichen, leicht enthüllten Masken! Wer uns eine Stiftung brächte, die unabhängig von jeder zunächst auf der Tagesordnung stehenden Frage nur die Verständigung über sie im Allgemeinen, die Einigung über die ersten Grundsätze erleichterte! Wer uns Etwas ersänne, das wie ein elektrischer Schlag Jeden träfe, der mit uns in einem geistigen Rapport steht und uns immerhin dann so ganz zufällig begegnen möge! Man würde sich sogleich erkennen. Und wie würde man seine Erfahrungen austauschen, wie würde man sich zu einem geordneten, sichern System des Handelns vereinigen! So viel Verstand und keine Verständigung —! — Und wenn sich dann Dankmar gestehen mußte, daß alle Die, die in dieser materiellen Welt dauernd etwas Großes behaupten wollen, Mittel besitzen müssen, um die Zweifelnden und Lässigen zu ermuntern und das Beispiel der Entbehrung, das so Mancher großherzig gibt, für die Andern durch die Leiden derselben nicht allzu abschreckend zu machen, so gedachte er der Papiere, die er in jenem Schrein gefunden hatte. Eine alte Ueberlieferung seiner einst angesehenen Familie hatte sich plötzlich in eine mit Händen zu greifende Wahrheit verwandelt. Die Vergangenheit ragte in die Gegenwart mit Wurzeln herein, die in einem gesitteten Rechtsstaat noch festen Boden gewinnen, keimen, ausschlagen, blühen konnten. Er hatte die Mittel in Händen, einer seit zwei Jahrhunderten schwebenden Verhandlung über ein immer größer anwachsendes Vermögen von Häusern und Grundbesitzungen eine neue Diversion zu geben, die sich auf die Annahme gründete:

Hat der Staat begonnen, jene Verlassenschaft, die Jahrhunderte lang gleichsam herrenlos war, für sich in Anspruch zu nehmen und den gegenwärtigen Nutznießern zu entziehen, warum kann sich ihm nicht mit sichern und festbeglaubigten Urkunden ein Mitkämpfer um das gleiche Ziel zur Seite stellen und alles Das, was jener zur Begründung seiner Ansprüche mühsam und aus Zwangssätzen der Gewalt zusammenstellt, mit größerm Fug und Recht aus verbrieften historischen Thatsachen herleiten? Wer weiß, fuhr er innerlichst zu erwägen fort, ob in jenem Processe, dessen inneres Getriebe mir bald kein Geheimniß mehr sein soll, nicht Assertionen genug vorkommen, die mir unbewußt über Das, was noch sonst dem eingebildeten Entwickelungsgange dieses Processes einen plötzlichen Umschlag geben könnte, meinen Wettlauf mit dem Staate und jener großen mächtigen, von Schlurck vertheidigten Commune erleichtern?

Und so gewaltig ergriff ihn jetzt die Aufgabe, die er sich gestellt hatte und die er nicht zu seinem Vortheil, sondern in der That zur Durchführung einer großen socialen Idee lösen wollte, daß ihn eine namenlose Angst befiel, welch Schicksal die in Schlurck's Händen befindlichen Papiere treffen könnte. Mit dem Entschlusse, sofort und unmittelbar nach der Residenz aufzubrechen, sprang er auf, warf, um nicht länger gefesselt zu werden, keinen Blick weiter nach dem grünen Plan und dem Jägerhause zurück, sondern ging mit beflügelter Eile denselben Weg zurück, den er eben neben dem Knaben so gemüthlich geschlendert war. Bello konnte ihm kaum auf seinem lahmen Bein folgen. Dankmar rief, feuerte ihn an und trieb zur Eile.

Da grüßte ihn aber ein freundliches Wort aus dem Busch. Ein Bekannter hielt ihn an, der eben aus einem Seitenwege des Waldes trat, der Jäger Heunisch.

Drittes Capitel.

Das Jägerhaus.

Die Büchse auf dem Rücken, eine sorgfältig geschlossene Pfeife im Munde, schien Heunisch soeben nach seiner Wohnung einlenken zu wollen. Er erkannte in Dankmar sofort jenen jungen Mann, dem er gestern früh auf dem Gelben Hirsch, während es so heftig regnete, von alten und jungen Zeiten auf

Schloß Hohenberg hatte erzählen müssen. Seinen freundlichen Gruß erwiderte Dankmar mit den Worten: „Eilen Sie, eilen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Sie haben Besuch!“

„Ich erfuhr es schon in Plessen,“ sagte der Jäger. „Wie ich in der Schmiede vorsprach, sagte mir's der alte Zeck. Wenn die Ursula so ins Feuer geräth über den Besuch aus Amerika, wie ihr blinder Bruder, der wie närrisch herumgrabbelte, so muß es freilich zu ihnen allen ein naher Freund sein.“

„Oder er bringt Grüße von einem Freunde aus Amerika,“ bemerkte Dankmar, der es vorzog, das, wie es fast schien, dem Förster noch ganz unbekannte Geheimniß der Erbschaft zu verschweigen.

„Auch möglich,“ sagte der Jäger. „Die Zecks sind alle heimlich. Es kommt mir mit ihnen vor wie mit einem zugegrabenen Brunnen oder einem ausgetrockneten Teich. Man kann nicht drüber gehen ohne daß es Einem immer ist, als könnte da wieder einmal das Wasser zum Vorschein kommen.“

„Wir nennen das,“ sagte Dankmar, „unheimlich. Worin finden Sie, daß diese Familie etwas Verstecktes und Unzuverlässiges hat?“

Der Jäger kratzte sich hinterm Ohr und erbot sich Dankmar'n, der eine kaum angerauchte Cigarre mechanisch in der Hand hielt, Feuer anzuschlagen, wenn's auch, wie er sagte, nicht gestattet wäre, im Walde Cigarren zu rauchen. — „Dann lassen Sie's!“ sagte Dankmar. — Aber der Jäger meinte: „Wie lange wird's dauern, so lassen Die oben doch all die Stämme hier herunterhauen, um zu Gelde zu kommen.“ — „Die Zecks,“ so fuhr er fort, indem Dankmar die Cigarre an des Jägers geöffnetem Pfeifendeckel anrauchte. „Die Zecks in der Schmiede gelten für ehrliche Leute und sind's wol auch; aber sie kommen Manchem vor wie Welche, die mit einem Strick am Halse leben müssen. Drossel auf dem Gelben Hirsch sagte noch vor kurzem, wenn ein Vornehmer 'mal einen Knecht erschlägt, so kann er sich vom Galgen loskaufen durch eine Summe; aber auf den Boden stellt ihm die Justiz auch was Rundes hin, nämlich ein Rad, damit er immer einen Augenspiegel in der Nähe hat. Der alte Zeck kommt Manchem vor wie Einer, der auf'm Boden so ein Rad stehen hat. Von meiner alten Urschel gar nicht zu reden, die unsre Leute hier eine Hexe nennen.“

„Wie kommt Zeck's Schwester in Ihre Jägerwohnung?“ fragte Dankmar. — „Sie war meines Vorgängers Frau!“ antwortete der Jäger. „Ich habe sie mit übernehmen müssen, als ich vor Jahren hier in den Posten kam. Damals warf sich auch

die Alte, um die Fürstin zu rühren, auf die Frömmigkeit. Und so kam's. Heunisch, sagte die Fürstin (Gott hab' sie selig, es konnte Jeder, der die Augen verdrehte, mit ihr machen, was er wollte), Heunisch, sagte sie, Ihr seid mir empfohlen worden und der Fürst hat nichts dagegen, daß ich Euch Marzahn's Stelle gebe — Marzahn hieß der frühere Förster, mein Vorgänger —; aber, sagte die Fürstin, Ihr seid jung und rüstig — damals war ich's — und die Marzahn bleibt in dem Hause bis an ihr Ende. Sie können sich denken, Herr, was ich für ein Gesicht schnitt! Ich wollte mich verheirathen und die Ursula Marzahn, hieß es, ist ein Drache. Ich sagt's auch der Fürstin — Gott hab' sie selig — Durchlaucht, sagt' ich, die Marzahn? Und mehr braucht' ich gar nicht zu sagen; denn sie mußte es gleich fühlen, daß das gerade so viel hieß, als in einen Thurm geworfen werden, wo Kröten und Molche hausen. Nämlich die dummen Leute hatten der Urschel diesen Ruf gemacht. Sie kam schon ziemlich bejahrt mit dem ewig betrunkenen Marzahn hier an, mit dem sie anfangs wild gelebt hatte und erst als er den Posten bekam verheirathet wurde. Der alte Sägemüller im Gebirg, auch der reiche Sandrart, den ich manchmal im Ullagrund besuche — ein stattlicher, aber grober Bauer — haben mir Teufelsdinge erzählt, wie hier anfangs die Urschel auftrat. Sie war schon an die Funfzig und soll früher bei einem Scharfrichter gedient haben, von dem sie Doctorei mit Vieh, aber auch mit Menschen gelernt hat. Genug, von ihren jungen Jahren weiß man nichts, als daß sie beim Doctor Lehmann, so hieß der Scharfrichter, von dem Sie wol gehört haben werden —" — „Ich kann nicht sagen," bemerkte Dankmar lachend. — „Bei dem, der meilenweit verschrieben wurde?" fuhr Heunisch fort. „Zu den Armensünderfrühstücken, Herr! Nun, bei dem hat sie gedient und war dann an den Marzahn, einen ausgedienten Soldaten, gekommen und mit diesem hierher. Wie sie eine Weile im Walde war, kam auch der Bruder nach, der ebenso mit Vieh Doctorei treibt." — Dankmar mußte zur Bestätigung auf seinen schlechtgeheilten Bello blicken, der sich mit dem Hunde des Jägers zu vertragen schien. „Genug," sagte Heunisch; „Marzahn starb bald, was kein Wunder war." — „Ich will hoffen," bemerkte Dankmar, „daß seine Frau, die Ihr ja wie ein Gespenst schildert, ihm keinen Trank eingerührt hat." — „Trank genug! Trank den ganzen Tag! Ursula hatte schlimme Tage bei ihm. Sie hat's in Geduld ertragen. Sie hat an dem Marzahn, der sie schlug und mit Füßen trat, wie ein Kind gehangen." — „Käthchen von

Heilbronn unterm Galgen —!" — „Nicht von Heilbronn, Herr; und Ursula! Ursula! Nicht Käthchen! Heunisch, sagte die Fürstin, die Marzahn ist durch den Tod ihres Mannes erleuchtet worden und der Erlöser ist ihr im rechten Lichte aufgegangen, und was solche schöne Sachen mehr sind, die aber eigentlich bei der Marzahn, wer sie nämlich kannte, zum Lachen waren. Kurz, die Urschel blieb im Hause. Immer dachte Eins, sie fährt bald ab. Aber wer abfuhr, war meine erste Braut, und als ich nach drei Jahren wieder ein Mädchen kennen lernte — wer da wieder abfuhr — war wieder meine Braut — und Das überwind' ich seit vierzehn Jahren, und nun bin ich zweiundfunfzig. Die Ursula hustet und ächzt und ist jetzt dreiundsiebzig Jahre und ist bei mir geblieben und — O — na — ich plaudere und plaudere da mit Ihnen. Ich mag nämlich nicht in mein Haus, solange die Fremden da sind. Ich dränge mich nicht in die Heimlichkeiten der Ursula." — „Ihr habt viel Zartgefühl, Heunisch!" — „Nennen Sie Das so? Es könnte vielleicht auch anders heißen." — „Nichts Schlimmeres doch? Ihr seid die Rücksicht selbst." — „Doch! doch! Nennen Sie's nur Furcht. Furcht, Das zu wissen, was Eins besser nicht weiß." Wie Heunisch diese Worte sprach, stand er nachdenklich und blickte mit starrem Auge bei Seite. — „Was ist Ihnen, Heunisch?" fragte Dankmar, erschrocken über des Mannes nachdenklichen Zustand. „Es steigen Ihnen wol unfreundliche Erinnerungen auf?" — „Lassen Sie nur, bester Herr," sagte Heunisch, fast tonlos. „Ich habe an meine erste Braut gedacht und an die zweite — es kam mir hier so an dem alten Doppelbaum, der in zwei Stämmen aufschießen wollte und in beiden verdorrt ist. Gehen Sie nur weiter! Ich mag nicht nach Hause; ich setze mich so lange daher."

Dankmar legte dem bewegten Jäger die Hand auf die Schulter und sagte: „Ihr gedenkt Eurer beiden Verlobten! Beide starben! Beklagenswerther Mann! Und Ihr mußtet ein Ungethüm neben Euch dulden, das Euch Eure einsamen Tage zu einer ewigen Folter machte. Habt Ihr das ertragen können?" — „So nicht! So nicht! bester Herr!" sagte der Jäger. „Ihr hörtet's ja, der Brunnen ist verschüttet und der Sumpf ist ausgetrocknet. Die Ursula hat mich nicht gequält, nein, ich müßte lügen. Sie hatte einen heftigen, rohen Menschen geheirathet, meinen Vorgänger, den Marzahn. Dieser schlug sie und sie duldete es. Als er starb — es war noch ein junger Kerl, aber er hatte sich dem Trunk ergeben und ging vor der Zeit hin — als er

starb, hätte sie sich erlöst fühlen sollen. Aber so verblendet war die Narrheit der Frau, die über zwanzig Jahre mehr zählte als ihr Mann, daß sie ihn wie eine Verrückte beweinte und damit die Fürstin rührte, daß Die sie wohnen ließ, bis ich kam. Von Stund' an hat sie sich auf eine kleine Stube, die dunkel ist, beschränkt, die ich gar nicht gemocht hätte, weil sie mir vorkommt, als müßt' es drinnen spuken. Sie hat mich gepflegt, wenn ich krank war, die Ursula, mich bedient wie eine Magd, die Ursula, sie hat — sollten Sie's glauben, Herr? Es ist zum Lachen!" — „Warum lacht Ihr, Heunisch?" — „Ich kann's gar nicht sagen." — „Wetter, Ihr seid verschämt wie ein Mädchen." — „Ich möchte nur wissen, ob die Ursula dahintersteckte." — „Hinter welchem Busch denn?" — „Daß ich sie heirathen sollte, Herr!" — Dankmar wollte lachen und konnte nicht. — „Mein Seel! Kein Spaß! Der Blinde, der sich nach Marzahn's Tod in Plessen angesiedelt hatte, sprach mich drum an, ich sollte doch die Schwester heirathen." — „Hm! Und beide Bräute starben Euch — vor oder nachher?" — „Vorher! Ich schlug's aus. Seitdem sprach der Bruder kein langes Wort mehr mit mir, so oft ich in der Schmiede vorsprach. Heute seit Jahren gönnt' er mir einmal wieder die erste Anrede. Aber die Ursula . . . nein! nein! die konnte nichts von dem Antrag wissen oder sie hat sich damals ihrer sechzig Jahre geschämt. Sie ist freundlich und gut mit mir geblieben, ob ich sie gleich manchmal fürchte und vor ihr ein Grauen habe."

Dankmar meinte voll Theilnahme: „Geht denn doch lieber ins Jägerhaus! Wenn Ihr wie andere Menschen seid, freut Ihr Euch gewiß, wenn um Euch her Alles heiter und glücklich ist. Ursula's Besuch wird sie überraschen und wenn sie keine Geheimnisse vor Euch hat, theilt sie Euch mit, was sie Frohes erlebt hat, und erfreut Euch selbst." — „Nein, nein, ich bleibe fort!" sagte der Jäger, der seine Pfeife wieder anzündete. „Ich will nicht in ihre Karten sehen. Darin liegt's gerade, was ich heimlich nenne. Seitdem mir meine zweite Braut — sie glitt im Gebirge aus und brach sich das Genick." — „Um Gottes Willen!" unterbrach Dankmar. — „Ja, ja, Herr, die erste —" „Die Jungfer Drossel auf dem Gelben Hirsch." — „Ihr erinnert Euch." — „Starb im Feuer! Das weiß ich schon! Aber die zweite —" — „Des Sägemüllers Tochter da oben aus dem Gebirge —" — „Verunglückte so entsetzlich?" — „Brach den Hals!" — „Armer Mann! Jetzt begreif' ich Eure Liebe zur Fränz in der Stadt."

Der ohne Zweifel etwas beschränkte Förster schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Seitdem, Herr, bin ich eigentlich wenig daheim in meinem Hause, wandre immer hier und dort umher und erfahre oft nichts von Dem, was während meiner Abwesenheit im Jägerhause vorgeht. Die Ursula ist ganz froh, wenn ich komme, denn ich seh's ihr an, sie hat dann in der Zeit allerlei Jammer und Noth gehabt, wirklich, Das hat sie — aber wiedererzählt wird nichts. Da hab' ich denn schon gesagt: Ursel, du kommst mir vor, als wenn du in meiner Abwesenheit immer Geister bei dir tractirst und mit dem Teufel zu Nacht speist! Da sagt sie auch seufzend: Hast Recht! Ich habe meine Noth! Aber dann ist sie still, macht ihre Arbeit und ist froh, wenn's mir nur schmeckt. Straf mich Dieser und Jener, ich hätte die Alte in ihren jungen Jahren geheirathet; denn soll ich's nur gerade heraussagen, so glaub' ich, sie war trotz ihrer Sechszig in mich verliebt, und weiß der Geier, sie war auch noch hübsch und sauber. Nun ist sie elend und hinfällig und wird kindisch. Ihre Gespensterseherei macht mir besonders im Winter zu schaffen —"

Dankmar nahm diese letztere Mittheilung fast so scherzend auf, wie sie der Jäger gab, fuhr daher auch in diesem Ton fort und sagte: „Nun denn, so macht, daß Ihr nach Hause kommt! Der Besuch aus Amerika ist kein Gespenst und prüft sie einmal, ob sie aufrichtig ist. Ihr seid ein so ehrlicher und biederer Mann, daß ich Euch unter dem Siegel der Verschwiegenheit verrathe: Der Amerikaner bringt ihr einen Beutel ganz mit Gold gefüllt." — „Sie spaßen?" sagte der Jäger erstaunt. — „Er brachte dem blinden Zeck eine Summe Goldes, die einen ganzen Tisch bedeckte —" — „Wie?" meinte der Jäger. „Das müssen ja über tausend Thaler sein!" — „Und ebensoviel empfängt jetzt die Schwester. Gebt Acht, ob sie wahr gegen Euch ist!" — „Nun da bin ich curios! Ja, ja, sie sagte mir heute früh, daß ihr etwas Merkwürdiges bevorsteht." — „Paßt Ihr mehr auf, Heunisch! Kann ein Jäger so sorglos sein!" — „Sie hatte die Nacht rumort und mich im Schlafe gestört. Die Hunde bellten. Der Mond schien durch den großen Kastanienbaum, der vor meiner Schlafkammer steht. Es war mir einmal, als hört' ich die Ursula schreien. Aber es war doch nur ein Traum und ohnedies weiß ich ja, daß sie laut redet und Nächte lang in Bewegung ist. Wie sie mir das Frühstück bringt, frag' ich sie: Urschel, was war denn Das die Nacht? Hast ja geschrieen! Und groß mich ansehend, als wär' ich ein Anderer als der fürst-

lich Hohenberg'sche Revierjäger Heunisch, sagte sie: Fritze, was hast du für garstige rothe Haare! Wenn das deine Gräfin sieht! Ei Mutter, sag' ich, ich heiße Lebrecht Heunisch und meine Haare schimpf' mir nicht, die haben bei keiner Gräfin am Feuer gestanden! — Da meinte sie, sie hätte in der Nacht das Fenster aufgemacht und hinaus in den Wald gesehen. Da wär' ihr verstorbener Bruder, von dem sie so oft wie von einem Baron faselt, über die grüne Wiese gegangen, ganz wie er noch in seiner Jugend gewesen wäre, lang und schlank und vornehm, aber im Gehen hätt' er geschlafen, sie jedoch artig gegrüßt und sich dann still ins Gras niedergelegt unter dem Ebereschenbaum, der auf der Wiese steht. Und sie wiss' es, sie erführe nun heute was Neues. Na, sagt' ich, Urschel, dann will ich hoffen, daß es was Gutes ist. Stellen Sie sich aber vor, als ich nachher ausging, um was in Plessen auf dem Amt ins Reine zu bringen, seh' ich hinüber nach dem Ebereschenbaum, den ich lieb habe, weil er im Herbst prächtige rothe Beeren trägt, die wie sonst Sägemüllers Nantchen ihre rothe Ohrbommeln über die ganze Wiese leuchten. Seh' ich, daß das Gras wirklich an dem Baum niedergetreten ist, gehe hinüber und finde an dem Baum im Grase die Spur, daß hier ein Mensch gelegen hat und noch ganz frisch, ohne Widerrede erst in der letzten Nacht. Und daß ich mich wirklich nicht täusche, liegen drei vollwichtige neue Spitzkugeln im Grase, eingewickelt in dies Papier. Da! Ohne Zweifel war's ein Wilddieb, und nun will ich meiner Alten sagen, daß sie diesmal Menschen und keine Geister gesehen hat, und auf der Hut müssen wir sein, so wie so. Sehen Sie! So was passirt Einem hier im Walde."

Damit wog der Jäger die ziemlich schweren, sonderbar geformten, nur für eine eigens eingerichtete Büchse passenden Kugeln. Dankmar nahm die Kugeln und wog sie gleichfalls. Sie waren in ein Papier eingewickelt. „Diese Kugeln sind aber sonderbar," sagte Dankmar. „Ich möchte fast glauben, daß es keine Kugeln, sondern eher kleine Gewichte sind." — „Es sind Spitzkugeln, ich versichere Sie!" sagte der Jäger.

Indem betrachtete Dankmar das Papier, wohinein das Blei gewickelt war. Wie erstaunte er, als er in ihm eine Rechnung aus dem Heidekruge erkannte, dieselbe, die auf Zehrung für zwei Personen und ein Pferd lautete, vom gestrigen Datum — ein Thaler acht Groschen — die seinige. „Sonderbar!" sagte er und war von einer Ahnung ergriffen; „behalten Sie das Papier,

lassen Sie mir die Kugeln!" — Der Jäger besann sich erst und fragte: „Haben Sie denn einen Verdacht?"

Als Dankmar betroffen das Papier von allen Seiten betrachtete, fuhr Heunisch fort: „Ich wollte erst die Kugeln aufs Amt tragen; nachher besann ich mich und dachte: Du machst dir den Spaß und gibst sie der Urschel als Erinnerung an ihren rothhaarigen Fritze!" — „Lassen Sie mir lieber auch das Papier!" wiederholte Dankmar. — „Da! Nehmen Sie Beides!" sagte der Jäger. „Sind Sie einem Strauchdieb auf der Spur, so vergessen Sie nicht, diese Kugeln lagen in dem Papier und unter dem Ebereschenbaum schlief Einer die Nacht im Grase. Aber mehr können wir nicht bezeugen; denn was die Urschel vor Gericht vorbringen würde, wäre gewiß so gräulich, daß die Schreiber davon liefen, auch hat sie's nicht gern mit dem Amt und geht überhaupt nicht drei Schritte vor die Thür. Also soviel Gold! Nun muß ich doch sehen, ob sie's mit dem Golde heimlich hat. Einen ganzen Tisch voll? Ist's aber auch wahr? Sie haben Ihren Spaß mit mir! Sie merken wol schon: Ich bin ein Bischen dumm, sozusagen leichtgläubig?"

Nachdem noch der treuherzige Jäger, der sich allerdings ziemlich richtig beurtheilte, auf den Begleiter seines neuen Bekannten zu sprechen gekommen war, den Kutscher desselben, auch die Bravheit seiner Nichte Franciska versichert und erzählt hatte, daß diese, die einst das Seinige erben sollte, schon einmal im Jägerhause gelebt hätte, wandte er sich, Dankmar'n freundlich die Hand schüttelnd, und ging mit beschleunigten Schritten vorwärts seinem Hause zu. Dankmar blieb eine Weile stehen. Der nächtliche Waldbesucher war denn doch wol nur Hackert, dessen Spur sich ihm so ganz verloren hatte. Wie kam er zu Kugeln? Wie war es möglich, daß ihn diese Ursula als das verjüngte Ebenbild ihres Bruders erkannte? Als einen Verwandten, den sie mit Höflichkeit wie etwas Vornehmes auszeichnete? Alle diese Betrachtungen liefen darauf hinaus, daß ihm, wenn Hackert in diesem Augenblick plötzlich aus dem Gebüsch getreten wäre, das Wiederfinden einen nicht eben erfreulichen Eindruck gemacht haben würde. Dazu die verworrenen Reden über jene Ursula Zeck — über das Unglück, vielleicht den gewaltsamen Tod zweier jungen Mädchen. Die Stille des Waldes weckte Dankmar's Phantasie und die unheimlichsten Gestalten umgaukelten den einsamen Wanderer. Erst als er endlich den Weg sich lichten sah, wurde ihm freier zu Muthe, und vollends erlöst athmete er erst auf, als er, die ihm jetzt doppelt wider-

wärtige Schmiede vermeidend, durch die Gärten von Plessen über den Mühlbacharm der Ulla in das Wirthshaus zur Krone zurückkehrte und überall wieder Sorglosigkeit, Unschuld, ergebene Ruhe aus den Augen der arbeitenden Männer in den Gärten und der beschäftigten Frauen und spielenden Kinder ihm entgegenlachte.

Die überraschenden Einladungen aber, die er in der Krone vorfand, hätte er nicht ahnen können. Es waren deren zwei. Eine ins Schloß und eine zweite, merkwürdig genug, in den Thurm, an dessen Fuß er gestern im Grase träumend gelegen hatte.

Viertes Capitel.

Der Thurm.

Als sich Dankmar der Krone näherte, war es ihm auffallend, daß ihm die Wirthsleute schon in der Ferne winkten und ihm anzudeuten schienen, er möchte sein Kommen beschleunigen. Bello sprang so gut er konnte voraus, und nicht wenig erstaunt war Dankmar, sogar schon das Thierchen vom Wirth, von der Frau Wirthin, allen Hausknechten und Mägden mit einer Art von Feierlichkeit begrüßt zu sehen. Und wie stieg vollends sein Befremden, als man vor ihm selbst tief die Mütze zog und sich wie vor einem großen Herrn verneigte! Man zeigte ihm im sonderbarsten Durcheinander zu gleicher Zeit an, daß er aufs Schloß — nein! riefen Andere, die sich neugierig dazu gesellten, in den Thurm! . . . Was, in den Thurm? sagten Jene wieder, ins Schloß — geladen sei. „In den Thurm? Aufs Schloß?“ wiederholte Dankmar befremdet.

Einer suchte dem Andern den Rang abzulaufen und ihm zu erzählen, wer ihn an beiden Orten zu sprechen wünschte. Man konnte kaum begreifen, wie ihm die Erläuterung seiner Einladung in den Thurm wünschenswerther war, und immer wieder fingen sie von einem kleinen wichtigen Herrn an, der eigens vom Schlosse heruntergekommen wäre, sich mit größter Artigkeit nach ihm erkundigt und ihn heute Mittag mit den gnädigen Herrschaften oben zu speisen eingeladen hätte. Das war

der Inhalt der klaren Rede, die sich die Frau Kronenwirthin durch all das Geschwirre endlich angebahnt hatte. Aber gespannter sah Dankmar auf die inzwischen stummen Gruppen der Umstehenden, die ihm von einem auf dem Schlosse gefangenen Taugenichts erzählen wollten, der in seiner Todesangst bäte, man möchte den jungen fremden Herrn aus der Krone zu ihm ins Gefängniß führen — ehe er baumeln müßte, sagten die Leute und lachten.

Dankmar fand zunächst in einer Einladung, auf dem Schlosse zu speisen, nichts als eine freundliche Aufmerksamkeit gegen einen Fremden, von dem man vielleicht — so dachte er — erfahren hatte, daß ihm der Justizrath Schlurck durch das Ueberbringen seines verlorenen Schreins einen Dienst, den man schon kannte, erwies und dem man für diese angenehme Entdeckung Gelegenheit zu einem Dank für die ganze Familie geben wollte. Denn von einem im Schlosse ertappten Diebe zu hören, der ihn sprechen wollte, das schien ihm selbst in dem höchstwahrscheinlichen Falle, daß Hackert der betroffene Verbrecher wäre, größerer Aufmerksamkeit werth. Unmuthig gedachte er der Möglichkeit, über seine Verbindung mit einem ihm selbst, seit Entdeckung der drei Spitzkugeln, gefährlich scheinenden Menschen von einer umständlichen und in kleinlichen Dingen pedantischen Justiz vernommen und wol gar am endlichen Beginn seiner Rückreise verhindert zu werden.

In dieser seiner verlegenen und unmuthigen Stimmung trafen ihn die Worte eines sich höflichst nahenden Mannes: „Mein Herr, schon einmal war ich in der Krone, und wiederhole jetzt den mir von Frau Justizräthin Schlurck gegebenen Auftrag, Sie ergebenst zu bitten, heut Mittag auf dem Schlosse einen Löffel Suppe einzunehmen. Es ist elf Uhr, mein Herr! Man speist um Eins. Können wir auf die Ehre rechnen?" — Dankmar erwiderte leichthin: „Mein Herr, ich bin hier ohne alle Garderobe und höre auch soeben von einem Vorfall auf dem Schlosse — von einer sonderbaren Einladung in den Thurm —" — „Erfuhren Sie schon von dem kleinen Spectakel auf dem Schlosse?" fragte Bartusch — dies war der Bote. — Dankmar, vom Gedanken an Hackert aufs allerpeinlichste berührt, konnte seine Verlegenheit nicht bemeistern und sagte stockend: „Ich will doch hoffen —" — „Der Lärm hat nicht die geringste Unordnung hervorgerufen," fiel Bartusch ein. „Se. Excellenz der königliche Intendant Herr von Harder zu Harderstein ließen einen Fremden verhaften, der sich mit sonder-

barer, zudringlicher Neugier in der Nähe der Zimmer aufhielt, deren Inhalt vom verstorbenen Fürsten Waldemar von Hohenberg an den Hof abgetreten ist. Seine Diener meinten, der Fremde hätte es auf einen Diebstahl abgesehen gehabt. Und da der Intendant in Erfüllung seiner ihm allerhöchsten Orts aufgegebenen Pflichten, wie weltbekannt, streng zu Werke geht, so hat man den Fremden nach einem kurzen Verhör, worin er sich vorläufig für einen harmlosen Wanderer und Tischlergesellen ausgab, bis auf Weiteres in den Thurm gesteckt.“ — „Einen Tischlergesellen?“ rief Dankmar, von einer Ahnung ergriffen. „Und in den Thurm?“ — „Ich höre, daß der verdächtige Mensch sich auf Sie berufen hat,“ fuhr Bartusch mit scharfgespitztem Auge fort. „Ohne Sie, mein Herr, zu kennen und zu nennen, bezeichnete er Sie doch als einen wohlwollenden Gönner, der ihn gestern in seinen Wagen aufgenommen und den er in jenen Zimmern oder irgendwo auf dem Schlosse wiederzufinden gehofft hätte. Ich gestehe Ihnen jedoch,“ fuhr Bartusch mit lauerndem Späherblick fort, „seine Aussagen liefen dermaßen durcheinander, daß man fast glauben möchte, dieser Fremde wäre kein Handwerker, sondern vielleicht der Freund, der Reisebegleiter irgend eines im Incognito — reisenden —“ Bartusch zog die Worte und blinzelte so eigenthümlich, daß Dankmar das Incognito nur auf sich beziehen konnte und die Vermuthung des alten Schleichers, in ihm den Prinzen zu treffen, umsomehr bestätigte, als er, betroffen über die Kühnheit, ihn zum Mitschuldigen eines jedenfalls auf dem Schlosse für einen verdächtigen Menschen genommenen Abenteurers zu machen, verlegen sagte: „Mein Herr! Wie kommen Sie —“ Aber Bartusch fühlte sogleich, daß er sich nicht gut ausgedrückt hatte, wenn er überhaupt das Incognito des in Dankmar vorausgesetzten Prinzen schonen wollte. Er verbesserte sich daher rasch, indem er sagte: „Fräulein Melanie, die, weil wir den Frauen alle Aufregung ersparen wollten, den Arrestaten nicht gesehen, erzählte gestern vom Zusammentreffen mit Ihnen im Walde. Sie erwähnte dabei eines Begleiters in blauer Blouse, der allerdings derselbe zu sein scheint, den Herr von Harder soeben verhaften ließ.“

„Es ist der Prinz!“ rief es in Dankmar mit unwiderstehlicher Gewißheit. Seine Sehnsucht, klar zu sehen, dem Prinzen beizustehen, beflügelte sich, jemehr Bartusch ihm lästig wurde. — „Werden wir die Ehre haben?“ fragte Dieser lauernd. — „Ich bin ermüdet,“ entgegnete Dankmar leicht und fast abstoßend.

„Entschuldigen Sie mich! Ich habe früh schon das Lager verlassen, einen tüchtigen Spaziergang gemacht und bitte mich zu entschuldigen — ja, ja, entschuldigen Sie mich — Sie sehen ja! Ich bin gar nicht ausgestattet, Besuche bei Damen zu machen." — „Wozu bedürfte es der Förmlichkeiten?" sagte Bartusch verschmitzt. „Ein Mann von Welt wird aus jeder Hülle erkannt, wie ich auch aus dem vermeintlichen Tischler sogleich erkannte, daß er wol der Kammerdiener, vielleicht auch der Freund eines Prinzen sein könnte."

Wetter, dachte Dankmar bei sich und wandte sich ab, wenn man mich wohl gar selbst für den Prinzen Egon nähme und den Gefangenen für meinen Vertrauten? Und indem er noch darüber nachsann, welche Vortheile oder Nachtheile für den wahren Prinzen aus einem solchen Misverständnisse entstehen könnten, sammelte sich seine Geistesgegenwart zu einer bedachteren Erklärung. „Mein Herr," sagte er jetzt kurzweg, „richten Sie der Frau Justizräthin meine ergebenste Empfehlung und mein Bedauern aus, diesen Mittag auf die Ehre verzichten zu müssen. Ich höre von einem Gefangenen, der sich auf mich beruft und mich sprechen will. Ich bin Dankmar Wildungen, Referendar am königlichen Appellhofe, lernte auf meiner Hierherreise einen jungen Handwerker kennen, den ich aus Rücksicht auf die anfangs sehr staubigen, dann wieder nassen Wege in meinen Wagen nahm. Ist der Gefangene derselbe und beruft sich auf mich, so bin ich es meiner Pflicht schon als Jurist schuldig, ihn in seiner Haft zu besuchen und ihm meinen Rath und Beistand zu ertheilen. Wenn mir aber die freundlichen Bewohner des Schlosses bis zum Abend ihre wohlwollenden Gesinnungen erhalten wollen und mich nicht noch anderweitige Gründe bis dahin zur Abreise bestimmen, so werd' ich nicht verfehlen, mich bei Ihnen zum Thee einzufinden. Haben Sie die Güte, Dies der Frau Justizräthin anzuzeigen." Dankmar verbeugte sich leicht, brach rasch ab und ging in die Krone.

Bartusch stand verdutzt. Diese runde Abfertigung — diese raschen, ihm wie eingelernt erscheinenden Worte — diese Namenangabe — Dankmar Wildungen — Referendar am königlichen Appellhofe — Wildungen! Derselbe Name, der in des Justizraths Signalement schon genannt wurde! Woher kommt das alles? dachte er. Wildungen? Hat denn der Maler einen Bruder? Und wenn, kann nicht der Prinz Ursache haben, grade diesen Namen zu borgen, wer weiß, durch welche Bekanntschaft mit dem Maler dazu veranlaßt —? Zufrieden und unzufrieden mit der Erklä-

rung des Fremden, erst am Abend kommen zu wollen, stieg Bartusch heute schon zum zweitenmal wieder zum Schloß empor, um der in brennender Ungeduld harrenden Melanie Bericht zu erstatten.

Dankmar konnte sich kaum fassen über den Gedanken, wie ein so unglückliches Begegniß auf den jungen hochgestellten Mann, der ihm Prinz Egon von Hohenberg war, hereinbrechen und auf ihn wirken mußte. Ueberfallen, dachte er sich, vielleicht mißhandelt, unter dem Zulauf der Menschen wie ein Verbrecher durch den Ort geführt! Letztere Besorgniß milderte jedoch der Wirth, der erzählte, man hätte den Dieb sofort auf dem kürzesten Wege, ohne alles Aufsehen, hinter dem Ort in den Thurm gebracht.

Dankmar begab sich aufs Amtshaus, wo ihm die Düfte der Zeisel'schen Mittagstischvorbereitungen entgegenwallten. Er erfuhr, daß der Justizdirector mit dem Schreiber bereits drüben im Thurm war. Dort angelangt fand er noch ein Dutzend Neugieriger, gaffend an der geöffneten Verließthür. „Geht nach Hause," rief er ihnen ärgerlich zu; „die Grütze wird kalt!" Beim Eintritt in den Thurm wußte er sich nicht sogleich zurechtzufinden. Das alte Gebäude sah von außen kleiner aus, als sich die Räumlichkeit von innen bot. Der Boden war der reine bloße Sand; unterirdisch schien es hier weiter keinen Gewahrsam zu geben. Das durch die Thür hereinfallende Licht ließ zur Rechten eine schmale hölzerne Treppe erkennen, die emporführte. Dankmar bestieg sie und entdeckte hier einen der wahrscheinlich Herrn von Harder angehörenden Bedienten. „Wir haben Sie schon kommen sehen," sagte dieser kurz und impertinent, „treten Sie nur hier ein —!"

Eine kleine niedrige Thür öffnete sich und in einem größern Gemach, das die ganze Rundung des Thurms einbegriff, aber nur von Einem Fenster erhellt war, fand er den Justizdirector, einen Schreiber und den neben dem Thurm wohnenden Wächter, der eine alte abgeschabte fürstlich Hohenberg'sche Livrée, hellblau mit roth, und ein gelbes Schild auf der Brust trug. Dankmar erfuhr hier, was er schon über den Schloßvorfall wußte und wiederholte über den Gefangenen Dasselbe, was er zu Bartusch gesagt hatte. Die Absicht des Gefangenen, im Schloß zu stehlen, wurde vom Justizdirector zwar nicht entschieden bestritten, aber doch auch gegen den unziemlich lärmenden Bedienten in Abrede gestellt. „Er griff erst nach den Bildern herum," sagte dieser; „dann hob er sie von der Wand, und während wir uns auf

einen Augenblick entfernt hatten, wollte er sie stehlen. Excellenz verlangen, daß Das streng genommen wird, und er muß vors Hofgericht in die Stadt!“

Herr von Zeisel, den ein Grauen überfiel, wenn vom Hofgericht die Rede war, äußerte, daß hier vielleicht nur eine leichtverzeihliche Neugier obgewaltet hätte, mindestens könnte er nicht begreifen, was ein reisender Handwerksgesell, welchen der Anblick schön ausgestatteter Zimmer gefesselt hätte, mit einem alten unansehnlichen Bilde hätte anfangen sollen, während doch viel kostbarere, kleine transportable Sachen in der Nähe gestanden hätten, die man sich mit einem kühnen Griff hätte aneignen können. Uebrigens könnte ihm in der That nicht zugemuthet werden, diesen Gefangenen auf derlei geringfügige Aussagen hin der annoch zu Recht bestehenden Ortsjustiz zu entziehen, es müßte ihm denn von einem hohen Obergericht ausdrücklich befohlen werden. Weit bedenklicher schiene ihm allerdings des Gefangenen gänzlicher Mangel an Legitimation und sein trotziges, hartnäckiges Ablehnen jeder nähern Erklärung, weshalb er auch durchaus nichts dagegen hätte, daß sich der von ihm mehrfach um Vermittelung ersuchte anwesende Herr zu ihm verfügen und von ihm selbst die Willfährigkeit zu Geständnissen zu gewinnen suchen möchte.

Dankmar'n fielen hier Hackert's Mittheilungen über die Hohenberg'sche Justizpflege ein. Er verstand vollkommen des mildgesinnten Justizdirectors Absicht, dieser Untersuchung so weit als möglich überhoben, noch mehr aber vor einer Verschleppung derselben an die Kreisgerichte gesichert zu sein. Der Harder'sche Bediente murmelte Mancherlei gegen diese Erklärung, aber die Versicherung des Amtsboten und Gefangenwärters, der Inculpat säße ja nun criminalisch fest, bewirkte denn doch, daß der Justizdirector, der wie Alle auf dem Lande gegen zwölf Uhr zu essen pflegte, die Sitzung aufhob und Dankmar'n bat, ihm um drei Uhr Nachmittag, wo er seinen ärztlich befohlenen Ruheschlaf beendigt hätte, gefälligst mitzutheilen, was er von dem störrischen und trotzigen jungen Mann, der sich nur ihm hätte anvertrauen wollen, denken sollte. Dem Wärter die strengste Obhut anempfehlend, stieg er mit dem Schreiber, der seinen ziemlich leer gebliebenen Protokollbogen in eine Mappe legte, behutsam die baufällige Treppe hinunter. Der Bediente, Dankmar'n mit mistrauischen Blicken musternd, folgte. Der Wärter winkte Dankmar'n und führte ihn noch eine Treppe höher. Diese brachte ihn nun erst zu den eigentlichen Gefängnissen, deren der Zahl der kleinen vergitterten Fenster nach zu schließen, die Dankmar

außen beobachtet hatte, hier etwa vier oder fünf sein konnten. „Sind sonst noch Gefangene da?“ fragte Dankmar beim Hinaufsteigen. — „Nein,“ erwiderte der Wärter, „es fällt jetzt im Ganzen nicht viel vor, und was Politische sein, die kommen gleich ins Provinziale!“

Jetzt stand Dankmar im zweiten Stock vor einer stark verriegelten Thür, die vorerst zu einem Vorplatze führte. Hier umgab ihn völlige Finsterniß. Der Vorplatz war nur von der aufgehenden Thür erhellt, die der Wächter sogleich ansichzog. „Ich muß Sie mit einschließen“ — sagte der Mann zu Dankmar'n. Er war nicht ohne Höflichkeit. — „Thut nichts!“ erwiderte Dieser. — „Sie brauchen nur aus dem Fenster zu rufen: Pfannenstiel! Dann höre ichs schon und komme.“ — „Gut! gut!“ sagte Dankmar und hörte mit pochendem Herzen, wie Pfannenstiel, dessen Namen er überhörte, in der Dunkelheit den Schlüssel an ein Schloß setzte und öffnete.

Die Thür eines kleinen niedrigen Gemachs ging auf und in der That, vom spärlichen Licht, das durch die Gitterfenster fiel, beleuchtet, saß an einer Pritsche, den Kopf aufgestützt, derselbe Fremde, der sich Dankmar'n durch eine Visitenkarte, aber auch durch seltene Bildung und die feinste Erziehung als Prinz Egon von Hohenberg zu erkennen gegeben hatte. „Da ist der Herr, den Sie sprechen wollten!“ sagte Pfannenstiel. „Und wie ists nun mit dem Mittagessen?“ setzte er hinzu. — „Gehen Sie in die Krone!“ sagte Dankmar nach seiner Gewohnheit rasch entschlossen; „bestellen Sie das beste Mittagessen, das der Wirth für zwei anständige Personen nur auftreiben kann. Um ein Uhr muß alles hier sein! Auch eine Flasche vom besten Wein! Verstehen Sie?“

Damit drückte er dem Meister Pfannenstiel ein Trinkgeld in die Hand. Dieser, schon an die möglichen Ueberbleibsel der Mahlzeit denkend und von dergleichen freigebigen, luxuriösen Inculpaten und Zeugen, die hier selten vorkamen, überrascht, erbot sich zur pünktlichsten Besorgung, rückte mit aller Beflissenheit einen alten Tisch ans Fenster und fragte, ob wol noch ein Stuhl nöthig sei? Dankmar, mit Gefängnissen vertraut, ergriff die Pritsche, worauf ein alter verfaulender Strohsack lag, warf diesen hinunter, rückte das Holzgestell an den Tisch und sagte: „Das ist gut genug zum Sitzen. Viel Meubles machen's hier zu eng — —“ „Wie Sie wollen,“ sagte Pfannenstiel, und ganz erstaunt, die beiden jetzt zu Inhaftirenden so curios sicher und vertraut sich begrüßen zu sehen — der Andere war allerdings

anfangs kaum aufgestanden — schloß er die Thür wieder ab und polterte draußen so gräulich mit seinen Schlössern und Riegeln, daß nach jener Seite hin an ein Entrinnen nicht zu denken war.

Als man das letzte Eisen vorgeschoben hörte, sprang der Gefangene von einem Schemel, auf dem er während der Verständigung zwischen Dankmar und Pfannenstiel, unbeweglich den Kopf in beiden Händen stützend, gesessen hatte, auf und rief: „O mein Gott! Was sagen Sie nun dazu?" — „Durchlaucht sehen mich hier," antwortete Dankmar, „um von Ihnen Etwas zu vernehmen, das soviel wie eine Aufklärung ist. Ich bin ganz Ohr!" — „Nichts von Durchlaucht!" entgegnete der Fremde; „keine Förmlichkeiten, die ich draußen schon in der Freiheit hasse und die jetzt hier in diesem abscheulichen Loch am wenigsten am Platze wären. Ich habe Sie auf unserer Reise schätzen, lieben gelernt. Vor allen Dingen! Seien Sie mir ein zugethaner wahrer Freund, Herr Wildungen!" Damit reichte er Dankmar'n erregt die noch von seinem eben Erlebten zitternde Hand.

Dankmar ergriff diese zögernd. Er konnte denn doch nicht umhin, sich zu sagen: Wunderliche Herablassung eines gefangenen Diebes, der vielleicht wirklich unschuldig, aber doch vielleicht nichts weniger als Prinz Egon ist! — „Sie haben kein Vertrauen zu mir, Wildungen!" sagte der Fremde. „Und ich Wahnsinniger verdien' es auch nicht! Wie kann ich mir einbilden, daß Sie meinen Worten trauen können! Wie kann ich glauben, daß Sie mich für Egon Hohenberg halten! Höchstens, daß Sie mich für keinen Tischler nehmen! Und was das Schlimmste ist, ich bin —" Der Gefangene stockte. Als ihn Dankmar erwartungsvoll fixirte, sagte er leise: „Ich bin wirklich ein Dieb." — „Prinz!" — „Ich habe auf dem Schlosse stehlen wollen."

Dankmar besann sich bald. „Fürst," sagte er, „stehlen nennt man nicht, was das Antreten einer Erbschaft, das Besitzergreifen eines Eigenthums ist. Allein —" — „Nicht wahr? In gesetzlichen Formen hat es doch zu geschehen?" — „Allerdings," sagte Dankmar. „Ich kann nicht glauben, daß Sie sich auf dem Schlosse irgend Etwas haben heimlich aneignen wollen." Der Fremde schwieg. Nach einem Augenblick strich er sich mit der Hand durch das lichtbraune Haar, das jetzt noch schöner vom blassen edeln Angesicht abstach, und sagte: „Weg mit den Grillen! Bedenk' ich es genau, so ist das Ganze ein Abenteuer und ich wünschte, der Wein aus der Krone wäre schon da, damit Sie mit mir auf die Befestigung unserer Freundschaft anstoßen."

Dankmar konnte sich in diesen Uebergang zur Heiterkeit nicht finden. Es überfielen ihn alle nur möglichen Zweifel an dem Fremden, von dem er sich düpirt zu werden als Etwas dachte, das ihm das Blut in die Wangen trieb. Er sah sich um und kam auf die Widerwärtigkeit eines solchen Ortes zurück, in dem sie sich wiederfinden mußten. „Ja es ist toll!" sagte der Fremde. „Aber wie glauben Sie, daß ich aus diesem Rattenneste freikomme?" — „Vor allen Dingen," meinte Dankmar mit bestimmter Betonung, „vor allen Dingen müßt' ich doch wissen, mit welchem Rechte Sie hierher kamen?" — „Weil ich stehlen wollte, sagte ich ja." — „Wie? Scherzen Sie?" — „In der That! Ich bin ein Dieb." — „Ich habe nicht gesagt, Durchlaucht, beweisen Sie, daß Sie Prinz Egon von Hohenberg sind; aber daß Sie ein Dieb sind, das müssen Sie jetzt wirklich beweisen —" — „Was soll ich zuerst beweisen? Ich sehe, Sie glauben Beides nicht." — „Ohne zu schmeicheln, möcht' ich fast glauben, wenn Sie mir beweisen, daß Sie Prinz Egon von Hohenberg sind, so haben Sie nicht nöthig, von Ihrem sogenannten Diebstahl zu sprechen —"

„Sie Demokrat! Finden die Fürsten bei Ihnen noch ein so gutes Vorurtheil?" sagte der Fremde, der sich zu Mittheilungen anschickte.

Fünftes Capitel.

Der Dieb.

„Wohlan!" sagte der vermeintliche Prinz nachdenklich, stützte das Haupt auf und sah trübsinnig durch das enge Fenster in die schöne, sonnenhelle Gegend. „Vernehmen Sie, Wildungen, ich bin hier geboren, hier erzogen. Dort am Rande jener Berge hab' ich kletternd die erste jugendliche Kraft erprobt. Viel ist schon hinweggezogen von neuen Erfahrungen und neuen Eindrücken über die erste Kinderzeit — da über das Schloß mit seinem alten geschnörkelten Baustyl — den Hohenberg selbst, an welchen sich die ältesten Erinnerungen unserer Familie knüpfen. Wissen Sie, früher stand auf dem Hohenberg eine Burg, wozu dieser Thurm, der jetzt hier den letzten Sprossen des Hauses gefangen hält, als ein äußeres Bollwerk, eine Art Warte, gehörte. Ich

habe doch längst in der Beschäftigung mit ernsten und nüchternen Lebensaufgaben abzustreifen gesucht das dämmernde, träumerische Gefühl der Wehmuth, das uns nur einlullt zum süßen Nichtsthun und zur Beschönigung unserer rathlosen Thatkraft, aber wie ich da wieder im Walde die alten Wipfel rauschen hörte, am Jägerhause stand, wo ich auf einer grünen Wiese von einem frühern Soldaten, Namens Marzahn, die Büchse spannen lernte und manchmal das an einen Eichbaum gesteckte bunte Ziel traf; wie ich wieder die Mühle rauschen hörte, die ein Ullaarm, aus dem Gebirge niederströmend, in Bewegung setzt und mich an die Regenbogen erinnerte, die die Sonne auf dem gespritzten Wasserstaube malt — ein Anblick, der mich beim majestätischen Rheinfall in Schaffhausen ausrufen ließ: Rühmt mir nichts von Dem, was ich am Mühlbach auf dem Schlosse meiner Väter fast ebenso schön, ja schöner, weil kindlichglücklicher, gesehen habe! — wie ich so wieder gedachte des Heimwehs der Kindheit und der Sehnsucht nach einem Lande des Glücks, das — ach! es ist nur zu wahr! — niemals vor uns, immer nur hinter uns liegt! — da, lieber Freund — nein, nein, Sie zweifeln ja noch! Sie verstehen ja meine Empfindungen nicht, wollen sie nicht verstehen!"

„Prinz," entgegnete Dankmar, „die Augenblicke sind gezählt; sie sind kostbar, wenn man an die Erlösung von diesem jammervollen Zustande denkt. Was beginnen wir zu Ihrer Befreiung?"

„Ich denke noch nicht daran," fuhr der Gefangene fort. „Erst haben Sie Aufklärung begehrt, nun fühle ich nicht einmal mehr so lebhaft das Bedürfniß, frei zu sein. Ja ich will gefangen sein, um reden, mich aussprechen, mich erinnern zu können. Schenken Sie mir ruhig nur — Ihre Gegenwart, Wildungen, hören Sie mir still, mit Theilnahme zu und bereiten Sie sich darauf vor, daß ich Ihnen vielleicht eine Bitte vortragen werde, deren Erfüllung Sie nur dann erfreuen kann, wenn Sie mein vergangenes Leben kennen." — Dankmar äußerte schon jetzt für das Vertrauen des Gefangenen seinen Dank und bat ihn, sich offen mitzutheilen. Er würde sich ihm in Nichts entziehen.

Der Erzähler fuhr fort: „Ich lebte hier in Hohenberg mit jeweiliger Unterbrechung, wo wir unsere andern Güter und die Hauptstadt besuchten, fast bis in mein dreizehntes Jahr. Der Vater, kurz vor meiner Geburt in den Fürstenstand erhoben, hatte um dieselbe Zeit ein großes Vermögen durch einen unerwarteten Tod des Stammhalters der österreichischen Seitenlinie gewonnen und war von seinem plötzlichen Glück so gehoben und

getragen, daß er nur auf der hohen Flut des Lebens schwamm und sich wenig um seine Häuslichkeit kümmerte. Der Vater war Militär und hatte Lust, auch mich schon im zartesten Kindesalter für seinen Stand zu bestimmen und abzurichten. In seinem Plan jedoch, mich in eine militärische Erziehungsanstalt zu schicken, erkannte die Mutter nur den Egoismus eines Weltmanns, der sich die Erziehung seines Sohnes so leicht wie möglich machen wollte. Sie trat diesem Plan mit Entschiedenheit entgegen. Das leider sehr tief eingerissene Zerwürfniß der Eltern machte eine unter ihrer gemeinschaftlichen Aufsicht genossene Erziehung unmöglich. So beschlossen sie erst, mich ganz hierher nach Hohenberg zu versetzen, soviel wie möglich selbst hier zu leben, mich aber im Uebrigen mit Lehrern, Hofmeistern und Aufpassern aller Art so zu umgeben, daß ihr Gewissen beruhigt sein durfte. Damals liebte meine Mutter noch die Welt. Sie war noch nicht in die Krisis getreten, die sie später zu einer unfruchtbaren und meiner innersten Natur widerstrebenden Frömmelei geführt hat. Es lebte damals hier im Ort ein braver Pfarrer, Namens Rudhard. Dieser strenge und keineswegs gemüthlose Mann erhielt über meinen Bildungsproceß die obere Aufsicht und noch jetzt — er weilt fern an den Ufern des Schwarzen Meers in Odessa — noch jetzt dank' ich ihm für die spartanische Strenge, mit der ich in jenen Tagen erzogen worden bin. Zwar sträubte sich in mir Etwas und wollte sich bäumen und das oft drückende Joch des Gehorsams abschütteln; aber Dank sei es der damaligen Charakterfestigkeit meiner Mutter, sie widersetzte sich jeder Intrigue, die vom Schloß aus und auch sonst gegen den Pfarrer gesponnen wurde. Wie auch die Lehrer, die mir oben beigegeben waren, gegen den unten über sie wachenden Rudhard polterten, wie sehr auch einer von ihnen, ein Franzose, Namens Sylvestre Rafflard, intriguirte, Rudhard behielt Recht. Auch mein Vater hatte bei aller Zerfahrenheit seines Charakters darin Männlichkeit, daß er Windbeuteleien leicht als solche erkannte. Wenn mich Rudhard's strenge gewaltige Hand nicht geführt hätte, ich wäre umsomehr misrathen oder doch in meinen ersten Entwickelungen verpfuscht worden, als die Mutter in ihrer Behandlungsweise im höchsten Grade unregelmäßig, launenhaft und willkürlich verfuhr. Bald warf sie sich mir mit brennender Liebe an den Hals, küßte mich und benetzte mich mit tausend Thränen, deren Grund ich nicht kannte, bald wieder war sie schroff und behandelte mich mit einer Fremdheit, die mein Herz früh gegen sie eingenommen hat. Scheiterte ihr im Leben der

großen Welt irgend ein Lieblingsplan, fühlte sie die Hand irgend einer Intrigue kalt und ertödtend in ihr Herz greifen, so kam ein reitender Bote, um mich augenblicklich in die Stadt zu rufen. Auf Wolkenflügen sollt' ich dann zu ihr eilen, das Muttergefühl sollte sie trösten für allen Kummer, alle Entbehrungen! Und wenn ich ankam, fröhlich, überglücklich mich im prächtigen Palais der Eltern umschauend, fand ich sie schon wieder abgekühlt, schon getröstet, zerstreut durch etwas Neues, dem ihre nie zu befriedigende Sehnsucht nachjagte. Dann blieb ich bei den Eltern einige Wochen, wurde verwöhnt, verhätschelt, war ihnen aber bald so im Wege, wurde so unwillkommener Zeuge der unglücklichsten häuslichen Zerrüttung, daß man sogleich wieder hundert Gründe hatte, mich nach Hohenberg zu meinem gestrengen Rudhard, zu den französischen und musikalischen Maitres zurückzuschicken. Zu diesen Maitres! Diesen Erziehungsvirtuosen, die ich später zu entlarven Gelegenheit hatte! O, durch welche Wirrsale muß sich ein Kinderherz hindurcharbeiten! Wenn ich daran denke, daß ich dabei immer noch mit Dem, was aus mir wurde, leidlich zufrieden sein darf, so kann man wol sagen: Die Jugend ist eine Pflanze, die wächst und ans Licht muß, auch wenn man unter dem Namen der Erziehung einen schweren Stein auf sie legt!"

„Sie beurtheilen Ihre Eltern streng," sagte Dankmar, der Gefühle gedenkend, die ihn gestern über seine eigene Mutter beschlichen. „Es ist eigentlich ungerecht, Menschen nur deshalb streng zu nehmen, weil sie das Schicksal zufällig unserm Herzen so nahegestellt hat, daß wir sie leichter ergründen können als Andere! Wir sollten gerade da duldsamer sein und den Vorsprung nicht benutzen, den uns der nähere Besitz gestattet. Doch vergeben Sie — ich gedachte eigener Erfahrungen —"

„Wohl! Wohl!" antwortete der Fremde. „Die Liebenden quälen sich wechselseitig am allermeisten — und Keiner wol bereitet sich das Gift des Todes oft willenlos geflissentlicher als Die — die sich das Leben sein sollten!" — Nach einigen Augenblicken schwermüthigen Sinnens fuhr er fort:

„Sie strafen mich, Wildungen, daß ich so streng von meiner Mutter spreche und vollends den Vater nicht schone. Aber werfen Sie einen Blick auf meine Lage, ist sie nicht entsetzlich? Ein tapfrer Krieger wird von seinem Monarchen, der ihn liebt und verwöhnt, in den erblichen Fürstenstand erhoben. In demselben Augenblick fallen ihm in der Ferne Besitzungen im Werth fast einer Million zu. Er veräußert sie und statt die flüssigen Gelder auf einheimischen neuen Grund und Boden und dessen

Ankauf oder die Verbesserung seiner alten Besitzungen zu verwenden, werden sie in flüchtigen Tändeleien, luxuriösen Einrichtungen, einem prächtigen neuen Palais, in Pferden, Marställen, im Spiel, ja ich muß es sogar sagen, im Trunk vergeudet! Man drängt in ihn, ein Fideicommiß zu stiften für die Familie und ihre dauernde Anlehnung an einen Besitz, der wol entwerthet, aber nicht ganz veräußert werden kann. Der Staat begünstigt solche Majorate und wünscht sogar ähnliche Bestimmungen, um einen vornehmern Adel zu erzielen, als das übliche adelige Gesindel ist, das uns die Frage vom Adel verdorben hat. Man wollte die Ausführung der damaligen Idee von einer künftigen Pairsschaft durch Majorate anbahnen. Aber nicht nur, daß mit der Zeit jene Capitalien verschwendet und auf eine nutzlose Prachtliebe verwandt wurden, die mir in der Residenz allerdings ein schönes Palais hinterlassen hat, dessen innere Einrichtung zu sehen Ihnen einmal Freude machen wird — auch die alten gräflich Hohenberg'schen Güter Plessen, Randhartingen, Wiesbach, unsere Antheile an Schönau, Berghübel, sind durch darauf geborgte Summen so überschuldet, in ihrer Oekonomie so vernachlässigt, daß ich zweifelhaft bin, ob ich überhaupt ihre Herrschaft antrete und sie nicht lieber ganz, wie der Lateiner sagt, unter den Spieß stelle, sie losschlage. Erwägen Sie diesen Zustand und fragen Sie, ob hier das Gedächtniß eines Sohnes Alles liebend beseitigen und über die Vergangenheit nur Blumen der Versöhnung streuen kann! Nein! Nein! Ich kann nur mit bitterstem Unmuth die Gedanken an das Vergangene in mir vorüberziehen lassen; ich habe Stunden erlebt, wo ich meine Mutter kalt bemitleidete, aber noch unglücklichere, wo ich meinen Vater bis aufs Blut haßte. Denken Sie sich den einen Zug! Dieser Mann, der meine Mutter mishandelt hat, sie zuletzt in ihrem Nothdürftigsten beschränkte; dieser Mann, der dennoch vor dem jungen Monarchen weinte, als er ihm den Tod meiner Mutter anzeigte, weil ein ernster Blick der Umgebungen des Fürsten ihm sagte: Hohenberg, Sie haben da ein Herz brechen helfen! dieser Mann verkauft, weil die frühere Gräfin Bury nichts besaß und ich keine Ansprüche auf ihren Nachlaß habe, die Einrichtung ihrer Zimmer, verkauft den stillen Frieden ihrer liebsten frommen Abgeschiedenheit von der Welt, verkauft die Thränen, mit denen sie ihre Polster und Gebetbücher benetzte, verkauft — o mein Gott, Wildungen, Ihr wißt nicht, wie weit die Herzlosigkeit dieser vornehmen Stände geht! Wenn ich in Lyon einen armen Seidenarbeiter sterben sah, da

gehörte wol schon das Stroh, auf dem er endete, dem reichen Fabrikanten, dem er sein Hab und Gut verpfändet hatte; aber ein Crucifix, Wildungen, auf das die blassen Lippen ihre letzten Küsse gedrückt hatten, ein Gebetbuch, aus dem seine weinenden Kinder, die zu kurz die Schule besucht hatten, um lesen zu können, die letzten Tröstungen der Religion stammelnd buchstabirten, ja vielleicht der letzte Stab, Wildungen, der ihn stützte, der letzte Rock, der seine Blöße deckte, und die letzten Schuhe, die er auszog, als er sich auf ein Lager warf, worauf er sterben sollte — die waren noch sein, um die bat er den Fabrikherrn für sein Weib und seine Kinder, verpfändete sie nicht, um der Liebe willen nicht — um seines Heilandes willen nicht — Freund, vergeben Sie mir, wenn Sie einen Sohn hören, der vor seinem Vater keine Achtung hat."

Erschöpft von seiner Aufregung warf sich Egon auf die hölzerne Pritsche und schien die Härte dieses Lagers kaum zu fühlen. Von tiefster Theilnahme ergriffen, beugte sich Dankmar zu ihm nieder und bat ihn, seine Empfindungen nicht zu heftig aufzuregen.

„O," rief Egon leidenschaftlich, „warum bin ich auch hierher zurückgekehrt, ausgesetzt einer ewigen Verhöhnung durch mich selbst! In der Ferne, ja da war ich glücklich! Ich galt für Den, für den ich mich gab. Wildungen! Ohne mich einen Wahnsinnigen zu schelten, glauben Sie mir's, ich habe in den Werkstätten von Paris gearbeitet, ich galt für einen deutschen gebildeten Arbeiter. Niemand wußte Etwas von den Schulden meines Vaters; mit Dem, was sie mir übrig ließen, konnt' ich fleißige Arbeiter belohnen, manche nützliche Unternehmung befördern — konnte leben — war glücklich —"

„Setzen Sie dies Leben hier fort!" sagte Dankmar innigst theilnehmend und vor Freude bewegt, einen Vornehmen zu finden, der sich wie jeder andere Mensch fühlte und gab. „Man wird sich mit dem Vater aussöhnen, der einen solchen Sohn hinterließ. Man wird milder von der Aristokratie denken, sich dem Adel verwandter fühlen." — „Man wird mich auslachen!" unterbrach ihn der junge Fürst. „Unsere Verhältnisse bieten keinen Boden für eine solche Umkehr der Stellungen." — „Warum nicht?" — Der Fremde schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Aber hören Sie vom Vergangenen!" Sich aufrichtend erzählte er weiter:

„Ich hatte kaum das dreizehnte Jahr erreicht und sollte nach des Vaters Wunsch jetzt unmittelbar für den Kriegerstand

gebildet werden. Da kam über meine Mutter jene Erleuchtung, die denselben bigotten Zustand zur Folge hatte, von welchem Ihnen noch die spaßhaften Erzählungen des Jägers vom „Gelben Hirsch“ im Gedächtniß sein werden. Sie hören, wie wenig erbaut ich von dieser Erbauung spreche, und ich kann Sie versichern, Wildungen, daß ich hier nicht wie der Blinde von der Farbe rede, sondern eine Zeitlang selbst einer der Hellsehenden, Einer der von Angesicht zu Angesicht Schauenden und der Gotterleuchteten war. Wie meine Mutter dieser traurige Zustand anflog weiß ich nicht. Ich glaube die Frömmigkeit war damals in der großen und kleinen Welt eine Sache der Mode. Man betete viel und laut, und wissen Sie, Wildungen, für die Politik war es gut. Es bewahrte vor Uebereilung in Entwickelungen, für welche der beschränkte und philisterhafte Sinn unsers Volks kaum jetzt reif ist, wie viel weniger damals.“ — „Wenigstens die jämmerlichen Staatsmänner jener Zeit,“ sagte Dankmar, „diese Polizeiseelen, Creaturen Metternich's, fanden in Bigotterie eine Stütze des Absolutismus, eine Art Chinin gegen das Constitutionsfieber —!“

„Wohl! Wohl! Genug, ich für mein Theil hatte einige angenehme Folgen von dieser Sinnesänderung meiner Mutter. Erstens wurd' ich nicht zum Soldaten bestimmt, im Gegentheil wollte die Mutter jetzt noch durch mich Gott — und durch Gott mir leben. So sagte sie selbst. Sie zog für immer hierher nach Hohenberg und richtete sich so ein, als wollte sie ihre Tage hier für immer beschließen. Anfangs verursachte mir diese Entdeckung einen lähmenden Schreck. Ich sehnte mich hinaus in die Welt, ich wollte Schulen besuchen wie Andere, wollte jene Freundschaften unterhalten, die ich bei meinen kurzen Anwesenheiten in der Residenz im Fluge knüpfte. Ich wollte der junge Fürst von Hohenberg sein! Aber die Mutter hatte es anders beschlossen. Sie gedachte mich in ihre ausschließliche Obhut zu nehmen. Rudhard wurde entfernt. Seine Auffassung des Christenthums entsprach der ihrigen nicht. Man versetzte ihn, ich weiß nicht, ob auf ihren Betrieb oder ob er freiwillig ging in andere östliche Gegenden. Tief betrübt sah ich ihn scheiden, denn so streng er war, die Gediegenheit seines Charakters konnte selbst dem Kinde nicht entgehen. So wenig er meiner Eitelkeit als einem jungen Fürsten schmeichelte, so besaß ich doch Lernbegierde, um von seinem reichen Wissen Vortheile zu ziehen. Ja, wie Knaben mit ihren Lehrern pflegen, in meiner eitlen Bewunderung stellt' ich ihn wol noch höher als er stand. Seinen Nachfolger wählte die

Mutter auf Empfehlung der pietistischen Kreise in der Residenz. Es war ein junger gewandter Theolog, Namens Guido Stromer. Wenn ich nicht irre, brachte er sich sogleich eine Gattin mit und gewann das Herz meiner Mutter in solchem Grade, daß es ihm gelang einen andern Plan mit mir durchzusetzen, für den ich ihm eigentlich Dank weiß. In seiner Furcht, meine Erziehung auf dem Schlosse würde einen ewigen Ab- und Zustrom von Hofmeistern und Fachlehrern aller Art zu einer nicht zu ändernden Bedingung machen, äußerte er der Mutter die Idee, mich nach Genf in ein Pensionat zu geben. Naturen, wie Sylvester Rafflard gewesen, blieben seinem Einfluß gefährlich. Die Mutter, nicht ahnend, daß er nur in der ihm natürlich hochwichtigen Gunst seiner Kirchenpatronin die Nebenbuhlerschaften entfernen wollte, ging auf diesen Plan mit Begeisterung ein. Sie hatte Genf selbst gesehen, schwärmte für den reizenden bergumkränzten Leman, träumte von dem Glücke, dort noch zu wohnen, dort einst ihre Tage zu beschließen, was ihr bei der Beschränkung ihrer Mittel nicht beschieden sein konnte — und alle diese Reize erhöhte ihr zuletzt noch das Bewußtsein des im dortigen Leben herrschenden Geistes strenger Kirchlichkeit. Die Sekte der Momiers war damals in der französischen Schweiz aufgekommen. Sie erkannte in ihnen, nach den Berichten einer von ihr nach Kräften unterstützten Kirchenzeitung, eine Gemeinde Wiedergeborener, die sich nur an den rein biblischen Geist des Christenthums hielte. Es wurden Erkundigungen eingezogen über die Pensionate von Lausanne, Vevey, Neufchatel, Genf. Das war ein Geschwirr von Briefen der Pastoren jener herrlichen Gegend, die Alle mit Empfehlungen der christlichen Institute zur Hand waren und dabei die Gelegenheit benutzten, mit einer deutschen Dame von Stande in Rapport zu treten. Denn diese Pfaffen dort, müssen Sie wissen, haben keinen größern Ehrgeiz, als mit der halben vornehmen Welt Europas in Rapport zu stehen und sich mit den Briefen zu brüsten, die sie aus Petersburg, Stockholm und Newyork erhalten. Damit ist zugleich ein eigenthümlicher Menschenhandel verbunden. Kennen Sie Casanova?" — Dankmar verneinte befremdet. — „Casanova, sagte der junge Fürst, „den ich im Pensionat des Herrn Monnard mit aller Bequemlichkeit gelesen habe —" — „Im Pensionat?" unterbrach Dankmar erstaunt. — „Casanova," fuhr Egon ruhig fort, „erzählt von den in Europa zerstreuten italienischen Sängern und Tanzmeistern und plaudert uns deren Memoiren aus; ich versichere Sie, der fromme Menschenhandel mit Bonnen, Gouver-

nanten, Hauslehrern aus der französischen Schweiz ist so organisirt, daß ich eine große Aehnlichkeit finde. Sie haben keine Ahnung, welche Dinge in einer französisch-schweizerischen Pfarrerswohnung von Yverdun oder Meudon abgemacht werden. Ich könnte Ihnen Fürstinnen nennen, die auf europäischen Thronen sitzen und die von den Fäden einer ehemaligen, glänzend pensionirten, bei Genf in ihren Verbindungen schwelgenden alten Erzieherin gelenkt werden. Sie erfahren in einem frommen Thee in Lausanne mehr Cabinets- und Hofgeheimnisse, als zu Berlin im engern Cirkel eines Ministers." — Dankmar fiel lachend ein: „Das hätte ja fast Aehnlichkeit mit dem Einflusse, den zehn Meilen weiter von Lausanne die freiburger Jesuiten über das übrige Europa ausüben!"

„Die vollkommenste!" bestätigte der junge Fürst. „Sie können aber auch in Lausanne die Politik der Jesuiten und in Freiburg die Politik der Momiers studiren. Es ist ganz dieselbe Sache, wie sie auch von Menschen vertreten wird, die sich untereinander vor Brotneid auffressen möchten. Das ist eine Sucht dem andern eine Beute abzujagen! Denken Sie sich diese Correspondenz der reformirten Geistlichen mit den höchststehenden Familien! Der Reiz der französischen Sprache, die elegante glatte Weltbildung neben jener frommen Salbung, die den gutkatholischen Fénélon zum Ideal auch der Protestanten gemacht hat — genug, die gute Mutter war auf Grund meiner Versendung nach Genf so lebhaft in Verbindung mit den schönsten, durch die Fremdenbesuche an Neuigkeiten ergiebigsten Gegenden der großen europäischen Route, daß sie sich schon da in ihren Briefen vortrefflich unterhielt, ehe ich noch abreiste. Wie aber nahm Das erst zu, als ich wirklich in Genf war! Wie wurden da über mich, über meine Erziehung, meine Anlagen, meine Irrthümer, meine Tugenden und Gebrechen soviele Anfragen an Geistliche, Professoren, Syndics, Künstler, am Genfersee domicilirte Freunde und Freundinnen gerichtet und beantwortet! Nun war ich der einzige Gedanke der Fürstin, ja der Angelpunkt und die Achse ihres Daseins geworden. Welche Briefe ließ mich Professor Monnard und sein boshafter erster Lehrer, Sylvestre Rafflard schreiben —" — „Rafflard wieder?" unterbrach Dankmar. „Sie erwähnten ja seine Anwesenheit in Hohenberg —" „Rafflard war," berichtete der Erzähler, „ursprünglich aus Genf, kam nach Deutschland zu uns als Lehrer der französischen Sprache, von da nach Kurland, wo er mit Rudhard wieder zusammentraf und zwar feindselig genug, dann kehrte er nach Genf

zurück, wo ich ihm im Monnard'schen Institute begegnete. Jetzt ist er Jesuit." — „Das ist eine lehrreiche Biographie!" sagte Dankmar. — „Sie werden noch manches von Sylvestre Rafflard hören," schaltete der Erzähler ein und fuhr fort: „Wie oft wurden meine Briefe von Monnard und Monsieur Sylvestre ausgestrichen und unter dem Schein stylistischer Veränderungen in ihren Thatsachen so umgewandelt, daß weiß erschien, was ich als schwarz hatte melden wollen — kurz ich wurde so methodisch zur Lüge und zur Phrase erzogen, so auf eine gewisse herzlose Regelmäßigkeit abgerichtet, so nach dem Modell einer gutgearbeiteten genfer Uhr künstlich zusammenspintisirt, daß ich in meinem achtzehnten Jahr wirklich als ein heilloser Schlingel, voll Verstellung und Einbildung, zur Mutter zurückkehrte und die Vorwürfe der inzwischen düster gewordenen und gramverschleierten Frau im reichsten Maße verdiente. Natürlich mißfiel es hier einem jungen Taugenichts, der statt im Thomas a Kempis heimlich Casanova las, im höchsten Grade. Ich entfloh geradezu. Als mir die Mutter in die Residenz nachreiste und ich auch mit dem Vater in Händel gerieth, dankte sie Gott, daß ich wenigstens soviel guten Willen zeigte, in Bonn, Heidelberg, Göttingen studiren zu wollen. Erlassen Sie mir, Ihnen von dieser Zeit eine Schilderung zu geben! Die akademische Zeit eines jungen deutschen Adligen, der die Universität besucht, ohne einen andern Zweck als den, einmal dagewesen zu sein, wird für Sie keiner Schilderung bedürfen. Man genießt, was das Leben bietet und was sich zu verschaffen der von Hause bezogene Wechsel möglich macht. Durch Unterwürfigkeit und Kriecherei der sogenannten „Philister", ja der berühmtesten Professoren, lernt man früh die Niederträchtigkeit der Menschen kennen und man verläßt die Hochschule, übersättigt, verdrießlich, reizbar, im Jugendlenz schon ein Misanthrop. Die Mittel flossen meiner Lebenslust gering zu. Der Justizrath Schlurck, derselbe, der im Besitz Ihres verlorenen Schreins ist, derselbe, den wir beobachteten, wie kostbar ihm Pasteten und Champagner schmeckten, die er sich bei solchen Administrationen, wie die Hohenberg'sche ist, verdient, schickte ein, was die ganz in seinen Händen befindliche Verwaltung meines Vaters zu schicken erlaubte. Der epikuräische Spitzbube war höflich, devot, aber karg. Ich haßte ihn, vielleicht mit Unrecht. Er war eben der Nächste, der meinen beleidigten aristokratischen Aerger auffangen mußte. Oft sprach die Mutter, man müßte seinen Feinden vergeben: ich entnahm dieser Wendung ihrer Briefe weiter nichts, als daß ich mich auch wirklich

vor Feinden zu hüten hätte! War sie doch selbst seit frühester Zeit, der ich mich entsinnen kann, von den Gespenstern unsichtbarer Gegner verfolgt! Früh schon prägte sie dem Kinde die Vorstellung einer großen Verschwörung gegen ihr Lebensglück ein. Sie machte mir Begriffe, als wenn die Welt voll Teufel stäke und an der Spitze dieser Hölle, sagte sie mir einst, stünde eine Frau — eine Frau, die früher ihre zärtlichste Freundin gewesen, Pauline von Harder, eben die Gattin jenes Mannes, dessen schlingelhafter Bedienter mich, den eigenen Besitzer von Hohenberg, in den Thurm hat werfen lassen!" — „Pauline von Harder?" wiederholte Dankmar und gedachte der Erwähnung derselben auf dem Heidekrug. Er kannte sie nur als eine Schriftstellerin, von der er nichts gelesen hatte.

„Die Frau ist mir unbekannt," fuhr der junge Fürst fort, „wie die meisten erlauchten hoch- und hochwohlgebornen Häupter unsers Adels, einige jüngere ausgenommen, mit denen ich in Bonn und Göttingen verkehrte. Prüfungen zu bestehen und mich um ein Amt zu bewerben, das lag nicht in meinem Plan. Der Vater, der sich über seine Verhältnisse gern in einem völligen Dunkel erhielt, um von ihnen das Bessere annehmen zu dürfen, glaubte noch hinlänglich vermögend zu sein, mir eine standesmäßige Existenz auch ohne Arbeit und Amt zu sichern. Dies war nicht der Fall. Ich fühlte mich so gezwungen und nach allen Richtungen hin so gehemmt, daß ich vorzog auf Reisen zu gehen und mich deshalb der Schweiz, Italien und Frankreich zuwandte. Die Beziehung zur Mutter blieb leider unerfreulich. Sie hatte in ihrer Art das Beste im Sinn, aber sie gab es entweder nicht in richtiger Form, oder mein Herz ist kalt, ich weiß es nicht, ich kam nie mit ihr zu einem warmen offenen Wahrheitston. Oft empfand ich Hinneigung zu meinem derbnatürlichen Vater. Jedesmal unterbrach die Mutter diesen Strom meiner Empfindungen und lenkte ihn wieder auf sich zurück, wo er nur künstlich floß. Ihre trübe Auffassung des Lebens entsprach meinem heitern Sinn nicht. Rudhard's Unterricht hatte schon tiefe Wurzeln in meinem Herzen geschlagen und mich gegen den Schein und jene Charlatanerie gestählt, wie in Genf die Erziehung betrieben wurde. Ich gewann dort einige Bekanntschaften, die der allgemeinen Pietisterei in der dortigen Lebensweise gegenüber mir von Gott und seinem weisen Erziehungsplan der Menschheit reinere Begriffe einflößten, und wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie es vor fünf Jahren etwa über mich kam, welch ein neuer Geist mich in der französischen Schweiz und dem südlichen

Frankreich ergriff, Sie würden sagen, die dumpfe, hier auf dem Schlosse wohnende protestantische Ascetik konnte mich nicht erwärmen, selbst wenn sie betrieben wurde von der zärtlichen Fürsorge einer Mutter! Ach ja, Wildungen, ich gedenke des Tages, wo ich von Genf zu Fuß wanderte, die Rhone entlang nach Savoyen über den Jura nach Lyon! O dieser Tag! Diese Welt! Diese Luft! Diese Freiheit! Vergebens hatte ich auf Briefe von Schlurck gewartet, vergebens auf eine Mittheilung von meiner Mutter, die wegen meines plötzlichen Entschlusses zu reisen, mit mir boudirte; vom Vater hatte ich eine längere freundliche Zuschrift, in der er mir nach seiner Weise kurze Verhaltungsmaßregeln schrieb, etwa in dem Styl: Junge! Mach Schulden, aber meide die Wucherer und borge immer vier Wochen früher, ehe du das Geld brauchst, sonst preßt dir die Noth die niederträchtigsten Zinsen ab! Verlieb' dich nicht ernstlich und lerne aus der Liebe zu den Weibern die leichteste Methode sie zu verachten —! und dergleichen epikuräische Sätze mehr, die er mit Herzensgüte verband. Er war leichtsinnig, aber wohlwollend und nur durch eine unmäßige, vom verstorbenen Monarchen geschürte militärische Eitelkeit aus Rand und Band gegangen. Diesen Brief hatt' ich, aber keinen Wechsel. In der Ungeduld, ihn erwarten, Stunde um Stunde, Minute um Minute zählen zu sollen, ging ich mit der letzten Baarschaft, zu Fuß, in einer Blouse, wie Sie mich hier sehen, von Genf nach Lyon. In der Meinung, nach vierzehn Tagen kehrst du zurück und findest, was zu erwarten dich so peinigt, schritt ich muthig vorwärts. Welch eine Erinnerung! Wie lange hielt ich sie fern, Wildungen! Gedenk' ich denn noch Einmal dieser himmlischen Maitage, als ich von Genf auswanderte, die Ufer der Rhone entlang, bei jedem Blick aufwärts die blauen Höhen des Jura, bei jedem Blick rückwärts die weißen, unter dem reinsten blauen Himmel ausgebreiteten Schneedecken des Montblanc und Chamounythales — Wildungen! An der kleinen, hoch in den Lüften schwebenden Bergveste des Forts de l'Ecluse warf ich noch einmal den Blick in das Genfer- und Savoyerthal zurück. Lebe wohl, schöne Ebene! Lebe wohl, theures Land! Es war wie ein Abschied von meinem ganzen Dasein . . . Ich setzte mich an dem Fort auf einen Stein nieder und jeder von einem leichten Lüftchen bewegte Grashalm rührte mein junges, damals arm, arm sich fühlendes Herz. Jede kleine Glockenblume, die mein Fuß hätte zertreten können, schien mich mit bittendem Auge anzuflehen: Schone mein! Der Vogel, der von dem Felsen in die Ebene hinunterschoß mit wellenartig wo-

genden Flügeln, der schien mir im Einverständnisse mit meinem innersten Leben zu sein! Auf der gewaltigen flachen Felswand, die dem Fort de l'Ecluse gegenüber liegt und die andere Seite der Schlucht bildet, über welche ein schmaler Engpaß durch die kleine Festung nach Frankreich führt, las ich wie auf einer großen, mir vom Himmel entgegengehaltenen Tafel mein künftiges Schicksal. Ich grübelte und forschte, zu erkennen, welche Figuren das Moos und die Bäume und die Sträucher und die zerbröckelten Risse auf ihr bildeten. War es ein geharnischter Ritter zu Roß? War es der Gott Vulkan, der mit aufgehobenem Hammer vor der Esse stand? Es schien mir ein riesiger Adler zu sein mit weit ausgebreiteten majestätischen Flügeln. Ich sprang auf. Wie Ganymed wollt' ich mich von diesem Göttervogel forttragen lassen in alle Himmel und Fernen sehnsüchtiger Ahnung. Ich kannte kein Bleibens mehr. Hinüber zog es mich über den kahlen Rücken des Jura, und als ich niederstieg, an den gewaltigen Rhonefällen vorüber, durch tannenbeschattete Schluchten, an Eisenhämmern und Kohlenhütten vorbei, in die burgundische Ebene, als mich neue Menschen, neue Sitten, neue Erinnerungen der Geschichte begrüßten, wie hab' ich da meinen Hut in die Luft geworfen und allen Bäumen zugerufen: Warum habt ihr hier schon geblüht? Warum nicht gewartet auf diesen Maitag und auf mich? Warum liegen eure Flocken schon alle auf der Erde? Und wenn ich einen Pfirsichbaum sah, der sich verspätet hatte, der noch blühte, da hätt' ich ihn umarmen mögen wie mich selbst, wie mein Bild, meinen Kameraden, so kam ich mir jung, glücklich und wie neugeboren vor! In solcher Stimmung kam ich, die Ufer des Ain entlang wandernd, in Bauerhütten einkehrend und mit Fuhrleuten sprechend und die Kost des Landes genießend, mit einem Freunde, den ich mir unterwegs erwarb, wie ich Sie erwarb, in dem schönen Lyon an, wo ich nicht die Villen, nicht die prächtigen italienischen Luxushäuser der reichen Kaufleute an den weinbekränzten Ufern des Kanals besuchte, sondern — doch was unterhalt' ich Sie mit Empfindungen und Rückblicken auf ein Leben, das keinen Werth für Sie haben wird — vielleicht auch keinen für mich selbst —!" — „Doch, doch!" rief Dankmar. „Ich nehme den innigsten Antheil, Prinz!"

„Dann aber fort mit dieser Benennung, Freund!" sagte Egon. „Prinz! Durchlaucht! Ich habe sie nie geliebt, diese alten Reliquien einer pedantischen Kanzleisprache, diese geschmacklosen Ueberlieferungen italienischer und spanischer Etikette und das jetzt? Jetzt,

Wildungen? Der Fürst soll sich ehren durch seine Weisheit, der Adel durch seine Tugend und durch die Ehre seiner Thaten und Gesinnung, der Bürger durch seinen Beruf, und der einfache Name ist es, der uns der schönste Gruß, die würdigste Anrede erscheinen sollte. Entwöhne sich Einer, wie ich, mein Freund, vier Jahre aller Erinnerungen an äußere Lebensstellung, sei Einer eine Zeitlang nur Das, was aus ihm sein Talent oder wenigstens sein guter Wille macht, und man wird für immer die Hohlheit aller äußern Formen gewahr werden. Wildungen, ich habe das Leben an seiner reinsten Quelle erkannt. Nicht die Schichten, wo man nur Abstractionen verfolgt und den Fleiß anderer Hände und die Gedanken andrer Köpfe nutzt, bieten uns ein Bild des wahren Lebens, sondern da rinnt sein Quell, wo die Arbeit aus rohen Stoffen Gestalten hervorzaubert, da strömt sie, wo die ewige Schöpfung Gottes von des Menschen Hand fortgeführt wird. Durch einen Zufall ward ich in Lyon Handwerker, kehrte nicht nach Genf zurück, lebte in und mit dem Volk und liebte seine Leiden und seine Freuden. Was mich dahin führte, welcher Irrthum vielleicht oder welche Täuschung oder welche richtige, höhere Bestimmung, wie ich veranlaßt wurde, die Blouse, die ich nur des Staubes wegen in Genf angezogen hatte, in Lyon nicht wieder abzulegen, Das, mein Freund erzähl' ich Ihnen ein ander Mal —" — „Nein, nein! Schon jetzt!" drängte Dankmar. „Ich erzähl' es Ihnen, wenn Sie einmal Abends in der Residenz auf meinen Polstern und Divans sitzen werden und Ihnen unter dem Schimmer eines kostbaren Kronleuchters, den mein Vater in ein liebliches Gewächshaus hat hängen lassen, wo hundert Spiegel die Blumen und Flammen widerstrahlen, eine Thräne auffallen wird, die sich mit dem Glockenschlage Elf — in mein umflortes Auge schleicht."

Egon legte sanft die Arme unter seinen schönen männlichen Kopf und streckte sich auf das harte Holz, auf dem er saß, der Länge nach aus. Die Erzählung hatte ihn angegriffen, schon in Dem, was er sagte, und schien ihn noch mehr zu erschüttern in Dem, was er verschwieg.

Dankmar wollte, um den schmerzlichen Eindruck zu verwischen und sich selbst von einer ihn drückenden wehmüthigen Stimmung zu befreien, das Wort ergreifen, als sie Schloß und Riegel rasseln hörten. Pfannenstiel, der Wächter des Thurms, brachte ihnen das Essen aus der Krone und mochte bei sich denken, daß ein offenbarer, überwiesener Spitzbube — denn als solchen hatte

ihn noch immer mehr draußen der Thatbestand festgestellt — wol noch nie hier so gut und behaglich gespeist hätte. Dem jungen Fürsten waren der Speisen fast zu viele; er aß nur einige Löffel von der Suppe. Dankmar gestand von sich einen lebendigern Appetit ein, worüber Pfannenstiel ins Plaudern gerieth. „Das Glück ist ungleich vertheilt," sagte er. „Das ist schon so und man muß es sich vom lieben Gott gefallen lassen. Aber schlimm ist's, wenn der Hochmuth die Menschen noch weiter auseinander bringt, als es das Geld schon thut. Ich habe da oben auch auf dem Schloß eine Schwägerin. Die ist reich geworden, weil mein Bruder, der des Fürsten Wirthschaftsinspektor gewesen, zu seinem Vortheil rechnen konnte. O liebe Zeit, sie ist eine simple Wirthstochter hier aus der Gegend und hat eine Zeitlang nicht gewußt, soll sie meinen Bruder nehmen oder den Jäger Heunisch oder mich, der ich Schreiber war im Amt und den Amtsdienerposten nehmen mußte, weil ich beim großen Brand auf dem Gelben Hirsch hier da die Hand verbrannte — und nun stolzirt sie wie ein kalekutischer Hahn und weiß nicht, ob sie ihren armen Schwager noch kennen und grüßen soll. Eine Gans war sie schon immer. Ich glaube nicht, daß sie jetzt schon ihren Namen schreiben kann." Die beiden Freunde erinnerten sich der Erzählung des Försters im Gelben Hirsch. Der junge Fürst wußte von diesen Dingen noch mehr, als er auf dem Gelben Hirsch verrathen hatte. „War Das bei dem Brande," sagte er, „wo das junge Mädchen verunglückte, die Schwester des jetzigen Wirths Drossel?" — „Vor funfzehn Jahren, ja!" sagte der Wächter verwundert; „die Tochter auf dem Gelben Hirsch, die Braut vom Jäger Heunisch." — Als Egon kopfschüttelnd über seine Lage, die den Mann zweifelhaft machte, wofür er ihn nun halten sollte, schwieg, sagte Dankmar seinen Appetit unterbrechend: „Mein Freund ist aus hiesiger Gegend. Das sehen Sie doch nun wol, daß Ihr hier keinen Verbrecher vor Euch habt, sondern einen gebildeten Mann, der sich das Schloß und allenfalls auch die Bilder hat besehen wollen, weil sie ihm gefielen." — „Das wird wol auch herauskommen, ja! ja!" entgegnete Pfannenstiel, den Essenden zusehend. Seine weitern Mittheilungen über die Bewohner des Schlosses griff der Prinz mit den Worten auf: „Also die alte Brigitte lebt noch und der alte Winkler!" — „Kennen Sie Die?" fragte Pfannenstiel erstaunt. „Freilich, wer hat Die hier in der Gegend nicht gekannt! Sie sind wol aus —?" — „Aus Schönau!" sagte der Fürst. — „Aus Schönau! Ja, da weiß man's auch.

Wenn die selige Fürstin die gemeinen Leute einlud — sie mußten freilich singen, beten und Manchem konnt's schon gar nicht schaden, daß er's mußte — theilte die alte Brigitte das Warmbier aus, das immer vor'm letzten Vaterunser den Leuten schon von der Küche herauf in die Nase kribbelte. Es waren curiose Zeiten, aber doch noch besser als jetzt, wo kein Mensch weiß, was aus Hohenberg und Plessen und den herrlichen Gütern werden wird." — „Was wünschtet Ihr denn am liebsten, daß daraus würde?" fragte Dankmar, der Egon's Gedanken errieth. — „Das ist schwer zu sagen! Uebernimmt der junge Fürst das Ganze und befriedigt die Creditores, so stehen wir uns natürlich Alle hier am besten; denn wir bleiben doch, hat erst neulich der alte Winkler gesagt, in der Familie. Er hat recht der alte Mann, der's in seiner Kinderei oft noch trifft. Aber der Prinz verkauft das Ganze, bezahlt die Schulden, nimmt den Rest und geht damit nach Frankreich, wo er ja — es ist 'ne Schande! — mit einem gewöhnlichen Frauenzimmer so gut wie verheirathet sein soll und überhaupt ein curioser Hanns geworden ist —" — „Verheirathet?" sagte Dankmar und blickte dabei mit ungläubiger Ironie auf Egon. — „Wie ich Ihnen sage!" fuhr Pfannenstiel fort. „Der Prinz ist wie aus der Welt. Sonst wußte man doch, daß er in der Schweiz auf Schulen und am Rhein auf Universitäten war, und man konnte sich bei der Frau Fürstin insinuiren, wenn man ihr begegnete und ihr sagte: Nun Durchlaucht, lange nicht geschrieben Prinz Egon Durchlaucht? Früher nämlich, als wirklich noch Briefe von ihm kamen, da hatte sie's gern. Dann aber soll er drei Jahre lang nicht geschrieben haben, drei Jahre lang vor ihrem Tode; da hat sie's nicht gern gehabt, wenn Einer sagte: Nun Durchlaucht, lange nicht geschrieben Prinz Egon Durchlaucht? Wer Das sagte, mußte entweder dumm oder ein rechter Spitzbube sein. Denn alle wußten, daß er in Frankreich war, sich mit gemeinen Leuten herumtrieb und die Tochter von einem Tischler geheirathet hatte, aber, verlassen Sie sich darauf — sie hat Kinder von ihm — wie gesagt, es sind verwilderte Geschichten." — „Die Thräne unter dem Kronleuchter, Freund" — warf Egon, Dankmar'n anblickend, mit schmerzlichem Lächeln ein. — Pfannenstiel sah auf seinen Gefangenen, dessen Bemerkung ihm wunderlich vorkam. Die Essensreste einpackend schied er mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht durch den Justizdirector und seinen Doctor irre machen, der schläft auch ohne den Doctor bis vier Uhr; wenn's Ihnen sonst hier gefällt, bleiben Sie in Gottes Namen! Kühler ist's,

als unten in der Krone; es ist wahr. Aber — Wetter, da hab' ich ganz vergessen — Ich soll Ihnen sagen — Es hat Einer inständigst nach Ihnen in der Krone verlangt." — „Ich sehe, ich bin der Vielgesuchte," sagte Dankmar. „Wahrscheinlich der Amerikaner mit dem freundlichen Knaben?" Es kam heraus, daß der Gemeinte nur Hackert sein konnte. Mit dem von Dankmar erhaltenen Bescheide, daß die Nachfrage des näher Beschriebenen nicht viel auf sich hätte, entfernte sich Pfannenstiel und ließ die beiden Freunde allein, die ihm bei der betroffenen Art, wie sie bei Erwähnung „eines Rothhaarigen" sich anblickten und gleichsam verstohlene Zeichen gaben, wieder etwas zweifelhaft vorkommen mußten. Die Rückkehr des Fürsten aus Frankreich schien im Orte Plessen noch nicht allgemein bekannt zu sein.

„Da sehen Sie nun," begann Egon, als die Schlüssel des Wärters nicht mehr hörbar waren, „da sehen Sie, wofür ich hier gelte. Und doch weiß ich nicht, ob ich mich nicht freuen soll, wie schon alle Bande der Anhänglichkeit, die mich hätten bestimmen können, die Besitzungen zu behalten, gelöst sind. Man spottet meiner Mutter. Man sehnt sich neuen Zuständen entgegen. Man gibt mich auf. Kann mich Etwas bestimmen, mich hier zu entdecken? Kann ich wünschen, hier erkannt zu sein? Ein unendlich poetisches Verhältniß, das mich in Frankreich fesselte, ist elend entstellt hierher gedrungen! Eine niedrige Gesinnung wird bei mir vorausgesetzt; bei mir, den Niemand kennt, dessen Züge Keinem wieder einfallen, höchstens vielleicht dem alten Gärtner. Könnt' ich nicht die Genugthuung haben, daß ich oben auf dem Schloß erschiene und Allen zuriefe: Noch bin ich Herr an dieser Stelle und ich rathe euch, daß ihr alle zum Teufel geht!" Zorn hatte Egon ergriffen, er stand jetzt mit leuchtenden Augen und seine schlanke Figur reichte fast bis zur Decke des niedrigen Gemachs. Er öffnete das Fenster und rüttelte an den Stäben, die fester saßen, als Dankmar erwartet hatte. „Und was kann ich anders thun, um hier zu entkommen, als mich entdecken?" fuhr Egon mit sich steigernder Ungeduld und Dankmar's Schweigen für Zustimmung nehmend fort. „Dieser Harder ist ein königlicher Hofbeamter, sein Wort wirkt hier allmächtig. Jedes Gutsagen für mich von Ihrer Seite wird an seinen Befehlen scheitern. Fühl' ich da nicht jetzt die alte feindselige Hand wieder, die meine Mutter verfolgte? Es war vielleicht doch keine Grille ihrer erregten Einbildungskraft, daß sie diese Harders für die Erbfeinde ihres Glückes erklärte."

Der Absicht, sich zu entdecken, stimmte Dankmar bei. Er

wußte selbst kein anderes Mittel zum Freikommen, als daß der junge Fürst das Gedächtniß der Menschen, die ihn noch als Knaben oder Jüngling hier gesehen haben mußten, gleichsam aufrüttelte, sie auf Wiedererkennung seiner Züge lenkte und wenigstens durch dies äußere Zeugniß ersetzte, was ihm an Documenten fehlte. „Nicht Jeder" — sagte Egon lächelnd — „nicht Jeder glaubt wie Sie einer Visitenkarte!"

Dankmar erinnerte ihn jetzt an die Mittheilung der Bitte, die er ihm hatte stellen wollen. — „Wird sie sich ausführen lassen!" sagte Egon zweifelnd. „Sie sind auf dem Schlosse nicht bekannt —" — „Ich werde es heute Abend besuchen. Man lud mich ein," erwiederte Dankmar. „Was hilft es. Ich verlange von Ihnen Etwas, das Sie verabscheuen werden." — „Sie stocken? Haben Sie kein Vertrauen?" — „Ich verlange von Ihnen ganz Dasselbe — was —" — „Sagen Sie es, Prinz!" — „Was mir mislungen ist, die rascheste, unbelauschte Aneignung eines Bildes!" — Dankmar schwieg erstaunt. — „Eines Bildes meiner Mutter" — „Ein Act der Pietät?" — „Nein, nicht die bloße Folge erwachter kindlicher Liebe —" — „Ich würde diese Regung loben; aber warum ein so gefährliches Geheimniß?" — „Weil mit dem Bilde selbst ein Geheimniß verbunden ist." — „Es ist zwei Uhr," sagte Dankmar, auf die Thurmuhr, die eben schlug, deutend. Sie werden noch Zeit haben —" — „Ihnen mein Herz auszuschütten? Wohlan!" sagte Egon, nahm wieder auf dem schrägen Brett, das vielleicht für die nächste Nacht seine Lagerstätte werden mußte, Platz und fuhr in seiner Erzählung fort.

Sechstes Capitel.

Das Bild.

„Als ich in Lyon unterm Volk lebte," erzählte der Gefangene, „empfing ich noch zuweilen, natürlich nur immer vorwurfsvolle Nachrichten von meiner Familie und auch die gewohnten Mittel zu einer Existenz, wie ich sie früher führte. Die Mutter blieb sich in ihren christlichen Ermahnungen gleich. Da ein jeder Brief, den sie mir schrieb, mit den Aussprüchen einer Vorah-

nung ihres Todes anfing und mit einer an den Tod geknüpften Betrachtung schloß, so wirkte es wenig auf mich, als sie mir eines Tages wieder schrieb, ihre Stunden wären nun gezählt, sie würde nächstens sterben. Ich sollte eilen, schrieb sie, auf Flügeln der kindlichen Liebe, sie noch einmal zu umarmen und ihr einziges letztes Vermächtniß, das sie in ihrer Dürftigkeit mir geben könnte, entgegenzunehmen. Sollte aber Gottes ewiger Rathschluß sie schon früher abrufen, fügte sie hinzu, ehe ich an ihrem Lager kniete und mit ihr zu Gott betete, so würd' ich hinter einem Bilde, das sie mir beschrieb und das ich in der That kannte, einem gewissen runden Pastellgemälde aus ihrer Kindheit, das sie selber darstellte, die Worte finden, die sie mir auf die weite Bahn meines Lebens und an der Schwelle ihres eigenen zurufen müßte, gewichtige, inhaltschwere Worte.

Dankmar, der jetzt das Geheimniß des Diebstahls kannte, konnte nicht umhin, den Erzähler zu unterbrechen und unwillig auszurufen: „Ist das aber eine Stelle, um einen letzten Willen niederzulegen! Hoffentlich besteht er nur in Betrachtungen!"

„Für den Fall wichtigerer Mittheilungen ist der Ort doch nicht so übel gewählt!" sagte der Erzähler. „Da die Mutter von meinem Vater die feierliche Zusage empfangen hatte, ein Jahr lang den Zustand Hohenbergs ganz so zu lassen, wie er bei ihrem Tode gefunden wurde, dieselben Wohlthaten zu spenden, dieselben Diener zu unterhalten, nicht das Mindeste an der innern Einrichtung der Zimmer zu ändern, ja auf dem Schreibtische die Feder so zu lassen, wie sie sie niedergelegt hätte in dem Augenblick, als ihr die Todtenglocke schlagen würde; jedes Buch, jedes Glas so zu lassen, wie es sein würde, wenn ihr Auge bräche —" — „Ehre Ihrer Mutter!" unterbrach Dankmar. „Aber welche fromme —" — „Koketterie!" gab Egon schmerzlich zurück und Dankmar sagte: „Aber gibt es denn nicht Vertrauensmenschen? Geistliche? Notare? Advocaten —?" — „Selbst Guido Stromer'n, dem Pfarrer, schrieb die Mutter," fuhr Egon fort, „könnte sie ihr Testament nicht anvertrauen, denn man wüßte nicht, ob noch in ihm die Furcht des Herrn bliebe, wenn sie dahin wäre. Sie beschrieb mir das Bild, das ich ohnehin kannte, noch einmal und erwähnte das Geheimniß der Oeffnung. Ein starker Druck auf das Glas und die hintere Wand würde aufspringen. In einer Kapsel würde ich da den letzten Beweis ihrer Liebe finden, die Enthüllung eines Geheimnisses." — „Und Sie reisten nicht sogleich ab?" fragte Dankmar gespannt und sich

in die Grille der sonderbaren und eigenthümlichen Fürstin ergebend.

„Ich that es nicht," sagte Egon und sagte es mit dem Gefühl der Beschämung. „Verurtheilen Sie mich aber deshalb nicht! Die Trägheit des Herzens ist allerdings eine der sieben Todsünden, die nicht vergeben werden können. Aber mein Herz war damals nicht träge. Grade damals litt es, rang, klopfte es mit stürmischer Bewegung in andern Verhältnissen." — Eine Weile hielt Egon inne, dann fuhr er fort: „Als ich den wirklich erfolgten Hingang der Mutter erfuhr, fand ich reichere Muße, um über sie zu weinen. Es waren Thränen, die von einem andern Leid noch übrig waren und mit denen um dies neue zusammenflossen. Ich war mir eines Unrechts bewußt, ich fühlte, daß sich das Schicksal die Klage der ohne mich sterbenden Mutter gemerkt haben würde und mich in Zukunft noch irgend ein Schmerz dafür strafen sollte. Aber der alte Spruch, daß Niemand Etwas über seine Kräfte hinaus vermag, trocknete mir das nasse Auge und ich selbst sprach mich frei, wenn mich auch die Nemesis verdammen wird."

„Ich kenne," sagte Dankmar, „das stärkere Gegengewicht nicht, das auf der Wagschale Ihres Herzens die kindliche Pflicht in die Höhe schnellte, aber die geheimnißvolle Andeutung über das Bild der Fürstin mußte Sie doch veranlassen, nach ihrem Tode aufzubrechen und an Ort und Stelle von diesem und manchem andern Nachlaß der Mutter Besitz zu ergreifen."

„Auch das versäumte ich," sagte der Gefangene. „Schätze konnt' ich keine erwarten, nicht einmal gesammelte Sparpfennige. Meine Mutter, eine geborene von Bury, besaß schon anfangs wenig und von einem spätern mütterlichen Vermögen war für mich noch weniger die Rede. Eher noch hinterließ sie in Folge ihrer unbegrenzten Wohlthätigkeit Verlegenheiten, die mein Vater abzuwickeln hatte. Und da mir vollends dieser schrieb, daß er die Mutter aufrichtig beweinte und sich eine heilige Pflicht daraus machte, ihrer letzten Anordnung zu folgen und Alles ein Jahr lang unverrückt und unverändert in ihrem Sinne bestehen zu lassen, ja immer, immer, mein theurer Sohn, schrieb er, bis dein alter morscher Vater selbst zusammenbricht und du dann über unsern Gräbern zu Gericht sitzen wirst, hoffentlich nicht zu streng, Junge —! da mir der Vater so geschrieben hatte, ließ ich das Bild Bild sein und überredete mich: Was wird es enthalten? Fromme Ermahnungen und ihren letzten mütterlichen Segen!"

„Sie haben Recht!“ sagte Dankmar. „In der That — ich glaube auch nicht mehr. Dem Charakter der frommen Frau war eine solche letzte mütterliche Ansprache an ein Herz, das sie nach ihrer Auffassung auf dem Wege zur Verdammniß sah, angemessen. Ein wirkliches Geheimniß konnte sie an einer solchen Stelle nicht niederlegen.“

„Nicht anders dacht' ich auch damals,“ sagte Egon, „und folgte, unbekümmert um die Heimath, in der Fremde meinem Stern. Von Lyon führte mich dieser nach Paris. Die große Stadt, die ich zum ersten mal sah, ergriff mich gewaltig. Im Gewühl der sich hier kreuzenden Interessen fühlt' ich mich wie von einem Element gehoben, das denn doch stärker war als meine bisherige kleine Welt, die ich mir in Lyon aufgebaut hatte. Sowie es mir damals war, muß es einem früh aus der Heimath entführten Menschen sein, dem die Erinnerung an sie völlig entschwunden ist und der, plötzlich in sie zurückversetzt, an den kleinsten Dingen, an einem Laut, einem von ihm beobachteten Kinderspiel sich auf sein altes Dasein erinnert. Mein Freund, ich wollte, ich hätte damals in Paris diese lockende Musik nicht verstanden. Die Kunst, die Wissenschaft, die Politik, das höhere gesellige Leben fingen an mich plötzlich hinwegzuführen, wie eine anschwellende Flut, von der Ebbe, wo ich mir auf dem Sande ein Hüttchen von kleinen Kieselsteinen und Muscheln und Binsen gebaut hatte. Die große Flut kam gewaltig, sie verschlang die Hütte und die Muscheln und die Binsen und mich warf sie in Strudeln auf und ab, hoch zu allen weißen Schaumkronen der Wogen empor und wieder abwärts in die gähnenden Schlünde, wo die Ungethüme der See überrascht entgleitend ihre mißgestalteten Formen verbergen, bis ich betäubt niedersank und erwachte — an dem frischen Hügel eines Kirchhofes. Es war wieder nicht der Hügel meiner Mutter, auch nicht der meines Vaters. Es war ein anderer, mir nicht minder heiliger!“ — Prinz Egon hielt eine Weile inne; dann fuhr er fort: „Fast zwei Jahre waren in Paris so hingegangen. Ich war mehr Franzose geworden, als ich noch Deutscher blieb, verfolgte immer noch meine alten populairen Neigungen, wenn auch in anderer Form, bis mich die Nachricht vom Tode meines Vaters und sein letzter Gruß etwa in diesen Worten traf. Wildungen, wollen Sie eine Probe vom Style meines Vaters hören?“ — „Die Sprache des alten berühmten Kriegers, der mit den Truppen in den köstlichsten Lakonismen sprach, hat sich gewiß auch in diesem Falle nicht verläugnet,“ antwortete Dankmar. Egon lüftete seinen Rock und

zog aus einem versteckten Winkel desselben einige Papiere, unter denen sich folgender Brief, den er Dankmar'n lesen ließ, befand. Der alte Fürst hatte geschrieben:

„Mein guter Egon, der alte Generalissimus da oben läßt gewiß nächstens bei mir Appell blasen, und deinen Vater kennst du als einen guten Soldaten, der, wenn die Trompete ruft, pünktlich auf seinem Posten steht. Da die Reise weit ist, mein Junge, so nehm' ich viel Gepäck mit. Mit Dem, was ich zurücklasse, sieh zu, wie du fertig wirst! Du bist wenigstens der Fürst Egon von Hohenberg, Das führt dich immer noch gut ins Leben ein, wie mich leidlich heraus. Wenn du Ursache haben wirst, manchmal zu wünschen, dein alter Vater hätte in dieser Welt bessere gute Freunde gefunden, als seine Gläubiger waren, so bemitleide mich! Schlurck sagte mir immer: Durchlaucht, Sie ruiniren sich! Ich sagte ihm: Canaille, Geld, aber keine Moral! Von dir nicht! Von euch allen nicht! Schlurck sagte auch: Durchlaucht, Sie ruiniren Ihren Herrn Sohn! Das war richtiger. Aber darum sag' ich doch: Pass' dem Kerl auf die Finger, Junge! Es bleibt dir noch genug, um bei Hofe mit vier Pferden aufzufahren, bei einer Schlittenfahrt gute Livréen zu erfinden und die deutschen Weiber mit deinen Französinnen zu vergleichen. Da ich mit Freude gehört habe, daß du solid geworden bist, wie mich Graf d'Azimont versichert, dessen junge Frau du verführt hast; da du ferner deine verfluchten Muckerstreiche mit Metierlernen, Hobelführen und solche verrückte Angedenken an die Pension und deine selige chere Mêre aufgegeben hast, Gott hab' sie selig, so zweifle ich gar nicht, daß du hier im Lande noch eine gute Partie mit Geld und Gütern machst und unser Wappen ein Bischen neu vergoldest. Von deiner Mutter nochmals zu reden, so nimm mir's nicht übel, mein Sohn, daß ich in einem Anfall von übler Laune und schlechter Kasse ihre hohenberger Hinterlassenschaft in Bausch und Bogen losgeschlagen habe. Die Harders sind eigentlich zunächst schuld daran und quälten mich um die Einrichtung. Pauline, die in ihren jungen Tagen, ich will nicht wissen, warum, deiner Mutter das Leben nicht gönnte, hat seit ihrem Tode gethan, als wenn sie in Mama ihre beste Freundin verloren hätte. Kaum hatte Mama die Augen zu, so kam sie und lamentirte um Andenken und verlangte zuletzt ihren ganzen Nachlaß, um ihn in ihrem neuen Landhause vor der Stadt aufzustellen. Natürlich käuflich. Du weißt, daß ich vor einem Jahre nichts daran räumen und ändern durfte. Als aber das Jahr um war, lieber

Junge, kam sie wieder mit dem alten Jammer um die edle Freundin; aber sie ist schlau, dies Weib! Was den Nachlaß anlangte, über den wir um einige hundert Thaler schon einig waren, so wollte sie ihn jetzt durch ihren Mann auf Staatskosten für die königlichen Lustschlösser ankaufen lassen. Sie wußte es richtig so zu drehen, daß der Hof Wind bekam und in seiner mir immer bewiesenen Gnade sogleich eine in die Tausende gehende Summe gab, die ich gerade den impertinentesten meiner Manichäer, den Hund, den Pfannenstiel — brenne die Canaille dafür im ewigen Feuer! — zu befriedigen brauchte. Siehst du Junge, so ging das Mobiliar zum Teufel! Jetzt aber noch Eins! Weil ich nicht begreifen konnte, wie das weiland so böse Weib, die Pauline, zu so schrecklicher Zärtlichkeit für unsere Familie kam und mich Schlurck, der überhaupt mit allen Hunden gehetzt ist, einfach versicherte, die gute Geheimräthin fürchtete den geschriebenen Nachlaß ihrer ehemaligen Freundin und wollte nur tout bonnement jeden Keim wiederauflebender alter Geschichten dadurch ersticken, daß sie die Macht bekäme, auf Hohenberg jeden Winkel zu durchstöbern, so hatt' ich — lobe mich dafür! — die Vorsicht, erst alle Schränke öffnen und jeden Schnitzel Papier, der sich vorfand, verbrennen zu lassen. Glücklicherweise fand ich nichts als das Geschreibsel der Pfaffen an die Mama, an die sie das Geld verthan hat, der Heidenbekehrer und Hottentotten. Ich war dabei, als der ganze fromme Quark im Kamin stänkerte, und fast hätten wir Hohenberg damit angesteckt. Nun mag die Hexe, die Pauline, den Rest durchstöbern! Sie wird nichts mehr für ihren Schnabel mit den falschen Zähnen finden! Die Familienbilder, mein Sohn, versteht sich von selbst, sind von dem Verkauf ausgeschlossen und bleiben dein. Ça commande l'honneur de la famille! Also, mein lieber Sohn, nun mach' ich dir Platz in dieser Welt, die gerade nicht schlecht ist, wenn's kein Podagra und keine Wucherer gäbe! Thu' mir die Liebe und folge nicht überall meiner Spur, sie verlor sich manchmal ins Holz, wo der gute Weg aufhört und Irrlichter anfangen — aber — duld' aber auch nicht, daß die Buben über mein Grab springen, Hunde drauf u. s. w. dürfen! Mit einem Wort, bleib ein Cavalier, wie ich einer war, wenn's auf Bravour ankam, und verstehst du, auf ein honettes Sentiment. Mein Sohn! Meine Orden schickst du an die Herren Souverains zurück, die meine Brust damit geschmückt haben. Es sind ihrer eine schwere Menge. Thu' das mit Anstand! Vielleicht läßt dir Einer oder der Andere gleich ein Kreuz oder Band auf Abschlag

für künftige Verdienste um den Hals zurück und sagt: Ich wüßte keinen bessern Erben Ihres Herrn Vaters als den Herrn Sohn! Es führt gut in die Gesellschaft ein und macht sich immer artig, wenn man, wie du, eine Figur danach hat. Die Verdienste kommen später. Sorge nur, ich bitte dich darum, für meine alten Pferde, für meine Hunde und auch die Diener! Auch Das noch: Wenn einmal Einer mit zerschossenem Bein kommt und sagt: Unter Ihrem Herrn Vater Durchlaucht hab' ich bei Leipzig den Schuß gekriegt, so lass' ihn, wenn er auch lügt, denn die Jungens sind Alle todt oder versorgt, so lass' ihn nicht ohne ein paar Groschen gehen! Das eigentliche große Denkmal setzt mir mein König, mein guter Herr! Leb' nun wohl, Egon! Das ist mein letzter Brief. Ich ahne Etwas von einem langen Winterquartier unter der Erde. Nimm meinen Segen. Brauchst ihn nicht zu verschmähen. Ein Husar, der ehrlich stirbt, ist so gut, wie ein Pfarrer. Adieu, mon fils! Pour jamais! Dein treuer Vater Fürst Waldemar von Hohenberg. Postscriptum: Verkauf getrost meinen ganzen Nachlaß, aber die Uniformen laß beisammen als Familienstück! Ich möchte, daß Das aufbewahrt bleibt. Vielleicht wird einer von Deinen Jungens Soldat und lacht, wenn erst die neuen Theatersoldaten zugeschnitten sind, als Cadett über einen alten Generalfeldmarschall von ehemals. Dies entre nous! Zeige den Brief Keinem von Hofe — verstehst du? Hüte dich vor den Harders und thue Recht und scheue Niemand! Adieu, mon fils!"

„Ich fühle denn doch," sagte Dankmar, den Brief zusammenlegend und zurückgebend, „wie in diesem martialischen Herrn, den ich oft noch habe reiten sehen und dessen feierliches Begräbniß die ganze Stadt in Bewegung brachte, der Kern jener Gesinnung lag, die man die gute alte deutsche nennt. Was mochte er wol mit dem Verbot des Zeigens bei Hofe sagen wollen?"

„Das Postscriptum ist spätern Datums als der Brief selbst," erklärte Egon, „und offenbar in großem Unmuth geschrieben. Die Jugend dieser alten Haudegen fiel in Zeiten, wo die Fackel des Kriegs durch ganz Europa loderte und an eine edlere Bildung auf der Wettbahn der Tapferkeit und des Glücks nicht zu denken war. Die darauf folgende Friedenszeit hat zwar den wohlerworbenen Kriegsglanz eines gefeierten Namens nicht zu trüben vermocht, aber nur zu bald stellte sich heraus, daß die Helden des Feldlagers Sitten nach Hause brachten, die ihrer hohen, Aller Augen zugänglichen Stellung nicht würdig waren. Da sollte denn äußerer Glanz, vornehmer Prunk die innere Leere

ersetzen. Im Widerspruch mit einem jüngern heranwachsenden Kriegergeschlecht, das sich aus Büchern und in einer stillen Friedenswärme für seinen Beruf bildete, machten jene alten Helden gerade ihre wilden Sitten, Trunk, Spiel und Galanterie um so zügelloser geltend, als sich der politische Horizont manchmal doch wieder zu umwölken anfing. Später, wo die bedenklichen Krisen der europäischen Staaten friedlich verliefen und sich die alte militärische Tradition immer mehr verlor, gewann auch die geistige Richtung beim Militär so die Oberhand, daß man die alten Helden des Lagers, die Ritter vom Schwert, nur noch aus Pietät schonte nnd diese sich, um sich nur behaupten zu können, sogar auf Moderichtungen des Tages verlegten. Mein Vater soll in seinem Bestreben, sich hoffähig zu erhalten und modern geistreich zu werden, komisch genug gewesen sein. Wenn er bei der jetzigen jungen Landesmutter zum Thee war, erzählte man mir in pariser Cirkeln, schenkten ihm die Bedienten, die von ihm dafür reichliches Trinkgeld erhielten, statt Thee Rum ein, und während die junge Königin mit Bewunderung sah, welche artigen Sitten der alte Fürst Waldemar angenommen hatte, pries er solange seine Vorliebe für die von ihr protegirten Mäßigkeitsvereine, bis er sich unter irgend einem Vorwande still entfernte. Die Zarten, Empfindsamen freuten sich, daß wahrscheinlich das Gefühl der Wehmuth, das am Hofe cultivirt wurde, auch schon solche derbe Naturen übermannte. Andere meinten, nur der Rum hätte ihn übermannt; wieder Andere aber, die ihn noch besser kannten, sagten geradezu, er ginge, weil ihm der Rum der jungen Landesmutter zu schwach war, zur Prinzessin Ottokar, wo er eine gewisse schärfere, weiße Sorte Rum vorfand, die er vorzog, und die ihm die bereits unterrichteten Bedienten dort feierlich und schweigsam ebenfalls in den Thee gossen. In den Cirkeln der Prinzessin Ottokar war man nämlich mit den Anfoderungen der Armee vertrauter als bei der jungen Königin, ihrer Schwägerin."

„O mein Gott!" rief Dankmar, der über diese Anekdote, die Prinz Egon mit lächelndem Schmerz vortrug, nicht lachen konnte; „wie wenig verdienen Sie die Vorwürfe, die Sie sich zu machen scheinen, Prinz, Vorwürfe, daß Sie von solchen zerrütteten Zuständen fernblieben!"

„Sie können sich denken," fuhr Egon nach einer Pause fort, „daß ich nach dem Tode meines Vaters nun doch nicht länger in der Fremde verweilte. Es waren Umstände eingetreten, die mir die Rückkehr, die jetzt eine Pflicht der Vernunft war, auch

zu einer Tröstung des Herzens machten. Ich betrat den deutschen Boden und unsre engere Heimath. Aber ein solches Grauen empfand ich, in das Palais meines Vaters, so schön, so prachtvoll es ist, einzuziehen, daß ich erst in einem entlegenen Gasthof abstieg und im Grunde nicht recht wußte, was ich nun eigentlich hier beginnen sollte. Es meldeten sich sogleich Haushofmeister, Secretaire, Kammerdiener, Lakaien. Alles huldigte mir. Ich antwortete planlos. Der Einzige, der mich in mein Eigenthum, in die zerrüttete Lage meiner mehr als zweifelhaften Besitzungen einführen konnte, Justizrath Schlurck, war nicht zugegen. Ich erfuhr, daß er in Hohenberg war. In Hohenberg—! mußt' ich mir sagen. Und ich sagt' es nicht ohne Bitterkeit. Da kam mir ein Gedanke: Hohenberg und das Bild meiner Mutter! Du sollst nun handeln, schaffen, wirken; entledige dich zuerst eines Opfers der Liebe, suche die Grabstätte deiner Mutter auf und rette dir das Bild, wenn es noch möglich ist, und das wichtige Geheimniß, das es enthalten soll! Meines Vaters Diener erzählten mir, daß das hohenberger Mobiliar soeben vom Geheimrath von Harder in Besitz genommen werden sollte. Ich erwähnte die Familienbilder. Man sagte mir, diese blieben die unsrigen, aber erst müßten — den Bedienten war alles Das so bekannt, wie den Herrschaften selbst — auch diese wie alle Gegenstände nach der Residenz geführt werden. Man wußte, daß die Geheimräthin von Harder einen Antheil an dieser Procedur nahm, den sich Niemand erklären konnte. Mich ergriff nun, ich weiß nicht, welche Beklemmung. Die Worte des Vaters, seine Warnung vor den Harders kamen mir so beängstigend in den Sinn, daß ich mich rasch entschloß und mich auf den Weg machte. Ich that es in einer Verkleidung, die Sie kennen. Ich begegnete auf dem Heidekrug Schlurck, den wahrscheinlich die Nachricht von meiner Ankunft schleunigst zurückrief. Wir lernten ihn in seinem ganzen Leichtsinn kennen. Ihnen entdeckt' ich mich, Wildungen, weil ich Sie liebgewann und mir denken muß, Sie werden lebenslang mein Freund sein und bleiben. Sagen Sie's aufrichtig! Irr' ich mich?" — Dankmar reichte ihm die Hand. — Diese festhaltend, schloß Egon mit den Worten: „Ich habe es eine Weile bereut, diese Reise unter solchen Umständen gemacht zu haben, jetzt nicht mehr. Erst wollt' ich zum Förster Heunisch, den wir auf dem Gelben Hirsch gesehen hatten, mich dort zu erkennen geben und die Nacht bei ihm bleiben. Ich blieb, um ihn zu erwarten. Ein altes widerliches Weib schreckte mich ab—" „Ursula Marzahn!" sagte Dankmar. — „Marzahn?" bemerkt

Egon. Ist das die Frau des wilden ehemaligen Soldaten, der mich schießen lehrte! Sie muß kindisch sein —" — „Was that sie Ihnen?" fragte Dankmar. — „Als ich warten wollte und mich für einen reisenden Tischler ausgab, sagte sie: Ich kenne dich, du bist ein Tischler und machst Särge! Geh! Geh! Hier ist Niemand zu begraben! Das schreckte mich. Ich mußte sie für wahnsinnig halten. Noch lange rief sie mir nach: Ich kenne dich! Ich fing an mich zu fürchten und lief fast. Es war mir, als ob mich ein böser Geist verfolgte, so rannte ich durch den Wald vor dieser gräulichen Alten, auf die ich mich — ja! ja! — ich besinne mich, es war die schon damals alte Frau des jüngern, lüderlichen Marzahn, schon damals verrufen als ein schlimmes, unfreundliches Weib!" — „Wo bleiben Sie aber diese Nacht?" fragte Dankmar theilnehmend. „Da die Alte von den Todten gesprochen hatte, so führte es mich unwillkürlich auf den hiesigen Kirchhof. Da sucht' ich erst das Grab meiner Mutter und fand es in einem einfachen von einem goldenen Kreuz gezierten Mausoleum. Es war Nacht geworden. Auf dem Schloß oben sah ich erhellte Fenster. Durch den stillen Frieden hörte ich die Klänge eines Flügels. Es war fremde Gesellschaft in den Räumen, die mir gehören! Unter dem Schein einer Besprechung der Gläubiger genoß man die Vorfreuden des künftigen Alleinbesitzes. Wenn ich in dem Augenblicke, wo Alles der Freude und dem Scherz hingegeben, das Schloß zu betreten wagte, die mir wohlbekannten Zimmer aufsuchte und jetzt sogleich mit eigener Hand das Bild rettete, das mir eine sterbende Mutter auf die Seele gebunden hatte? Rasch entschloß ich mich und stieg hinauf. Die angefesselten Hunde bellten nicht, sie schienen den lebhaften Verkehr im Schloßhofe gewohnt. Obgleich es längst die zehnte Stunde geschlagen hatte, standen die Thüren des Gitterwerks weit offen. Den großen Eingang fand ich verschlossen. Nur mein Klingeln hätt' ihn geöffnet. Dazu fehlte mir die Fassung. Ich setzte mich, umspielt von einem leisen balsamischen Abendwind, auf die Schwelle eines der innern Fenstervorsprünge. Der Mondschein fiel auf die entgegengesetzte Seite. Ich saß im Schatten und blickte zu den Sternen auf. Hinunter sah ich dann in die dunkeln Gebüsche des Gartens, von wo der mir so wohlbekannte kleine Wasserfall herübermurmelte. Ich hörte einzelne Worte des oben geführten Gesprächs. Es schien mir, als sprach man von mir selbst. Oft hörte ich den Namen meiner Mutter nennen. Ich fand diese Umkehr der Dinge, diesen Wechsel des Geschicks so traurig, so entwürdigend für mich, daß

ich den Muth zur That verlor und meine Gedanken hinausspann bis nach dem Genfersee und der Rhone, wo ich solcher Abende soviele erlebt habe, soviele, die mir im Angesicht der majestätischen Gebirge und im Rauschen der Wogen hingingen wie jene Gebete, die meine Mutter von mir in einsamer Kammer oder vor dem Altar einer Kirche verlangte. Endlich ging die Gesellschaft oben auseinander. Noch lachte und neckte sich Alles beim Abschied und der Herunterkunft von unsrer großen steinernen Haupttreppe. Man entfernte sich nach vorn, nicht durch den innern Hof. Hier und dort wurde ein Fenster hell und verlosch wieder. Wie in einem Gasthofe! Man sah, daß sich überall diese Menschen hier wie häuslich niedergelassen hatten. Endlich wurde Alles still, alle Lichter erloschen, nur in den Zimmern meiner Mutter schien noch der matte Schein des Lämpchens zu glimmen. Ich mußte annehmen, daß sie bewacht wurden. Dennoch nahm ich meinen Entschluß wieder auf. Ich umging den rechten Flügel des Gebäudes. Hier lag noch der Kieselsand auf dem Boden und knirschte unter meinen Schritten, hier waren noch die Stellen auf ihm eingedrückt, wo sonst einige Orangenbäume in großen hölzernen Gefäßen prangten. Einer kleinen Seitenthür näherte ich mich, ich drückte darauf, sie war verschlossen. Dann sah ich empor, ob ich nicht wagen könnte, hinaufzuklettern; aber die Stuccaturvorsprünge der Mauer waren zu lose. So konnte denn nur eine Leiter helfen und diese zu suchen entfernt' ich mich. Wie ich so vorsichtig, geschützt von den langen Schatten des Schlosses in der nächsten Umgebung hin und her spähe, hör' ich ein Knistern auf dem Kieselboden. Aus dem Garten schleicht sich ein Mensch behutsam näher. Es war hell genug, in ihm denselben kecken Burschen zu erkennen, mit dem ich Sie zuerst erblickte und der uns im Walde so plötzlich verließ." — „Hackert?" — „Derselbe Mensch mit dem röthlichen Haar, mit dem hämisch lauernden Ausdruck der Augen, derselbe, der mich für einen politischen Spion hielt." — „Er wandelte im Traume?" — „Wie?" antwortete der Fürst, der diese Frage nicht verstand. „Im Traume? Er war in einem völlig bewußten Zustand. Eine Weile stand er lauschend still. Ich drückte mich hinter eine Karyatide, die eine der Fensternischen ziert, und folgte dann behutsam und spürte seinem Treiben nach. Ringsum spähend blieb er in dem innern Schloßhof. Wie er an einem Fenster das Merkmal gefunden zu haben schien, das er suchte, blieb er an der entgegengesetzten Wand im vollen Mondschein und blickte unverwandt, wie ein zweiter Ritter Toggenburg, auf jenes Fenster.

Endlich regte sich Etwas an dem von ihm beobachteten Punkt. Vorhänge wurden zurückgeworfen und eine, wie es schien, jugendliche weibliche Gestalt im Nachtkleide öffnete das Fenster. Kaum hatte sie einen Blick in den Mondschein geworfen, als sie laut und mit Entsetzen jenen Namen rief, den Sie vorhin nannten. Ja! ja! „Hackert —!“ war es! Das Fenster wurde von dem lieblichen Wesen, das mich bezauberte, wie in der Eile der Angst zugeworfen, die Vorhänge fielen zurück, der abenteuerliche Mensch lachte grell auf, polterte, lärmte, als wollte er sich hörbar machen, und sprang pfeifend und singend wie besessen davon. Ich eilte ihm nach. Er hüpfte den großen Fahrweg hinunter. Zuweilen stand er still und sprach laut lachend, sah sich um und wiederholte mit kindischen Gebehrden seinen eigenen Namen. Unten aber wandte er sich dem Walde zu, wohin ich ihm nicht folgen mochte, da ich plötzlich im Dorfe lautes Sprechen hörte. Ich folgte diesem Lärm. Es war im Pfarrhause laut geworden. Kinder schrieen. Als ich näher kam, war es still. Da gab ich für diese Nacht mein Vorhaben auf, blieb auf dem Kirchhof und warf mich unter dem Vordach des Mausoleums meiner Mutter zum Schlafe nieder. Erstaunen Sie darüber nicht! Es ist nicht das erste mal, daß ich unter freiem Himmel geschlafen habe.“

„Ich wünsche,“ sagte Dankmar, „daß in der heiligen Nähe Ihrer Mutter Sie ein Traum beseligt haben möge, worin sie Ihnen die Palme des Friedens und der Versöhnung reichte.“

„Dieses Glück wurde mir nicht zu Theil!“ sagte Egon. „Ich träumte auf dem harten Boden nur von jenem Bilde, das mich nicht mit der Zärtlichkeit einer Mutter, sondern häßlich, zuletzt in wilden Fratzen anblickte, bald von Schlangen umringelt war, die es bewachten, bald sich in einen derartig gewöhnlichen Gegenstand verwandelte, daß ich im Traum gelacht haben muß. Einmal war es ein zinnerner Teller, den die alte Brigitte in der Hand hielt! Darauf war ich so ermüdet, daß ich fest und lange schlief. Als ich erwachte, fiel mein Auge auf den marmornen Sarg, der hinter dem Gitter von einem Engel gehütet, in nicht übel ersonnener Architektur, vor mir stand. An der Hinterwand las man die mit Gold eingegrabenen Worte: „Kommt zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!“ Erst sah ich neben dem Kirchhof in einem freundlichen Garten, wo ich in der Nacht das laute, heftige Sprechen vernommen hatte, den Pfarrer, wahrscheinlich Guido Stromer, den ich nicht kenne, von Blumenstock zu Blumenstock gehen und mit sinnender Ueberlegung ein Bouquet zusammensetzen, das

er wahrscheinlich nach einer häuslichen Scene zur Versöhnung seiner Frau auf den Frühstücksteller legen wollte. Frühstück! Ich gedachte dabei meiner eigenen Nahrung und besann mich, daß ich Hunger hatte. Ich erquickte mich, die Ulla entlang wandernd, in entlegenen Bauernhäusern an frischer Milch. Da sah ich plötzlich gegen neun Uhr einen großen Transportwagen zum Schlosse hinauffahren. Der Gedanke: Noch ist es Zeit! electrisirte mich. Ich faßte wegen des vielleicht noch zu rettenden Bildes einen letzten Entschluß. Entweder, dacht' ich, kannst du dir noch glücklich durch Gewandtheit dein Eigenthum erobern oder du entdeckst dich dem Geheimrath von Harder und machst diesem Maskenspiel ein Ende, selbst mit Gefahr, seiner Gattin gerade das Bild zu verrathen, an dessen Besitz, wenn sie das Geheimniß kannte, ihr soviel gelegen scheint wie mir. Ich komme aufs Schloß, das Durcheinander und Lärmen der Diener begünstigt mein Vorhaben. Man trägt einen Tisch nach dem andern, Sessel, Fauteuils, ja selbst das geschmackvolle, gothisch geformte, auseinandergenommene Bett der Mutter in jenen großen Wagen, bei welchem Geheimrath Harder Wache zu stehen schien, wenn ich anders dafür eine hagere, mit Orden geschmückte Figur halten muß. Bei einer solchen Demüthigung meines Namens mich zu entdecken — ich hätt' es nicht vermocht. Ich betrat das Schloß, erstieg die Treppe, man sah soviel Menschen durcheinander, daß ich nicht auffiel. Ich gelange in die Zimmer meiner Mutter. Welche Verwüstung! Alles durcheinandergewühlt, Fetzen Papier auf der Erde, die Wände halb zerschlagen, die Kamine, wahrscheinlich vom Verbrennen der Papiere, mit Ruß und Rauch überzogen. Das war ein Chaos! Ich sehe Leute, die packen und tragen, ich schreite weiter, als gehört' ich zu ihnen. Im Schlafzimmer der Mutter hängen noch Bilder, mein eigenes Bild als Knabe. Das Bild des Vaters, das Bild der Großmutter und über dem Platz, wo das Bett stand, über einem Crucifix, das noch unberührt hing, hoch, schweigsam, ja gespenstisch, das bezeichnete runde Pastellgemälde! Ich suchte nach einem Sessel. Ich ergreife den ersten besten, steige in die Höhe, lange nach dem Porträt, hab' es in der einen Hand und fahre schon mit der andern über die Glasfläche, als ich mich an den Füßen gepackt fühlte. Der Bediente, den Sie hier sahen, reißt mich herunter, schleudert das Bild aus meiner Hand, glücklicherweise auf nebenanliegende Betten, ruft Hülfe! Man umringt mich, der Intendant mit großen dummen Augen mißt mich auf zehn Schritte Entfernung, weil er meine zornfunkelnde Miene fürchtete,

und befiehlt meine Verhaftnahme. Man packt mich, führt mich den Weg hinunter in diesen Thurm, und nun sagen Sie, was ich anders thun kann, als —"

„Sich eine Weile ergeben, Prinz!" erhob sich Dankmar mit sorgloser froher Bewegung, „und von Ihrem Freunde Alles erwarten, was nur in seinen Kräften steht! Wie Sie ungekannt von hier entkommen können, weiß ich noch nicht, aber weder das Geheimniß des Bildes noch Ihr eigenes dürfen Sie preisgeben. Nach dieser Behandlung können Sie sich nicht entdecken. Niemals! Niemals!" — „Ich fühle Das, Wildungen!" — „Sie müssen für immer auf diesen Tag einen Schleier fallen lassen und das Uebrige —" Dankmar stockte nnd sagte dann nachdenklich: „Ist es nicht wunderbar, daß ich mit Ihnen durch das gleiche Schicksal verbunden bin? Scheint es nicht ein Fingerzeig des Zufalls zu sein, der scherzend die ernsten Missionen des Verhängnisses erfüllt, wie wir so zusammengeführt werden durch eine ähnliche, ja fast gleiche Aufgabe! Wie sich mir an jenen Schrein eine große Aufgabe knüpft, die ich Ihnen einst ausführlicher entwickeln werde, so verbirgt Ihr Bild ohne Zweifel Thatsachen, die tief in Ihr Leben eingreifen und der Schlüssel zu dunkeln Verwirrungen werden können, die Ihnen noch für Ihr Leben aufbewahrt scheinen! Bedenken Sie diesen verdächtigen Eifer einer Frau, die Ihrer Mutter Freundin war, dann sie haßte und sie nun auch im Tode verfolgt und jede Spur von ihrem Dasein — Sie sehen es ja deutlich — vertilgen möchte."

„Was man von dieser Pauline Harder weiß," sagte Egon ergriffen von des neuen Freundes Theilnahme, „ist nur zu sehr geeignet, ihren Schutz für ebenso allmächtig, wie ihre Verfolgung für eine Hölle auf Erden zu halten. Was beherrscht sie nicht? Ich weiß es aus den diplomatischen Kreisen in Paris. Sie regiert durch die verzweigtesten Fäden ihrer gesellschaftlichen Beziehungen einen Theil der öffentlichen Meinung. Was hat sie nicht gefördert und gehemmt! Wo nur eine Idee ins Leben treten soll, find' ich ihren Namen als Beschützerin oder Gegnerin, und gerade, weil sie Denen eine starke Macht verleiht, die sie aufsuchen, fürcht' ich für Die, die sie vermeiden wollen — Eine Freundin von ihr, die Gräfin d'Azimont —" Egon stockte: — „Sie nannten jene Dame, die Ihr Vater in seinem Briefe erwähnte," bemerkte Dankmar. — Der junge Fürst schwieg, er war verlegen. Dankmar schonte sein Gefühl, nahm das Wort und sprach die Vermuthung aus: „Ihre Mutter hat ohne Zweifel Erinnerungen ihres Lebens geschrieben; die große Welt fürchtet

ihren Wahrheitseifer. Das Gerücht von Memoiren der Fürstin Amanda wird sich verbreitet haben, und diese, diese werden gesucht, vielleicht Briefe aus alten Zeiten, die manches Geheimniß enthüllen. Geben Sie die Eroberung nicht auf!"

„Aber wie?" sagte Egon. „Ich bin gefangen und schon in diesem Augenblick vielleicht ist der Wagen gepackt, schon jetzt rollt er vielleicht der Residenz zu und die genaueste Untersuchung eines vor Enthüllungen zitternden Weibes durchstöbert jedes kleinste Theilchen seines Inhalts und wird auch bald entdecken, daß die Rückwand des Pastellbildes auffallend stark, ja fast einem Kästchen ähnlich ist." — „In der That? bemerkten Sie Das?" sagte Dankmar. — „Aufs deutlichste." — „Geben wir dann nur Eins nicht auf!" rieth Dankmar. „Das ist die Zeit! Jede Stunde kann noch einen Gewinn bringen, jede Minute das Schlimmste abwenden. Ich bin auf das Schloß geladen. Ich werde alle Fragen wegen meiner eigenen Angelegenheit fallen lassen, da ich Ihr Zeugniß habe, daß Schlurck schon meinen Verlust mit sich geführt hat. Sie und Ihr Interesse sollen mein einziges Augenmerk sein. Ich werde horchen, ich werde forschen, ich werde mir irgend eine Gelegenheit zu Nutze machen, Ihnen zu dienen; aber Sie müssen sich entschließen — so peinlich der Gedanke —" — „Wozu?" fragte Egon, indem er Dankmar's, die kleine Zelle musternden Blicken folgte; „Sie meinen, ich muß den Gedanken an Freiheit für heute aufgeben —" — „Das ist es!" sagte Dankmar und setzte hinzu: „Nur um Zeit zu gewinnen. Zeit, sich der einen Sache, der im Augenblick wichtigern, widmen zu können. Warum soll ich nicht das Gespräch auf dieses Bild führen können, es nicht ansehen dürfen, warum durch den raschen Druck auf das schützende Glas den Inhalt nicht zum Vorschein bringen? Ich würde als Jurist auftreten, ich würde Beschlag auf diese Papiere legen, ich würde sie nicht eher aus der Hand lassen, bis ich nicht den Gefangenen aus dem Thurm befreit hätte, dem sie allein gehören, dem Prinzen Egon von Hohenberg!" — „Wildungen!" rief Egon, sprang auf und warf sich ihm an die Brust, indem er mit stürmischer Freude den Bruderkuß auf die Lippen drückte. „Wildungen! Sei mein Bruder! Eine Vergleichung mit Posa und Carlos ist lächerlich. Ich habe kein Spanien zu erben! Aber ein Posa bist du, Freund, wie wir schon einmal scherzten. Das Kreuz des Malteſers würde deinen Mantel zieren, wie den tapfersten Ritter, der für das Grab des Erlösers focht!"

Dankmar erschrak über die stürmische und ihm peinliche Em-

pfindsamkeit-, war aber doch betroffen über die Erinnerung an seine eigensten, geheimsten Ideengänge. Eben, sagte er: „Egon! Gibt es denn noch Freundschaften in unserer Zeit?“ Egon wollte erwidern — da hörten sie draußen den Riegel gehen. Der Schlüssel im Schlosse drehte sich und schon auf dem Vorplatz machte sich der Thurmhüter vernehmbar mit den Worten: „Ich komme früher, als Sie mich rufen.“ Wie er die zweite Thür aufgeschlossen hatte und eintrat, reichte er Dankmar'n einen Brief hin. „Der sonderbare Mensch,“ sagte er, „der nach Ihnen in der Krone fragte, hatte keine Ruhe und wollte Sie sprechen. Da Sie nicht kamen und ich ihn nicht herauflassen durfte, schrieb er diesen Zettel an Sie und hat ihn mit vier Siegeln zugeklebt, als fürchtete er, ich würde seine Staatsdepesche lesen. Eigentlich lass' ich mich da auf Sachen ein, die für mich —“ Dankmar nahm den Brief und erstaunte sowol über die wunderbar schöne, wie in Kupfer gestochene Handschrift, wie über die Adresse, die wörtlich lautete: „An den Ritter vom vierblättrigen Kleeblatt.“

„Da ist ja Posa schon anerkannt,“ sagte Egon, „und von einem Schreiber — diese kupfergestochene Handschrift kenn' ich —“ — „Sie ist von Hackert, der mich nicht kennen will!“ sagte Dankmar. „Jetzt glaub' ich wol, daß der nicht die Peitsche zu führen versteht. Das ist meisterhaft geschrieben! Die Adresse erinnert an einige Erörterungen, die ich mit ihm über das Kreuz auf dem von Schlurck gefundenen Schrein hatte. Bester Pfannenstiel, der Brief ist an mich — und enthält hoffentlich kein Gaunerlatein!“ — „Schlurck?“ sagte Egon und setzte leise hinzu: „Alle Briefe, die ich von der Verwaltung meines Vaters empfing, waren von dieser nämlichen Hand geschrieben.“

„Natürlich,“ sagte Dankmar ebenso. „Hackert war Schlurck's Schreiber.“ Und während noch der junge Fürst seinen Erinnerungen über diesen Gesellen und sein nächtliches Treiben nachhing, eröffnete Dankmar den Brief und las für sich. Betroffen fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, las noch einmal, lachte dann, nahm rasch seinen Hut und sagte zu Egon: „Nun keine weitern Erörterungen mehr, Freund! Sie würden“ — er sah auf Pfannenstiel — „hier nicht am Platze sein. Noch heute Abend oder morgen früh hörst du mehr von mir. Ergib dich in dein Schicksal! Träume vom Genfersee, von Lyon, Paris und wenn du willst, von Gräfin d'Azimont! Leb wohl!“

Und damit entfernte er sich zum Erstaunen des Schließers, der noch einige Worte mit dem Gefangenen wechselte, ihm alle Bequemlichkeiten versprach und dem „Ritter vom vierblättrigen

Kleeblatt" folgte, den er unten an der Thurmpforte zu finden hoffte. Dankmar war aber schon weit von dannen. Pfannenstiel schloß die Thür mit gewaltigem Schlüssel. Er mochte denken: Wir haben einen curiosen Fang gethan! Das Examen wird unserer Justiz Mühe kosten —!

Egon nahm den Brief, den ihn Dankmar in seiner eiligen, ihn fast verwirrenden Entfernung zurückgelassen hatte, und las: „Ew. Wohlgeboren werden heute Abend auf dem Schlosse sein. Sollte die Rede auf mich kommen, Fritz Hackert heiß' ich, so können Sie Vieles von mir sagen, was Sie wollen, selbst daß ich Ihnen wie ein Esel erschienen bin. So etwas schadet mir da nichts, weil man meine Ohren kennt und was ich hinter ihnen habe. Aber, wenn Sie ein Mann von Ehre sind und Sie es gern hören, daß ich außer einem Wesen, das vielleicht kein Mensch ist, keinen Menschen in der Welt so lieb habe, wie — nicht etwa Ew. Wohlgeboren, sondern Ihren Herrn Bruder, der mich in einem Augenblick der Verzweiflung mit Menschenliebe erquickte, so beschwör' ich Ew. Wohlgeboren, sprechen Sie von mir auf dem Schlosse niemals wie von Ihrem Kutscher! Ich bin ein elender Mensch und kämpfe mit allen Leidenschaften eines jämmerlichen Kerl, der das Gute will, ohne die Organe dafür zu haben; aber ich unterliege wenigstens nicht ganz, wenn ich mich höher hinauf halte, als wohin mich ein grausames Schicksal geworfen hat. Erniedrigen Sie mich da nicht, wo Sie heute wahrscheinlich sehr hoch stehen werden! Denn ich muß Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß man im Ort unten und schon oben auf dem Schlosse anfängt, Sie für den Prinzen Egon von Hohenberg zu halten, der im Incognito hierher gekommen ist, um sich vom Zustand seiner Güter zu unterrichten. Vielleicht macht Ihnen dies von mir aus bester Quelle geschöpfte Misverständniß Spaß. Ich wünsche, daß Sie Ihren Schrein gefunden haben. Noch einen Rath: Reiten Sie hier und sonst nie mehr mit Pferden von Lasally! Dies unter uns! Uebrigens nochmals: Nicht Kutscher! Ich nenne Sie nicht, wie Sie heißen, sondern wie die Aufschrift lautet, weil es Sie vielleicht unterhält, das Vorurtheil zu benutzen und auf dem Schlosse einige Stunden lang den Prinzen Egon von Hohenberg zu spielen! Etwas vom Teufel haben Ew. Wohlgeboren doch auch im Leibe oder sind wenigstens ein Mensch, der mir vorkommt, als könnte er Fangball spielen mit der ganzen Welt."

Aus diesen zwar rasch, aber ebenso in der Rechtschreibung sicher wie in der Kalligraphie bewunderungswürdig correcten und

gefällig geschriebenen, ihm in den Hauptsachen jedoch dunkeln Worten, ersah Egon sehr wohl den Grund, warum Dankmar plötzlich laut auflachte und, rasch einen Entschluß fassend, aufbrach. Mit dem heitern und erwärmenden Gefühl, vorläufig einen wahren Freund gefunden zu haben, ergab er sich ruhig in ein Schicksal, das durch die Aussicht, jetzt wol gar von Dankmar Wildungen auf dem Schlosse persönlich vertreten zu werden, an Verwickelung gewonnen hatte.

Siebentes Capitel.

Der Doppelgänger.

Als Dankmar wieder auf seinem Zimmer in der Krone war und ihm der Wirth gesagt hatte, es gäbe täglich Gelegenheit, Briefe zu befördern, schrieb er aus Rücksicht auf einen nun wahrscheinlich sich verlängernden Aufenthalt an seinen Bruder Siegbert Wildungen: „Lies den Ariost, theuerster Bruder, und du wirst eine Vorstellung von meinen gegenwärtigen Schicksalen haben! Hätte jener fabelnde Sänger den Zug der Argonauten geschildert, die auszogen gen Kolchis, um das goldene Vließ zu holen, ich wette, seine Erfindungen würden den Abenteuern gleichen, die ich wirklich, ich sage wirklich erlebe. Ueber mein goldenes Vließ sei vorläufig beruhigt! Ich glaube, daß es in sicherer Hand ist. Willst du ein Uebriges thun, so besuche den Justizrath Schlurck und zeig' ihm an, daß er keine Schritte thun möchte, den Eigenthümer des mit einem Kreuz bezeichneten, von ihm gefundenen Schreins zu entdecken. Er würde in der Person deines liebenswürdigen, ihm schon bekannten Bruders Dankmar sich ihm bald selbst vorstellen. Auch Peters beruhige und erfreu' ihn mit der Nachricht, daß ich Bello mitbringe, leider nur mit einem solchen Bein, das sich wird heilen lassen, wenn man es noch einmal zerschlägt. Dies Hundeleid, lieber Bruder, ist das einzige Herzeleid dieser hohenbergischen Reise! Sonst rüste dich zu einer traulichen Winterabendstimmung, wenn ich anfange dir zu erzählen, was hier schon Alles hinter mir liegt, noch mehr, was noch bevorsteht. Am Webstuhl der Zeit sitzen doch noch immer recht alte verschlafene Heidenhexen und spinnen noch jetzt

unsern überhellen Tagen träumerische Märchen und unglaubliche Fabeln. Ich sage dir, Horatio, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wovon die Zeitungen und die Staatsanwalte sich träumen lassen. Wenn es reif sein und ans Tageslicht kommen wird, dann sagt man vielleicht: es war gewöhnlich! Aber im Werden erlebt und mit allen ungewissen, fragwürdigen Umständen der Schicksalszubereitung aus dem Kessel genossen, hat es etwas von Prospero's Insel. Ich wünschte, du sähest, wie ich in meinem Elemente plätschre! Ich werfe mich jetzt eben auf diesen Brief an meinen sanften und vernünftigen Bruder nur, um mich nach allen Regeln des Anstandes zu sammeln vor Beginn eines der lustigsten Tage meines Lebens. Füge nur getrost hinzu: Er wird das Traurige haben, daß ich ihn nach der ewigen Ordnung aller Dinge dereinst mit vielen trüben Stunden werde bezahlen müssen. Aber Das ist hoffentlich das einzige „Aber" an meinem heutigen frohen Glauben. Zähme deine Neugier und erwarte nichts Gewöhnliches! Die Welt war uns wirklich ein zu ernstes Drama geworden, Bruder, höchstens manchmal künstlich, ach gar, gar zu künstlich eine derbe Posse, wie sie Policinell mit der Pritsche und mit Prügeln im Kirchweihkasten spielt. Heute, lieber Junge, erlebt' ich Dinge, die, wenn du willst, dem Sommernachtstraum angehören, den du so sehr liebst mit seiner Waldeslust, seinen verzauberten Eselsköpfen, seinen herablassenden kritischen Königswitzen und besonders dem Elfenspuke und ihrem die schmachtende Sehnsucht erweckenden Augenbalsam — auch wir verwandeln uns und werden verwandelt, Bruder, und wir wissen wol, Prinz, was wir sind, aber nicht, was wir sein werden — Hamlet-Ophelia. Meine Gleichnisse erschöpfen sich. Du siehst, mein Junge, ich wollte gern in deiner Sprache reden. Ich wollte gern deinen düsseldorfer Senf mit seinen Bildern und Gleichnissen treffen. Was würdest du für gebeizte Augen machen, wenn dich Das träfe, was ich schon Alles hier sah und sehen werde, und wie würdest du dir vorkommen? Ich sähe dich, Siegbert, umwunden von Blumen, mit einer Krone auf dem Haupte — Elfen umtanzen dich und du guter frommer Sterblicher, der sich so etwas nur gemalt und gedichtet denken kann, sträubst dich vielleicht gar und sagst zu den neckenden Baumnymphen: Meine Damen! Ich bitte, bitte Sie inständigst, incommodiren Sie sich nicht! Ich bin der Maler Siegbert Wildungen aus Angerode, der sich jetzt aufs Historienfach geworfen hat und von einem hochlöblichen Kunstverein den Ankauf eines Tendenzbildes vielleicht vergebens erwartet; ich bin ein realisti-

sches Wesen geworden; laßt mich, ihr schönen Fräulein mit blauen Kränzen in dem Haar und den Maßliebchen auf der Brust, laßt mich in Ruhe; unsere Schule träumt dergleichen nur und malt es in die Albums kunstliebender Salondamen, edler Diakonissen und Schwanenjungfrauen. So hör' ich dich, du blöder, schnöder Vernünftling! Aber es würde dir gar nicht helfen. Die Fräulein von der Wiese im Mondschein würden dich auslachen, dich kichernd verfolgen: Schaut! Schaut! Der sträubt sich und will nicht der Sohn des Königs Phantasus sein! Der kennt uns nur aus Büchern und Bildern und weiß nicht, daß wir seine Schwestern sind! Ach, ich wette, du schämst dich dann doch, Bruder, in der Kunst immer kühn und im Leben so bedächtig zu erscheinen, du fängst doch mit den kleinen Creatürchen zu tanzen an im Mondenschein unter den Sternen, die — siehst du denn Das auch jetzt des Nachts? — so schwer und voll wie Traubengehänge auf dich niederlangen, und du nimmst auch das funkelnde Krönlein, das dir in grünen Livréen die Kammerherren der Mondfräulein, die Eidechsen, mit schwänzelnder Höflichkeit präsentiren! Leider bist du nun aber nicht hier und deine Sommernachtstraumrolle muß Ich spielen, so gut ich kann, wenn auch nimmer so würdig, wie du! Und noch Eins: Erzähl' ich dir einst meine hohenberger Erlebnisse — ein Einst, das sich höchstens in drei Tagen erfüllen wird — so setz' dich nicht etwa wie ein Criminalrichter hin und ziehe zu Allem die Stirn, wie du sie gerunzelt hast im Pelikan unter dem Apfelbaum, als ich in feierlicher Stunde bei Froschgequak, Johanniswurmleuchten nnd Duft eines erinnerungsreichen Schnittlaucheierkuchens dir meine freie Maurerei im Tempelhause zu Angerode und den Fund der alten Wildungen'schen Recesse und Concessionen erzählte; jammre mir etwa nicht und lamentire über gewagte, unglaubliche, ungesetzliche Dinge und stell' dich nicht wieder, als wolltest du eine Anstellung haben als officieller Pinsel, Constablerhutlackirer oder Criminalmaler, der die Verbrecher malt, die man in effigie verbrennt! Ich sehe nicht ein, warum die Komödie der Irrungen nur auf der Bühne gespielt werden soll. Ist der Wald denn nicht wirklicher als eine Tapete? Die Sonne nicht berechtigter als eine Oellampe? Kann — ich sage kann — hörst du? kann der Acteur jemals stocken, der seine Rolle frei von der eigenen Leber erfindet und sich dabei, wenn nicht an die Regeln des Aristoteles, doch an sämmtliche Regeln des Anstandes und sogar die der drei Einheiten des guten Tons hält (Harmonie der Handschuhe, der Cravatte und der Weste),

und sich nur Eines als freie Muse ausbedingt, die himmlische, märchengeborene, traumbeglückende, süße Unwahrscheinlichkeit! Siegbert! Siegbert! Ich bestreite es dir mit dem übereinstimmenden Zeugniß aller Elemente, aller Jahreszeiten, aller Krebs- und Nicht-Krebs-Fischerei-Monate und aller himmlischen Zeichen des Thierkreises, ich bestreite es mit dem Verdict deiner eigenen fünf Sinne, die doch die gewissenhaftesten Geschworenen unsers Urtheils sind, die Welt sieht nicht so aus, wie das hintere Zimmer eines Kaffeehauses, wo es nur Zeitungen, Kellner, Fidibus, Cigarren und klappernde Dominosteine gibt! Ich bestreite dir, daß Coak-Gas das Hellste auf Erden ist und ein Tunnel das Finsterste. Wie, o wie wünscht' ich, daß Ich — manchmal Du wärest! Wie wünscht' ich, daß du zuweilen spazieren gingst aus deiner künstlichen, gemachten Phantasterei heraus und vor den Thoren die Romantik erlebtest, die du nur zu malen verstehst! Reiße dich los, Bruder, von der classischen Walpurgisnacht deiner Anschauungen, wo dich nur theoretische Schemen und Larven umtanzen, nur alte Weiber, aufgeputzt mit Phrasen, beim Klitschklatsch der Theelöffel-Imagination, die Zaubereien bewundern, die du mit Hülfe der Bücher-Nekromantik, mit der grauen Theorie und des ästhetischen Höllenzwanges aus dem Boden der Trompetta'schen, Mäuseburg'schen, Harder'schen Salons steigen lässest, wirf die Fesseln ab, die dich an diese tapezirte Welt des Scheines binden, stürze dich ins Rauschen der Begebenheit, in die immer offenen Arme der Natur und Geschichte, wo du allein erwarmen und nur etwas Dauerndes wie deinen Molay schaffen kannst, auch wenn ihn der flammende Ketzerrichter des Geschmacks und rothe Kunstvereins-Kardinal Propst Gelbsattel verwirft. Dies schreibt dir dein aufrichtiger Bruder, sonst ein passives Meisterstück der Schöpfung, heut' aber ein activer Stümper im Wettkampf mit dem großen Michel Angelo des Lebens, genannt: Demiurgos."

Mit dem Schreiben dieses Briefes, mit den Erzählungen des Wirths über Hackert's ängstliches Forschen, mit der Nachfrage nach dem Befinden seines Gauls und einem Besuch im Stall, endlich mit der nicht leichten Aufgabe, aus seiner beschränkten Reisetoilette eine Art nonchalanten Reisenegligées herzustellen, verging die Zeit bis zur sechsten Stunde. Endlich setzte er den wohlausgebürsteten, von Staub gereinigten weißen Castor auf und musterte sich in dem kleinen Spiegel seines Zimmers, dem hier und da die hintere Metallbekleidung fehlte und der eigentlich von Dem, der sich in ihm erkennen wollte, nur

Fragmente wiedergab. Diese Fragmente sagten Dankmar'n, daß er an Wuchs fast dem Prinzen gleich war. Er hatte sogar eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm, nur daß sein bräunliches Haar heller, gelockter, das schlichtere kurzgeschnittene Egon's dunkler war. Sein kleines Stutzbärtchen kleidete ihn und die Augen funkelten so unternehmend, daß sie dem Zuge von Ironie und Schalkheit an den Mundwinkeln entsprachen, der Hackerten bestimmen konnte, mit soviel Respect von dem Mann zu reden, der ihn, ehe ihn dieser nachtwandelnd im Heidekrug gesehen, so kräftig im Zaum hielt. Bin ich oben Dankmar Wildungen, sagte er sich, so bin ich auf dem Impromptü einer Reise begriffen. Bin ich Prinz Egon, so hab' ich noch den Vortheil voraus, als Tischlergesell direct aus Lyon oder Paris zu kommen und eine Art von Communisten zu spielen, das heißt, meine geheimen Pläne mit einer großmüthigen Verachtung des äußern Luxus unterstützen zu können —!

Als Dankmar gegen Abend zum Schlosse hinaufstieg, war es ihm unangenehm, daß er merken konnte, er vertriebe für heute die gewohnten Gäste. Einige Damen schritten an ihm vorüber und betrachteten ihn doch höchst neugierig, ja misgünstig. Dankmar kannte nur zwei davon, die Eine, die ihm noch die freundlichste war, die Pfarrerin, die duldend und nachgiebig schien, und die Andere, die im vollen Staat befindliche, aber geradezu zornglühende Frau Justizdirectorin von Zeisel, die Dankmar's Gruß spöttisch erwiderte. Himmel, dachte er, du erregst schon Misgunst, statt Theilnahme. Das ist kein guter Anfang! Und noch schlimmer, daß Niemand an mein Incognito glaubt. Hackert hat gelogen. Keiner denkt daran, mich als etwas Geheimnißvolles zu bewundern.

Weiterhin rollte ein Wägelchen von einem knarrenden Hemmschuh gehalten an ihm vorüber und gleichfalls den steilen Berg hinunter. Eine Dame und zwei Herren saßen darin. Alle Drei lorgnettirten ihn. In dem jüngern erkannte er den Stallmeister Lasally, von dem er oft einen Gaul gemiethet hatte, ohne indessen mit dem schroffen und unzugänglichen Herrn selbst in Berührung zu kommen. Er warf Dankmar'n einen verächtlichen Blick zu und musterte ihn von unten bis oben. Unentschlossen, ob er dem Wagen irgend ein Wort nachrufen sollte, hörte er sich von einem andern ausfliegenden Gaste angeredet, von einem Manne, in dem er den Pfarrer erkennen mußte. Diesem schien die Abweisung am allerverdrießlichsten zu kommen. Das unheimliche Feuer des Neides glimmte aus seinen Augen, als er

dem Günstling des Abends begegnete. „Sie sind erwartet, mein Herr," sagte Stromer. „Man muß Sie glücklich preisen, mit Fräulein Melanie den Thee trinken zu dürfen." Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging der erzürnte, fast verwirrte Mann vorüber.

Dankmar wußte nicht, wie ihm geschah. Er kannte alle diese Menschen nicht, in die er so plötzlich wie ein brennender Schwärmer fuhr und die er zu ihrem Aerger auseinandersprengte. Der Geistliche schien ihm vollends die Besinnung verloren zu haben. Als aber Dankmar'n der alte Herr, der ihn eingeladen hatte, auf halbem Wege entgegenkam und ihm versicherte, die Herrschaft wüßte ihm für die Annahme seiner Einladung den größten Dank, als Dankmar sah, daß man ihn wirklich wie eine Standesperson einholte, konnte er nicht umhin, ganz aufrichtig zu sagen: „Ich bin überrascht, wie die Reise, die ich zur Wiederauffindung eines mir sehr werthvollen Eigenthums machen mußte, mich in eine so freundliche Berührung mit der Familie des Mannes führt, dem ich ohnehin schon, wie ich zufällig unterwegs im Heidekrug erfuhr, die Rettung meines Verlustes verdanke!"

Bartusch fixirte Dankmar'n mit halb zugekniffenem Auge, räusperte sich und bat den Gast, er möchte, er bäte sehr darum, des Schreins, von dem auch er schon gehört hätte, keine Erwähnung thun. Die Wiederauffindung desselben wäre mit Umständen verknüpft, die in Madame Schlurck unangenehme Empfindungen hervorriefen. Eine so geheimnißvolle Aeußerung mußte Dankmar's Neugier eher steigern; doch fügte er sich gern der Bitte, die einen Gegenstand betraf, über welchen er sich jetzt vollkommen beruhigen zu dürfen glaubte.

Auf dem Schloßhofe trafen sie den großen Transportwagen des Intendanten. „Welch' ein Ungethüm!" rief Dankmar. „Das ist ja kein Wagen! Das ist ein wandelnder Salon, in dem man tanzen könnte." Bartusch erklärte ihm mit lauerndem Blick die Bestimmung dieses großen Behälters. „Doch nicht Alles schon gepackt?" fragte Dankmar dringend. — „Zum größten Theil!" antwortete Bartusch, überrascht von dieser Frage. „Noch heute Abend wird Herr von Harder abreisen. Zwei Gendarmen sind ihm vom Landrath als Begleitung zur Verfügung gestellt." Dankmar schüttelte ärgerlich den Kopf, blieb stehen und öffnete die Hinterthür des Wagens.

Derselbe Bediente, den er im Thurm gesehen hatte, saß völlig aufrecht wie ein Wächter auf den sehr geordnet zusammengestellten Meubles und grinste ihn an. „Lieber Himmel!" lachte

Dankmar, „zwei Gendarmen? Wie streng wird Das genommen! Es scheint, als wenn in Plessen die Justiz viel zu thun hat. Die arme Blouse im Thurm leidet darunter. Ihr hat, wie mir der arme Mensch erzählte, ein Bild gefallen, weil es nicht wie die Andern glänzend, sondern nur wie mit buntem Staub gemalt ist. Er wollte sich diese Art zu malen genauer betrachten und — Gehen denn auch die Familienbilder schon in die Residenz?“ Die letzte Aeußerung Dankmar's wurde von ihm so hingeworfen, um ihre Wirkung zu beobachten.

In der That war diese Wirkung nicht gering. Bartusch riß die Augen auf, richtete sich in die Höhe und zweifelte keinen Augenblick, daß eine solche Aeußerung nur vom Prinzen selbst oder dem intimsten Vertrauten desselben kommen konnte. Die Vermuthung, daß der im Thurm Sitzende ein Jäger oder Kammerdiener des Prinzen Egon war, stand längst bei ihm fest. „Leider,“ sagte er, „hat der Vorfall von heute früh den Geheimrath so alterirt, daß er nun auch sämmtliche Bilder sogleich in den Wagen tragen ließ!“ — „Sämmtliche Bilder?“ sagte Dankmar, unangenehm betroffen. — „Allerdings!“ fuhr Bartusch lächelnd und lauernd fort. „Ich zweifle indessen nicht, daß sich der Monarch ein Vergnügen daraus machen wird, nicht nur, wie ausdrücklich bedungen ist, alle Familienbilder zurückzustellen, sondern auch den jungen Prinzen durch manches andere werthvolle Andenken an seine Mutter zu erfreuen. Was die Administration der Masse thun kann, um alle diese Verwickelungen angenehm zu lösen, alle diese herrlichen Besitzungen beisammen zu lassen und dem jungen Fürsten an ihnen Freude und Gewinn zu sichern, wird gewiß geschehen. Es ist von der Vergangenheit viel gut zu machen, aber bei einigem guten Willen von Seiten Derer, die hier zu fodern haben, und bei Kraft und Ausdauer von Seiten Derer, die wol für den Augenblick verlieren müssen, läßt sich für die Zukunft doch mancherlei wiederherstellen.“

Dankmar nickte beifällig. Doch an die Bilder sich erinnernd, warf er einen schmerzlichen Blick auf den großen bewachten Wagen, von dem sie sich nun entfernten, und unterdrückte den Seufzer nicht, der Bartuschen zu verrathen schien, als wollte er sagen: Sie sprechen gut, aber Ihre Wünsche sind vergebens! Ja, mag er ihn in diesem Sinne nehmen, sagte er sich und wollte den Muth nicht verlieren; mag er denken, ich bin der Prinz! Ob ich Dankmar Wildungen oder Egon bin, was thut Das bei diesen Leuten überhaupt —! Und still dann überlegend, was sich nun wol wagen und unternehmen ließe,

folgte er dem Führer über die große steinerne Treppe, die in den ersten Stock ging. Einige hübsche Mädchen betrachteten ihn neugierig, einige leichtfertige Bediente mistrauisch. Vom Intendanten entdeckte er nichts, obgleich sein Blick in die Reihe der Zimmer fiel, die Se. Excellenz mit so strenger Consequenz ausgeleert hatten. Er hoffte nicht, daß auch der Geheimrath zu den Abgewiesenen gehörte. Diesem noch begegnen zu können, schien unerläßlich. Bartusch öffnete eine hohe Saalthür. Dankmar durchschritt einige Gemächer, bis er endlich in das von Melanie eigens zu seinem Empfang vorbereitete Flügel- und Eckzimmer eintrat.

Die beiden Damen, die sich ihm heute ganz allein widmen wollten, waren zugegen. Melanie's seit dem Morgen von Stunde zu Stunde gewachsene, durch die abschlägige Mittagsantwort nur gesteigerte Spannung war endlich gelöst. Die Erfüllung ihrer Sehnsucht stand vor ihr. Sogleich erkannte sie die in der That treffende Aehnlichkeit des Besuchers mit jenem Siegbert Wildungen, der ihr soviel Aufmerksamkeit, Verehrung und Liebe zollte, und sogleich begann sie von Siegbert und brachte Dankmar'n durch ihre Schönheit, ihre reizende Toilette und die in ihm geweckte Voraussetzung, der Bruder hätte ihm doch längst von ihr erzählen sollen, was nicht geschehen war, in eine Verlegenheit, bei der er sich verwickelte und sich nicht sogleich fassen und sammeln konnte. Das traf denn allerdings rasch mit einem schlauen, blitzschnell zugespielten Wink Bartusch's zusammen und in glücklichster Ueberraschung flüsterte Melanie bei einer leichten Wendung des Kopfes der Mutter zu: „Es ist der Prinz!"

Dankmar gehörte zu denjenigen jungen Männern, die sich früh unter Frauen und Mädchen tummelnd den Reiz des andern Geschlechts, den es so überwältigend auf unreife Neulinge ausübt, abgestumpft haben. Siegbert floh in seiner ersten Jugend die Frauen aus Schüchternheit und erlag deshalb später ihrem Reiz und fast jeder vertrautern Annäherung um so mehr. Dankmar dagegen hatte schon als reifender Knabe gebildeten Frauen im Gespräch standgehalten, manche Liebschaft mit jüngern gepflegt, er erschrak nicht mehr so heftig vor dem Zauber des Weibes. Melanie freilich blendete ihn. Und wie sollte sie's nicht in dem weißen, sich aufbauschenden Kleide, das sie umflutete wie eine leichte Wolke? Zeigte doch diese ungesuchte und einfache Tracht fast nichts als sie selbst! Sie selbst in der plastischen Schönheit ihrer Formen, im Ebenmaß ihrer leicht behenden Glieder, im frischen Ton ihres Incarnats. Melanie besaß

heute noch mehr Anziehung als je; sie hatte warten, sich sehnen, sich vor sich selbst demüthigen müssen. Diese Sehnsucht malte sich in ihren Augen, die feuchter als sonst strahlten. Auf der kleinen, edeln Stirn und an den hohen, frei leuchtenden Schläfen lag ein Ernst, der ihr sonst fremd war. Wie hatte sie die Gläubiger im Laufe des Tages verspottet, wenn sie rechneten und maßen, ob sie wol vorziehen sollten, selbst diese Herrschaft anzukaufen oder sich ruhig in ihr Deficit zu ergeben! Wie entschieden hatte sie jeden Besuch für heute zurückgewiesen, um dem unglücklichen jungen Fürsten die Demüthigung zu ersparen, Menschen zu sehen, zu deren Untergebenen ihn der Leichtsinn seines Vaters gemacht hatte! Bartusch hatte die größte Mühe gehabt, diese Ablehnungen so höflich als möglich einzukleiden.

Dankmar, seine etwas bedenklichen Handschuhe allmälig unbelauscht ausziehend, begann mit Entschuldigungen über seine Garderobe, die nur für eine plötzliche Geschäftsreise eingerichtet wäre. Als er dafür von den Damen die holdseligste Absolution in Empfang genommen hatte, sagte er: „Meinem Bruder muß ich die bittersten Vorwürfe machen, daß er mich vom Glück einer Bekanntschaft niemals unterhalten hat, die er mir vielleicht nicht gönnte. Seit wann kennen Sie ihn?“ — „Seit einigen Wochen,“ erwiderte Melanie, ungläubig lächelnd und mit den Augen blinzelnd, als müßte sie sich beherrschen, nicht laut in Lachen auszubrechen. — „Dann entschuldigt ihn,“ sagte Dankmar, „meine längere Abwesenheit. Finden Sie, daß wir uns ähnlich sehen?“ — „Erstaunlich,“ sagte die Mutter. „Zwar ist mir Herr Wildungen nur aus größern Gesellschaften, die wir gaben, erinnerlich, allein meinst du nicht, Melanie — die Augen — ich meine die Augen —?“ — „Warum nicht gar!“ sagte Melanie. „Es ist eine große Aehnlichkeit da, aber der Ausdruck und die Art ist eine andere. Von den Augen zumal, Mutter, darfst du nicht reden. Herrn Siegbert's Augen haben einen frommen, leuchtenden Glanz; entsinnst du dich des Bildes von Leidenfrost, auf dem ich und Herr Siegbert verspottet sein sollen? Man erkennt die verklärte Stimmung einer nur zu regen Begeisterung bei ihm, aber Ihre Augen, Herr Wildungen, die sind etwas unheimlich, etwas bös; man möchte ihnen kein Vertrauen schenken.“ — Dankmar bedankte sich für eine Rüge, die eine kokette Schmeichelei war. Das Gemälde von Leidenfrost war ihm unbekannt. Ein Gemälde, auf dem Melanie und sein Bruder verspottet wären? Sein Bruder verspottet? Verspottet von dem ihm wohlbekannten, Siegbert befreundeten Leidenfrost? Darüber verfiel er in

eine nicht erkünstelte Verlegenheit und wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Die Justizräthin, diese Verlegenheit vollkommen durchschauend, nahm das Wort und entschuldigte den so kleinen Cirkel, mit dem man ihn begrüßte. Sie hätte ihn anfangs für menschenscheu gehalten. Man hätte ihn hier und da allein lustwandeln sehen; zum Schlosse empor hätte er nie blicken mögen, so wäre es gekommen, daß — — „Sie lieben die Einsamkeit," unterbrach Melanie die ehrliche Mutter, die nicht gut Komödie spielen konnte. „Es ist bekannt, Mutter! Herr Wildungen ist ein Einsiedler." Dankmar mußte sich im Stillen sagen, daß bei ihm gerade das Gegentheil stattfand; doch gelang es seiner Situation mehr als ihm selbst, sich die schwermüthige Miene zu geben, die Melanie's Ausspruch voraussetzte.

Als er lächelnd verlegen niederblickte, sagte Melanie rasch: „Kennen Sie den Prinzen Egon?" — „Den Prinzen? — Ich kenne ihn —" sagte Dankmar nach einem Moment und fast ohne Ueberlegung. — „Wie," fuhr Melanie elektrisirt auf, „Sie kennen Jemanden, den Niemand kennt? Wo ich gefragt habe: Wer ist Prinz Egon? Wie ist er? Wo ist er? Nirgend hab' ich eine klare und deutliche Antwort bekommen. Es ist der Mann der Sage, der Anekdote, der Fiction. Und Sie wollen ihn kennen?" Dankmar fühlte, daß er sich hatte fangen lassen. Aber einmal nun im Netze, beschloß er, das Netz auch nicht mehr zu zerreißen und lieber von der Möglichkeit, ihn selbst für Egon zu halten, die Vortheile zu ziehen, die sich ihm vielleicht noch im Laufe des Abends darbieten würden. „Es ist zu weitläufig," sagte er, „Ihnen zu erzählen, wo ich den jungen unglücklichen Erben dieses Fürstenthums kennen lernte, aber ich kenne ihn." Melanie biß sich, um nicht zu lachen, auf die Lippen. Sie erröthete und stützte sinnend das Kinn auf ihre Arme, die sie im Schooß zusammenlegte. Von unten herauf blitzte aus ihren Augen ein Feuer, das gleichsam zu sagen schien: Ich bin viel auf den Fluren umhergeflattert, ich froher Schmetterling, aber von allen Huldigungen, die ich empfing und als Siegerin zurückwies, könnte mich keine mehr zur Sklavin machen, als die deinige, schöner, männlicher, liebenswürdiger Schalk —! „Wird der Fürst in der Residenz wohnen?" fragte sie dann, sich allmälig sammelnd. — „Er wird in der Residenz wohnen," sagte Dankmar bestimmt. — „Also behält er das herrliche Palais seines Vaters?" fuhr die Mutter neugierig und schon ermuthigter fort.

„Das Testament bestimmt es so. Er wird sich dem Willen

seines Vaters nicht entziehen," sagte Dankmar. — „Das Palais soll wunderschön eingerichtet sein," forschte Melanie. — „Unter den brennenden Kronleuchtern," erwiderte der übermüthige Dankmar, „unter den Blumen und Lichtern, deren Widerschein sich in den Spiegeln des Pavillons bricht, wird er der Vergangenheit gedenken."

Diese Antwort ward schon mit absichtlicher Zweideutigkeit gegeben. Das Quiproquo fing an, ihm Spaß zu machen. Er dachte sogar: Wartet, ich will Euch für Eure Eitelkeit, Eure Genußsucht, Euer irdisches Behagen, Eure Räubereien am Gut des Fürsten strafen! Melanie sprang auf. Sie konnte kaum zweifeln, den jungen Fürsten vor sich zu haben. Rasch, aber ihrer Empfindungen völlig Herr und jetzt sich wohl hütend, die stürmische Bewegung ihres Herzens frei zu zeigen, sagte sie mit spottendem Humor: „O liebe Mutter, sieh, hier geht der Tisch auseinander! Man wird eine Einlage machen müssen! Prinz Egon fehlt mit seinem Hobel! Der gute Prinz soll ein Tischler sein — hoffentlich hat er es so weit gebracht, einen solchen Schaden zu heilen. Er wird hier viel zu thun bekommen. Ich möchte nur wissen, ob er sich bei uns einen Gewerbeschein lösen wird!"

Hannchen Schlurck, die Mutter, sah bald strafend zu Melanie, bald bittend und höchst verlegen zu Dankmar'n hin. Dankmar faßte sich rasch und bemerkte in völliger Ruhe: „Mein Fräulein, diese Reparatur macht sich besser durch einen Schlosser. Er nimmt zwei eiserne Krammen, macht sie glühend und schlägt sie, gerade während sie glühen, hier an den Ecken — der Tisch erlaubt es, da er ja nicht immer bedeckt ist — so ein, daß sie im Holze selbst abkühlen. Verstehen Sie? Diese Abkühlung zieht dann die beiden Tischblätter allmälig zusammen. Erkaltend werden die Eisen kleiner." Melanie lachte laut auf und klatschte in die Hände. „Das ist symbolisch zu verstehen!" rief sie. „Das ist das Bild einer guten vernünftigen Ehe, liebe Mutter. Die Abkühlung durch die Vernunft, sagtest du ja immer, ziehe nur um so enger zusammen. Uebrigens, Herr von Wildungen, Das werd' ich dem Maler, meinem Freunde Siegbert Wildungen, erzählen. Er wird erstaunen, einen Schlosser zum Bruder zu haben. Ha! ha! Ihr klugen Männer!"

In dieser Art tändelte sie fort. Ihre Neckereien galten Allem, was man vom Prinzen Egon wußte, und Dankmar erwiderte in demselben Doppelsinn. Was er im Thurm erfahren hatte, kam ihm dabei zustatten. Er gab über Egon's Plane so

gründliche Auskunft, wies so entschieden jede Aufklärung über die Art, wie er dessen Bekanntschaft gemacht hätte, zurück, daß Melanie allmälig vorsichtiger wurde. Die Vorstellung, für diesen bei allem Unglück doch in der Gesellschaft hochgestellten jungen Mann von einer Leidenschaft ergriffen zu werden, machte ihr das Herz beklommen. Die Folgen waren unabsehbar, die möglichen Verwickelungen viel ernsterer Natur, als sie den kleinen Tumulten ihrer Gefühle bisher gestattet hatte. Sie lud Dankmar'n zu einem Spaziergange im Garten ein. Dies war ein Zeichen für die Mutter, sie allein zu lassen. Die ängstliche Frau, die von Bartusch's Andeutungen über Schlurck's nächtliche Wanderungen noch nicht ganz die Verstimmung des Morgens verloren hatte, auch in dem Erscheinen des Prinzen auf Hohenberg kein für die Angelegenheiten ihres jetzt von der Politik zerstreuten Mannes gutes Zeichen erblickte, ließ das jugendlich schöne, leichtsinnige Paar allein. Bediente brachten auf das Ziehen einer Schelle für Melanie einen leichten Ueberwurf von blaßrother Seide, rings am Rande mit den feinsten schwarzen Spitzen besetzt. Bei der Art, wie sie im Garten diese Mantille trug, hätte man glauben sollen, sie wäre mehr bestimmt gewesen, von der Schulter herabzufallen, als diese zu bedecken. Denn Dankmar konnte sie nicht oft genug über den schönen Bug des Rückens weiterhinaufziehen helfen und nicht oft genug konnte sie Melanie wieder entgleiten lassen, bis sie sie zuletzt gewaltsam ergriff und wie einen altdeutschen Radmantel über eine Schulter warf und unter der andern mit beiden Armen ohne Rücksicht auf Falten zusammenpreßte.

Beim Hinuntersteigen zeigte sie Dankmar'n die Zimmer der Fürstin, die nun ganz leer waren, wie Dankmar zu seiner großen Betrübniß bemerkte. Unten spottete er mit wirklichem Zorn über das Ungethüm des Wagens und ereiferte sich gegen den Geheimrath, der aus einem Fenster etwas steif grüßte. „Ich halt' ihn jetzt für meinen Feind!“ sagte er zu Melanie, die ihm mit neckischer Laune und rasch sich entwickelnder Vertraulichkeit den kleinen Roman erzählte, den sie mit diesem gewissenhaften Mann aus Langerweile angesponnen hätte. „Denken Sie sich,“ sagte sie, als sie in den Garten traten und sie beim Hinabsteigen von den kleinen Stufen und hügelartigen Abdachungen sich zuweilen auf Dankmar's Arm stützen mußte und sie ihn die Glut ihrer Adern durch die feinen über die Arme gehenden langen Spitzenhandschuhe unwillkürlich fühlen ließ; „denken Sie sich, daß ich entdeckt habe, wie man dieser hölzernen Excellenz beikommen

kann, um sie lächeln zu machen! Ich versuchte es mit vielen Huldigungen, aber er blieb ungerührt. Endlich bemerkte ich, daß es die gütige Mutter Natur freundlicher mit ihm gemeint hatte, als er verdiente. Trotzdem, daß er Alles in Allem genommen ein Esel ist, hat sie ihm doch nur ganz kleine Ohren an seinen eingebildeten Kopf gesetzt. Auf diese Bemerkung hin ist dieser wichtige Mann im Staat vor mir so klein geworden, daß er jetzt, weil ich ihn nicht erhörend aufhob und ihn wieder in seine natürliche Höhe richtete, mit mir boudirt. Er bildet sich ein, ich wäre Mitglied einer Verschwörung gegen seine Würde und Amtsehre, die ihm deshalb sehr schwer zu behaupten wird, weil die Natur nicht gewollt zu haben scheint, daß er etwas Anderes wird als der dumme Sohn eines achtbaren und allgefeierten Vaters. Denken Sie sich, dieser Mensch spricht bei jedem dritten Satz von seinem Papa! Nicht weil er den General en Chef unserer Justiz, der in der That, wie es Themis ganz sein soll, halb blind ist und nur noch Hunde, Katzen, Affen, Raben und ein herrliches Geschöpf liebt, das sich Anna, nicht Pauline von Harder nennt, seiner gutmüthigen Eigenschaften wegen kindlich verehrt, sondern weil es ihm selbst, dem Sechziger, ein gar kindlich rührendes Aussehen gibt, noch in seinen Jahren von einem Papa zu reden. Wissen Sie denn, bester Wildungen, daß Der, der schön sein will, immer eine häßliche Folie neben sich haben muß und daß die alten Koketten gar zu gern von ihren Müttern sprechen?“

„Ich lerne Weltkenntniß von Ihnen, Fräulein Melanie,“ sagte Dankmar zu dem ihn plaudernd unterhaltenden Mädchen. „Aber welche Verschwörung erwähnten Sie da? Erzählen Sie doch! Jener Auftrag, den hier der Geheimrath mit brutaler Strenge vollzieht, interessirt mich.“ — Melanie, die im Stillen dachte: Das wollt' ich meinen! fuhr fort: „Ich hatte bereits die schönste Toilette zu unserm durch Sie verunglückten Diner gemacht und zweimal dem Geheimrath seine Morgenvisite abgeschlagen, als ich ihm selbst eine in den Zimmern der Fürstin machte. Ich wollte jenes Portrait sehen, von dem es hieß, daß es einem bettelnden Vagabonden bis zum Mitnehmen gefallen hätte.“ — „Wohnten Sie also der Scene bei?“ fragte Dankmar gespannt. — „Nein,“ antwortete Melanie. „Vor rohem Lärm flieht eine Furchtsame, wie ich bin, und doch bedaure ich, daß ich nicht in den Hof hinunter sah, als man einen Mann fortschleppte, der doch leicht, wie Bartusch vermuthet, ein verkleideter Kammerdiener des Prinzen Egon sein konnte. Sie werden Das besser

wissen, als ich, denn Sie haben ja mit dem Gefangenen im Thurm ein Tête à Tête gehabt?“ Es brannte Dankmar’n auf der Zunge, mit seinem Anliegen offen hervorzutreten, sich entweder diesem klugen Mädchen ganz zu entdecken oder auf der gewagten Bahn der Misverständnisse weiter zu gehen. Melanie durfte eine Antwort, eine Aufklärung über den Gefangenen erwarten. Sie sah ihn forschend an. Dankmar schlug in ganz natürlicher Verwirrung die Augen nieder und sagte nach einer Pause: „Der Gefangene steht allerdings dem Besitzer von Hohenberg sehr nahe — der Prinz kann wol Ursache haben, jenes Bild vor den Trödlern zu retten. Es ist mindestens das Bild seiner Mutter!“ — „O wie liebliche Züge!“ sagte Melanie mit Innigkeit. „Wie hätt’ ich das Bild mit Küssen bedecken mögen! Die herrlichen braunen Augen! Die edle Stirn! Der holdselige Mund mit einem Ausdruck stilldduldenden Schmerzes! Wissen Sie, wen ich mir so denke, Prinz?“ — „Nun?“ sagte Dankmar gespannt und die Anrede: Prinz! vor Erwartung ganz überhörend. — Prinz?... wiederholte sich Melanie fast erschreckend im Stillen. Sie staunte, daß er diese Anrede so ruhig hatte geschehen lassen und nichts erwiderte, als drängend noch einmal: „Nun? Nun? Wem sieht das Bild ähnlich?“ — „Ich denke: der Gräfin d’Azimont!“ sagte Melanie mit gezogenem Ton und wandte sich rasch, als wollte sie den Eindruck beobachten, den dieser Name auf ihn hervorbringen würde.

Dankmar kam aber in der That in Verlegenheit. Er hatte den Namen der Gräfin d’Azimont im Thurm nennen hören, wußte auch, daß einst ein französischer Attaché in der Residenz so hieß und die Gräfin jedenfalls eine Schönheit war, weil sie sonst Egon’s sonderbare Laufbahn in Frankreich nicht, wie es schien, würde unterbrochen haben. Darum blieb es die reinste Natürlichkeit, als er unbefangen fragte: „Was wollen Sie mit der Gräfin d’Azimont?“ — „O Sie Schelm!“ sagte Melanie, den Finger aufhebend. „Sie wollen den Prinzen Egon kennen und wissen nicht, was mir die Excellenz erzählte, als sie mir mit dem größten Zorn das Bild aus der Hand nahm und es den Dienern gab, um es in den Wagen zu tragen. Die Excellenz war erschrocken sogar über ihre eigene Unfreundlichkeit. Excellenz, sagt’ ich, ich wäre im Stande, Sie an einem Ihrer kleinen Ohrzipfel zu kneipen. Wie können Sie mich so abscheulich anfahren? Ein Kauderwelsch sprach er dann durcheinander von gefährlichen Intriguen und höhern Befehlen und endete, um mich auf andere Gedanken zu bringen, damit,

daß er sagte, dies Bild der jungen Fürstin Amanda erinnerte ihn sehr an die Geliebte des Fürsten Egon, die Gräfin d'Azimont." Dankmar horchte nur — —

„Zum Glück," fuhr Melanie wie eifersüchtig fort, „zum Glück ist diese schöne Dame verheirathet. Ich bemerkte dies schon Herrn von Harder. Sie lebt in Paris, setzte mein Freund, um mich zu zerstreuen und das alte Vertrauen wieder zu gewinnen, plaudernd hinzu. Lebe sie wo sie wolle! Sie verderben mir die Freude an diesem Bilde, sagte ich. Nun misverstand er meinen Unmuth, glaubte, ich neckte ihn und ließ mich die Folter ausstehen, daß er mir nach Tisch, er nahm Ihre Stelle ein, in einer Fensternische Dinge sagte, wie sie Prinz Egon der Gräfin d'Azimont nicht feuriger sagen kann. Alles Das kommt von Ihrer Gräfin, die in Paris vergessen hat, daß sie verheirathet ist. O gehen Sie, Wildungen, mit Ihrer leichtsinnigen Gräfin d'Azimont!" — „Fräulein . . ." — „Ja, ja, Sie — Schämen Sie sich solcher Verhältnisse!" — „Welcher?" — „Eine verheirathete Diplomatin! Gewiß ist sie sehr schön, aber auch gewiß intriguant! Gewiß kokett! Ich habe das Schlimmste von Gräfin d'Azimont erfahren. Und wenn sie nun gar der Fürstin Amanda gleicht, so kann ich nur noch viel Schlimmeres von ihr denken." — „Ich muß gestehen: Sie haben die Phantasie dafür!" sagte Dankmar. — „Gleichviel! Sie mögen mich nun tadeln oder den Maler des Bildes oder den gütigen Schöpfer — wenn die Gräfin d'Azimont dem Bilde gleicht, ich tadle sie doch. Die Nase auf dem Porzellangemälde war nicht schön."

Melanie boudirte künstlich. Dankmar war gefesselt von der Koketterie des eifersüchtigen Mädchens. Mit halb künstlichem, halb natürlichem Aerger und von einer Eifersucht gefoltert, als wenn sie alle die Menschen, die sie doch nur dem Namen nach kannte, leibhaftig vor sich sähe, hüpfte Melanie fort. Dankmar ihr nach. Melanie sprang Stufe von Stufe die Terrassen hinunter bis zu jenem griechischen Tempel, der einen Fernblick in das waldige Gebirge und die unterhaltende Nähe der sich hier kreuzenden Wege erlaubte. Melanie war so geeilt, so hastig an der alten, eben vom kranken Gärtner kommenden und kopfschüttelnd stehengebliebenen Brigitte vorübergeschritten, daß sie auf eine Bank des Pavillons niedersank und Dankmar'n das schöne Schauspiel ihrer mächtigsten Erregung bot. Den Ueberwurf hatte sie im raschen Gehen und beim Herabspringen von den Stufen, eine zweite Atalante, unterwegs fallen lassen. Während sie lachte, mußte er innehalten und ihn aufheben; jetzt

schlug er den Ueberwurf über den Nacken und die sich wogend hebende Brust. Auf der Erde suchte er eine große goldene Nadel, die gleichfalls ihrem Haar entfallen war und die zurückgesteckten Locken gehalten hatte. „Lassen Sie nur," sagte sie und strich sich die Haare hinters Ohr, wo sie nicht halten wollten und von der einen Seite nach vorn fallend, ihr einen schwärmerischen Ausdruck gaben. „Lassen Sie nur! Sie müssen mir jetzt sagen," fuhr sie nach einer Weile, während sie Dankmar glückselig betrachtete, gesammelt fort; „Sie müssen mir jetzt sagen, wie die Gräfin d'Azimont das Haar trägt. Ich will gar keine künstliche Frisur mehr tragen, bis ich nicht weiß, wie sie diese abscheuliche Kokette trägt." — Dankmar war in der That von der Liebenswürdigkeit des Mädchens, das sich in den gewagtesten Capricen gefiel, bezaubert. „Gehen Sie doch, theure Melanie," sagte er unternehmend und sich ihr zur Seite niederlassend; „gehen Sie doch mit diesen Erinnerungen. Diese Zeiten sind ja vorüber. Egon hat sich dem Vaterland zurückgegeben. Er wird sein Vaterland lieben, trotzdem daß es ihn so unfreundlich empfängt. Sie haben Recht, auch der Intendant gehört zu seinen Feinden und wenn Sie versprechen könnten —" — „Ich verspreche nichts," sagte Melanie und meinte das Gegentheil.

Eben wollte sich Dankmar zu einer Erklärung zusammennehmen, als er aufhorchen mußte. Getrappel von Pferden und noch mehr ein Geklirr von Waffen schien an sein Ohr zu dringen. Er stand auf und beugte sich über die Balustrade des Pavillons. Von Randhartingen her sah er die zwei Gendarmen reiten, die wahrscheinlich den Transport des Mobiliars begleiten sollten. Die beiden Schnurrbärte grüßten militärisch und wandten sich dem großen Aufgang zum Schlosse zu.

Dankmar'n folterte nun die gewaltigste Unruhe. Schon sah er alle seine Hoffnungen vernichtet, schon den Preis der Rolle, die er hier durchführte, seiner Hand entwunden. Unwillkürlich stand er da wie Jemand, den ein Geheimniß drückt, zu dessen Entdeckung er gern von einem prüfenden Blick aus dem Auge Dessen, dem er sich zu vertrauen im Begriffe steht, ermuthigt werden möchte. „Was haben Sie?" fragte Melanie, diesen Zustand nachfühlend. — „Noch heute Abend will der Intendant also fort! Er, der sie liebt, bewundert, trennt sich sobald?" sagte Dankmar sinnend. — „Da ich ihn über Das, was er heute in der Nische zu mir sprach, ausgelacht habe, noch heute Abend." — „Er kann sich trennen? Von Ihnen, Melanie? Von Ihnen, die Sie Alle zu fesseln, Alle zu bezaubern ver-

stehen." — „Er kann's und hofft morgen Abend in der Residenz zu sein —" — „Nein, nein, er bleibt! Er bleibt, weil er die Schönheit bewundert; er bleibt, weil er nichts fürchtet, als —" — „Er fürchtet Alles. Wie Sie sehen, diese Gendarmen hat er sich vom nächsten Landrath erbeten, weil — er fürchtet." — „Sie sehen daraus," rief jetzt Dankmar, „daß die Entführung dieser Angedenken an eine unglückliche Frau, die man noch im Tode verfolgt, ein Act der Gewaltthat ist! Jenes Bild, das Sie in Händen hatten, das sich der Gefangene im Thurme aneignen wollte, ist mir über Alles, über Alles werth und theuer. Es enthält das wichtigste Geheimniß einer edeln Familie! Wir müssen es besitzen. Sagen Sie ein Mittel, es zurückzuerhalten!" — „Ich erstaune!" erhob sich Melanie mit verklärtem Blick, unendlich erfreut und gefesselt. „Sie sind also nicht durch Zufall hier? Sie hatten eine Absicht, verlangen Vertrauen zu Ihnen und erwidern es nicht einmal Denen, die nicht zu Ihren Feinden gehören, mag auch die Stellung des Fürsten Waldemar zu meinem Vater noch so schwierig gewesen sein! Warum sagten Sie nicht sogleich offen —" — „Ich gestehe Ihnen Alles!" unterbrach sie Dankmar. „Himmlisches, liebenswürdiges Mädchen —! Melanie, einer Göttin gleich! Wenn ich Ihnen sagen wollte —" — „Sagen Sie nichts!" rief das hocherglühte Mädchen rasch und zeigte verstohlen nach dem Eingang des Pavillons hinter sich. „Ich will Ihr Vertrauen erwidern;" flüsterte sie. „Nur jetzt nicht, jetzt nicht, Durchlaucht..! Wir sind nicht allein."

Achtes Capitel.

Das Geheimniß der drei Kugeln.

Lasally, Herr von Reichmeyer, der unvermeidliche Guido Stromer, Lasally's Schwester und Madame Pfannenstiel traten hinter dem Gebüsch hervor und wollten, wie sie Melanie und den Fremden allein erblickten, umkehren, als fürchteten sie lästig zu fallen. Sie hatten von ihrer Unterhaltung nichts gehört, wohl aber, sich nach ihrer Rückkehr von einer Spazierfahrt und im Dorfe vereinigend, das schöne Paar im Auge behalten und beim Lustwandeln im Garten, der auch von unten her dem Kundigen zugänglich war, so gethan, als würden sie Denen nur zu-

fällig begegnen, die, wie sie wol sahen, ungestört zu sein wünschten. Man that nun, als wollte man sich gegenseitig nicht hindern, und verwickelte sich gerade deshalb absichtlich in ein Gespräch. Um ja nichts zu sprechen, sprach man. Die Gegend, das Wetter, zuletzt sogar die Zeit und ihre Verwirrung mußte den Stoff hergeben, Reden zu wechseln, bei denen man die Absicht, sich nur zu schrauben und auszuhorchen, schlecht verdeckte. Wer war dieser Fremde? Es nicht recht zu wissen peinigte Alle.

Lasally schien in eigenthümlicher Unruhe. Er hielt sich für einen der bevorzugtesten Verehrer Melanie's, der sich Hoffnung machen durfte, sie immerhin zuletzt wol noch nach mancherlei flatterhaften Abirrungen zu gewinnen. Die Gelegenheit, seine Schwester hierher zu begleiten, unterstützte seine Bewerbung. Auch Reichmeyer wünschte, um Eugen's Finanzen geordnet zu sehen, glücklichen Erfolg. Lasally schien es Ehrenpflicht, sich jetzt an Melanie zu halten. Er störte absichtlich. Dazu noch die geldstolze Einfalt der Pfannenstiel und das unruhige Geisthaschen des Pfarrers, dem durch Melanie offenbar eine Verzauberung gekommen war, die ihn aus seinem bisherigen „Murmelthierschlafe" zu einem nochmaligen „Lebensversuche" — beides Ausdrücke von ihm selbst — wecken sollte.

Melanie, aufgeregt durch das Band des Geheimnisses, das sich eben mit dem bedeutendsten Mann, der ihr je begegnet war, knüpfen wollte, litt unter der Pein dieser Störung entsetzlich. Diese Fragen, die da aufgestellt wurden, wie lästig waren sie! Melanie wurde vor Zorn boshaft, gab schnippische Abfertigungen, hatte aber das Unglück, dadurch die Eitelkeit umsomehr anzustacheln. Froh war sie, als Dankmar wenigstens eine dieser Zudringlichen mit der Bemerkung abtrumpfte und entfernte, daß er bei dem Namen Pfannenstiel aufhorchte und an den Wächter des Thurms und den Amtsboten gleiches Namens erinnerte. Die Tochter des frühern, Schwester des jetzigen Wirths vom Gelben Hirsch gestand diese Verwandtschaft mit Erröthen ein, sammelte sich aber doch in einer Antwort, die Dankmar'n ein äußeres Interesse an dieser Frau einflößte, was sie schwerlich ahnte. „Ich besuche meinen Schwager selten," sagte sie, „weil er mich an ein Unglück meiner Familie erinnert." — „Sie meinen die unglückliche Katastrophe jenes Brandes," sagte Dankmar, „bei welchem der Mann vor vielen Jahren den Gebrauch seiner rechten Hand verlor?" — „Welch ein Brand?" fragte sogleich die ganze Gesellschaft. — „Auf dem Gelben Hirsch," erzählte der Pfarrer, der nicht gern lange schwieg, „brach aus Ursachen,

die noch bisjetzt unentdeckt geblieben sind, vor Jahren ein Feuer aus, bei welchem ein junges blühendes Mädchen, die Braut unsers gegenwärtigen Försters, den Tod in den Flammen fand." — „Es war Dies meine Schwester!" sagte die Frau des Wirthschaftsraths.

Dankmar besaß nicht seines Bruders Siegbert Weichheit. Dennoch bereute er jetzt mit wohlangebrachtem Herzenstakt die Erwähnung so trauriger Erinnerungen und würde esin der Ordnung gefunden haben, wenn sich die inzwischen so wohlhabend gewordene „Hirschentochter" verstimmt gefühlt und entfernt hätte. Diese blieb aber und fand sich nicht wenig geschmeichelt, plötzlich der Mittelpunkt eines gewissen Interesses geworden zu sein. Sie erzählte alle einzelnen Vorkommnisse jenes Brandes, die herrlichen Eigenschaften ihrer ältern unglücklichen Schwester, die Aufopferung der Männer bei so schrecklicher Gefahr, die Verzweiflung des Försters, der mit den Frauen kein Glück haben sollte, denn drei Jahre später wär' ihm eine neue Verlobte im Gebirge vom jähen Felsrande eines Waldbachs gestürzt und hätte zerschmettert ihren Tod unter den Steinen im fast wasserleeren Flußbett gefunden. Das wäre die Tochter des Sägemüllers oben in der Ullaschlucht, ein Mädchen von zwanzig Jahren gewesen. Sie hätte gerade hier nach Plessen in die Kirche gehen wollen, wo sie zum ersten mal aufgeboten wurde.

„Ich entsinne mich," berichtete Guido Stromer. „Das schöne sonntäglich geputzte Mädchen hatte sich vielleicht verspätet und hörte schon die Glocken rufen, die den Beginn ihres Ehrentages einläuteten. So nahm sie einen kürzern Weg, hüpfte das Ufer des Waldbachs entlang von Stein zu Stein, von Vorsprung zu Vorsprung, bis sie fehltrat, ausglitt, sich nicht halten konnte und in der einen Hand ein gesticktes Taschentuch, in der andern ihr Gesangbuch festhaltend, zerschmettert in der Tiefe lag. Und am Ausgang des Waldes stand der geschmückte, stattliche Jäger, harrte und harrte, der Gottesdienst begann, man schickte in die Sägemühle und erst am Abend entdeckten Kohlenbrenner das geschehene Unglück. Die Fürstin, voll Theilnahme und sinnig wie immer, ließ oben an der Stelle, wo der Sturz begonnen haben mußte, ein einfaches Kreuz mit Erwähnung Dessen errichten, was hier so leidvoll und wie ein schwermüthiges Idyll geschehen war."

Dankmar's Nachdenken über diese traurigen Erzählungen nahm die leidenschaftlich aufgeregte Melanie für eine Erinnerung an seine Jugend. Sie hörte Dem, was Alle erschütterte, kaum

zu und erwachte erst aus ihren Träumen und dem trunkenen Einathmen der sie so anregenden Erscheinung dieses Mannes, als sie einen Namen nennen hörte, den sie jetzt nicht erwartet hätte. Lasally war boshaft genug, Melanie gerade in dem Augenblick, wo seine Hoffnungen wieder entrückt zu werden schienen in eine ungewissere Zukunft, in dem Augenblick, wo ein unbekannter und ihm nur äußerlich bedeutend erscheinender junger Mann Melanie so mächtig fesseln konnte, sie mit Erinnerungen zu quälen, die ihr schmerzlicher waren, als der Wirthschaftsräthin die an ihren Schwager und ihre unglückliche Schwester. Lasally wollte sie herabschleudern in das beschämende Gefühl der Abhängigkeit von männlicher Großmuth und so sagte er nach einer Pause, die jene Mittheilung halb vergessener und verschmerzter Unglücksfälle ablöste: „Irr' ich nicht, mein Herr, so sah ich Sie gestern im Walde mit einem Kutscher, in dessen Hände Sie wol nur durch einen unglücklichen Zufall können gerathen sein. Es war ein magerer blasser Mensch mit röthlichem Haar. Als er uns anreiten sah, entsprang er plötzlich. Ich glaube Ursache zu haben, in ihm einen gewissen Hackert zu vermuthen, der erst Schreiber bei des Fräuleins Vater war und nach und nach eine Reihe der verschmitztesten Bosheiten ausgeführt hat, die ihn wol bestimmen konnten, vor uns, die wir ihn sehr gut kennen, die Flucht zu ergreifen."

Melanie schoß auf Lasally einen vernichtenden Blick, der Dankmar'n befremdete. „Sie irren!" sagte er, eingedenk des kalligraphischen Hackert'schen Zettels. „Ich führte mein kleines Fuhrwerk selbst. Die beiden Gefährten waren ein Handwerker, dessen Fußwanderung mir leid that, den ich aufnahm und vorhin im Thurm leider unter zweideutigen Inzichten wiedergefunden habe; der Andere, auf den Ihre Beschreibung paßt, ist ein junger Mann, den ich im Heidekrug fand, gerade im Begriff, hierher nach Hohenberg zu reisen — in Zwecken, die ich nicht kenne. Ich vermuthe, es ist ein Jagdliebhaber."

Herr von Reichmeyer lachte laut auf und Lasally sagte maliciös: „Ja, ja, er verließ Ihren Wagen, angezogen wahrscheinlich von einem Wild, das er zwischen den Schatten der Bäume entdeckt zu haben glaubte." — „War er bewaffnet?" fragte Frau von Reichmeyer besorgt. — „Du hörst ja, liebe Schwester," sagte Lasally, „er war diesmal ein Jäger ohne Flinte. Er sprang vom Wagen, um aus freier Hand einen Hasen zu schießen." — Dankmar, der nicht begreifen konnte, wie man dazu kam, ihn über Hackert so scharf und fast beleidigend ins

Verhör zu nehmen, fixirte Lasally mit unwilligem, zornfunkelndem Blick. Melanie, die zwischen diesen Männern eine Scene fürchtete, trat dazwischen und wollte den Streit scherzhaft wenden, indem sie sagte: „Ich bitte! Ich glaube, wir vergaßen die Herren bekannt zu machen. . . . . Herr Lasally! Herr Wildungen!“ Dankmar, fühlend, daß er bei seiner Aussage bleiben mußte, wandte sich unmuthig ab und sagte: „Herr Lasally! Warum soll ich von dem jungen Mann nicht annehmen, daß er die Jagd liebt? Er war vielleicht doch bewaffnet. Hier sind noch drei Kugeln, die Herr Hackert im Wagen zurückließ. Wollen Sie sie ihm zurückerstatten? Ich bedaure, ihn nicht wiedergesehen zu haben.“ Als Dankmar die Kugeln vorzeigte, erschrak er über die mächtige Wirkung dieser Mittheilung. Lasally, der sich erhitzt hatte, erblaßte. Der Commerzienrath griff nach dem Blei und rief entsetzt: „Es sind dieselben!“ Frau von Reichmeyer hielt sich halb ohnmächtig am Pfarrer, der wie Dankmar und die Wirthschaftsräthin von alledem nichts begriff, und Melanie, todtenblaß, biß die Zähne zusammen, indem sie Lasally mit halb erstickter Stimme zurief: „Es ist empörend!“

Daß man Hackerten in diesem Kreise haßte und fürchtete, war Dankmar'n nun gewiß, wenn er auch dafür die Gründe nicht begreifen konnte und sich im Gegentheil sagen mußte, daß sich Schlurck auf dem Heidekrug gegen den Nachtwandler liebevoll benommen hatte. Dankmar wußte zu gut, daß der unbewaffnete Rothkopf eher feige als unternehmend war. Und doch dieser Schreck vor den Kugeln? Selbst Melanie, die von Ungeduld und Verzweiflung über die lästigen Intermezzi gefoltert wurde, schien diese Furcht zu theilen. Was war es mit den drei Kugeln?

Noch räthselhafter wurde Dankmar'n das Geheimniß, als Lasally einen in der Nähe befindlichen Jockey, der zu seinen mitgebrachten Leuten gehörte, anrief und ihn fragte: „Ist den Pferden nichts? Was lauft Ihr da so herum? Warum nicht im Stall? Was hab' ich Euch gestern Nachmittag eingeschärft?“ Der Reitknecht gab jede nur wünschenswerthe Auskunft über die vier schönen Reitpferde, die Lasally von der Residenz mitgebracht hatte. Herr von Reichmeyer fragte, ob sie nicht Hackert's ansichtig geworden wären? Die Antwort lautete, daß man ihn allerdings dann und wann am Schlosse hätte umherstreifen, auch mit dem Kammermädchen des Fräuleins, Jeannette, sprechen sehen, doch wären sie Alle auf der Hut, ihn bei erster Annäherung niederzuwerfen. Die Pferde wären im sichersten Gewahrsam.

„Die Kugeln beweisen seine schlimme Absicht. Es sind dieselben wie früher," sagte Reichmeyer. — „Warum denn aber dieselben? Warum denn?" rief Melanie. „Ich beschwöre Euch, laßt diese Unwürdigkeiten." — „Mein Herr!" wandte sich Lasally zu Dankmar in entschiedenem, aber höflichem, fast versöhntem Tone; „mein Herr, ich ehre die gute Meinung, die Sie von einem der abgefeimtesten Bösewichter haben. Sie kennen ihn eben nicht. Würden Sie die Gefälligkeit haben, mir diese drei Kugeln zu lassen?"

Dankmar gerieth in Verlegenheit. Er hatte das Eigenthum an diesen Kugeln auf nur völlig äußere Anzeichen hin — ja, er mußte sagen nur auf die Vision der Ursula Marzahn unter dem Ebereschenbaum — Hackerten zugeschrieben, und nun begründete sich auf diese willkürliche, wenn auch wahrscheinliche Annahme eine förmliche Anklage. Er lehnte die Herausgabe der Kugeln ab und streckte die Hand aus, sie wieder an sich zu nehmen. Er bat darum. Lasally verweigerte sie aufs entschiedenste und sagte kategorisch: „Haben Sie keine Sorge für Ihren Schützling, mein Herr! Er ist zu feige, von diesen Kugeln einen offenen und ehrlichen Gebrauch zu machen. Wissen Sie, wozu diese Kugeln dienen sollten? Ich will es Ihnen sagen. Zum teuflischen Morde an armen, edeln, unschuldigen Thieren! Wissen Sie, daß ich in einer Nacht drei meiner schönsten Pferde — ich bin der Stallmeister Lasally — habe müssen niederschießen lassen, weil sie toll wurden, toll durch eine Ursache, die wir nicht entdecken konnten?" Lasally zitterte. Seine Schwester bat ihn, sich zu beruhigen. Melanie wandte sich ab. Die Uebrigen hörten gespannt zu, Dankmar mit einer Theilnahme, die ihn seine eigenen Angelegenheiten und die des Gefangenen im Thurm für einen Augenblick vergessen ließ.

„Auf einer Partie in den am Wasser gelegenen Fichtenwald," begann Lasally — „Sie werden ihn aus der Residenz kennen — auf dieser Partie, wo eine Gesellschaft von Damen und Herren im sogenannten Jagdhause von den elegantesten, preiswürdigsten Pferden stieg, um eine Stunde im obern Stock zu frühstücken, vernachlässigten meine Leute die Aufsicht über die draußen festgebundenen Thiere. Wir kommen nach einer Stunde herab, wir wollen aufsteigen und finden drei derselben in sonderbarster Aufregung. Sie schleudern mit dem Kopf, schnauben mit den Nüstern, schlagen wild aus und Niemand wagt, sie zu besteigen. Wir erkundigen uns, was geschehen ist. Niemand weiß eine Auskunft. Wir glauben, die Thiere scheuen vor irgend

einem Gegenstande. Wir binden sie los und machen das Uebel nur ärger. Mich ergreift Zorn über meine Leute. Niemand weiß, was den Pferden geschehen ist. Ich besteige endlich mein liebstes Roß, um es zu bändigen, es wirft mich ab, rennt wie rasend davon und wirft sich der Länge nach in den Weg, mit dem Kopf gegen eine Eiche bohrend. Die Gefahr für uns selbst, beim Ausschlagen und wilden Toben, wuchs. An ein Besteigen war nicht mehr zu denken. Meine Leute unternahmen, um das Versehen zu büßen, die schwere Aufgabe, die Pferde in die Stadt zu geleiten, während die nun plötzlich Unberittenen auf einem in der Nähe gemietheten Leiterwagen bis zum Stadtthor zurückfuhren. Schon unterwegs brach sich mein Renner beide Schenkel und blieb für todt liegen. Mit genauer Noth kamen die beiden übrigen, auf den Straßen wie rasenden und tobenden und von einem Volkshaufen verfolgten in den Stall. Die Knechte haben Lebensgefahr überstanden. Dort, wo wir nun Ruhe hofften, begann von neuem der Schrecken. Die Thiere schlugen über die Stangen, die sie trennten, rissen sich von der Kette los und verwundeten sich in wilder Wuth so heftig, daß ich selbst von Zorn übermannt ein Doppelpistol nahm und sie niederschoß. Bei der Obduction entdeckte der Veterinärarzt in den Ohren jedes meiner Pferde eine kleine Kugel, die, hinuntergeglitten bis ans Hirn, sie rasend gemacht hatte. Mein erster Gedanke, wer diese teuflische That vollbracht haben konnte, war aus Gründen, die Sie nicht wissen können, Hackert. Und nun urtheilen Sie, ob diese drei Spitzkugeln, die, wie Sie sagen, diesem uns hierher nachgeschlichenen, Böses im Schilde führenden Menschen gehören und völlig jenen andern gleich sind, mich nicht mit Schaudern erfüllen sollen und bestimmen müssen, meine Rosse zu hüten, zugleich aber auch diese Kugeln als gerichtliches Zeugniß in Verwahrsam zu nehmen?"

Lasally schwieg. Er konnte gewiß sein, auch Dankmar'n erschüttert zu haben. Dankmar war erblaßt. War es das Entsetzen vor einer an den armen edlen Thieren begangenen ruchlosen Frevelthat, war es die ihn wie ein lähmender Schlag treffende Vorstellung, daß er noch vor zwei Tagen ein Roß aus desselben ihm hier begegnenden Mannes Marstall Hackerten zur Obhut übergeben hatte — er mußte sich an einer ihm gerade nahestehenden Marmorvase halten, um nicht seine Empfindungen zu sehr zu verrathen. „Entsetzlich!" sprach er dumpf vor sich hin. Dann aber doch aufgeschreckt von einem Unrecht, das er Hackerten thun konnte, indem er doch nur seiner Vermuthung folgend diese

Kugeln als wirklich von ihm herrührend bezeichnet hatte, fragte er: „Sind Sie aber auch gewiß, daß gerade Hackert Ursache haben kann, sich auf eine so nichtswürdige Weise an Ihrem Eigenthum zu rächen?“

Als Lasally diese Frage belächelte und die beiden Reichmeyer den uns bekannten Vorfall der Züchtigung andeutend, diese Ursache verkleinern oder geringfügig darstellen wollten, rief Melanie mit glühender Entrüstung, sich erhebend und aufrichtend wie eine Königin, ein stolzes, wie Glocken tönendes: „Ja! Er hatte sie!“ Alles blickte auf Melanie und war von dem Ausdruck ihrer Mienen, die einen nie an ihr gekannten hoheitsvollen Ernst verriethen, so staunend ergriffen, daß unwillkürlich eine Pause eintrat. Als Niemand etwas erwiederte, sagte sie, den gespannten Ton fallen lassend und mit gemildertem Ausdruck, fast scherzend: „Und jetzt wünsch' ich, ja befehl' ich: Genug hiervon!“

Neuntes Capitel.

Die Mitschuldige.

Die Sonne war eben mit reinster Klarheit untergegangen, als die Gesellschaft oben am Schloß ankam. Die Mutter und Bartusch traten ihr entgegen und baten Alle zu einem leichten Nachtimbiß zu bleiben. Melanie unterstützte diese Bitte. Sie bedurfte eines Uebergangs aus ihrer Aufregung zu jener einfach glücklichen Empfindung zurück, die sie in dem Augenblick mit überströmender Gewalt ergriffen hatte, als ihr Dankmar ein Geständniß machen wollte. Wie dringend es war, einen Entschluß zu fassen, riefen ihm die bewaffneten Organe des Landfriedens zurück, die beiden Arme der Gerechtigkeit. Der Wagen war geschlossen. Eine eiserne Stange ging quer über die hintere Thür hinweg. Die Rettung des Bildes war für den Augenblick unmöglich.

Dankmar ergab sich vorläufig mit stummer Resignation in das Unabänderliche. Die letzte Entdeckung über Hackert und das lästige Gefühl, bei alledem, daß er diesen unglücklichen Menschen hassen mußte, schuld zu sein an seinem Unglück (denn Lasally behielt die Kugeln) und ihm vielleicht Unrecht zu thun, alles

Das drückte ihn so, daß er der zärtlichen Blicke und zutraulichen Tröstungen Melanie's bedurfte, die ihn aufzurichten und zu ermuthigen suchte. Er begriff dabei nicht vollkommen, was in ihm vorging. Und als sich nun gar noch die Excellenz von Harder und schon im Reiseanzug vor dem Beginn des Nachtessens melden ließ und sein bequemer Landau vorfuhr, der ihn aufnehmen und noch heute entführen sollte, als Melanie dem Abschied von dieser ihm zum ersten male entgegentretenden Persönlichkeit eine heitere, fast ausgelassene Wendung gab, verstand er nicht das Geringste mehr von ihren Absichten.

Die Couverte des gedeckten Tisches wurden complettirt, die Zahl der Messer und Gabeln vermehrt, die nun doch noch festgehaltenen Gäste standen rings erwartungsvoll und ihren verschiedenartigen Empfindungen hingegeben, sich lehnend an Meubles und Fenstersimse. Dankmar hörte den geheimen Neckereien zwischen Melanie und dem Intendanten befremdet zu und belächelte doch wieder, bei aller innern ernsten Aufregung, die Einbildung eines alten vornehmen Herrn, der in der That zu glauben schien, er könnte auf ein solches Wesen Eindruck gemacht haben. Melanie's künstliches Schmollen hielt die Excellenz für Verzweiflung über die Abreise. Lasally und auch Dankmar schüttelten den Kopf über dies Flüstern, dies Blinzeln, dies huldvolle Vertrösten auf die hoffentlich sich nun bald in der Residenz inniger anknüpfende Freundschaft. Melanie nahm den Intendanten bei Seite, zog ihn an eine Gardine des Fensters und scherzte so drollig mit seiner Schwäche, so beflissen, so zuthunlich, daß Frau von Reichmeyer ungeduldig wurde und mit einem Blick auf ihren gleichfalls eifersüchtigen Gatten laut erklärte, sie fürchtete, solche Grundsätze steckten an. Endlich brach die Excellenz auf und riß sich aus dem Tête à Tête am Fenster mit den Worten los: „Sie täuschen mich! Warten Sie, warten Sie!"

Herr von Harder nahm von Melanie's Mutter einen höchst herablassenden, zerstreuten Abschied, von den Uebrigen einen höher herablassenden, verwirrten; Dankmar'n aber, als ein ihm nicht einmal vorgestelltes unbekanntes Wesen, ignorirte er.

Als der Geheimrath fort war der Landau und der Transportwagen dahinrollten, das Säbelklappern der Gensd'armen verhallte und die Gäste ihre Plätze zögernd und um Entschuldigung bittend eingenommen hatten, erklärte Melanie plötzlich, daß sie morgen in aller Frühe aufbrechen und nach der Residenz zurückkehren würde. „Wie?" rief man allgemein. „Ist das Ernst?"

Sie brachte für ihren plötzlichen Entschluß so viel wohlgeordnete, überlegte, entschiedene Gründe vor, daß man erstaunt war über diese bei ihr im Stillen gereifte Erklärung. Wenn Melanie ein Vorhaben mit solcher Sicherheit aussprach, so war ihre Mutter nicht gewohnt, ihr zu widersprechen. „Wohlan!“ sagte diese. „So reisen wir!“

Auch Reichmeyer staunte zuerst, erklärte dann aber auch, daß er sich überzeugt hätte, ein Ankauf der Herrschaft würde sich ihm nicht lohnen. Lasally war schon seit lange durch diesen Aufenthalt verstimmt, durch Hackert's Nähe jetzt vollends beunruhigt und Bartusch gab noch den letzten Nachdruck dadurch, daß er sagte, die Verabredungen der Gläubiger wären geschlossen, die Verständigungen ziemlich klar erörtert, man wüßte, was Jeder zu fodern hätte und wie er sich wollte befriedigen lassen, es bliebe nun nichts übrig, als die letzte Erklärung des inzwischen in der Residenz angekommenen Prinzen Egon zu hören. Dies leuchtete ein. Bartusch's Blinzeln auf Dankmar wurde nicht verstanden.

Melanie überließ Jedem sich die Gründe zurechtzulegen, die ihn bestimmen konnten, das Schloß schon jetzt zu verlassen, sie, hieß es, würde es morgen in aller Frühe thun. Sie bat Lasally, dazu die Pferde in Bereitschaft zu halten, denn sie würde bald fahren, bald reiten. Auch Dankmar bat sie, ihrem Beispiel zu folgen und sich eines der Pferde des Stallmeisters zu bedienen, sein Wagen könnte ja, geführt von einem der Leute Lasally's, folgen. „Nicht wahr?“ sagte sie neckisch. Dankmar gestand zu, was sie nur verlangte. „Die Mutter,“ fuhr sie fort, „schließt sich uns in der Mitte in unserm neuen Coupé an. Ja, ja, wir werden bald fahren, bald reiten und uns die Rückreise nicht etwa wie einen bittern Nachgeschmack von vielen hier gehofften und nicht eingetroffenen Freuden bekommen lassen, sondern wie Etwas, was den ganzen Aufenthalt auf dem Schlosse allein aufwiegen und alles Vorangegangene übertreffen muß.“ Die Einwendungen der Mutter wegen doch allzu großer Beschleunigung widerlegte sie durch ihre Bereitwilligkeit, ihr die ganze Nacht hindurch packen zu helfen. Ihr Entschluß stünde nun einmal fest und was sich nicht sogleich mitnehmen ließe, das könnten ja die als zuverlässig erprobten Leute nachbringen. Auch die Nothwendigkeit, Abschied zu nehmen von Zeisels, Sängers, Doctor Reinick, Bensheims, Sengebuschs und mancher andern Bekanntschaft ließ sie nicht gelten. Allen solchen Bedenklichkeiten abzuhelfen genüge die Visitenkarte. „Und den Einzigen,“ fuhr sie fort,

„von dem der Abschied uns schwer geworden wäre, unsern theuern Herrn Pfarrer Stromer, den haben wir ja hier und können ihm all unser Bedauern gleich ins Angesicht sagen. Ja, lieber Pfarrer! Sie kommen gewiß recht bald zu uns! Sie müssen Domprediger werden! Schade, daß Sie keine Töchter mehr aus der Probstei heirathen können! Probst Gelbsattel hat noch ein halbes Dutzend; aber die Aelteste liebt den Candidaten Oleander und noch die Jüngste der fünf Andern — sind es nicht soviel, Mutter? — würde zu alt für Sie sein, für einen Mann, der anfängt, nur das Schöne zu lieben. Zum Glück besitzen Sie die beste der für Sie passenden Frauen. Aber kommen Sie! Irgend eine Kanzel findet sich schon. Ich kenne an dreißig junge Frauen und Mädchen, die Alle nicht mehr wissen, wem sie ihre Sünden beichten sollen. Der Eine ist zu rauh, der Andere zu sanft, der Dritte zu gelehrt, der Vierte zu oberflächlich. Und die abscheuliche Anzüglichkeit dieser Modeprediger! Dies Schlagen auf die Kanzellehne, dies Lärmen und Poltern über die verstockten Sünderherzen, diese düstere Lehre vom Blut Christi! Probst Gelbsattel, der sonst so beliebte letzte Rettungsanker, ist gar nicht mehr zu verstehen seit den Revolutionen. Er weiß nicht, wohin er sich wenden soll, ob zum Volk oder zum König. Seine Zeit ist um, sagte er kürzlich in einem Anfall von Wehmuth, weil er bei Hofe nicht mehr geladen wird. Vielleicht werden Sie Probst, Herr Stromer! Kommen Sie! Ich habe Verbindungen und bring' es schon dahin, daß wir Sie irgendwie den Unsrigen nennen; Das bin ich Ihnen ja schuldig für den schönen Blumenstrauß, mit dem Sie mich heute wieder beglückten."

Stromer, der immer nur an sich zu denken scheinende und seiner klar bewußt bleibende Pfarrer, erwiderte pathetisch, aber leise: „So schwindet denn wieder eine Freude hin, die ach! nur allzu kurz einer rosigen Wolke gleich an unserm gerade nicht grauen, eher heitern und immer gleichen, doch eben in seiner unermeßlichen freundlichen Identität so lästigen Horizonte aufzog! Wir haben am Ende nichts was uns bleibt, als Blumen, die Symbole der Begrüßung und des Abschieds. Eines und Dasselbe drückt Freude und Trauer aus. Doch ich sehe Sie morgen noch einmal und nehme einen gesammeltern Abschied, und hoffentlich nicht für immer. Erblicken Sie mich auch nicht wieder als Domprediger in Ihrem Sinn, so denk' ich, einen Dom wölbt sich das Auge bald über sich her und auf der Kanzel des Herzens und im Beichtstuhl der Gesinnung treff' ich Sie schon noch im

Leben wieder — Alle! alle!" Damit erhob sich der sonderbare Mann, nicht ohne eine gewisse Rührung zu hinterlassen. Heilig konnte Dankmar den Eindruck, den des Pfarrers Ergriffensein bei ihm hervorrief, nicht nennen. Die Weise eines Pietisten war es auch nicht mehr; im Gegentheil kam ihm das Feuer seiner Augen recht weltlich vor. Für einen weichen Anempfindler sprach er zu fest und kräftig. Er interessirte, ohne anzuziehen. Aber alle diese Betrachtungen stellte Dankmar nur flüchtig an, denn die ganze Gesellschaft erhob sich. Der förmlich als Befehl gegebene Entschluß, sobald abzureisen, erfüllte Jeden mit seiner nächsten Aufgabe, die im Räumen und Packen bestand. Man trennte sich in der Erwartung, sich morgen in frühester Stunde zur Abreise beisammen zu finden.

Als auch Dankmar unschlüssig stand und eben Frau Schlurck's Hand geküßt hatte, da ihm die ruhige, klare und lebensfrohe Weise der Frau, die wieder den Champagner wie gewöhnliches Getränk hatte einschenken lassen, ganz wohl gefiel, rief ihm Melanie leise zu: „Bleiben Sie doch noch!" Als Lasally noch über die morgende Equipirung sprach und nun der Knäuel der Gesellschaft wieder nicht auseinandergehen wollte, streifte sie an Dankmar vorüber und flüsterte die Worte: „Gehen Sie lieber! In einer Viertelstunde an der steinernen Vase unten im Garten." Dankmar winkte ihr leise bejahend, sprach noch einmal laut seine Freude aus, morgen in so angenehmer unterhaltender Gesellschaft seine Rückreise antreten zu dürfen und empfahl sich.

Die noch Gebliebenen flüsterten erstaunt hinter ihm her. Er hatte das Talent gehabt, trotzdem daß er wenig sprach, sich als den Mittelpunkt des Abends zu erhalten und jedem Wort, jeder Bewegung, die von ihm ausging, die allgemeinste und seinem Zweck und Wesen nachspürende Aufmerksamkeit zu sichern. Das Gerücht, das ihn zum Prinzen Egon machte, hatte sich bis zu ihnen noch nicht verbreitet und Melanie konnte nicht wünschen, daß man ihnen Beiden nachspürte.

Es schlug vom Dorfe herauf zehn, als Dankmar an die steinerne Vase im untern Garten trat, wo er Melanie erwarten sollte. Es war dieselbe, an die er sich bei Lasally's Erzählung über Hackert's Frevel hatte lehnen müssen. Wie bewegt war sein Herz! Wie flossen die wunderbarsten Erfahrungen und Eindrücke zu einem Gefühl bei ihm zusammen, das keineswegs mehr jene behagliche Sorglosigkeit über ihn ausgoß, die er im ersten Anfang des von ihm geduldeten Mißverständnisses empfand! Wie neu

war Alles und wie folgenschwer konnte es noch werden! Aber alle Bedenklichkeiten traten gegen den Zauber zurück, womit Melanie ihn wie seinen Bruder Siegbert in so kurzer Zeit umstrickt hatte. Giebt es denn auch ein wonnigeres Gefühl, als so im Fluge, ohne Anstrengung, ohne lange Werbung, von Frauen zärtliche Hingebung zu gewinnen? Noch hatte sich Dankmar keiner Gunst von Melanie rühmen dürfen, doch fühlte er's dieser zarten Hand, wenn sie ihn flüchtig berührte, ihrer Brust, wenn sie sich in seiner Nähe hob, dem Hauch ihres Mundes an, wenn sie ihm leise ein Wort der Vertraulichkeit zuflüsterte, daß ein excentrisches Wesen, das vielleicht Allen gefallen wollte und Keinem sich ergab, ihm den Siegespreis der Liebe bieten konnte. So stand der junge leidenschaftliche Mann eine Weile harrend an jener Marmorvase, überwältigt von Sehnsucht, zitternd gespannt auf den Triumph über ein liebendes Weib, den Fuß auf den Sockel der Vase, das Haupt in den Arm stützend und hinaufschauend in den mondscheinumflossenen Flügel des Schlosses, den Melanie bewohnte.

Endlich kam sie. Unter den Blumen, den Sternen, dem Mondglanz hier in der Stille der Nacht, von keinem andern Zeugen gestört, als dem plätschernd herabhüpfenden Wasserfall, wollte Dankmar sie sogleich mit dem Ausdruck seiner rasch aufgeloderten Liebe begrüßen. So dacht' er's sich, als er sie die Gartenstufen herniederschweben sah, in eine Mantille von purpurrothem mit weißem Schwan besetzten Sammt gehüllt und auf dem vollen schweren Geflecht des Haares ein weißes Schleiergewebe tragend, das hinten hinunterfiel fast bis in den Nacken. Doch sprach sie ihn schon aus der Ferne an, redete schon im Herabsteigen fast gleichgültig mit ihm und schnitt durch Vermeidung einer Pause und jeder Feierlichkeit die förmliche Begrüßung ihres schnell gewonnenen Freundes ab, dessen Aufmerksamkeit nun sogleich von ihrem Plane gefesselt wurde. „Endlich ein freier Augenblick!“ rief sie schon auf mindestens zwölf Schritte entfernt; „ein Augenblick, wo ich Ihr Vertrauen erwidern darf! Aber nur ein kurzer! Die Zeit drängt. Sie sollen sehen, daß Sie sich in dem Muth eines närrischen Mädchens nicht irrten. Sie erhalten das Ihnen so theure Bild zurück, irgendwo auf der Reise, wo wir den Train des Herrn von Harder einholen werden. Aber die Mittel, die ich anwenden werde, es zu erobern, die dürfen Sie mir nie, nie anrechnen. Versprechen Sie mir Das?“ — Wie Das so klang in der stillen Nacht! Wie dabei die Büsche so geisterhaft flüsterten! Wie über die

Sprecherin hinweg so milchweiße, bläuliche Mondlichter glitten und Alles so magisch umflossen, so bebend, ja wie ohnmächtig und schattenhaft war!

„Melanie!“ rief Dankmar. „Sie sind ein Engel! Wenn ich nicht annehmen müßte, daß Sie nur der Reiz des Abenteuers in dieser Angelegenheit beseelt und Ihnen die Flügel des erfindenden Genius an den ebenso schönen wie schelmischen Nacken setzt — (er wollte diesen küssen; sie entglitt ihm) ich würde es wagen, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und von Liebe zu sprechen!“ — „O Sie Böser!“ sagte Melanie. „Wenn Gräfin d'Azimont Das hörte!“ — „Was soll mir diese Frau!“ war Dankmar im Begriff auszurufen und einzugestehen, daß er ja selbst nicht der Prinz wäre. Aber die Vorliebe, womit Melanie auf diese erträumte Rivalin zurückkam, war ihm wie ein Nebel, den er zu verwehen fürchtete. Doch sagte er: „Melanie, ich bin nicht der Prinz, aber ich bin sein bester Freund auf der Welt. Was Sie thun, das thun Sie für ihn! Sie thun es für mich; denn Niemanden kann Egon's Glück mehr am Herzen liegen als mir! Kann Egon hier Egon sein? Kann er den Muth, die Selbstüberwindung haben, sich da zu verrathen, wo man sein und seiner Mutter Andenken mit Füßen tritt? Ich bin der Theil des Prinzen, der noch Vertrauen zu den Menschen hat, der Theil, der nicht verzweifeln will, wenn er noch Geschöpfen begegnet, die in Körpern der Engel auch eine überirdische Seele tragen!“ — Melanie schlug ihre mächtigen braunen Augen zu ihm auf, so daß in sie das volle Licht des Mondes fiel und sie in jenem feuchten Glanz zitterten, der Augen etwas Verklärtes gibt. Sie sah ihn fragend und mit zärtlicher Innigkeit an. Melanie hatte Das erreicht, wohin vielleicht ihr Ehrgeiz tastete; vielleicht war es Zufall, daß ein Mann, der ihr ein Fürst schien, auch zugleich der erste sein mußte, dem sie sich gegenüber klein, ja demüthig vorkam — es war ihr, als wenn sie, ein bunter, flatternder, leichtsinniger Schmetterling, die Flamme gefunden hätte, die ihr zum gewissen Tode werden sollte, zum Tode wenigstens für dies leichtsinnige Schmetterlingsdasein. Sie wehrte Dankmar's Arm zurück, aber nur, um den Fremdling aus einiger Ferne inniger betrachten zu können. Eine Locke seines Haars, die ihm im Sturm seiner aufgeregten Sinne auf die Stirn fiel, streifte sie ruhig zurück, als hinderte sie ihr die Aussicht in sein Auge und seine Seele. „Lassen Sie!“ sagte sie dann sanft. — „Melanie!“ rief Dankmar noch einmal mit gesteigerter Glut der Empfindung und wollte sie an sich ziehen.

Seiner männlichen Kraft gelang es. In seinen Armen liegend, wandte sie jedoch rücklings das Haupt und verweigerte ihm eine Berührung der Wangen, wonach er schmachtete. Sie that es so entschieden, daß er es unterlassen und sich nur an einem Bilde begnügen mußte, das den Meißel des Bildhauers herausforderte. „Gute Nacht!" sagte sie, nachdem sie sich losgewunden, „und auf Wiedersehen für Morgen!" Damit war sie für Dankmar fast einem Traumbild gleich entschwunden.

Wie er sich nun anschickte, hinunter zu wandern und durch das erste beste Seitenheck auf den großen Weg zu springen, fühlte er in sich eine so herausfordernde, ihn riesig durchströmende Kraft, daß er laut zu jubeln begann. Jeder Gefahr, jedem drückenden Gedanken wurde die Volte geschlagen, jede Bedenklichkeit wegescamotirt. Ja, er hätte sich mit dem Arm gegen die Bäume stemmen und diese niederbeugen mögen! Es war ihm, wie wol dem biblischen Erzvater gewesen sein mochte, als er auf der Haide mit einem unsichtbaren Engel rang. Er lachte über sein Abenteuer. Selbst des Gefangenen im Thurm, dem er jetzt noch zu seinem Gitterfenster hinauf Muth und Trost zuzusprechen beschloß, gedachte er im heitersten Humor und sagte sich: Ich bin wahr gewesen! Ich war Dankmar Wildungen! Ich habe meine eigene Rolle gespielt und mir nicht deine Fürstenkrone auf's Haupt gesetzt. Nein! Sie liebt nicht Das, was ich scheine, sie liebt Das, was ich bin!

Und in diesem Hoffen, das seine Adern schwellte, seine Sehnen stärkte, konnte ihm auch zuletzt nichts Willkommneres geschehen, als der plötzliche Anblick Hackert's. Dieser schien ihn schon lange beobachtet zu haben. Dankmar hatte öfters hinter den Büschen etwas rauschen hören. Ja, es war ihm, als streifte eine lange Stange am Laube der hohen Hecken hin. Bald sah er deutlicher; Hackert hielt eine Leiter in der Hand, die er in dem Augenblick fallen ließ, als er Den, der noch so spät den Schloßweg herunterkam, erkannte.

„Elender Halunke!" rief Dankmar zornentbrannt schon von Ferne. „Mörder! Dieb!" — Als Hackert — er war es wirklich — diesen zornigen Anruf hörte, sprang er ins Gebüsch. Er mochte sich eine solche Begrüßung nicht haben träumen lassen. Dankmar, in einer Stimmung, als müßte er die längst ihn schon quälende Spannung und Ungewißheit über Hackert durch eine Probe seiner männlichen Kraft, und wäre es eine mit der Faust gewesen, endlich lösen, rief: „Steh, Bube! Steh!" Aber Hackert entrann, und als ihm Dankmar noch nachrief: „Eine Kugel in dein

Ohr, Mörder! Wo ist mein Pferd, Gauner?" war er plötzlich verschwunden.

Was hat er mit dieser Leiter gewollt? fragte er sich, und darüber noch nachsinnend, fiel ihm der Thurm ins Auge, der dicht in der Nähe stand. Der Gedanke, mit kurzem Proceß den gefangenen jungen Fürsten zu befreien, ergriff ihn wie der Reiz zum fröhlichsten Abenteuer. Nun sind wir im Zuge! sagte er sich, lud sich die schwere, irgendwo aus einem Bauerhofe entwendete Leiter, an der er mit Vergnügen bemerkte, daß sie lang genug sein mußte, das Thurmfenster zu erreichen, auf und schleppte sie an dem einen Ende auf dem Rücken, an dem andern hinter sich her im Grase zu dem kleinen Hügel hin, wo der Thurm völlig unbewacht in der Stille der Nacht wie eine friedliche Warte oder Einsiedelei lag. Die Eisenstäbe oben aus der Mauer zu heben, war vielleicht bei der Schadhaftigkeit und Zerbröckelung des Kalks nicht unmöglich, falls Prinz Egon vom Mittagessen die Messer und Gabeln zurückbehalten hatte.

Sorgfältig schaute sich Dankmar um. Hackert war verschwunden, Alles still. Nur Käfer summten im Grase und dann und wann platzte ein humoristischer Froschruf auf vom Felde her, wo es moorige Stellen gab. Dankmar war so guter Laune, daß er sich zu seinem Unternehmen noch erst eine Cigarre anzündete. Die Leiter, aufgerichtet am Thurm, reichte vollkommen an das vergitterte Fenster hinan, das zu Egon's Gewahrsam gehörte. Vorsichtig kletterte er, sich noch einmal mit Behutsamkeit umblickend, die Sprossen hinauf. Leider sah er schon auf halber Länge, daß die Eisenstäbe dick waren. Als er über sich hinaufgriff, fühlte er, wie fest sie saßen. Aber das Fenster stand auf. Der volle Mondenschein fiel in die dunkle Kammer, die er schon von unten als die rechte erkannte. „Egon!" rief er hinauf und lauschte.

Keine Antwort erfolgte. Er stieg höher und blickte in das offene Fenster. Wie groß war sein Erstaunen, als er drinnen nirgend mehr eine Spur des Prinzen entdeckte. Vielleicht hätte er versteckt in einem Winkel schlafen können. Er spähte. Er übersah das ganze kleine Gemach. Er rief einige male mit unterdrückter Stimme: „Egon, Egon!" Nichts gab Antwort. Um ganz sicher zu sein, zog er noch, die Cigarre wurde in der Aufregung weggeworfen, sein Streichfeuerzeug und machte mit mehren zusammengehaltenen Zündhölzchen, um die Wirkung des Scheins zu verstärken, Licht. Der hellere Glanz bestätigte ihm nur, was

er gleich anfangs im Mondenschein gesehen hatte. Der Gefangene war entweder befreit oder entflohen.

Die Empfindungen, mit denen nun Dankmar die Leiter hinunterstieg, waren getheilt. Denn ehe er nicht alle Umstände genau kannte, wagte er kein Urtheil. Wenn ihn Egon schon in der Krone aufgesucht hätte? Beim Schließer nebenan wagte er nicht anzuklopfen. Im Anbau der Wohnung des Wärters war Alles still und finster. War Egon entflohen, warum grade dann die Häscher wecken? Auch drüben im Amthause sah man kein Licht mehr. Im Dorfe nichts als Anzeichen des tiefsten Schlafes aller seiner Bewohner. Selbst in der Krone, zu der er jetzt langsam und nachdenklich schritt, hatte er Mühe, die Leute, die ihn erwarteten und darüber eingeschlafen waren, zu wecken. Als er hörte, daß Niemand, auch nicht Einer, nach ihm gefragt hatte und ihm somit der Gefangene fast spurlos verschwunden war (denn morgen in der Frühe hatte er keine Zeit mehr, ihm nachzuspähen), überkamen ihn die sonderbarsten und quälendsten Zweifel. Die Einsamkeit der Nacht, die Qual der Schlaflosigkeit mehrte den lästigen Reichthum von Vorstellungen, die er sich über dies plötzliche Verschwinden machen mußte. Er sah sich mitten im Zuge von Dingen, die ihm wie die Neckerei eines bösen Geistes vorkamen. Wenn ihm nicht Eines sicher geblieben wäre, das Gefühl, mitten in diesem Spuk doch ein wahrhaft Wirkliches genossen zu haben, das, wenn auch nur kurze, doch tiefempfundene warme Klopfen eines Mädchenherzens an seiner Brust, sein Geist würde wie in einem Chaos der unleidlichsten und leersten Eindrücke rathlos umhergeirrt sein. Viel zu spät für die frühe Stunde, wo er am nächsten Morgen geweckt sein wollte, schloß er die Augen.

Zehntes Capitel.

Heimwärts.

Nach einem ereignißreichen Tage, an welchem sich vielfache Fäden für zukünftige Erlebnisse angesponnen haben, spornt bei tüchtigen Naturen das Erwachen am Morgen zum Muth, zur Entschlossenheit. Alles Das, worauf man sich in der Frühe vom

Abend her mit Staunen besinnt und was nun einmal nicht zu ändern ist, tritt jetzt in Form einer Pflicht und einer gewissenhaft durchzuführenden Aufgabe vor die Seele und weit entfernt, zu klagen und sich in Betrachtungen zu verlieren, wie Alles das hätte möglich sein können, rührt ein entschlossener Geist nur die Hände, kämpft sich durch die Schreckbilder der Erwägungen hindurch und beginnt oft von einem solchen schwierigen und aufgabenreichen Tage den Abschnitt eines neuen Lebens.

Dankmar war noch kein fertiger abgeschlossener Charakter. Er fühlte noch zu oft, daß immer wieder neue Erfahrungen an seinen Gesichtspunkten rüttelten, immer wieder neue Bekanntschaften, neue Thatsachen ihn aus seinem gewohnten Gleichgewichte werfen wollten. Dennoch hatte er es schon so weit gebracht, daß er nicht mehr von jedem Eindruck, der ihm unvorbereitet kam, sogleich willenlos hin und her geschleudert wurde. Daher hatte er auch überall die angenehme Genugthuung, daß sich ihm die tüchtigsten Menschen unterordneten, worüber er nicht um seinetwillen, sondern um der Sache willen, der es galt, Freude empfand. Seifenblasen lief er nicht nach. Das süße Geschäft des Träumens ließ er seinem ältern Bruder.

Dankmar's Schwäche war vielleicht die, daß er auf eine plötzliche Erhebung durch eine hohe Flut hoffte. In diesem Sinn war er romantischer und abergläubischer als Siegbert. In diesem Sinn glaubte er an Wunder. Ob nun diese hohe Flut in einer Zeitbewegung oder einem günstigen Zufall, in der Liebe oder wol gar in einem persönlichen Unglück bestehen würde, das war ihm fast gleich. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß einmal an jeden Menschen vom Schicksal irgend ein Hebel gesetzt wird, der ihn aus dem Gewöhnlichen, aus dem sich träge fortspinnenden Genuß eigener Hände- und Geistesarbeit hinausschleudern müßte. Die Das bestreiten, sagte er einmal zu Siegbert, der bei all seiner Romantik in gewissen Dingen recht „praktisch" sein konnte, die Das bestreiten, Bruder, die haben einmal wahrscheinlich nicht den Muth gehabt, die ihnen vom Schicksal dargebotenen Finger oder das zugeworfene Ankertau kühn zu ergreifen! Wer da dann zögert und fürchtet, man könnte vielleicht mitten in den Wolken von der Hand der Himmlischen losgelassen werden oder das Tau könnte reißen, Der versäumt sein besseres Erdenlos durch eigene Schuld. In spätern Jahren, wenn man zu einem solid erfaßten Ziele wie eine Schnecke fortgekrochen ist und vielleicht irgend ein Häuschen zur Unterkunft gegen Regen und Ungemach gefunden hat, später

entsinnt man sich dann sehr wohl, daß man einst an einem Scheidewege gestanden hat, wo uns ein unerklärliches Etwas zurief: Lenke hier oder dort ein! Man steht vielleicht nicht hoch und übersieht dennoch, daß einer dieser Wege zur eigentlichen Hauptstraße führte und daß Viele, die ihn wandelten, es weiter brachten als wir. Eine einzige unterlassene Bekanntschaft kann sich empfindlich rächen! Ein einziges Wort von einem edlen, einflußreichen Menschen, nicht aufgegriffen und befolgt, ging für immer verloren. Ja ein Besuch, den man den Muth hätte haben sollen, einem freundlichen Gelehrten oder Staatsmann oder einer schönen Frau zu machen, die in einer Gesellschaft, wenn auch nur drei holde, ermunternde Worte mit uns gesprochen, konnte für uns Vortheile, Lebensplane, Lebensrichtungen zeitigen, die sich die blöde Zaghaftigkeit kaum möglich gedacht hatte. Und in diesem Sinn, sagte sich Dankmar immer, greife ich einmal irgendwo keck zu, wenn ich bemerke, daß Etwas wenn auch nur vom leisesten Schatten einer Schicksalshand an der Wand spukt, und wenn ich Gefahren erblicke, wenn ich selbst vor dem kühlern Urtheil gestehen müßte, eine Thorheit zu begehen, ich finde mich schon aus ihren Folgen wieder heraus, versinke nicht, kämpfe solange ich kann mit den Wogen und bin, wenn ich aus der Betäubung erwache, entweder drüben am andern Ufer, wo Glück und Freude blühen, oder ich erwache nie mehr aus ihr, und Das wäre dann ebenso gut.

Ein solches geheimnißvolles Schattenspiel an der Wand war Dankmar'n der Verlauf des gestrigen Tages. Er würde, wenn er hätte Siegbert's Wesen folgen wollen, jetzt haben entfliehen müssen. Ein Brief an diese gefährliche Melanie, der Vorwand plötzlicher Abhaltung, vielleicht die ausdrückliche Berichtigung ihres Misverständnisses, wenn sie es noch hegte, wie Dankmar kaum wissen konnte, alles Das wäre Siegberten sogleich gebieterisch in den Sinn gekommen. Dankmar hielt fest, was ihm der Zufall in die Hand gespielt hatte. Prinz Egon war nicht mehr zu finden. War es ein Betrüger, so ergab sich Dankmar und nahm Das, was sich aus unangenehmen Irrthümern als angenehme Wahrheit ergeben hatte, für ein Uebriges, einen reellen Gewinn. Zum Justizdirector konnte er nicht mehr gehen wollen, es war zu früh am Tage. Der Thurm, wo der Büttel wohnte, lag ihm zu fern. War der Prinz entflohen, der ächte, so konnte ihm nur damit gedient sein, einen Vorsprung zu gewinnen, den er durch Dankmar's Meldung vielleicht verloren hätte. Dankmar hatte auch genug zu thun mit seiner Reiserüstung. Schon schlug es fünf

Uhr und um sechs wollte Melanie vor der Thür der Krone halten, so meldete ein Jockei Lasally's, den dieser geschickt hatte, um den Einspänner des Fremden in Empfang zu nehmen. Dankmar überwies ihm sein geliehenes Fuhrwerk mit strenger Weisung zur Obhut und Schonung. Auch Bello wurde dem Reitknecht anempfohlen, den letztrer sorgsam zu hüten versprach. Die Rechnung beim Wirth wurde berichtigt. Dankmar sah dabei mit Schrecken, wie seine zwanzig kleinen Papiere schon zusammengeschmolzen waren, und wenn er vollends gedenken mußte, daß diese Summe eine bei Hackert gemachte Anleihe war und daß ihn ohne Zweifel in der Residenz die Nachricht empfangen würde, ein ihm von Lasally's Bereiter, dem alten Levi, anvertrautes stattliches Pferd wäre von Hackert wieder auf irgend eine Weise zu Grunde gerichtet, so ergriff ihn vor den möglichen künftigen Verwickelungen ein Anflug von Muthlosigkeit.

Melanie erschien ihm bei solcher Stimmung als Ariadne. Sie war ihm die Retterin aus dem Labyrinth jeder Gefahr. Wie er sie und Lasally und das für ihn bestimmte Pferd und einen Reitknecht dahersprengen hörte, verschwand jede Besorgniß. Er trat auf die Schwelle des Gasthauses und empfing schon in der Ferne Melanie's freundlichen Morgengruß. Sie nickte ihm alle Träume der vergangenen Nacht zu. Sie sagte ihm nicht durch Worte, sondern durch einen einfachen Blick: Ich bin Dieselbe, die ich gestern war! Ich bin Die, die sich in der Mondnacht deiner Umarmung entwand, um dir, wenn du willst, für's Leben zu gehören! Lasally sprach Einiges über den Gaul, den er Dankmar'n hatte satteln lassen. Dieser, seit frühen Jahren ein geübter Reiter, fand sich bald auf ihm zurecht und erfreute Melanie nicht wenig durch seine kundige Haltung der Bügel und der Lenkseile. Sie trug einen grauen Hut mit schattiger breiter Krempe, einen blauen Schleier und ein weites, bis oben geschlossenes, ebenfalls dunkelblaues Reitkleid. Die Reitgerte hielt sie unter den linken Arm gepreßt, während die Hand desselben die Zügel hielt, denn in der Rechten hatte sie ein weißes zierliches Papier, wovon sie Verse ablas, die ihr heute schon in aller Frühe überreicht worden waren. Sie kamen vom Pfarrer, der sie ihr am Fuß des Schloßbergs entgegengehalten und einen Abschied genommen hatte, von welchem Melanie versicherte, er hätte sie mehr beängstigt als erfreut. „Denn ich bin wol glücklich," sagte sie, „Die zu erobern, die mir gefallen, aber geschätzt zu werden, wo man's nicht erwartete, setzt in Verlegenheit."

Am Ende des Dorfes, dicht vor Zeck's Schmiede, hielten

drei Reisewagen, die schon die ganze übrige Gesellschaft aufgenommen hatten. Nach Melanie's und ihrer Mutter Abreise wollte Niemand mehr auf dem Schlosse bleiben. Man hatte bis in die tiefe Nacht gepackt und sich mit wenigen Stunden Schlaf begnügt. Diese lebensfrohen, vom Dasein so begünstigten Herrschaften reisten mit allem Comfort. Die Wagen waren elegant und bequem, die Kutscher in Livréen. Großmüthig theilte noch Melanie's Mutter an die Diener des Schlosses Geldspenden aus; kärglicher zeigte sich Reichmeyer, der sich zu seinen Zeitungen und Coursen zurücksehnte. Die Wirthschaftsräthin war geizig. Bartusch, der Hannchen Schlurck gegenüber saß, theilte außerdem noch an die alte Brigitte manche Befehle aus und verhieß eine baldige Rückkehr, worauf sie nicht zu erwidern verfehlte, daß sie alle in Gottes Hand gegeben wären und daß der alte Winkler den Tag des Herrn bald werde anbrechen sehen. Dann wandte sich die Alte zu Dankmar, der so eben mit Melanie von der Krone dahersprengte, und beantwortete Bartusch's heimlich an sie gerichtete Frage, ob sie nicht glaubte, daß dieser Herr der Prinz Egon wäre, mit den Worten: „Ueber ein Kleines wird man ihn sehen und über ein Kleines wird man ihn nicht sehen!“ Bartusch machte ihr seine Frage deutlicher. „Der Prinz! Der Prinz!“ sagte er. „Kennt Sie ihn nicht mehr?“ — Die Alte hatte soviel Angst vor diesen fremden Leuten, daß sie Alles, was man ihr abfragte, nur halb verstand. Da meinte sie denn: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt!“

Auch die beiden Zecks standen schon vor der Schmiede und gafften, der Blinde, als wenn er hätte sehen, der Taube, als wenn er hätte hören können. Seit Jahren waren beide gewohnt, ihre Sinne einander auszutauschen, und so kam es, daß der Blinde besser sah als der Taube, und der Taube besser hörte als der Blinde. Sie faßten sich Beide an; denn das Pferdegetrappel machte den Stand sogar unter dem Vordach der Schmiede gewagt. Der alte Zeck lächelte, weil er alles zu wissen schien, der junge lächelte, weil er nichts wußte und einfältig war. Jener grüßte in Einem fort und sprach laut die lebhaftesten Reisewünsche aus, dieser nickte Allen zu und bestätigte stumm, was der Vater hastig und von innerer Unruhe getrieben in die Luft sprach, denn Niemand hörte auf sie; selbst Dankmar nicht, dem diese Menschen seit dem Besuch des Amerikaners und Heunisch's harmlosen Mittheilungen nicht mehr gefielen. Nur Bello kümmerte sich um sie und klaffte auf seinem zum Fourgon umgewandelten Einspänner

unfreundlicher, als sich für den Abschied und die Ohren der Damen geziemte. Dankmar hörte dem Thier die Freude an, zu seinem Herrn, dem Fuhrmann Peters, zurückzukommen, von dessen Schicksalen an der Schmiede es mehr zu wissen schien als Peters selbst. Doch suchte er den Lärmmacher ernstlich zu beruhigen.

Als sich endlich der Zug in Bewegung setzte und sich die Reitenden noch eine Weile an den Wagenschlägen hielten, kam man noch einmal auf den sonderbaren Abschied des Pfarrers zu sprechen, der am Wege oberhalb einer Anhöhe stand und mit dem Tuch noch immer Allen nachwehte. Dankmar sagte zu Melanie: „Den haben Sie auf dem Gewissen! Der ist an Ihrem Sonnenstrahl noch einmal wie zu neuem Leben erwacht und kommt mir vor, als wenn er beschlossen hätte, den nächsten Schnee auf diesen Bergen nicht mehr abzuwarten!" — „So soll er uns willkommen sein!" sagte Melanie. „Seine Verse verrathen denselben Geist, den Sie ihm auch in seinen Reden werden angemerkt haben. Ich glaube, das ist ein Poet." — „Etwas viel Gefährlicheres," erwiderte Dankmar. „Es ist ein Genie; wenigstens glaubt er es zu sein. An Betrachtungsformen der Dinge, an Reflexionen, sie bald so, bald so spielen zu lassen, scheint er überreich. Von dieser Gattung Menschen hatt' ich immer eine Ahnung, wie sie wol sein könnten, und nun bin ich begierig, ob sich jetzt mit Ihrer Abreise das in Aufruhr und wilde Gährung gebrachte Element in ihm legen wird und er zurückkehrt zur gewohnten Ordnung und Resignation, oder ob es ihm nicht mehr Ruhe lassen wird und er noch einmal den Faden seines Lebens, den er mit der Fürstin im Pietismus fast schon versponnen hatte, zu einem neuen Gewebe anlegt." — „Wäre das ein Doctor," sagte Lasally kurz und mit trocknem Humor, wie Alles was er sprach; „von dem ließe ich mich nicht curiren, und wenn mir nichts, als der kleine Finger weh thäte." — „Es ist möglich," sagte Dankmar, „daß er Ihnen soviel vom Wesen einer Entzündung vorsprechen würde, soviel geistreiche Wendungen für die Wichtigkeit der Fünfzahl im menschlichen Körper vorbringen, bis ein prosaischer Chirurg kommen und Ihnen von Ihren fünf Fingern den einen abhacken müßte."

Man kennt jene Stimmung der glücklich Liebenden, wenn sie ihr Geheimniß unter gleichgültig scheinenden Scherzen zu verbergen suchen und von der innern, die Brust mit dem Gefühl aller Seligkeiten zu zersprengen drohenden Macht getrieben, in holdem Muthwillen bald nach diesem, bald nach jenem Gegen-

stande und Gedanken greifen, deren wirres Durcheinander dann wol den oberflächlich Blickenden täuscht, dem tiefern Forscher und Kenner der Herzen sich aber bald verräth. Und fehlten auch hier die Forscher und Kenner, so fehlten doch Die nicht, die Melanie's Natur kannten. Alle wußten, daß der junge Fremde, der auf die Länge immer höher wuchs und für den Bruder eines in Melanie ohne Erhörung verliebten Malers fast zu hoch von ihr verehrt wurde, nicht Das sein sollte, wofür er sich ausgab. Man flüsterte schon staunend vom Prinzen Egon. War man doch betroffen über seine genaue Kenntniß aller innern und äußern Beziehungen der fürstlich Hohenberg'schen Familie! Nur das Wohlwollen schien ihnen befremdlich, das er ihnen Allen nicht entzog. War es der junge Fürst, so hatten sie Alle das Gefühl, daß er ihnen in diesem Fall Etwas schenkte, worauf sie keine Ansprüche machen durften. Und war er ihnen nur ihrer finanziellen Ansprüche wegen freundlich, so lag in dieser Annahme wieder Etwas, was ihn geringer erscheinen ließ, als seiner Art zu entsprechen schien. Herr von Reichmeyer faßte ihn bereits gering und machte sich geltend in der vollen Bedeutung, die er dem bedrängten Erben haben mußte.

Dankmar ließ das Alles gehen und genoß nur den Augenblick. Melanie hatte ihm gesagt, daß sie den Intendanten auf dem Heidekruge einholen würden und daß bis morgen das Bild in seinen Händen sein sollte. Mehr bedurfte es nicht. Er ließ Alles geschehen, jetzt schon um des Abenteuers willen. In vollem Zuge genoß er das Glück des stillen Einverständnisses mit einem reizenden Weibe. Beseligend empfand er die Macht eines einzigen jener Blicke, die aus Melanie's Augen ihn für tausenderlei gleichgültiges Geplauder, Forschen, Blinzeln, Moquiren entschädigen sollten. Konnte ihm denn entgehen, daß Melanie nur seinetwegen so muthig auf ihrem Rosse aushielt, daß sie nur seinetwegen mit den Leuten am Wege scherzte? Zwar gab sie sich die Miene, von einer brennenden Sehnsucht nach dem Intendanten verzehrt zu werden. Sie fragte die Leute, ob sie nicht den schönen Mann in dem eleganten Reisewagen mit der großen Thierbude gesehen hätten, und da durch die nächsten Ortschaften noch der Transport des Mobiliars bei Nacht geschehen war, so stellte sie sich untröstlich, von Niemand Auskunft zu erhalten. „Hier hat er geschlummert," rief sie, „hier haben sich seine kleinen Ohren in die Kissen seines Wagens gedrückt! Hier über diesen Stein rollten vielleicht die Räder seines Landaus und weckten ihn aus einem Traum, wo ich vielleicht eben vor ihm niederkniete und

ihm sagte: Einziger! Nur du —! Und wenn die Leute über eine gefahrene Thierbude, von der sie sprach, erstaunten, hier und da wol auch Jemand von dem ungeheuern Wagen gehört hatte, so sagte sie Andern wieder, das wäre eine Hütte, die ihr Geliebter mit sich führte, dieselbe Hütte, wo er sie zum ersten mal gesehen und die er deshalb mit in sein Schloß nähme, um sie unter eine Glasbedeckung zu stellen. Mit solchen Scherzen vergingen die ersten Stunden des Morgens, bis man sich am Gelben Hirsch sammelte und dort ein Frühstück einzunehmen beschloß.

Comfortables Geschirr und feine Küche hatte man bei sich. Eier und Butter gab die Wirthschaft, die von dem Bruder der hier nicht gern verweilenden Wirthschaftsräthin geführt wurde. Zu verwandtschaftlichen Begrüßungen blieb nicht viel Zeit; denn die so außerordentlich zahlreiche Gesellschaft drängte und setzte alle Hände des Wirthshauses in Bewegung. Der Bruder der Frau Pfannenstiel war wiederum nicht zugegen. Man sagte ihr, sie könnte ihm noch vielleicht begegnen; er wäre in Helldorf, wo sich die angesehenen Eigenthümer der Gegend zu einer Wahlbesprechung unter dem Vorsitz des Heidekrügers Justus versammelt hätten. Die Wirthschaftsräthin wußte, daß ihr Bruder Politik trieb, und war froh, daß sie sein drittes Wort nicht hörte: Schwester, thu' etwas für mich! Ich habe ein halb Dutzend Kinder! Diese Kinder schmiegten sich denn auch, während die Mutter von der Verlegenheit über soviel Gäste überwältigt schien, an die Tante. Sie würde ihnen gern, sagte diese, von den Leckerbissen der Wagenvorräthe gegeben haben, wenn sie nicht für ihr seidenes Kleid hätte fürchten müssen.

Unter einem Apfelbaum hinterm Hause nahm die Gesellschaft Platz und breitete ihre Vorräthe aus, während die Dienerschaft auf Käse und Butter aus der Wirthsküche und eine schnelle Revision der Hühnernester angewiesen war. Frau von Reichmeyer vertheilte Teller, Servietten, Gläser, putzte und reinigte Das, was ihr nicht sauber schien, während die Justizräthin mit gutmüthigen Entschuldigungen ihre scharfe Kritik wieder kritisirte und Alles zum Besten zu kehren trachtete.

So heiter man schien, so entging es Dankmar doch nicht, daß er anfing die Gesellschaft zu drücken. Seine Anwesenheit belästigte nicht, im Gegentheil mußte sie Allen, selbst Lasally, der oft von seiner Anklage gegen Hackert sprach, interessant erscheinen; allein der Hinblick auf ihn wurde ein befangener. Bartusch hatte sich entschließen müssen, Schlurck's Brief mitzutheilen. Dieser ging heimlich von Einem zum Andern. Man

las, man verglich, man zweifelte und glaubte, jenachdem Dankmar in der Laune war, die geheimen Zeichen des Zweifels und des Glaubens, deren Gründe er errieth, durch sein Benehmen zu unterstützen oder zu widerlegen. Hätt' er nicht noch annehmen müssen, diese hochstrebende, verwöhnte Melanie gäbe sich seinen Plänen vielleicht nur hin, weil sie in ihm die Eroberung eines Fürsten zu haben glaubte, er hätte dem zweifelhaften Schimmer seines Ichs ein Ende gemacht und sich nachdrücklich als das anspruchslose Glied der Gesellschaft zu erkennen gegeben, das er war.

In dieser Stimmung kam ihm ein Gruß willkommen, den ihm ein an dem Apfelbaum Vorübergehender schenkte. Es war Heunisch, der Jäger. Alle kannten ihn. Es befremdete nicht wenig, daß Dankmar, den das seinetwegen stockende Gespräch verlegen gemacht hatte, aufstand, Heunischen, der ins Haus gehen wollte (er kam durch den Garten, vom Felde her), auf die Schulter schlug, ihm freundlich die Hand schüttelte und mit ihm nach der Straße zu durch das Haus ging. Die Kinder umjubelten den fleißigen Besucher dieser Stätte, auf der ihm so Schmerzliches begegnet war. Sie grüßten seinen Hund, den sie liebkosten. Sie nahmen dem Onkel, wie sie Heunisch nannten, den Hut und selbst die Flinte ab, die er ihnen heute gab, weil sie nicht geladen war. Das Pulverhorn behielt er.

Dankmar knüpfte sogleich an Heunisch's Erinnerungen an und wollte von Ackermann, von Selmar, von Ursula und ihrer Erbschaft hören. Während die Gesellschaft im Garten frühstückte, setzte er sich mit Heunisch auf die Bank vor dem Gelben Hirsch, dicht unter eines der Enden des gewaltigen Geweihes, das über der Thür als Wahrzeichen einer Herberge hing, die man nach der Gesinnung des Herrn Drossel ein demokratisches Widerspiel des „Heidekruges" hätte nennen können.

Elftes Capitel.

Ein Nachhall aus dem Walde.

Heunisch, der Förster, war ein so zerstreuter, gutmüthig vergeßlicher Mensch, daß er nicht errathen konnte, was er Dankmar'n eigentlich zu berichten versprochen hatte. Als ihm Lenchen einen

Trunk Bier gebracht hatte, den er neben sich auf die Bank stellte, während Dankmar durch Abrücken Platz machte, fing er sogleich von Dem, was Dankmar bereits wußte, an — Riekchen Drossel, dem Brand, von der Ullaschlucht und dem Kreuz.

„Das Kreuz um Sägemüllers Nantchen! Oft werf' ich mir's vor," sagte der Jäger, „daß ich lieber hierher gehe und mich mehr gewöhnt habe, fast alle drei Tage bei Drossel's zu sein, als auf die Sägemühle zu gehen, wo ich selten hinkomme, und doch weiß ich nicht, wessen Tod mich mehr geschmerzt hat, Nantchen's oder Riekchen's. Nantchen war schelmisch und behend wie ein Reh; sonst hätte sie mich Riekchen nicht vergessen lassen, die hier so freundlich die Gäste empfing und sogleich, wann sie bedient hatte, sich wieder zum Arbeiten hinsetzte, da hinter die Blumen am Fenster. Damals lag das Fenster unten rechts und Blumen waren dahinter gezogen wie eine Laube. Ich sehe sie noch mit ihrem Kamm von Schildpatt und Elfenbein hinterm Goldlack. Jetzt ist der Flügel ganz neu angebaut, die Scheune ist neu und der Stall und — im Hause, ja, ja, da verbrannte Die nur, die verbrennen sollte." — „Verbrennen sollte?" fragte Dankmar. „Wer wollte denn, daß sie verbrannte?" — „Ist's denn nicht Gottes Rathschluß, so wie so, und was uns bestimmt ist, wer kann ihm entgehen!" antwortete Heunisch und kam auf die Schwester seiner Braut, die er wol erkannt, aber nicht gegrüßt hatte, die Frau Wirthschaftsräthin. Ueberhaupt war er erschrocken, hier unter dem Apfelbaum so die ganze „Bescheerung vom Schlosse" anzutreffen. „Was sie wol mögen herausgebracht haben über unser Aller Schicksal," flüsterte er; denn — nehmen Sie mir's nicht übel, Herr, Sie gehören doch wol auch zu den Gläubigern?" — Dankmar schüttelte den Kopf und erinnerte an die für die Ursula mitgebrachte Erbschaft. „Herr, offen und ehrlich hat sie's eingestanden!" sagte Heunisch, sich jetzt auf die Verabredung besinnend. „Alles hat sie gestanden, das Geld hergezählt und mir übergeben, freilich in einer Art, accurat so, als daß Einer, der sie nicht kennt, lieber nichts davon hätte wissen mögen." — „Wie denn?" fragte Dankmar, mehr wegen Ackermann's und des Knaben, als wegen der Ursula gespannt. „Wie ich hinüber kam in mein Haus," erzählte Heunisch, „da begegnete mir schon an der Wiese der fremde stattliche Herr mit dem lieben Jungen. Er fing an freundlich zu werden und meinte, daß ihm die Alte nicht gefiele. Ei, Herr, sagt' ich, die hat schon Manchem nicht gefallen, kommen Sie aber nur wieder mit zurück; es hat eben Jeder seine Art. Nein, sagte er und

der kleine Bursch schmiegte sich ihm furchtsam an, sie hat den tauben Schmied dabehalten, mit dem sie sich so curios verständlich macht, daß Leute, die hören können, besser die Ohren zuhalten und davon gehen. Hätte mein Junge Drüsen am Hals oder sonst ein Kinderübel, so käm' ich wieder; denn die Alte scheint mir zu den Wahrsagerinnen, Kartenlegerinnen, und ums gerade herauszusagen, zu den Hexen zu gehören!" — „Das war rundweg gesprochen, Heunisch!" — „Na, da ich mich dagegen im Grunde auch nicht sträuben konnte und es geschehen lassen muß, wenn man die Ursula so nimmt, wie sie sich gibt, so mußt' ich ihn ziehen lassen. Ich kam in mein Haus, wo ich richtig die Ursula mit der Bescheerung antraf. Sie hatte all ihr Gold, es waren hundert doppelte Friedrichsd'ore, in der Schürze und rief mich gleich an: Schnappauf, Junge!" — „Schnappauf, Junge?" wiederholte Dankmar. „Das klingt ja recht kindlich!" — „Ich mußte die Mütze hinhalten und in die Mütze, die ich hinhielt, schüttete sie mir's. Alles baar und blank und tanzte dabei wie närrisch. Sie hielts für Katzengold, sagte sie. Nächsten Sonntag sollen die Zecks bei uns zu Mittag speisen und da wollen sie dann zusammen abmachen, was sie mit dem vielen Gelde beginnen." — „Seht! Seht!" sagte Dankmar, „da werdet Ihr ja einen feierlichen Sonntag haben!" — „Ich mag nicht dabei sein;" antwortete der Jäger. „Der Blinde verdirbt mir den Appetit. Das ist ein Blutsauger, was das Geld anbelangt. Für sich bedarf er nichts, aber sein Junge, den liebt er, wie ein Affe seine Jungen." — „Macht ihm Ehre —" — „Ei ja! Aber Alles in seinen gehörigen Grenzen. Wie quält der Mensch seine Schwester! Da ist in unserm Forsthause ein Schrank — Sie hätten uns doch besuchen sollen —" — „Das nächste mal, Heunisch!" — „Den Schrank hab' ich der Ursula gelassen, weil er ihr schon bei Marzahn gehörte. Da hat sie ihre Papiere und Geldsachen und Quacksalbereien und was weiß ich drin. Ich lasse die Ursula in ihren Schrank legen, was sie will. Und wenn der Schlüssel auf dem Schrank läge, ich nähm' ihn nicht. Aber auf den Schrank hat's der Blinde! Den umschnüffelt er. Da wittert er Gold und Silber und Erbschaften und Verschreibungen —" — „Von wem kommt denn die Erbschaft?" unterbrach Dankmar die redselige Mittheilung. — „Im Vertrauen, glaub' ich," antwortete der Jäger, „von einem verstorbenen Bruder, der hoffentlich ein seligeres Ende genommen hat, als er's verdiente —" — „Eine seltsame Familie!" — „Lassen Sie's gut sein, Herr! Ich hab's nie wissen mögen, warum sie seltsam

ist und weiß ich auch nicht, warum Schwester und Bruder nicht an das Gold glauben wollen —" — „Das sie doch mit Händen greifen?" — „Katzengold," sagte die Ursula. — „Der Bruder war doch kein Falschmünzer?" — „Das ist wieder mein vergrabener Brunnen. . . . Ich war gestern Abend noch an der Schmiede. Der Blinde sitzt vor seinen Goldstücken und klingt Eins an das Andere an, ob's auch echt ist —" — „Das nenn' ich Mistrauen!" — „Ja, ja, Sie lachen, Herr! Ich sitze unter tollen Geschichten und wenn sie mir zu bunt werden, so geh' ich hier hinauf in den Gelben Hirsch. Hier ist's lustig und frei. Und hätt' ich nicht Hunde daheim und ein paar alte Eulen und eine ganze Stube voll Vögel und freilich auch mein Brot im Walde und die Hoffnung, die Fränz kommt aus der Stadt für immer heraus zu mir, ich ginge am liebsten nicht wieder heim, so schwül wird's mir da manchmal."

Dankmar nahm innigen Antheil an dem treuen Menschen und erzählte ihm seinerseits Einiges von den Verlegenheiten, in die er noch durch die gefundenen Kugeln kommen konnte. — „Ha," fiel der Jäger ein. „Wie kommen Sie nur zu dem Burschen? Gestern hatt' ich mich bei den Holzschlägern verspätet. Die Leute müssen bis in die helle Mondnacht schlagen, um nur für die Nimmersatts da unterm Apfelbaum aus unsern jungen Pflanzungen, die sich kaum erholen können, Silber zu münzen. Schon mochte es nach zehn Uhr sein, als ich meinen rothhaarigen Burschen über die Wiese streifen sah, die vom plessener Thurm her, hinterm Gebüsch um den Schloßberg, in den Wald führt. Ich mochte eine halbe Stunde hinter ihm hergeschlichen sein, als ich sehe, daß Dies der Weg zum schwarzen Kreuz ist, wo mein Nantchen vom Felsen glitt. Es ist ein gespenstiger Ort, wie eine Kirche bei Nacht. Rings über dem Wildbach stehen rundum alte Bäume und Felsensteine und sehen so zackig und knorrig in die Flut 'runter, daß ich mir schon manchmal gedacht habe, wenn sie mal lebendig würden und husch! wie Schlangen durcheinander führen und dich einmal packten, Heunisch!" — „Wie in der Wolfsschlucht!" schaltete der Hörer ein. — „Da bin ich denn umgekehrt und habe den Schelm aus dem Gesicht verloren. Nun hab ich's aber der Ursula erzählt. Wissen Sie, was Die sagte? Es ist Fritze aus Amerika, sagte sie, der uns das Katzengold gebracht hat, und sieh Einer nur nach, unten, im Bach, wo Schön Nantchen stolperte, da liegt ein ganzer Schatz! Ja Schatz! Mein Schätzchen liegt da! sagt' ich aus Spaß und doch betrübt; mein Schätzel war hübsch, aber reich war sie nicht, Urschel! Da

schwieg sie und meinte blos: Laß den Fritze nicht hereinkommen, Heunisch! Wir haben nichts mehr für ihn hier zu suchen, es ist Alles fort, Alles hin. Er braucht auch keinen Tischler zu schicken, um nachzufragen, ob wir nicht den Sarg bestellen wollten. Laß ihn aber auch gehen! Wer auf Geister schießt, trifft sich. Damit war sie wieder vergnügt und ging in die Küche und richtete ein gutes Essen an." — „Ja, ja," sagte Dankmar, wer auf Geister schießt, trifft sich! Das ist so alt, wie der bethehemitische Kindermord und die Aussetzung Mosis am Wasser und die Inquisition und die Censur."

Dankmar sah, daß sich nun Egon's Erzählung von der bösen Aufnahme, die er im Forsthause gefunden, zusammenschloß mit Dem, was er hier von Heunisch vernahm. Er wollte aber noch Genaueres hören. Ohne ihm Etwas von dem Gefangenen im Thurm zu sagen, kam er auf den Tischler zurück und fragte Heunischen, was die Alte mit dem Tischler gewollt hätte? Heunisch erzählte ihm dann Alles, was Dankmar, freilich in anderer Auffassung, schon wußte und bemerkte selbst, daß Dies ohne Zweifel jener junge schöne Handwerker gewesen wäre, den er hier mit im Gelben Hirsch gesehen hätte? — „Freilich! freilich!" sagte Dankmar. „Der war's. Wußte sie nicht mehr von ihm zu sagen?"

Heunisch, seine drängendere Neugier nicht bemerkend, antwortete ganz ruhig: „Ich sagte zu ihr: Urschel, der Tischler hat ja nur vorläufig 's Maß nehmen wollen! Da schluchzte sie, fiel wieder in eine andere Narrheit und meinte: So groß wie seine Mutter brauch' ich's nicht. Nämlich, die halb Verrückten und Geisterseher haben's immer mit zweierlei Menschen, mit Kindern und mit Müttern. Der frühere Pfarrer in Plessen, Rudhard, sagte einmal: Im Menschen wäre Alles, was auf eine Mutter und auf ein Kind ginge, Geheimniß. Ich hab's deutlich behalten, weil's die erste Predigt war, die ich in Plessen hörte, und ich kann Ihnen wol im Vertrauen sagen, die letzte seit meiner Confirmationszeit. Der Mann sagte auch: Daß ein Kind Kind sein könnte und eine Mutter Mutter sein könnte, das wäre grade so schwer zu begreifen wie Gottes Wesen, und drum haben's auch, wie ich an der Urschel sehe, die Hexen und die Teufel immer mit Kindern und mit Müttern. Da herum muß wol der Eingang in die Hölle sein."

„Oder der in den Himmel, Heunisch!" sagte Dankmar und schüttelte ihm zum Abschied die Hand. „Haltet noch eine Weile unter diesen Menschen aus, die Eurer nicht würdig sind, bis die

Fränz kommt, die besser, tugendhafter sein wird, als sie Euch jener Hallunk darstellte. Ich heiße Dankmar Wildungen, bin ein Referendar beim Gericht. Wenn Sie den Namen behalten, finden Sie mich wol auf, oder fragen Sie nur bei dem Gericht. Dankmar —" — „Dankmar Wildungen!" wiederholte Heunisch langsam und nachdenkend, als wollt' er sich den Namen des ihm so liebgewordenen jungen Mannes recht einprägen. „Und wenn nun," fuhr er und fast schlau lächelnd fort, „wenn nun die Zecks nächsten Sonntag bei mir zu Hirsebrei in Milch und einem Rehbock oder was die Urschel und meine Flinte sonst bescheren wird, kommen und rathschlagen, wo sie mit den vierhundert Friedrichsdoren — denn so viel sind's — hin sollen und Heunisch auch ein Wort mitsprechen möchte: Was rathen Sie mir da wol? Wo legt man nun solch Geld jetzt am besten an?" — Aha! dachte Dankmar bei sich. Nun kommt der Schlüssel zu all den offenbarten Geheimnissen, konnte aber zu keiner weitern Erörterung über diesen Gegenstand gelangen, da der Jäger seine eigne Frage unterbrach und auf einen Weg zeigte, den entlang ein Wägelchen mit dem Amerikaner und seinem Sohn gefahren kamen. Sie grüßten schon von ferne. Nun aber stand auch Lasally mit dem Rosse neben Dankmar, das er wieder besteigen sollte. Die übrige Gesellschaft drängte, die Wagen fuhren vor, die Rosse stampften, die Bedienten riefen, Heunisch trat zurück und lüftete die Mütze und Dankmar wußte kaum noch, wohin er hören und was er Alles sehen sollte. „Euer Geschäft," sagte er zu Heunisch, indem er auf sein Roß sprang, „Euer Geschäft, bester Freund — ich will Euch sagen, kommt in die Residenz und fragt beim Prinzen Egon, Eurem Herrn. Oder schreibt! Bei uns sollt Ihr die beste Auskunft finden! Ich bin für Grundbesitz oder Industrie und Das hättet Ihr ja in Plessen oder bei Hohenberg gleich in der Nähe, um immer Euer Auge in die Benutzung des Geldes einsehen zu lassen. Wer weiß, was man jetzt in Hohenberg für Mittel brauchen kann. Euer Herr gibt Euch die besten Hypotheken! Also kommt zu mir! Beide gehen wir zum Prinzen Egon! Oder es macht sich Alles schriftlich, wie Ihr wollt!"

Damit saß Dankmar im Sattel. Heunisch trat dankend und erschrocken, daß man so laut von seinem vielen Gelde gesprochen, zurück. Einige Wagen fuhren ab. Dankmar's Gaul folgte mechanisch dem stattlichen Renner Lasally's. Dankmar lenkte es nicht. Selmar grüßte noch und Ackermann nickte freundlich. Zur Erwiderung zog er sein Taschentuch und schwenkte es in der Luft

hin und her, zog auch seinen Hut und ließ die winkende Hand Das sagen, was sein Mund in die weite Entfernung nicht mehr hinübersprechen konnte. Jetzt aber ließ er dem Pferde die Zügel schießen und sprengte der übrigen Gesellschaft nach, die theilweise schon an ihm vorübergefahren war.

Zwölftes Capitel.

Melanie=Späße.

Als sich Dankmar auf seinem Rosse gesammelt hatte, sah er sich um nach Melanie. Er entdeckte sie nicht. Neben ihm fuhren Herr und Frau von Reichmeyer. Er erkundigte sich nach Melanie. Das reiche Ehepaar stand im Wagen auf, um rückwärts zu sehen, und zeigte ihm den Wagen der Justizräthin, der noch am Gelben Hirsch hielt. Er sah das leere Pferd, das Melanie geritten hatte, von einem der Jockeys geführt und ihm längst voraus. Es schien also, daß sie fahren wollte. Endlich entdeckte er sie, wie sie mit veränderter Toilette in den Wagen stieg. Sie hatte sich aus einer Amazone in eine Dame der neuesten Mode verwandelt. Sie trug einen weißen Seidenhut, ein weißes Kleid und einen leichten rothen Shawl. In dem Augenblick fuhr sie ab, wo Ackermann und Selmar anlangten.

„Kommen Sie denn endlich zur Besinnung?" rief sie Dankmar'n entgegen, als ihm der Wagen schnell nachflog und sich der Staub so verzogen hatte, daß man beim langsamern Fahren sprechen konnte.

Dankmar bat um Entschuldigung über sein langes Gespräch mit dem braven Waidmann, den er auf dieser Reise liebgewonnen hätte. Er fügte hinzu, er könnte die Zerstreuung um so weniger bereuen, als sie ihm jetzt die volle Ueberraschung ihrer plötzlichen Metamorphose gewährte. — „Sie sollten sich zu uns setzen," sagte Melanie mit Vertraulichkeit. „Bartusch rückt und ist überhaupt der bequemste Reisegesellschafter von der Welt, ein Reisenecessaire in Taschenformat." Sie zeigte dabei auf die Geldbörse, die der kleine schlaulächelnde Mann in der Hand hielt, während er die Ausgaben im Hirsch verrechnete. „Prinz! Hier ist Platz!" rief er, ganz in seine Rechnung verloren.

Wie Dankmar dies Wort hörte und ihn Melanie darauf

fixirte, übergoß es ihn purpurroth und wie mit einem Seitensprunge das Pferd vom Wagenschlage ablenkend jagte er, seine Verlegenheit zu verbergen, Lasally nach.

„Hast du bemerkt, wie er erröthete?" sagte Melanie zur Mutter. Diese wandte sich, noch erschrocken über Bartusch's Aufforderung zu diesem hinüber und fragte: „War Das mit Absicht, Bartusch?" — „Nein," sagte Bartusch, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, „es kam mir zufällig." — „Seither war ich im Zweifel," sagte die Mutter, „und kann mir nicht denken, daß sich uns ein junger Mann, der uns so wenig Ursache hat befreundet zu sein, dermaßen vertrauensvoll anschließt. Melanie ist freilich recht unvorsichtig." — „Mutter!" sagte diese und legte, da in diesem Augenblick Hannchen Schlurck recht zürnend ausschaute, den Arm um ihre Schulter, um sie zu versöhnen. „Mutter, zanke mich nur getrost!" — „Ich werde dir nie rathen," sagte die Mutter, „daß du Lasally erhörst, aber ich bewundere die Geduld dieses treuen Menschen. Er hatte sicher gehofft, in der Einsamkeit des hohenberger Aufenthaltes würden dir seine Wünsche nicht misfallen und nun muß er erleben, daß du von dort mit einer im Grunde sinnlosen Leidenschaft zurückkehrst, die dich heute noch ganz närrisch macht." — „Du meinst doch für meine Excellenz?" fragte Melanie. — „O geh' mit dieser Posse!" sagte die Mutter verstimmt. „Immer freu' ich mich, daß deine Späße ihre Lacher finden, heute aber wundere ich mich darüber." — „Mutter," sagte Melanie, „du wirst bitter! Du willst meine Erfolge stören? Das ist — fast hätt' ich das vierte Gebot verletzt." — „Frau Justizräthin ist trüben Humors," meinte Bartusch und spielte boshaft genug auf den Eindruck an, welchen dieser sonst so heitern und duldsamen Frau die Enthüllung einer nächtlichen Wanderung ihres Gemahls gemacht hatte, als Bartusch von dem gefundenen Schrein erzählte. Ein ernster Blick der nachdenklichen Frau verbot weitere Erörterungen.

Die lästige Pause, die eintrat, unterbrach Melanie mit Wiederholung der Worte, die sie von Dankmar am Gelben Hirsch gehört hatte: „Also kommt nur zu mir und Beide gehen wir dann zum Prinzen Egon!" — „Es ist deutlich genug!" sagte Bartusch. — „Und der Jäger," meinte die Mutter. „Schien er nicht ganz erschüttert, da wir ihm die Muthmaßung mittheilten? War es nicht, als wollte er sagen: Nun gingen ihm ja plötzlich die Augen auf und er erkennte, mit wem er sich so oft und so gut unterhalten hätte?" — „Ich habe," sagte Melanie ernster gestimmt, „diesem Fremden, ob es nun der Prinz oder nicht der

Prinz ist, einen Dienst zu leisten versprochen, dessen Ausführung mir Ueberwindung kostet. Ich leugne nicht, daß er mein Herz sogleich gewann und zum Zeichen, daß ich beim Anblick dieses liebenswürdigen Mannes mehr empfinde, als ich bisher für irgend Jemand in der Welt empfunden habe, wollen wir morgen in aller Frühe, gegen sein Wissen, vom Heidekrug weiter reisen, damit wir nicht — zu weit gehen. Hab' ich dem Drange genug gethan, ihm mich darum zu widmen, weil ich sehe, daß er Liebe, Hingebung und die Aufopferung eines treuen Herzens nöthig hat, so hört mein Spiel auf und dann ist es an ihm, zu zeigen, was er mir für soviel Freundschaft erwidern will." — „Kind," rief die Mutter, „denkst du so hoch?" — „Ich denke gar nicht, liebe Mutter," sagte Melanie ruhig. „Denn wenn ich dächte, würde Das, was ich heute noch Alles ausführen soll, kaum möglich werden. Ich fühle nur. Nur ein Instinct, ein Reiz ist es, der mich seit dem Augenblick leitet, daß ich diesen Fremden sah —" — „Nein," verbesserte die Mutter, „seit der Vater schrieb, der Prinz wäre im Incognito am Fuße des Schlosses, und wir annahmen, die von ihm gegebene Beschreibung paßt auf jenen Fremden, der uns vielleicht Alle täuscht —" — „Er täuscht uns nicht," sagte Melanie, „er nennt sich Dankmar Wildungen. Ist es nicht der Prinz, so werden wir ihn um so leichter vergessen können." — „Ich dagegen hoffe," sagte die Mutter, „daß es wirklich der Bruder des blonden Malers ist, den du bei uns eingeführt hast. Denn ein Roman mit einem Manne, der zu hoch steht, als daß er dich heirathen könnte, wäre bei den mancherlei Sorgen, die so schon unsere Brust drücken, vollends eine Qual." — „Denke nur nicht an die Zukunft, Mama!" sagte Melanie. „Das Nächste ist, daß ich bitte, mich auf dem Heidekrug rumoren zu lassen, wie ich will. Morgen früh mit Sonnenaufgang bin ich vielleicht vor Euch Allen schon auf dem Wege nach Hause und spreche den Fremden nicht mehr — vielleicht nie mehr." — „Was hast du nur vor?" fragte die Mutter, die jetzt erst die Andeutungen eines Planes verstand und that ihre Fragen mit gesteigerter Besorgniß.

Einer Antwort ward Melanie dadurch überhoben, daß jetzt Dankmar und Lasally dicht bei den Schlägen des Wagens ritten, Einer rechts, der Andere links. Melanie knüpfte ein unverfängliches Gespräch an und verlangte zu wissen, was Das für Fremde gewesen wären, denen Dankmar so freudig zugewinkt hätte? Der Befragte theilte so viel von Beiden mit, als sie

interessiren konnte, ohne Dinge zu erwähnen, die vielleicht unbekannt bleiben sollten.

„Der Knabe," sagte Melanie nach einigem Nachdenken und stockte —" — „Nicht wahr? Ein liebes Kind?" fiel Dankmar ein. — „Ja, ja, der Knabe schien mir ein verkleidetes Mädchen," sagte Melanie. — „Fräulein Melanie!" rief Dankmar sich vergessend und begriff dann nicht, wie ihn diese Aeußerung so erregen konnte. — „Sie erschrecken? Was? Eine neue Rivalin? Eine Rivalin der Gräfin d'Azimont wollt' ich sagen. Kommt das Alles von Paris?" — „Wer die Gräfin d'Azimont ist, wissen wir; lieber möcht' ich Herrn Lasally veranlassen uns zu erzählen, welches die schönsten und gewandtesten Amazonen der Residenz sind —" Man blickte zu Lasally hinüber, der nachdenklich schien. — „Hören Sie nicht, Lasally," sagte Melanie, „wer reitet von den Damen besser als Melanie mit dem abscheulichen Namen Schlurck?" — „Die Frau Major von Werdeck!" sagte Dieser kurz und bestimmt. — „Sie sind kurz angebunden! Wie können Sie eine Polin mit mir vergleichen — eine wilde Demokratin!" — „Eine Sarmatin, die auf einem Pferde zur Welt gekommen scheint," sagte Lasally, um sich zu entschuldigen. — „Stille! Stille! Es wird immer besser!" rief Melanie und wollte von der Frau Major von Werdeck nichts mehr wissen. — „Auch die Damen von Wachendorf, die Baronin Spitz und Frau von Landskrona sind in der Zügelführung anzuerkennen," schloß Lasally.

Die Erwähnung so vieler Damen führte auf die Chronik der großen Welt. Man zeigte sich über die hervorragenden Persönlichkeiten ziemlich unterrichtet. Dankmar hörte Namen, die mit Siegbert in Verbindung, andere, die ihm ganz fremd waren. Da sich auch Reichmeyers in diese Erörterungen mischten, verlor er sich in Erinnerungen an Egon und die so schnell gewonnene Freundschaft jenes Gefangenen im Thurm, der auf jeden Fall nur der junge Fürst sein konnte. Als er von seinen Grübeleien erwachend hörte, daß noch immer von den Damen der Residenz gesprochen wurde, benutzte er die Gelegenheit, sich über Egon's Vorsicht in Betreff der Harder'schen Familie zu unterrichten, und fragte: „Wir haben Herrn von Harder kennen gelernt. Nicht wahr? Es gibt mehre Damen von Harder — was weiß man von ihnen?"

Melanie begann sogleich: „Mit den Harders bitt' ich vorsichtig umzugehen. Jede Aeußerung, die einen Verwandten meiner Excellenz betrifft und für seinen geliebten Namen ungünstig ausfiele, könnte mein Herz verwunden —" — „Melanie!" rief die

Mutter. — „Laßt mich," sagte sie. „Spottet nicht! Sie am wenigstens, Lasally. Ich habe Euch eitle und schwankende Männer lange studirt und mir wohl die Fähigkeiten erworben, das Echte vom Unechten zu unterscheiden. Meine Excellenz gehört zu den Bessern ihres Geschlechts. Ich will nicht in Abrede stellen, daß auch Harder von Harderstein Schwächen hat, allein wenn er nun auch eitel wäre, darf er es denn nicht sein? Hat er nicht die kleinsten Ohren, die ich je am Kopf eines Mannes erblickt habe? Ist er nicht schlank gewachsen wie eine Pappel und hält er sich nicht so gerade, wie es seiner Stellung am Hofe angemessen ist? Nein, nein, ihr Männer wißt nicht, worin eigentlich der Zauber liegt, den gewisse Blüten eures Geschlechtes auf uns ausüben. Scheltet mir meinen Geheimenrath nicht!"

Nach der Heiterkeit, die diese muthwilligen Scherzreden hervorbrachten, bemerkte die Mutter, ohne Zweifel hätte die Frage ihres Herrn Begleiters den Damen gegolten, die den Namen von Harder führten. — „Von Pauline von Harder," sagte Melanie, „red' ich nicht. Ich hasse sie. Sie ist die Gemahlin meines Ideals. Das sagt Alles. Aber Anna von Harder kenn' ich. Dieser Dame verdanke ich mehr, als man für glaublich halten möchte. Ihr Schwager, der Intendant, lehrte mich fühlen; sie, Anna von Harder, lehrte mich Etwas, was man mir ebenfalls allgemein absprechen will, nämlich — rathen Sie?" — Die Mutter sagte lachend: „Singen, mein Kind!" — „Das ist wirklich das Unmöglichste, was Sie zu leisten gelernt haben, Melanie!" fiel Lasally ein. — „Sollte Ihnen, mein Herr," wandte sich Melanie zu Dankmar, „diese boshafte Aeußerung Lasally's unverständlich sein, so müssen Sie wissen, daß ich, wie man allgemein behauptet, keine Stimme habe. Ich spiele Klavier, Harfe und Guitarre. Aber in der That, ich habe immer gefunden, daß zur Musik nur Mittelmäßigkeiten Talent haben, was ich Ihnen durch Lasally's Beispiel beweisen könnte, der ein vorzüglicher Bläser auf dem Cornet à piston, dem Postillonshorn ist. Ich selbst strebte immer nach dem Ruhm, in meiner Art das Beste zu leisten, und da mir eine gewöhnliche mittelmäßige Fähigkeit im Singen nicht genügt, so zog ich es vor, zum Davonlaufen schlecht zu singen. Das hinderte nicht, daß ich einige Zeitlang die Akademieen der guten Anna von Harder auf Tempelheide unterstützt habe." — „Bis sie dich ersuchte," fiel die Mutter lachend ein, „lieber deine andern Talente zu pflegen, als die zweifelhafte Gabe des Gesanges, wie sie dir einmal selbst

geschrieben hat.“ — „Mit Gänsefüßen! „Zweifelhaft“ mit Gänsefüßen, liebe Mutter!“ rief Melanie. „Die zweifelhafte Gabe des Gesanges waren meine eigenen Worte, mit denen ich mich von Frau von Trompetta und der neuen Jungfrau von Orleans, der Flottwitz, bei ihr einführen ließ. Die falschen Noten, die ich sang, waren nicht schuld, daß ich wegblieb, eher noch die vielen heiligen und langweiligen Sachen, die wir aufführten.“ — „Heilige, langweilige Sachen?“ sagte Dankmar, der das Gespräch von den Nachforschungen über seine Person und dem Druck des zunehmenden Misverständnisses ablenken wollte.

Melanie erklärte ihre Aeußerung. „Sie wissen vielleicht nicht,“ sagte sie, „daß Anna von Harder während des Winters in der Stadt und im Sommer auf dem Gut des alten Obertribunalspräsidenten in Tempelheide von jungen Dilettanten und Dilettantinnen geistliche Musiken aufführen läßt? Sie ist nicht fromm, Anna von Harder, aber sie liebt alles, was zur Frömmigkeit gehört. Diese Akademieen —“ — „Sie bezeichnen eine Geistesrichtung, die ziemlich allgemein verbreitet ist und mir gefährlich erscheint.“ — „Die Richtung der Schwanenjungfrauen und Diakonissen,“ sagte Melanie. „Allein spotten wir nicht! Anna von Harder ist keine Mäuseburg, keine Trompetta —“ — „Sie hat in ihrer Jugend die tiefsten Herzensprüfungen bestanden,“ ergänzte die Mutter. — „Und weiß noch jetzt, was ein Herz ist!“ fiel Melanie ein, sich vielleicht irgend einer vergangenen Scene mit ihr erinnernd. — „Aber die Musiken in Tempelheide sind darum doch lächerlich!“ meinte Lasally. — „Wer sagt Das?“ fragte Melanie. — „Hauptmann Thilo, Rittmeister Konnewitz — fragen Sie, wen Sie wollen!“ — „Diese competenten Richter! Sie sind komisch, diese Musiken, aber Thilo und Konnewitz sind die ernsthaften Menschen nicht, die sie komisch finden dürfen. Allerdings“ — lenkte sie ein — „Denken Sie sich nur die ewige alte classische Musik! Niemals Weltliches! Immer und ewig: Heil dir Israel! und Jauchze, Juda! und so Alles durch, was die Alten und die Neuen in diesem Styl componirt haben. Mit Trompeten und Pauken in großen Kirchenräumen macht sich Das prächtig, aber so mit dünnem Klaviergeklimper begleitet und die oft achtstimmigen, ganz labyrinthisch verwickelten Fugen von zimperlichen Chören gesungen — ich gebe Ihnen mein Wort, man wird vom Zählen allein schon confus, und wie sehr erst vom Durcheinander, wo der Eine Juda! der Andere Israel! der Dritte Jerusalem! schreit und das kleine quikende Klavier dazwischen summt. Mir ist manchmal in dem Chaos das Noten-

blatt aus der Hand gefallen vor Schreck, aber die Andern stürmten fort als Makkabäer, und die gute Anna, die das Ganze am Klavier dirigirte, verlor, bis wir am Finale ankamen und wie ankamen —! oft die Besinnung. Der Eine kam um acht Takte zu früh, der Andere um zwölf zu spät. Kurz, das sind geistliche Charivaris." — „Die aber doch belustigend gewesen sein müssen," sagte Dankmar; „warum haben Sie sie aufgegeben?" — „Ja! sie waren drollig," fuhr Melanie fort. „Denken Sie sich nur, wenn Sie sie kennen, die dicke kleine Trompetta; denken Sie sich diese Frau mit glühender Andacht im Chor ihre Altstimmen zusammenhalten und die Flottwitz immer wie in höhern Sphären und ihre blonden Tirebouchons wie eine Löwin vom Stamm Juda schüttelnd, als wollte sie die Demokratie radical zu Grunde singen! Die Herren sind theils junge Assessoren, theils Lieutenants, drei Brüder von Flottwitz allein schon, und der Vierte, der noch in der Cadettenschule ist, der würde sich auch schon angeschlossen haben, aber seine Stimme setzt sich erst eben —" Melanie lachte ausgelassen.

„Ich habe von diesen Akademieen gehört," lenkte Dankmar ein. „Der alte Präsident soll sie sehr lieben." Es wurde ihm erinnerlich, daß sich Einige seiner juristischen Collegen der besondern Protection dieses ehrwürdigen Greises erfreuten eben nur, weil sie gute Stimmen hatten. — „Gewiß liebt er diese Concerte, aber nicht der Musik wegen!" sagte Melanie. — „Weswegen denn?" — „Das sollen Sie erfahren und zugleich den Grund, warum ich ausgetreten bin. Allerdings, ich fühlte, daß ich weltliches Kind den anwesenden Damen nicht begeistert genug für diese Art von Musik vorkam. Ich singe schlecht, aber Das weiß ich, ich zähle gut. Und eigentlich ist Das bei diesen Motetten und Oratorien die Hauptsache. Die Flottwitz gerieth beim Zählen immer ins Schwanken. Sie zerstreute sich, wenn 38 oder 49 über einem Pausenzeichen stand und wir blos von Anna von Harder's Blick abhängig waren, um uns wieder bis zu unserm Anfang zurechtzufinden. Die Flottwitz sah nämlich bei einer solchen großen runden Zahl sogleich auf die Achselklappen ihrer Brüder und verlor sich in Betrachtungen über die Zahl der Regimenter, die auf den Knöpfen derselben zu lesen steht. Wahrhaftig, sie war weit mehr beim 38sten und 49sten Linien-Infanterieregiment, als beim Chor der Pharisäer und Schriftgelehrten, den wir mit 38 und 49 Taktpausen als Mädchen vom Stamm Benjamin oder Ruben ablösen mußten. Nein, nein, zählen konnt' ich ganz allein, und Takt glaub' ich immer gehabt

zu haben. Aufrichtig, ich sehnte mich nach frischerer, lebendigerer Musik, so gering ich sie auch unterstützen konnte. Als ich einmal die „Jahreszeiten“ zu singen vorschlug, kam ich übel an. Man erklärte die „Jahreszeiten“, besonders von Seiten eines widerlichen alten „Ausschusses“, der sich um die sanfte, treffliche Anna von Harder gruppirt hatte und sie tyrannisirte, für eine im Grunde frivole Musik, die alle Kennzeichen ihres Ursprungs aus dem wiener Prater an sich trüge. Minder leichtfertig erschien schon die „Schöpfung“. Als dann abgestimmt wurde, was man wählen sollte zum nächsten Winterstudium, blieb ich mit zwei Lieutenants und drei Assessoren für die „Jahreszeiten“ und, in Folge eines Amendements, sogar für die „Schöpfung“ in der Minorität. Der „Tod Jesu“ siegte.“ — „Ist doch auch ziemlich modern!“ warf Dankmar dazwischen, den diese Mittheilungen aus gewissen exclusiven Kreisen der Gesellschaft interessirten. — „Würde auch nicht gesiegt haben, wenn nicht die Flottwitz das Wort ergriffen und dem „Tod Jesu“, außer seiner größern Heiligkeit, noch besonders eine militärische Ehrwürdigkeit zuerkannt hätte. Der „Tod Jesu“, sagte die Flottwitz, wäre ein Garnisonkirchen-Oratorium, Graun wäre Kapellmeister des großen Friedrich gewesen und hätte die Märsche für Querpfeife und Trommel componirt, die noch jetzt ein glorreiches Kriegsheer täglich spiele, und kurz und gut, die reinfromme Partei und die Partei der musikalischen Puristen wurde unterstützt von unsrer jetzt so fanatisch patriotischen des Neubundes. Man machte aus dieser Wahl eine Tendenz- und Zeitfrage. Ich blieb für den österreichischen Haydn in der großdeutschen Minorität. Die beiden Lieutenants, die Brüder der Flottwitz, die mich aus Galanterie unterstützt hatten, bekamen von Friederiken Wilhelminen, ihrer Schwester, einen der bekannten durchbohrenden Blicke dieser Dame. Sie behandelte die armen Menschen wie Fahnenflüchtige, die ihrem König den Eid gebrochen hätten. Großer Gott, sag' ich, liebes Fräulein von Flottwitz, beruhigen Sie sich doch, Ihre beiden Herren Brüder werden darum noch nicht das Vaterland verrathen, daß ihr Ohr nicht geübt genug scheint, aus dem „Tode Jesu“ den alten Dessauer herauszuhören. Löste dieser Vorfall fast ohnehin schon das lockere Band —“ — „Dem Ihre Schönheit,“ unterbrach Dankmar, „Ihr Vorzug vor den andern Nachtigallen noch weniger Festigkeit wird gegeben haben —“ — „Spotten Sie nur! Ich nehme aber doch Ihr Compliment an. Allerdings behauptete man, besonders der Ausschuß, der so gelb war, wie das alte Notenpapier, das wir absangen, ich machte

durch Koketterie die Bässe und Tenöre im Zählen irre. Jetzt frag' ich Sie, kann ich dafür, daß ich so gut zählen kann? Kann ich dafür, daß man den Wink, den ich den Bässen und Tenören gab, wo sie anzufangen hätten, so misverstand, als wollt' ich ihnen etwas zublinzeln, was außerhalb des Generalbasses lag? Diese Eselsköpfe brachten mich leider selbst mit meinem Kunsteifer in dies falsche Licht. Wenn ich nickte und damit blos sagen wollte: Jetzt kommen Sie! Aufgepaßt! so wurden die Tenöre roth und die Bässe verwirrten sich, fragten mich: Wie befehlen Sie, Fräulein? und setzten regelmäßig falsch ein, bis endlich eine der giftigsten vom Ausschuß, die Gräfin Mäuseburg, die sogenannte Chinesische-Missions-Aebtissin, rief: Fräulein Melanie, die Direction sitzt hier am Klavier und wird schon angeben, wann die Herren einzufallen haben. Schonen Sie das Feuer Ihrer Augen!" — „Diese Aebtissin!" rief man scherzend und unterstützte dadurch den lustigen Humor, womit Melanie fortfuhr: „Auf diese fanatische Bemerkung schwieg ich und überließ meine Vertheidigung der guten Anna von Harder, die für mich das Wort ergriff, meine gute Absicht anerkannte und mein Talent im Zählen so ausnehmend rühmte, daß ich froh war, nicht die Tochter eines Kaufmanns zu sein, wie eine solche neben mir stand und sich auf die Lippen biß, aus Furcht, von meinem Lob etwas abzubekommen. Der Friede war nun zwar hergestellt und das Misverständniß ausgeglichen, allein mein Entschluß auszutreten stand fest —" — „Und der wahre Grund?" fragte Dankmar. — „Als ich wegen der Menagerie des alten Präsidenten zum dritten mal in Ohnmacht fiel —"

„Ja, das ist der Grund!" sagte die Justizräthin; „ich glaubte anfangs immer, wenn Melanie nach Hause kam, es griffe sie das Singen an, wofür wirklich ihre Kehle nicht gebaut ist —" — „Mutter, auch du?" rief Melanie. — „Liebes Kind, Sanitätsrath Drommeldey hat dich untersucht. Ich glaubte immer, du strengtest dich über die Gebühr und gegen dein Vermögen an. Da kam's heraus, daß sie förmliche Nervenzufälle gehabt hat über das garstige Gethier, womit sich der alte kindische Mann, der Obertribunalspräsident, umgibt." — „Nenn' ihn nicht kindisch!" rief Melanie. „Um Gotteswillen, nein! Ich verehre ihn wie einen Heiligen. Nein! Nein! Mutter! So denk' ich mir die Hohenpriester aus dem Alten Testament." Und fast, wie Siegbert einst zu Hackert bei Tempelheide gesagt hatte, fuhr sie fort: „Daß ein Mann wie Der, der neunzig Jahre zählt und siebzig Jahre lang die Acten der Erbärmlichkeiten aller der

Menschen, die unsern großen Staat bewohnen, zu sehen bekommt, sich zuletzt den Thieren zuwendet, nimmt mich nicht Wunder. Aber noch mehr, er liebt die Thiere nicht als Thiere, sondern er beobachtet und zähmt sie und hat die erstaunlichsten Beweise, wie bildungsfähig z. B. die mir in den Tod fatalen Katzen sind —" — „Ist Das nicht Tollheit?" unterbrach die Mutter.

Dankmar berichtigte diese schnelle Verurtheilung und behauptete, daß man über diese Dinge wol auch eine andere Auffassung haben könnte. Die Uebergänge der Natur zum Geist wären wunderbar genug. Wer könnte die Grenze bestimmen, wo der Mensch willenlos würde und einer dämonischen Macht seiner Triebe wie ein von ihnen gefesselter Sklave anheimfiele? Dankmar erwähnte ohne Weiteres das Nachtwandeln. Darauf bat aber Frau von Reichmeyer, deren Wagen ganz nahe war, dies Thema abzubrechen. Gewiß aus Gründen. Sie gehörte zu denjenigen Jüdinnen, von denen man nicht blos sagen konnte, daß sie Christinnen geworden waren, sondern daß sie „christelten". Es war längst ihr Wunsch, daß sie Stimme genug hätte, an den berühmten geistlichen Akademieen in Tempelheide theilzunehmen, an Gesangsleistungen, für die sich sogar der Hof interessirte. Diese Vorliebe für alte Musik spielte ebenfalls in die eigenthümliche Romantik hinüber, womit sich der Thron des Staates, in dessen Grenzen wir uns befinden, so bedeutsam umsponnen hatte. Sie bat Melanie, aufrichtig zu sagen, was ihr eigentlich in Tempelheide so Abschreckendes begegnet wäre? Melanie, ohne Zweifel vom Erwähnen des Nachtwandelns erschreckt, antwortete nicht.

Dreizehntes Capitel.

Natur und Geist.

Als aber Melanie, auf die Alle blickten, auch gar zu lange schwieg, ergriff Dankmar das Wort, knüpfte wieder an das abgebrochene Thema an und sagte: „Der alte Obertribunalspräsident ist für seine Liebhabereien weltbekannt. Man verdankt ihm werthvolle Versuche über die Schmiegsamkeit und Bildungsfähigkeit der Thiere; seit Jahren sammelt er an einem Werk

über die Thierseele. Demnach kann ich mir denken, wie peinlich es sein muß, auf Tempelheide aus- und einzugehen und unter all den Raben, Kranichen, Kaninchen, Affen, Meerschweinchen, Hunden und Katzen sich durchzuwinden, Thieren, von denen er behauptet, daß sie eine Art Vernunft haben."

„Gerade diese Thiervernunft," sagte Melanie, die versucht wurde, die heitere Stimmung wieder herzustellen, „ist so peinlich. Ich weiß nicht, ob ich es nicht lieber hätte, in all diesen Thieren gewöhnliches dummes und böses Vieh zu wissen, vor welchem man nur einfach sich zu hüten hat, als anzunehmen, das Alles sind gezähmte edle Charaktere, die uns, wenn sie nur sprechen könnten, die wunderbarsten Geheimnisse verrathen würden." — „Nein, nein," fiel die Mutter ein, „gesteh' es nur einfach, Melanie! Du hast eine Antipathie gegen Thiere, selbst gegen Hunde und Katzen, fürchtest dich vor Truthähnen und Enten und schreist auf, wenn dich nur ein großer Vogel von der Seite ansieht. Wie ich von der Viehwirthschaft auf Tempelheide erfuhr, litt ich's nicht mehr, daß du hinausfuhrst, und so haben deine Gesangsstudien ein vernünftiges und völligbegründetes Ende genommen."

„Aber erklären Sie mir, meine Damen," sagte Lasally, „wie verhalten sich denn nur die Katzen zu diesen Concerten?" — Frau von Reichmeyer verwies ihrem Bruder seine profanirende Zwischenrede. Aber Melanie sagte: „O, die Katzen sind gerade der Grund, warum der Präsident diese Concerte besonders liebt. Er sitzt nämlich nebenan, in seinem großen Saale, unter seinen rings in Käfigen aufgestellten Thieren und freut sich der angenehmen Wirkung, die nebenan die Musik auf sie hervorbringt. Da ist kein Mißton, der dieses Concert stört. Er hat es dahingebracht, daß die geschwätzigen Thiere, wenn sie unsere Akademieen hören, ganz still sind und nur wenn wir gar zu sehr in die Doppelfugen gerathen, hört man manchmal einen Papagei aufkreischen." — „Ich will hoffen," sagte Lasally, „daß Sie sich außerdem jedesmal hinreichend mit Esbouquet versehen hatten —" — „Auch darüber erzählt Melanie wunderbare Dinge," sagte die Mutter; „es soll gerade durch die große Reinlichkeit der Thiere von dem alten Mann bezweckt werden, daß sie von ihrer gewohnten Art lassen, und Das ist vernünftig. Reinlichkeit veredelt jedes lebende Wesen. Des alten Präsidenten Leute sind angewiesen, in der Haltung der Thiere das Sauberste zu leisten und durch die Sauberkeit bekommt dann das Vieh etwas Vernünftiges." — Bartusch schüttelte aber doch den Kopf

und meinte, sie würden morgen Abend an Tempelheide vorüberfahren. Es wäre sonderbar, einen Ort zu sehen, wo ein Mensch lebte, der Thiere wie Wesen höherer Art behandelte.

„Der alte Herr," erkläite Dankmar und jetzt ganz unbefangen über seine Identität mit Egon, der schwerlich in Paris soviel vom Leben dieser Residenz hatte erfahren können; „der alte Herr ist ein ausgezeichneter Jurist und wird wahrscheinlich nie von seinem wichtigen Amt zurücktreten. Er arbeitet fleißiger als mancher Jüngling. Man hält ihn für streng und Viele behaupten, er ist es deshalb, weil er keine Religion hätte. Man will ihn noch nie in einer Kirche gesehen haben und erzählt von ihm, daß er der Chef aller Maurerlogen des Landes ist und für einen tiefen Kenner der maurerischen Geheimnisse gilt." — „Ich sage Ihnen," ergänzte Melanie, „daß ich diesen alten Mann liebe und bewundere." — „Wie seinen Sohn!" fiel Lasally ein und wiederholte die Scherze, die er in der großen Welt über die — Thierseele des Intendanten gehört hatte. — „Ich lasse nichts auf meine Excellenz kommen," fiel aber Melanie ein. Ich gebe Euch allerdings zu, man kann ein geistreicher Vater sein und einen dummen Sohn haben. Beispiele finden sich und es gibt Viele, die regelmäßig, um diesen Satz zu beweisen, den alten Harder und unsern Intendanten citiren. Ich gebe sogar zu, daß ein Sohn seine eigenen Wege wandelt und von einem Vater aufgegeben wird, wenn er sich in Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten gefällt. Aber wer sagt Euch denn, daß mein so rasch, so wunderbar gewonnener Freund so dumm ist? Im Gegentheil, aus seinen schwarzen Augen leuchtet Klugheit und mitunter Pfiffigkeit. Er geht seinen geraden Weg, weicht nicht rechts, nicht links, thut, was Pflicht und Schuldigkeit ist. Ist Das nicht Weisheit? Und hat er nicht vom Vater die Talente geerbt, die den Fürsten bestimmten, ihm all seine kostbaren Schlösser und herrlichen Gärten anzuvertrauen? Hat er nicht beim Verpacken des Mobiliars eine Umsicht und praktische Kunde verrathen, die eines Tapeziers würdig wäre? Und bei seinen Wanderungen durch den hohenberger Garten war ich erstaunt, wie heimisch er in Allem ist, was sich auf Gießkanne und Rechen bezieht. Es ist eine praktische Natur, die vom Vater zwar nicht dessen speculativen Geist erbte, aber dessen Adel, Geld, hohen, geachteten Namen und eine gewisse Betriebsamkeit, die sich bei Jenem in Liebhaberei für die Seele der Thiere und bei Diesem in Pflege der todten Natur äußert. Berühren Sie irgend einen in ihr Fach einschlagenden Gegenstand bei der jungen

Excellenz und Sie werden erstaunen, wie er Ihnen auf Heller und Pfennig sagen kann, wieviel ein chinesischer Pavillon in einem königlichen Garten am Rhein oder der Elbe gekostet hat. Ist Das auch nichts? Lasally, Sie schlechter Rechenmeister! Sehen Sie nur, mit welcher Sorgfalt er seinen Auftrag schon in Hohenberg ausführte. Und hier im Sande glaub' ich die Spuren seines großen Meublewagens zu entdecken. Nennen Sie mir den Cavalier, der seinem Fürsten soviel Hingebung zollt und sich auf Staatskosten selbst vor dem Stempel des Lächerlichen nicht scheut, der leider oft den besten und solidesten Bestrebungen in dieser Welt aufgedrückt ist." — „Mir fallen da wirklich die Hofmarschälle ein," sagte Dankmar, „diese Beamten, die in melancholische Betrachtungen versinken können, wie sie's machen sollen, um jährlich einige hundert Thaler an Oel und Wachslichtern zu ersparen." — „Und die denn doch," ergänzte Bartusch, „irgend einem Künstler oder Gelehrten zugutekommen, dem man ein Bild abkauft oder eine Dedication durch ein Geschenk vergilt." Bartusch wollte nur dem vermeintlichen Fürsten ein Compliment machen, gab aber dem jungen Demokraten eine Lehre, die diesen um seinen Bruder verdroß.

Wie es schien, waren, wie es immer nach zu ausgelassenen Scherzen zu gehen pflegt, plötzlich Alle verstimmt. Die Mutter und Lasally über den viel zu lang ausgesponnenen Scherz mit dem Geheimrath, Melanie über den schwerzulösenden Widerspruch zwischen einem Vater, den sie verehren, und einem Sohn, den sie lächerlich finden mußte, Dankmar über eine Wahrheit, die ihm aus dem Mund eines gesinnungslosen politischen Unterwürflings gekommen. Nur Bartusch frohlockte; denn durch seine Bemerkung und Dankmar's Stillschweigen darauf schien er die vermeintliche Würde ihres Begleiters getroffen zu haben, während Dieser gerade an seinen Bruder Siegbert und dessen unverkauftes Bild dachte.

Die andern Wagen waren näher gekommen. Man befürchtete einen Regenschauer und foderte die Reiter auf, gleichfalls Platz zu nehmen. Es war über Mittag, die Reiter waren ermüdet, sie stiegen ab, gaben die Pferde den Reitknechten und Bartusch war höflich genug, sich in den zweiten Wagen zu Reichmeyers und der Wirthschaftsräthin zu setzen, während Dankmar und Lasally Melanien und ihrer Mutter gegenüber Platz nahmen. In Helldorf beschloß man, das Mittagsmahl ausfallen zu lassen und erst im Heidekrug zu soupiren. Im besten Wirthhaus zu Helldorf war auch kein Platz zu finden; denn der große Saal

hallte von einer Versammlung wider, wo mehre Redner laut durcheinandersprachen. Man hatte schon auf dem Gelben Hirsch erfahren, daß hier eine politische Besprechung stattfand. Die Wirthschaftsräthin behauptete, deutlich ihren Bruder zu vernehmen. Man horchte auf und richtig drangen die donnernden Worte an das Ohr der Reisenden: „Wenn man Familie hat, wenn man wie ich sechs Kinder ernähren muß —“ Man klatschte Beifall. „Es ist sein ewiges Lied, sagte sie, und ich möcht' es heute am wenigsten gern hören: wir fahren wol hier weiter?“ Dankmar dagegen hätte gern etwas von dieser wahrscheinlich der Schlurck'schen Wahl gewidmeten Besprechung gehört. Er sah durch die Fensterscheiben auch den Heidekrüger Justus, dessen gewaltige athletische Formen über Alle hinwegragten und den man sich auch, seiner Stellung auf einem Musikchor nach zu schließen, als Präsidenten dieser „Vorberathung“ gewählt zu haben schien. Viele Bewohner von Helldorf standen an der Thür und an den Fenstern und lauschten. Dabei gingen Mägde auf und ab und trugen Bier. Die Einen lachten, die Andern zankten. Alle Leidenschaften waren in Bewegung. Der ganze Ort sah aus wie zur Kirchweih. Dankmar, der eine Erfrischung nahm, konnte an der Thür kaum durch. Er hörte die donnerndsten Schlagworte, Parteien sich befehden, Persönlichkeiten, die Jubel oder Drohungen nach sich zogen. Für Wen entscheidet sich's denn? fragte er die Leute. Man wußte noch keine Auskunft. Die Zuhörer waren „Urwähler“. Die eigentlichen Wähler saßen drinnen und lärmten die ihnen gegebenen Aufträge aus. Schlurck wird da schwerlich gewählt! sagte er sich. Solchem Tumult ist der satyrische Philosoph nicht gewachsen. — Ein Schlurck kann Alles, nur das Schreien nicht ertragen! Er hatte die Absicht, an die Wägen zurückzugehen und die Gesellschaft darauf aufmerksam zu machen, daß eben hier Herrn Justizraths Schlurck politische Laufbahn entschieden würde. Aber Melanie hatte mit einem andern Gegenstand vollauf zu thun. Bei einer Gruppe Umstehender fragte sie nach dem Wagen des Geheimraths. Man erzählte ihr, daß der große Behälter hier vor noch nicht vier Stunden durchgekommen und allgemein angestaunt worden wäre. Die genauere Erkundigung, die sie nach den Gendarmen, den Bedienten einzog, verdrängte in Dankmar das politische Interesse, und erfüllte ihn sogar mit Rührung. Er sah, wie das waghalsige Mädchen treu und fest an dem Gedanken hielt, wie sie ihm versprochen hatte, das geheimnißvolle Bild zu erobern. Als man weiter fuhr, betrachtete Dankmar auch Melanie lange mit einem

Interesse, dessen eigentliche Natur zu bezeichnen ihm schwer wurde. War es die unwiderstehliche Macht ihrer Schönheit, die sich gleichblieb, auch wenn man sich an ihre erste blendende Erscheinung gewöhnt hatte? War es ihre in aller Bestimmtheit verrathene Absicht, ihm und nur ihm zu gefallen? War es die Bescheidenheit, womit sie sich ihm als ein Wesen von mäßigen Ansprüchen auf Geist und Empfänglichkeit gezeigt und sich andern pretentiöseren Erscheinungen, von denen sie erzählte, unterordnete? War es der neckende humoristische Vortrag ihrer Erzählungen, der plötzlich einem halb scherzenden, halb ernsten Unmuth Platz gemacht hatte? Wie erstaunte er da, als er sich zuletzt nach allen diesen Regungen auf einem Gefühl für Melanie ertappte, das er fast Mitleid hätte nennen mögen — Mitleid? Nimmermehr! rief es in ihm. Und doch war es Mitleid. Mitgefühl für Etwas, was er sich in Melanie's Wesen kaum selbst bezeichnen konnte und was Niemand mehr zu fühlen schien, als sie selbst. Ist es nicht unser Mitgefühl erregend, ein Wesen zu beobachten, das im vollen Bewußtsein ihres Sieges über die Männer doch ein edleres Bedürfniß zu empfinden scheint als die bloße Genugthuung ihrer Eitelkeit, und das dennoch trotz dieses besseren Gefühls von ihrer leichten, ihr einmal zur andern Natur gewordenen Art nicht lassen kann? Menschen, die unter dem Druck ihres Schicksals leben, können wir bemitleiden, ohne daß uns dies Gefühl gerade für sie erwärmt; Menschen aber, die unter dem Druck ihres Naturells, ihres Charakters leben, bemitleiden wir oder wir können wenigstens nicht sagen, sollen wir sie hassen oder lieben.

Lasally bemühte sich Anekdoten zum Besten zu geben. Er war darin stark und nicht eben wählerisch. Als ihm Melanie sagte, sie hätte schon zu oft diese Geschichten von ihm gehört, begann er vom Residenzleben, von den jungen Matadoren der Gesellschaft. Er trug seine Mittheilungen so vor, als könnte er sich dadurch dem Fremden, von dessen räthselhaftem Charakter er Dasselbe vernommen hatte wie die Andern, für die Zukunft empfehlen. War es der junge Fürst von Hohenberg, so konnte er sich um so sicherer dünken, da wol Melanie mit einer Leidenschaft für ihn spielen, aber doch bei ihrem im Ganzen besonnenen Charakter nicht Ernst damit machen konnte. Als es Lasally heute nicht gelingen wollte, durch seine kurze, trockene, nicht liebenswürdige Art Lachen zu erregen, lenkte er wieder auf das früher abgebrochene oder steckengebliebene Gespräch ein und sagte: „Aber Fräulein, noch sind Sie uns schuldig, Ihre näheren Be=

rührungen mit den Thieren des Präsidenten zu schildern. Wir wissen nunmehr, daß die geistlichen classischen Musiken in Tempelheide aufgeführt wurden, um daran Katzen so zu gewöhnen, daß sie nicht mitwirkten; aber mußten Sie denn die Menagerie selbst passiren, um in den Saal der Akademie zu gelangen?" — Melanie war ernst geworden und antwortete gar nicht. — „Ich denke mir Das allerdings recht gefährlich," fuhr Lasally fort. „Schon wie Sie anfuhren, grüßte Sie am Thorweg ein widerlicher Truthahn, der sich wie ein Reactionair nach etwas Rothem an Ihnen umsah, um in Zorn zu gerathen. Nun kamen kleine Schafe mit Silberglöckchen und wollten Ihnen aus der Hand fressen, aber dazwischen drängte sich ein Ziegenbock, den gewiß der Präsident zu einem gesinnungsvollen Schneider abrichtet und mustert Ihre Toilette. Die Enten, besonders die Erpel, haben es immer mit den Beinen der Menschen. Ich höre Sie schreien, Melanie, wie so Einer von diesen Erpeln angewackelt kam und höchst neugierig nach Ihren Schuhen sah. Nun setzte sich wol gar Einer von den Raben des Präsidenten, die seine klügsten Thiere sein sollen, weil sie direct mit dem Galgen verkehren, auf Ihre Schulter und zauste an Ihrem Kopfputz. Nicht wahr? So ging es Ihnen wörtlich und ich weiß, Ihre Nerven sind schwächer als die der Flottwitz, die wir auf dem Jockeyclubb gewöhnlich die „Schwester des Regiments" nennen." — „Beinahe so, lieber Freund," sagte Melanie gleichgültig und schwieg.

Dankmar, um vor der entscheidenden Ankunft im Heidekrug eine bessere Stimmung hervorzurufen, spielte diese Spöttereien auf Ernsteres hinüber. „Alles zusammengefaßt," sagte er, „bleibt der steinalte Chef unserer praktischen Justiz ein merkwürdiger Mensch. Ich halte ihn nach Allem, was ich nun von ihm weiß, für einen Naturphilosophen. Er gilt bei manchen frommen Beamten, und wir haben deren genug, für einen Neologen, einen Atheisten. Viele beschuldigen ihn, er glaubte an die Seelenwanderung, und nur die Freimaurer nehmen ihn in Schutz. Ich gehöre diesem Bund selbst nicht an, was ich aber von ihm zu wissen glaube, so denk' ich mir, der alte Harder ist ein Priester der Naturreligion und liebt das Geheimniß, nicht weil es Geheimniß, sondern ein Weg zur Offenbarung ist. Daß er an die Perfectibilität der Thiere glaubt, scheint mir eine Grille; denn was hilft es, einen Hund und eine Katze so zu gewöhnen, daß sie sich nebeneinander vertragen —" — „Und in dem Falle nicht accompagniren," fiel Lasally ein, „wenn Frau von Trompetta

ein Solo singt —" — „Der Naturzustand," fuhr Dankmar fort, „ist der, der doch zuletzt allein und einzig über das Wesen der Thiere entscheidet. Kann man eine Race nicht umformen, nicht aus Löwen (für Jeden, nicht blos für den Wächter) Hausthiere machen, so entscheidet am Ende die Zähmung wenig und beweist überhaupt nichts für die Thiere, sondern nur für die große Kraft des Menschen und seines übermenschlichen gewaltigen Geistes."

„Sie müssen den Präsidenten kennen lernen," sagte Melanie —" — „Aber rasch," ergänzte Lasally; „es ist bei ihm die höchste Zeit. Gerade noch eine halbe Minute vorm Abfahren."

„Diese eigenthümlichen Menschen," fuhr Dankmar fort, „diese Originale, diese Wundermenschen sterben leider fast Alle aus." — „Welche Menschen?" fragte Melanie's Mutter, die Dankmar's ernster Erörterung nur halb gefolgt war. — „Die Denker," sagte Dankmar, „die Menschen von Eigenthümlichkeit und apartem Forschergeist, die praktischen Philosophen, die Autodidakten, die Sternseher auf eigenem Dachgiebel, die Mathematiker auch in der Form ihres ganzen Lebens, die Sonderlinge, mit einem Wort alle Die, welche, ohne eitel zu sein, sich von der Masse unterscheiden —" — „Ich verstehe," sagte Lasally. „Sie meinen z. B. solche alte Uhrmacher, kleine vertrocknete Männchen, die alle Vierteljahre in die Häuser kamen und die Wanduhren ausbliesen und vom Staube rein putzten. Zu meinen Eltern, weißt du noch, Schwester, kam immer Einer mit einem ganz kleinen Zöpfchen, das er hinten in der Weste versteckt hatte. Er kam jeden Monat zu uns, als wir noch alte Schlaguhren hatten. Ob wol das alte Eisoldchen noch lebt?" — „Der alte Eisold? Ich kenne ihn wohl," sagte Frau Schlurck. — „O," fuhr Dankmar fort, „ich kenne das alte Eisoldchen nicht; aber verlassen Sie sich darauf, er ist todt! Alle gehen hin, die noch etwas vom vorigen Jahrhundert in seiner Blütezeit haben. Vielleicht gelingt mir's durch Ihre Protection, Fräulein, einmal den Präsidenten in Tempelheide zu sprechen. Er ist für die Juristen beinahe unzugänglich und gibt vollends in Tempelheide nur Denen Audienz, die sich ihm im Interesse seiner Studien über die Thierseele oder mit dem Zeichen der Freimaurer nahen." — Melanie lächelte über die consequente Art, wie Dankmar seinen Charakter als Rechtsverständiger festhielt. „Anna von Harder," sagte sie, „die kann Sie bei ihm einführen."

Zufällig war der Wagen, in welchem Bartusch fuhr, dem der Justizräthin dicht zur Seite gekommen. Bartusch griff von den letzten Aeußerungen eine auf, die sich auf den alten Uhr-

macher Eisold bezog, und rief herüber: „Behüte! Der alte Eisold lebt. Brandgasse Nr. 9, im dritten Hof drei Treppen hoch. Hackert wohnt ja bei ihm."

Damit fuhren die Wägen wieder hintereinander und in der frühern Ordnung.

Die Erwähnung Hackert's brachte einen Mißton in die Stimmung der Gesellschaft, die im Wagen der Justizräthin saß. Lasally, der unterwegs oft an seine gerichtliche Untersuchung gedacht haben mochte, wiederholte: „Beim alten Eisold wohnt Hackert? Sieh! Sieh!" Die Justizräthin, die Melanie's Unruhe bemerkte, wollte die Wiederaufnahme dieses Gegenstandes vermeiden und fiel sogleich ein: „Brandgasse Nr. 9. Großer Gott! Wohnt dort der alte Mann in den jammervollen Häusern, wo die Armuth und das Elend hausen —!" — „Ist die Brandgasse nicht eine schmale, enge, alterthümliche Straße?" fragte Dankmar. — „In der Altstadt —" — „Wo nicht Sonne, nicht Mond hinein scheinen?" — „Uralte Häuser, die mein Mann administrirt —" — „Es sind Häuser —" — „Die der Commune gehören; Häuser, die am Eingang mit dem Kreuz und dem vierblättrigen Kleeblatt bezeichnet sind!" — Dankmar horchte auf. — „Die Stadt zieht aus diesem Elend und Jammer," sagte die Justizräthin, „jährlich bedeutende Summen. Man glaubt es nicht, was Alles auf den Ertrag dieser Höhlen der bittersten Armuth angewiesen ist. Ich versuchte sonst, sie zu durchwandern und mich nach den Leiden dieser hier eingepferchten Bevölkerung zu erkundigen; aber ich verzweifelte beim Anblick und hielt ihn auf die Länge nicht aus. Zuletzt konnte ich nicht mehr thun, als mich an die Gesellschaft der Frauen anschließen, die sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, diesen Armen beizuspringen, und gern würde ich thätiger im „Frauenverein" mitgewirkt haben, wenn ich nicht von diesen Damen immer hätte hören müssen, das Christenthum wäre solchen Unglücklichen nützlicher als frische Wäsche. Zu dumm für solche Sätze, zog ich mich zurück und beschränkte mich auf Geldbeiträge." — „Diese Häuser gehören zu der Erbschaft —" sagte Dankmar vor sich hin und verfiel in ernstes Nachdenken.

Lasally erwachte aus seinem Grübeln und sprach mit einem Griff in die Tasche: „Beim alten Eisold? Himmel! Jetzt begreif' ich die Form dieser Kugeln. Es sind ja Uhrgewichte!" Damit zeigte er die bleiernen, kleinen runden Körper, die man anfangs für Spitzkugeln gehalten hatte und die in der That für Uhrgewichte gelten konnten. Lasally wünschte weitere Erörterung, Dankmar'n drängte die Frage nach dem Verhältniß des

Justizraths zu jenen Häusern in der Brandgasse, von denen man sagte, daß von ihnen die städtische Commune mit unnachsichtlicher Strenge Abgaben eintreibe. Melanie aber machte durch ein einziges: „Ich bitte!" und ein Zurückstoßen der von Lasally dargehaltenen Kugeln oder Uhrgewichte der weitern Erörterung ein Ende und brach kurz und entschieden von einem Gegenstand ab, der jede der in diesem Wagen befindlichen Personen anders und entgegengesetzt, Keinen in erfreulicher Art aufzuregen schien.

Mit dem Kommen der flachern Gegend war auch das Wetter unfreundlicher geworden. Es fing zu regnen an. Man schlug wol die Halbverdecke auf, aber dabei blieben die Herren ungeschützt und mußten sich mit Regenschirmen behelfen. Das gab eine unerquickliche Fahrt. Melanie und die Mutter hüllten sich in Mäntel. Jene band sogar einen Schleier über den Hut und verbarg sich wie eine verhüllte Nonne in einer Wagenecke, sich ganz ihren Betrachtungen überlassend. Nur zuweilen blitzten die großen braunen Augen zu Dankmar hinüber, wenn er gerade nachdenklich in den Wald starrte oder zu den immer dichter heranziehenden Wolken aufsah. Die Kutscher trieben die Pferde an.

Trotz des strömenden Regens waren Dankmar'n alle Stellen erinnerlich, wo er vor wenig Tagen mit dem jungen Prinzen, für welchen er hier nun selbst gehalten wurde, in nähere Berührung gekommen war und seine Gedanken mit einem Mann ausgetauscht hatte, der kein Tischler sein konnte. Um sechs Uhr war man im Heidekrug. Er erkannte den lustigen, jetzt nüchternen und verdrießlichen Hausknecht Dietrich, die rührsame und unpolitische Liese, deren geschriebene Rechnung Hackerten noch in schlimme Händel bringen konnte. Aber zu lange konnte er kaum beim Vergangenen verweilen; Alles, was ihn an Schlurck, den Heidekrüger, die Wahlen und den Wagen, der hier mit seinem wiedergefundenen Verluste, den alten Papieren des Tempelhauses in Angerode, gestanden hatte, erinnerte, verdrängte die Ueberzeugung, daß sie hier wirklich den Geheimrath von Harder eingeholt hatten. Da stand sein Landau, von Regen triefend; da der Meublewagen, die Arche Noäh, wie sie jetzt von Melanie genannt wurde; da sah er am Stall die beiden Gendarmen und die Leute des Intendanten, die von da aus den mit einer eisernen Stange verschlossenen Wagen streng bewachten. Wie sich Alles sammelte, über das Wetter klagte, Zimmer, Speisen verlangte, wie die Hunde an den Ketten rissen, Bello kläffte, Einer sich da, der Andere dorthin verlor, da war Das ein Durcheinander zum Einbüßen aller Besinnung. Melanie flüsterte Dankmar'n, als er

ins Zimmer trat, das ihm die Liese für diese Nacht anwies, die kurzen, aber bedeutungsvollen Worte zu: „Wie und wo das Bild herkommen soll, das weiß ich noch nicht! Aber Sie haben es morgen!“ — Dankmar wollte zärtlich erwidern. Sie schnitt seine Worte ab und sagte nur: „Da ich nicht weiß, wie ich Ihnen das Bild zustellen kann, so lassen Sie die Nacht über die Thür Ihres Zimmers offen! Hören Sie?“ Damit verschwand sie und überließ Dankmar'n dem Erstaunen über Etwas, was ihm unmöglich schien. Dann öffnete er trotz des Regens das Fenster des kleinen dumpfen Zimmers, um frische Luft zu athmen. Es war ihm nicht lieb, daß er diese Kammer als jene erkannte, in welche man Hackerten geführt hatte, als man ihm nicht sagen wollte, daß er im Schlaf gewandelt. Das Heu, das damals von Hackert aus dem Stall mitgebracht wurde, lag nicht mehr im Zimmer. Dafür war der Heidekrug zu reinlich gehalten. Aber die Erinnerung blieb und sie erschreckte ihn.

Den Abend über ging es verworren genug in diesem Hause und auf dem Hofe zu. Die schöne Einheit der Gesellschaft war durch das Wetter und die breite Souverainetät, womit sich die Excellenz des Wirthshauses und der besten Zimmer bemächtigt hatte, gestört. Jeder aß für sich. Die Damen hatten sich zurückgezogen. Der Versuch, nachdem der Regen mit Sonnenuntergang aufgehört hatte, das Freie zu gewinnen, den Garten zu besuchen, in den Wald, an den er grenzte, einen Blick zu werfen, scheiterte an den stehenden Wassern und dem feuchten Grase. Dankmar war überrascht, sich so plötzlich allein zu wissen, kaum selbst noch von Melanie beachtet. Er hörte nur Treppauf, Treppab rennen, sah öfters auch den Geheimenrath den Kopf zum Fenster hinausstecken, vernahm auch, daß die Bedienten in Bewegung waren. Aber so sehr durch dies Alles seine Neugierde gesteigert werden mußte, so ergab er sich doch in das Unabänderliche und überließ es der Zukunft, in das Chaos, das auf seine Brust gewälzt war, Licht zu bringen und seine Stimmung in leichtere Gefühle aufzulösen.

Im Wirthssaale traf er bald mit dem reichen Banquier von Reichmeyer, bald mit dessen Schwager Lasally zusammen. Man berathschlagte über die vorsichtigste Art, zum sichern Nachweis der Hackert'schen Frevel zu gelangen. Dankmar, dessen Besorgniß über das von ihm an Lasally abzuliefernde Pferd immer mehr stieg, schloß sich ihrer Entrüstung mit aller Entschiedenheit an und weigerte sich keineswegs, die etwa verlangten gerichtlichen Zeugnisse abzulegen. Reichmeyer war über Hackert weniger

unterrichtet als Lasally. Dieser gestand, als Dankmar vom krankhaften Zustande des Nachtwandelns sprach, dies bedauernswerthe Uebel des Burschen, wie er ihn nannte, ein, bemerkte aber, die Discretion verböte ihm, über die wahren Ursachen dieses Zustandes ausführlicher zu sprechen. „Jedenfalls," sagte er, „werden Sie zugestehen, daß es ein Unglück ist, wenn Spitzbuben große Männer sein wollen! Deshalb ist die Polizei, das Zuchthaus und im Nothfall jede andere Beschimpfung da, um solchen Talenten die Ueppigkeit zu vertreiben." Dankmar fand diese Aeußerungen zu unbehaglich, um länger dabei zu verweilen. Dennoch gefiel ihm, daß Lasally etwas Offenes hatte. Als sie Beide im Saal allein waren und einander ihre Cigarren anrauchten, sagte der Stallmeister ganz frei heraus: „Sie sind Prinz Egon von Hohenberg! Man weiß es. Warum wollen Sie sich vor mir maskiren? Ich stand mit dem Grafen d'Azimont in Verbindung. Er kam vor einigen Jahren aus Paris, ich sollte ihm seinen Stall completiren und bin darüber noch mit ihm in Verrechnung. Von seinem Verwalter erfuhr ich, daß Sie im Incognito Ihre Güter besuchen wollen, zum größten Jammer der Gräfin, die Sie liebt —". Dankmar redete ihm diese Ansicht entschieden aus, indem er ihm die Wahrheit gestand, soweit sie hierher gehörte. „Ich bin ein einfacher Jurist," sagte er, „Dankmar Wildungen ist mein Name, aber ich bin ein Freund des Prinzen. Ich bemerke, daß man sich gegen mich vorsichtig, behutsam, ja mißtrauisch benimmt. Reden Sie Jedem den wunderlichen Verdacht aus!" — „Auch Melanien?" fragte Lasally, die Augen halb zudrückend. — „Auch ihr," sagte Dankmar. „Sie hat mir Theilnahme bewiesen, aber es fängt mich zu verdrießen an, wenn sie mich nicht wegen meiner selbst schätzt, sondern um eines Mißverständnisses willen." — „Sie selbst lieben sie also schon!" sagte Lasally. „Und deshalb eben möcht' ich, Sie wären wirklich Prinz Egon!"

Man störte Beide in dieser wunderlichen Erklärung. Lasally wurde abgerufen und Dankmar schritt in verdrießlichster Stimmung im Wirthszimmer auf und ab. Da trat dann noch der Heidekrüger auf ihn zu, der von der helldorfer Wahlbesprechung zurückkam und überrascht war, sein Haus so gesegnet mit Gästen anzutreffen. Er erkannte Dankmar'n wieder, hörte von ihm die genaue Angabe der Personen, in deren Gesellschaft er angekommen war, und erwiderte auf die Frage wegen jener politischen Versammlung, die Dankmar an ihn richtete, mit einem sonderbaren Gemisch stattlicher Würde, aber auch ebenso großen

Selbstvertrauens. „Es wird nun doch dahin kommen, daß man mich, nicht den Justizrath wählt,“ sagte er, „Es ist nicht möglich, sich dem Vertrauen seiner Mitbürger zu entziehen. Ich habe mich lange gesträubt, ein so wichtiges Amt, wie das eines Volksvertreters anzunehmen; allein der große Augenblick und die Gefahr, worin sich das Vaterland befindet, reißt Jeden fort, auch Den, der nur geringe Gaben hat und die, die er vielleicht besitzt, nicht wie ein Gelehrter ausbilden konnte. Das Ministerium schwankt. Es wird sich nicht halten können und was an mir ist, so würd' ich der Letzte sein, der es von seinem Falle retten hilft. Keinem genügt es, dem Adel nicht, dem es zu frei, dem Pöbel nicht, dem es zu gemäßigt ist. Die Verwirrung in der Hauptstadt soll grenzenlos sein und umsichtiger, besonnener, ruhiger Vaterlandsfreunde bedarf es mehr denn je. Ich bringe wenigstens meinen guten Willen mit.“ — Indem brachte die unpolitische Liese ein Packet frisch angekommener Zeitungen, das sie vor ihrem Herrn unwirsch hinwarf. Es waren deren eine so reiche Auswahl, daß Dankmar sagte: „Alle neuen Zeitungen? Sie treiben ja Politik wie Metternich!“ — „Das sollte Sie freuen, bester Herr,“ erwiderte Justus, die Blätter begierig auseinanderfaltend. „Das Licht besserer Erkenntniß, die Verbreitung der Hülfsmittel, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, thut noth. Wir haben früher auch in den Zeiten des Drucks, wo unsere Klagen in dem jämmerlichen Institut der Provinzialstände ungehört verhallten, nicht die Hände in den Schoos gelegt. Sehen Sie, daß ich mich wohl vorbereitete auf eine bessere Stunde und las, was uns frommen kann, nun sie endlich geschlagen hat.“ Damit öffnete Justus die Thür eines Nebenzimmers. Es war ein Cabinet, traulich und fast wie das Studierzimmer eines Gelehrten anzusehen. Da waren Epheuranken am kleinen Fenster, Vogelbauer hingen mit einigen schon schlummernden Canarienhähnen, ein Stehpult mit einem Drehstuhl davor zeigte Spuren fleißiger Benutzung sowol des Tintenfaßes wie der Streusandbüchse. Das Auffallendste aber war eine reiche Bibliothek. Hinter den Glasfenstern eines hohen Bücherschranks las Dankmar in der Abenddämmerung an dem Rücken der Bücher: Rotteck's Weltgeschichte, Das Pfennigmagazin, Welcker's Staatslexikon und eine Menge von Schriften, die früher zu den verbotenen gehörten und meist in Altenburg, Hamburg oder im Auslande erschienen waren. „Diese verbotenen Bücher,“ bemerkte Justus, „enthielten viel Falsches, allein man mußte sie sich anschaffen, um auch das Gute sich anzueignen,

das sie mit dem Falschen zugleich brachten.“ Als der Heide-krüger das Kämmerchen wieder geschlossen hatte und nach den Zeitungen griff, um mit großer Spannung selbst noch in der Dämmerung, ehe man Licht brachte, ihren Inhalt zu überfliegen, rief er aus: „Ist's denn möglich! Diese albernen sogenannten Eingesandts! Sieht man nicht jeder Unterschrift an, daß sie von Menschen herrührt, die gleichsam dem Landesfürsten sagen wollen: Merkst du dir denn auch meinen Namen? Unterstützest du mich denn auch bei Gelegenheit oder befiehlst den Ministern, meinen Sohn zu befördern? Da flucht ein Rittergutsbesitzer der Umgegend über die Demokraten und unterschreibt sich groß und breit mit seinem ganzen Major außer Diensten und allen Kreuzen, deren Inhaber oder Ritter er ist. Aber wir Alle wissen, daß dieser Herr Vom Busche neulich die Dreistigkeit hatte, an den König zu schreiben, seine Tochter müßte nun wol auch Pianoforte lernen, er könnte ihr aber, da er fünf Kinder hätte, kein Instrument kaufen, ob sein allergnädigster Fürst und Herr nicht die Gnade haben wollte und ihm für seine treuen Dienste —“ — „Ein Pianoforte kaufen?“ fiel Dankmar ein und setzte hinzu: „Und ich glaube fast. der Mann wird das Pianoforte bekommen?“ — „Er hat es schon,“ sagte Justus. „Ja, ja, die Geheimnisse unserer fürstlichen Chatoulle gäben das unterhaltendste Buch, das einem hamburger Buchhändler nur verboten werden könnte.“ — „Eigentlich,“ rief Dankmar aus, „müßte den König nicht Zorn, sondern Scham ergreifen, wenn er sähe, worauf er die Behauptung seiner Vorrechte gründet, wenn man solche Adressen schreibt und schreiben läßt! Sind das freie, unabhängige Menschen, die da mit sich selbst beschränkendem, lohndienerischem Unterthanenverstande seiner Gewalt zustimmen? Nein, es sind Die, denen die alte Ordnung der Dinge Vortheile brachte, die sie bei der neuen zu verlieren fürchten. Die Demokratie mag manchen verdächtigen Ansprüchen einen schimmernden Namen geben, aber so auf die Lüge gebaut ist sie nicht, wie bei uns die Vertheidigung des alten beschränkten Landeskinder-Gehorsams. Menschen, die nie einen andern Blick in die Zukunft warfen, als einen, der bis zu ihrem nächsten Gehaltstage oder bis zu ihrem Avancement reichte, geben sich plötzlich das Ansehen, politische Gedanken haben zu wollen und den Thron zu befestigen, indem sie ihn auf ihren eigenen Egoismus bauen!“ Dankmar ging noch einige mal im Saal auf und ab. Er war in einer Stimmung völligen Sichvereinsamtfühlens, sodaß er in Sehnsucht nach Melanie sich verzehrte. Er dachte: Wo ist noch ein Trost für

unbefriedigte Gemüther unserer Zeit, als in der Liebe? Wo ist noch die Bürgschaft, daß in Schrecken der Empörungen und Kriege, in schaudervollen Gerichten der Rache noch sich Etwas vom Ewigen und Menschlichen erhält, als in der Liebe? Wo werden noch Worte des Lebens gesprochen, wo rinnen noch Thränen der Freude, wo weht noch der Hauch stillen Einverständnisses, wo ist noch Liebe, als — in der Liebe! — Die Herren wollten noch trinken. Dankmar lehnte die Einladung ab. Er warf sich in seinem kleinen Zimmer auf's Lager.

Es mochte allmälig gegen zehn Uhr sein. Er hätte schon eingeschlafen sein sollen; die Erschöpfung dieser Tage hatte seine Nerven bis zur Krankhaftigkeit abgespannt. Aber eben vor Uebermüdung konnt' er nicht schlafen. Die Fenster hatte er geschlossen Er riß sie wieder auf. Die runde volle Mondscheibe konnte am bewölkten Himmel nicht überall hervortreten, noch drückte Gewitterschüle die Luft, so feucht die Erde schon war, so frisch es schon herüberduftete von den durchnäßten Tannen im Walde.

Es war nicht ruhig im Heidekrug. Er hörte die Säbel der Gendarmen, hörte laut lachen und ein Hin- und Wiederhuschen auf dem Corridor. Die Thür ließ er unverschlossen. Mußt' er nicht annehmen, daß ihm Melanie plötzlich wie im Traum erscheinen wollte? Was hatte sie vor? Wie konnte sie sich das Bild aneignen aus einem Raum, der bewacht und verschlossen war? Wird sie den Intendanten foppen? Seiner Eitelkeit schmeicheln? Ihm unmögliche Versprechungen machen? Sogar die Eifersucht ergriff ihn, so lächerlich ihr Gegenstand war. Er warf sich auf das Bett, dessen unheimliche Erinnerung an Hackert er nicht loswerden konnte. Er blieb angekleidet, wie er war.

Nach einer Weile ließ sich doch der Schlaf nicht zurückweisen. Er verfiel in einen halb wachen, halb träumenden Zustand, der sich ihm eine Zeit lang bleischwer aufs Auge senkte. Dann fuhr er wieder empor. Er mußte eine halbe Stunde so gelegen haben. Das Zimmer war hell. Die Wolken hatten sich etwas verzogen und ließen dem Mond Raum, sein goldgelbes, fast zehrendes Licht auszugießen.

War es die Erinnerung an Hackert, an dessen nächtlichen Gang auch am Schlosse, den Egon beobachtet und ihm erzählt hatte, war es die Erinnerung an Hackert's gespenstisches Hinschreiten über die Wiese zum Ebereschenbaum, wovon der Jäger gesprochen, seine eigene Begegnung mit ihm am Thurm und sein

Verschwinden zur Waldschlucht und dem Kreuze hin, wo des Sägemüllers Nantchen verunglückt war; waren es all diese Erinnerungen an das dunkle phantasmagorische Leben eines Andern oder war es seine eigene nervöse Reizung, es kam ihm vor, als fühlte auch er die ziehende, magische Gewalt der Mondstrahlen, das Verzehrtwerden von jenem trockenen, ausgebrannten Himmelskörper, der so geheimnißvoll auf die Erde wirkt, als fühlte auch er das Schwinden in das geisterhafte Licht hin. Er legte sich und glaubte zu schlafen, schlief und wachte, wachte und schlief.

War es ein Traum? War es eine wirkliche Erscheinung? Er sah die Thür sich leise öffnen, er hörte sie knarren, Tritte schleichen. Es kam ihm der Gedanke: Das ist Melanie! Er blinzelte auf und schloß die Augen wieder. Bleischwer lag eine räthselhafte Gewalt auf seinen Sinnen, er mochte sich erheben und konnte nicht, er mochte reden und der Mund war krampfhaft geschlossen. Wie Musik flog es um ihn her. Er fühlte jene Schwingungen der Seele, die uns oft sind, wie die Vorahnungen der Seligkeit und wie der Tod uns nahen mag. So zerfließen . . . so hinübergehen . . . so sterben!

Er täuschte sich nicht. Es war ein nächtlicher Besuch, den er nur zu begrüßen und anzureden keine Kraft hatte. Nicht aber Melanie war es. Eine männliche, edle Gestalt beugte sich über ihm nieder. Er sah, er fühlte die Annäherung. Er sah, der Fremde hatte ein Bild in der Hand. Es war rundoval. Die Farben darauf waren blaß. Der goldene Rahmen glänzte matt im Mondenschein. Es war das Bild einer jungen schönen Frau und Der, der es trug, war Ackermann, der Amerikaner. Leise trat der nächtliche Besuch näher, neigte sich über Dankmar, küßte abwechselnd das Bild, abwechselnd die Stirn des halbwachen Schläfers. Dann war das Bild verschwunden. Der Fremde, derselbe, den man Ackermann nannte, des holden Selmar Vater, blieb noch. Nach einer Weile zog er das Portefeuille aus der Brust, neigte sich über Dankmar und — Dankmar hörte Etwas, wie das Klingen eines Instruments — er hörte einen Schnitt wie von einem Messer — nein, er fühlte ihn und an sich selbst. Aber es schmerzte nicht, verwundete nicht. Seine müden Augen fielen zu. Er wollte den Traum nicht stören. Das Mondlicht that den Sternen der Sehkraft wehe. Aber die Gestalt war keine Täuschung gewesen. Der Amerikaner trat zurück und betrachtete eine Locke, die er sich eben von Dankmar's Haupt geschnitten, küßte sie und legte sie mit Rührung in sein

Portefeuille. Das Zimmer wurde dunkler, die Wolken traten vor den Mond. Die Erscheinung war verschwunden.

Als sich Dankmar aufrichtete, war es ihm noch, als hörte er die Thür klinken. Aber Alles war jetzt still. Alles dunkel, der Mond war dicht verhüllt. Er konnte nichts unterscheiden. Du hast geträumt! sagte er sich, und schön geträumt. Dankmar glaubte geträumt zu haben und so schwer lag die Ermattung auf ihm, daß er für Alles, was hier Wahrheit sein mußte, jene Gleichgültigkeit empfand, die die gewaltigste Reaction der Natur verrieth. Er sah nach seiner Uhr und glaubte den Zeiger schon auf Eins gerückt zu erkennen und doch war es finster. Er kleidete sich in zwei Minuten völlig aus und warf sich ins Bett, unbekümmert um Alles, was ihm noch eben Freude oder Schmerz, Antheil oder Widerwillen eingeflößt hatte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er erwachte. Er sprang aus dem Bett und erstaunte, daß seine Uhr bereits über sieben zeigte. Seine Toilette machen, nach frischem Wasser klingeln, war das Eiligste, woran er zunächst denken mußte. Du hast dich verspätet, sagte er sich, den lang' entbehrten stärkenden Schlaf hat die Natur mit Gewalt eingefordert. Von elf bis sieben Uhr —! Du Schläfer und welch ein Schlaf! Wie bleiern lag es in deinen Gliedern! So tummelte er sich fort. Und als er mit der Bürste durch sein Haar fuhr und vorm Spiegel stand und sich den gewohnten Scheitel ordnen wollte — Was ist Das? mußte er nun rufen. Ein Büschel Haare fehlte ihm dicht über der linken Schläfe . . . Er besinnt sich auf die Nacht! Auf den Traum! Nein, kein Traum! Hier fehlt das Haar . . . die Locke wurde abgeschnitten. Er sah sich im Zimmer um. Der Gedanke an das Bild ergriff ihn mit Zauberkraft. Das Bild hatte er gesehen. Ackermann hatte es gehalten, hatte sich über ihn geneigt mit dem Bilde. Selmar's Vater —! Wie war Das? Er rückte den Tisch, die Stühle, er warf das Bett auseinander. Siehe, da ist das Bild! Ein weiblicher, schöner Kopf in blassen Pastellfarben . . . Hinten befand sich ein starkes Brett. Das Bild war viel schwerer, als es seinem Umfange nach hätte sein sollen. Er zweifelte nicht, daß es ein Geheimniß enthielt. Die Feder, die es durch einen Druck auf das Glas öffnete, zu suchen, trieb ihn die Neugier. Als er aber einige male vergebens über das Glas gefahren war, hier drückte, dort schüttelte, es von allen Seiten betrachtete und nichts sogleich von einer geheimen Oeffnung entdeckte, war er froh, nicht in Versuchung zu gerathen

und das Bild Egon so übergeben zu können, wie er es empfangen.

Jetzt hätte er rufen mögen: Melanie! Selmar! Er hätte sich Ackermann an die Brust werfen mögen ohne Erkennungszeichen, ohne Geheimbund, ohne zu wissen, wer er war und was er glaubte und dachte. Er riß die Thür auf und rief nach dienenden Wesen, der Liese, dem Dietrich. Niemand hörte. Doch war Alles in Bewegung. Trepp auf, Trepp ab, hörte er rennen, toben. Man klopfte, schrie, man drohte. Was war? Was ist? Hatte man das Bild vermißt? Rasch kehrte er zurück und verbarg es.

Da tritt die Magd ein und erzählt ihm in ihrer polternden Art: Es wär' ein Unglück geschehen, man könnte den Intendanten nicht finden. Der Heidekrüger wäre außer sich. Alle seine Bücher hülfen ihm nun nichts. Auf dem Heidekrug wäre ein vornehmer Mann verloren gegangen!

Dankmar bat, ihm ruhiger zu berichten. „Gestern Abend noch spät," sagte die Liese, „erlaubt der gnädige Herr den Gendarmen und Dienern im Saal auf sein Wohl zu trinken und geht dann zu Bett. Die zechen und stehen schwer im Kopf auf und gehen zu Bett und es wird Tag und der große Wagen fährt fort, ehe noch der gnädige Herr geweckt ist. Der einzige Diener, der zurückgeblieben, wartet und wartet, der Herr kommt nicht. Excellenz! Excellenz! heißt es. Man findet die Thür offen, das Bett so gut wie unberührt, der Herr muß in der Nacht aufgestanden sein und ist nun nicht da. Man sucht ihn überall. Er ist nirgend. Ganz gewiß, er hat ein Unglück gehabt. O diese Zeit! Dies Leben hier! Wer hält Das länger auf dem Heidekrug aus!"

„Aber so fragt doch die Damen, mit denen ich kam!" rief Dankmar. — „Die sind schon in aller Frühe fort." — „Melanie, Madame Schlurck und die Andern?" — „Alle fort, schon um fünf Uhr. Das Fräulein sagte, Sie wollten mit Ihrem Einspänner allein bleiben und später fahren. Der steht unten und wartet. Das Hündelchen winselt nach Ihnen. Hören Sie's denn nicht?" Bello kratzte an der Thür. Dankmar öffnete. Das Thierchen humpelte zu seinem interimistischen Herrn. „Und Ackermann und Selmar?" fragte Dankmar. „Kam nicht gestern Nacht noch ein stattlicher Herr mit einem Knaben hier an?" — „Freilich! freilich!" sagte die Magd. „Es war ja fast Zwölf. Sie waren so durchnäßt, daß wir Angst hatten, sie

würden uns krank werden. Aber die sind nun auch schon fort. Eine Stunde später als die Andern. Und eben vor einer halben Stunde fuhr der große Wagen ab, die prächtige Karosse des Geheimraths steht unten, man denkt, er steigt jeden Augenblick ein und nun suchen wir ihn —"

Man hörte jetzt draußen auch den Heidekrüger lärmen und laut sein Befremden äußern. „Excellenz! Excellenz! Herr Geheimrath!" rief man in alle Winkel hinein und in alle Gruben hinunter, ja in solchen suchte man den geheimen Rath, die man sonst nur für den geheimen Unrath bestimmte.

Dankmar, mit seinem Taschentuch sorgfältig das Bild verbergend, stieg die Treppe hinunter, sah sich die Verwirrung eine Weile mit an und erstaunte, daß der Heidekrüger, der Staatserretter, der Lafayette und Washington, den Kopf verloren hatte. „Denken Sie sich," sprach er zu Dankmar mit leichenblasser Miene, „wie mir so Etwas begegnen muß! Wie sonderbar kann man Dergleichen auslegen! Ein hoher Beamter des Hofes, Mitglied des Neubundes, eine Stütze der Reaction, Gatte einer einflußreichen Dame, die in der Politik eine große Rolle spielt, verschwindet spurlos in der Wohnung eines zwar nicht wühlerischen, aber freigesinnten Gesinnungsmenschen! O mein Gott! Habt Ihr denn überall geforscht, Alles aufgedeckt? Alle Gruben? Alle Gelegenheiten, wo Jemand in stiller Nacht mit einem Licht verunglücken kann? Was werden die Sängers, die Vom Busches und die Sengebuschs sagen!" — Dankmar beschwichtigte seine Besorgnisse mit der festen und ungeheuchelten Ueberzeugung, daß sich diese Angelegenheit völlig natürlich lösen würde. Da er wußte, daß hier eine Schelmerei Melanie's im Spiele war, so zeigte er sich selbst über sein natürliches Mitgefühl hinaus sorglos und lachte, als er sah, wie und wo man die vornehme Excellenz Alles suchte.

Ueber Ackermann's Benehmen und mögliche Beziehung zu Melanie oder zum Geheimrath erfuhr er nichts. Hier war ihm ein völlig unlösbares Räthsel. Mit dem letzten Rest der Hakkert'schen Anleihe bezahlte er seine Zeche und wollte von dannen fahren unter lautem Jubelgebell seines Hundes. Da trat die Liese heran und Dietrich und Beide wollten Dankmar'n die Zügel nicht geben. „Auf wen wartet Ihr denn noch?" sagte Dankmar. „Auf Ihren Kutscher, Herr! Hier ist auch noch das Geld von neulich. Wir haben's an den Justizrath noch nicht anbringen können — er mag's nun ihm selbst geben." — „Mein Kut-

scher? Hackert? Wo ist er denn? Ihr Leute irrt Euch! Ich kam allein. Kein Wort weiß ich von meinem Reisebegleiter von neulich — Und Ihr saht ihn wirklich?"

Dietrich pfiff, als wollte er Hackerten ein Zeichen geben. Die Liese drängte, Dankmar sollte das Geld an sich nehmen. Dieser weigerte sich und erklärte, mit dem unheimlichen Gast in keiner Verbindung zu stehen.

Daß Hackert auf dem Heidekruge in dieser Nacht gesehen worden, blieb ausgemacht. Die Aussagen der Leute stimmten zu sehr überein. Man suchte nun auch ihn.

Da sich jedoch keine Spur weder von ihm noch von dem Geheimrathe finden wollte, so fuhr Dankmar von dannen, nicht wenig betroffen und erstaunt über das sonderbare Zusammentreffen so vieler räthselhaft sich durchkreuzenden Thatsachen. Eine Gewaltthat, Das wußte er, war nicht an dem Geheimrath verübt worden, höchstens ein Abenteuer, wovon Melanie den Schlüssel und dessen eigentlichen Kern, das Bild, er selbst besaß. Er fuhr rasch von dannen und konnte noch die Gleise der Wagen und Pferde sehen, die den Langschläfer im Stich gelassen hatten. Er erreichte sie ebenso wenig wie den Wagen, mit welchem Ackermann und Selmar, vielleicht auf Nebenwegen, ebenfalls vor ihm abgefahren waren.

Es währte bis zur einbrechenden Nacht, bis er sich endlich Tempelheide genähert. Sinnend warf er einen Blick auf den Landsitz des alten Präsidenten. Ein Rabe saß auf dem Schornstein und schien das Wunderhaus für die sternhelle und monddämmernde Nacht zu bewachen. Dankmar überließ es seinem lahmen Begleiter Bello, zu dem steif und ernst dort oben thronenden Vogel verdutzt und wie auf dem Anschlage hinüberzuschauen. Er kümmerte sich um nichts, was rechts und links lag. Mit unwiderstehlicher Macht nur trieb es ihn zu der großen Stadt hin, die nun endlich zu seinen Füßen lag und der Schauplatz neuer Erlebnisse für ihn werden sollte.

Wie der Wagen die kleine tempelheider Anhöhe hinunterrollte und er zur Allee einlenken wollte, die an den Eisenbahndurchschnitt führte, hörte er wieder dasselbe melodische Gesäusel aus dem Schlosse, das ihm noch von seiner Ausfahrt her erinnerlich war. Er mußte stillhalten, so bewegte ihn der harmonische Lufthauch. Es war nächtliche Ruhe. Im abgemähten Felde, auf der Wiese zirpten nur die Grillen. Es waren schon die Herbstesvorahnungen der Natur. Die Kirche stand im Mond-

schein. Die Bäume säuselten und die Lüfte klangen in dem sanften Moll, in dem die Windharfe gestimmt war, die unter den Tannen hing. Es war ein Accord, der die Stimmung seiner eigenen Seele aussprach. Zärtlich hoffend, aber tief wehmüthig. Ja, sagte er sich, noch geschehen Wunder! Noch helfen unsichtbare Geister an unserm Wirken mit und das Schicksal ist keine leere Fabel —!

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Neue Menschen.

Die vielthorige, in breiter Fläche gelegene, laut rauschende Residenz hatte seit einigen Jahren ein neues Viertel gewonnen, das man seiner vielen schönen, von den vornehmsten Herrschaften bewohnten Häuser wegen das diplomatische nannte. Es lag außerhalb der längst durchbrochenen Ringmauer in einer Gegend, wo früher nur Felder waren. Eine sich rund schlängelnde Nebenstraße lenkte von der staubigen schnurgraden Hauptallee ab und bot rechts und links zwischen hohen Bäumen, Gärten und jungen Anlagen ein Gemisch von Villen dar, die, ohne nach einem bestimmten Plan angelegt zu sein, darin eine harmonische Wirkung übten, daß sie im Styl und der gefälligen Ausschmückung der nur aufs Comfortable gerichteten Theile sich wechselseitig überboten. Vor den Villen lagen kleine Gärten mit kleinen Springbrunnen oder einfache englische Boulingreens. Sogar in der gefälligen Verzierung der eisernen Gitter suchten sich die Besitzer oder die reichern Abmiether anderer auf Speculation gebauter Häuser zu übertreffen.

Ziemlich in der Mitte dieser vom Gewühl der Stadt entrückten Niederlassung lag ein ganz besonders hervorstechendes, geschmackvoll angelegtes Landhaus. Es war von stattlicher Breite und mit den obern Mansarden gerechnet fast dreistöckig. Das obere Dach war in italienischer Weise platt und rings mit einem eisernen Gitter geschmückt. Zwei Balcone hingen an den Fenstern der Hauptetage, zeltartig überwölbt mit roth- und grau-

gestreiftem Damastzeug und unter diesen vor der Sonne schützenden Dächern mit den farbigsten Blumen geschmückt. Die Einfahrt geschah durch eine gußeiserne Pforte von geschmackvoller Zeichnung. Auf einem gekieselten Wege gelangte man zu einem epheu- und weinumrankten Ueberbau an der rechten Seite des Landhauses, wo die Wagen anfuhren und Strohdecken bis zu den Stufen des Eingangs hinauf gelegt waren. Ein Gebüsch von Rosenhecken an dem Gitter entlang versteckte den Einblick in den einfachen Vorgarten. Zierlich rankten sich die Rosen durch das eiserne Gitter hindurch, ein Anblick, der manchen sinnigen Wanderer stillstehen und ihn freudig oder wehmüthig Italiens gedenken ließ. Die Fenster waren von außen mit langen, gleichfalls roth- und graugestreiften Staubgardinen verdeckt. Nach hinten lagen auf der einen Seite Ställe, Remisen und ein Wirthschaftsgebäude; nach der andern erstreckte sich ein Anbau bis in den Garten, der umfangreich die sorgsamste Pflege verrieth und in seinen äußersten Grenzen noch von den Treibhäusern und der Wohnung des Gärtners eingefaßt war.

Der nur einstöckige hintere Anbau des Hauses endete nach dem Garten zu in einem Salon und einer Veranda. Beide hingen zusammen und waren nur durch hohe Glasthüren getrennt. In diesem Salon sah Der, der eintreten durfte, Divans, Causeusen und die ganze übliche Ausstattung einer reichen und, wenigstens nach der Mode beurtheilt, geschmackvollen Ausstattung. Die Fenster waren von buntem Glase und warfen blaue und rothe Lichter von magischer Wirkung auf das glatte Getäfel des gefälligen Gesellschaftsraums. An den Wänden, die mit eingebrannter Wachsmalerei geziert waren, rankten sich aus weißlackirten Untersätzen Epheustöcke empor und versteckten ihre äußersten Spitzen hinter den schweren gelbseidenen Gardinen, die, oben sich von den Fensterrundungen herab senkend, hinter schwere Rosetten zurückgesteckt waren. Die grünen Zweiglein suchten nach der Sonne, deren Licht die Nahrung ihres Lebens ist. Vom Plafond, der gleichfalls mit enkaustischer Malerei glänzend überzogen und mit Goldleisten eingefaßt war, hing ein geschmackvoller Kronleuchter von Bronce und Krystall herab. An den Wänden sah man zwischen den sechs Fenstern (drei lagen auf jeder Seite) Beleuchtungsglocken, die Abends ihren Schimmer durch ein mattes rothes Glas warfen.

Durch diese Räume nun schritt, von der Garten- oder Hofseite herkommend, in Begleitung einer ältern Dame stattlichen Aussehens, die Besitzerin dieser comfortablen Wohnung. Es

war eine hohe magere Gestalt, in eleganter Morgenkleidung. Die Dame war nicht mehr jung und schien auch auf den Schein Dessen, was sie nicht mehr besaß, keinen allzu lebhaften Anspruch zu machen. Sie trug ein weißseidenes Bandeau um das strenge, früher vielleicht wenn nicht schön, doch interessant gewesene Haupt mit den dunkelumschatteten, scharfstechenden Augen. Der große weiße Kaschmir-Schlafrock war mit grellstem seidenen Roth gefüttert und gab, wenn er aufschlug, der stolz daherschreitenden Frau ein Ansehen, als wäre sie für den Purpur geboren. Sie hatte ein feinbattistenes Spitzentuch in der Hand, womit sie zuweilen über die hohe Stirn fuhr, um die Spuren der Hitze oder irgend einer gewaltigen Anstrengung, die sie überstanden zu haben schien, zu tilgen. Das weißseidene Bandeau, das mit einem Zipfel über den noch an den schwärzesten Haaren reichen Hinterkopf fiel, gab ihrem Blick etwas Scharfes und Stechendes, fast wie vom Ausdruck eines Raubvogels. Nach vorn war über dem sonst ebenholzschwarz gewesenen Haare schon ein leichter Anflug künftigen Silbers sichtbar. In einem gewellten Scheitel lag dies grauschimmernde Haar über der Stirn und den Schläfen. Das Bandeau schien die Unentschlossenheit anzudeuten, ob sich die Dame bereit erklären sollte, ganz im grauen Haare, das mancher geistreichen und doch noch leidenschaftlichen Matrone schön stehen kann, ausdrücklich ihren Stolz zu suchen oder es vorläufig noch so viel wie möglich zu verbergen.

Hinter der Dame und ihrer ältern Begleiterin, die etwas gebückter, etwas hinfälliger ging, aber doch unter der feinen breitkantigen Spitzenhaube die List und Schlauheit ihrer Augen nicht verbergen konnte, folgte ein Bedienter, der ein silbernes Wasserbecken und ein feines damastenes Handtuch trug. Seine Gebieterin tauchte die schöngepflegten langfingerigen Hände mehrmals in das Wasser, ihre Begleiterin nahm von einer in einer Ecke des Saales stehenden Etagère ein Krystallflacon und spritzte von dessen wohlriechendem Inhalt noch in die silberne Schüssel. Dann nahm die Gebieterin das Handtuch, trocknete sich sorgfältig und schickte den Bedienten mit dem Befehle fort, daß Ernst, sowie er vom Schlosse wieder zurück wäre, unverzüglich zu ihr kommen sollte. Als der Bediente gehen wollte, rief sie ihm noch die Frage nach: „Und Franz ist mit dem Landau noch immer nicht da?“ — „Vor einer Viertelstunde ist er gekommen, Excellenz!“ war die Antwort. — „Ich will ihn sogleich sprechen!“ — „Excellenz haben bestellt, daß er aufs Schloßamt kommt, sowie er steht und geht;“ bemerkte zögernd der Diener. — „Und ich sage,

er soll erst zu mir kommen und nicht wie er steht und geht. Er soll sich reinigen und wie es sich gehört anziehen. Wenn ich ihn gesprochen habe, erst dann geht er zum Geheimrath."

Der Bediente murmelte ängstlich ein „Zu Befehl!" und ging mit dem Wasserbecken und dem Handtuch über die Veranda in den Hof zurück, von wo alle Drei und zwar aus der großen Wagenremise gekommen waren.

Pauline von Harder — denn in ihrem Hause befinden wir uns — warf sich erschöpft und misgestimmt auf eines der rings im Ueberfluß vorhandenen Polster und sprach zu Charlotte Ludmer, ihrer vieljährigen Wirthschaftsführerin und vertrautesten Freundin, die so eben ein großes langes Papier auf den Tisch gelegt hatte, mit matter Stimme die Worte: „So haben wir denn wirklich Nichts gefunden und alle Mühe, alle Umsicht und Sorgfalt sind vergebens gewesen!"

„Ich komme immer mehr auf die Ueberzeugung zurück," sagte Charlotte Ludmer, die Vertraute, indem sie eine kleine Dose von gedrechseltem Horn aus ihrem Rockschlitz griff und wie ein Mann in aller Form eine Prise nahm, „daß die Sage von den für die Veröffentlichung bestimmten Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda von Hohenberg ein leeres Gerücht ist."

„Unsern Untersuchungen nach zu schließen," sagte die Geheimräthin Pauline von Harder, „möchte man glauben, daß du Recht hast, Charlotte. Haben wir wol eine Spalte, eine Ritze unerforscht gelassen! An jeden Boden klopften wir, ob er hohl ist, in jedes Polster fuhr ich mit diesem spitzen Dolch, den mir einst Rodewald in Italien schenkte, und von dem ich nie geahnt hätte, daß ich mit ihm noch nach den Spuren seines Verraths suchen würde — Charlotte, wie schmerzliche Erinnerungen weckt mir doch das Andenken alter Zeit —!"

„Gib die tödtliche Waffe her, Kind," sagte die Aeltere und griff nach einem verrosteten Stilet, das die Geheimräthin aus dem Brustschlitz des eleganten Kaschmir-Schlafrocks gezogen hatte. Es war ein florentinischer Dolch mit damascirter Arbeit auf den drei Kanten, von zierlich gearbeitetem Griff, eine Schlange vorstellend, die sich so eigenthümlich ringelt, daß die Hand bequem in einer ihrer Windungen ruhen konnte. Der Dolch selbst aber war eine lang aus dem geöffneten Mund hervorgestreckte Giftzunge, dreikantig, dünn und vom härtesten Stahl gearbeitet. „Gib ihn her, Kind," wiederholte die Ludmer, als ihn Pauline zu ernst betrachtete.

„Ha! Es war in Verona," sagte Pauline träumerisch.

„Wir hatten Romeo's und Julien's Grab gesehen und scherzten darüber, daß der Unverstand der Zeiten einen Futtertrog für Pferde hat daraus machen können oder aus dem alten Futtertroge, wie Rodewald in seiner scharfen, ungläubigen Weise sagte, später das Grab der Julia! Es ist dreißig Jahre her und noch seh' ich uns wie heute, als ich, krank damals und elend, an seinem Arm hing und wir vom Tode sprachen, der mir damals als eine so leicht zutreffende Möglichkeit bevorstand. Rodewald stieg langsam mit mir auf einen Hügel vor der Stadt und zeigte mir die große in Sonnenglanz hingegossene Ebene. Ergriffen von all dem Licht, dem Sonnenschein, dem Grün, dem duftigen Nebel, dem Violet der fernen Berge und dem blauen Aufblitz einer Ecke vom Lago di Garda, sagte er: Wenn du stirbst, Pauline, so wirst du mir schwerlich ein Restchen Gift zurücklassen, wie Romeo Julien. Da muß es ein anderes Mittel sein! Und damit zog er den Dolch, so daß ich aufschrie und zurückfuhr. Ach, es war nur ein Scherz von ihm, er glaubte gar nicht an meine Krankheit, er glaubte noch weniger an meinen Tod und an den seinigen — am wenigsten. Es stand ihm aber doch schön, so halb zu spielen und halb zu philosophiren! Ich entriß ihm den Dolch. Er lachte und sagte: Er hätte sich ihn, während ich in der Santa Maria die Gräber betrachtete, bei einem Alterthümler gekauft. Mir Albernen war es Bedürfniß, seine Worte für Ernst zu nehmen! Ich ergriff das tödtliche Instrument, verbarg es und gab es ihm nicht zurück —! Zwei Jahre darauf, in Landeck, da hätt' ich es ihm allerdings selbst in die Brust stoßen mögen und als ich genas, ja, da, in Ems — da mir selbst!"

„Pauline! Pauline!" rief die Ludmer und verbarg vor ihrer leidenschaftlichen Freundin und Herrin den Stahl; „wie kommst du nur auf diese alten Dinge zurück! Konnten wir denn auch nicht etwas Andres nehmen, um damit alte staubige Polster zu durchstechen!"

„Wie ich so in den alten Geräthschaften Amandens wühlte," fuhr die Geheimräthin träumerisch fort und stützte den Kopf auf, der ihr brannte, „wie wehte mich's gespenstig an! Es war mir, als lebten wir Alle noch, sie die Elende, ich selbst noch wie einst — und Zeck stand plötzlich vor mir — ach, und was nicht Alles! Man soll den alten Plunder, womit sie noch im Tode auf dem Schloß kokettiren wollte, hinbringen, wohin man will! Es mag in ihm noch so viel Lüge und Verleumdung versteckt liegen — ich will nichts mehr wissen — nichts, nichts! — ich habe dies Leben satt! Leben mit Furcht das ist mehr als der Tod." Damit

erhob sich die wild erregte und leidenschaftliche Frau und schritt, heftig und von einer, wie es schien, unstillbaren Unruhe gequält, im Saale auf und ab.

Die Ludmer nahm in aller Ruhe eine Prise und lachte, daß das zahnlose Kinn wackelte. „Hi! Hi! Hi!“ schallte es durch den Gartensalon. — „Was ist?“ wandte sich Frau von Harder streng. — „Alles Das der Zorn,“ sagte die Alte, „daß unsere Mühe und Plage vergebens war. Nachlaß! Schulden hat sie nachgelassen. Das ist ihr Nachlaß! Die Geschichte von ihren Papieren war ein Schreckschuß. Wer hätte sie fortnehmen sollen? Ihre Pfaffen? Zeisel ließ ja sogleich Alles versiegeln und mit Beschlag belegen. Der Fürst wollt' es so und sie hatt' es selber angeordnet. Zwei Jahre stand's unberührt. Die Papiere sind verbrannt, wo kann was hingekommen sein? Und unten in der Remise — da haben wir seit heute früh Fünf bis jetzt um Elf Alles untersucht, wir sind matt und müde davon; wir haben uns, gut gerechnet, siebenmal waschen müssen von all' dem Staub und Moder und hinter keinem Bild, in keiner Schublade ist was zu finden. Von dieser Seite aus sind wir sicher und du hast alle Aussicht, unter die Heiligen zu kommen, was du doch wol willst! Hi! Hi!“

„Noch vor sechs Jahren,“ sprach jetzt die Geheimräthin ruhiger, „hätte über mich erzählt werden können, was da wollte! Es war eine Zeit, wo man noch die Leidenschaften als die Quelle edler Gefühle anerkannte. Aber jetzt, wo sich Alles verändert hat, wo das junge Herrscherpaar einen neuen Ton in die Gesellschaft einführte, jetzt wo sich Alles dadurch auszuzeichnen sucht, so gewöhnlich, so unscheinbar als möglich zu sein und nur den nächsten Pflichten zu leben, jetzt könnt' ich bei einer so wilden Zügellosigkeit der Urtheile und der völligen Schutzlosigkeit des Einzelnen gegen das Gewühl der Zeit, die Alles, das Beste, rasch verbraucht und als Dünger für Neues von sich wirft, eine solche Oeffentlichkeit der Rache nicht ertragen. Und glaubst du nicht, Charlotte, daß sie Alles, Alles weiß, von Allem, Allem unterrichtet war? . . .“ Die Alte schwieg und zuckte die Achseln. „Du hättest sie in deiner Amarantha schonen sollen,“ sagte sie dann. „Jedermann rieth auf Amanda und der Spott war unverkennbar. Nach Allem, was einst zwischen Euch vorging, nach Allem, dessen du dir, als kitzlich und zu heiß zum Anfassen, bewußt warst, hättest du lieber schweigen sollen, und du weißt, was ich überhaupt davon dachte, als du die Feder ergriffst!“ — Die Geheimräthin seufzte. „Das

ist vorbei," sagte sie dann. „Ja! Ich hätte dir folgen sollen. Ich schrieb, weil Alles schrieb, und da ich nichts erfinden konnte, so erzählt' ich, was ich oder Andere erlebt hatten. Ich streifte mit genauer Noth an Partieen vorüber, wo ich mich und Andere zu schonen alle Ursache hatte, und doch reizte mich der Kitzel des Spottes und der Trieb der Vergeltung. Ich fühlte, daß ich plötzlich in der Feder eine Waffe hatte, die mir damals allmächtig schien. Ja! Amarantha ist Amanda und sie ist es auch nicht. Ich ließ eine Magdalena fromm werden, aber Amanda konnte sich doch wol nicht in allen Sünden Amaranthens wiederfinden. Dennoch nahm man sie für Amarantha und ich erschrak genug, als ich eines Morgens einen Brief mit dem Postzeichen Plessen empfange und die einfachen, von einer mir wohl erinnerlichen Hand geschriebenen Worte lese: „Die Fürstin Amanda von Hohenberg schreibt keine Romane, aber sie schreibt Bekenntnisse. Die mag Gott richten!" Damals lacht' ich über die Drohung. Es schien mir die Drohung der Ohnmacht. Ich schwelgte in den Huldigungen, die die Gesellschaft meiner jungen Feder zollte. Aber die Gesellschaft ist nicht mehr die „Gesellschaft", die Fürstin ist gestorben, alle Welt erzählt von Denkwürdigkeiten, an denen sie in ihren letzten Lebensaugenblicken geschrieben hätte und Eines, Eines, Charlotte — die Zecks lebten auf ihren Gütern — hab' ich also nicht Ursache zu zittern?"

Die alte Freundin blieb bei ihrer unerschütterlichen Ruhe und erschöpfte sich in einer Menge von Trost- und Gleichgültigkeitsgründen, die auf eine leichte Ansicht vom Leben hinausliefen. Pauline hatte diese Ansicht früher auch getheilt. Daß sie jetzt nicht mehr davon getröstet wurde, das hing nicht etwa mit einer gesteigerten Innerlichkeit ihres Wesens, mit dem Gefühl der Reue und Besserung zusammen, sondern mit der eigenthümlichen Wendung der öffentlichen Verhältnisse, die ihrem Ehrgeiz Schranken setzte, an denen sie bis zur Verzweiflung bohrte und rüttelte, ohne sie erschüttern oder hinwegräumen zu können.

Zweites Capitel.

Die „Gesellschaft“ und die „kleinen Cirkel“.

Auf dem Thron des Staates, in dessen Residenz wir uns befinden, sitzt ein erst kürzlich an die Regierung gekommenes junges Herrscherpaar. Der frühere Monarch, ausgezeichnet durch hohe Tugenden der Mäßigung und Gerechtigkeit, hatte gewissermaßen die Zügel der Geistesrichtungen seines Landes sich selbst überlassen und dadurch ermöglicht, daß sich in der Familie und Gesellschaft ein von ihm selbst völlig verschiedenes Wesen entwickelte, eine gewisse ihn selbst ignorirende Genialität oder Starkgeistigkeit, wie man diese leichte Auffassung der Sitten und Ueberlieferungen im Gegensatz zu einer auf der andern Seite überwuchernden Bigotterie nennen konnte.

In dieser Zeit hatte Pauline von Harder geglänzt. Es war die Zeit gewesen, wo sie zwar den Ansprüchen ihrer damals noch sehr anziehenden Gestalt, den Ansprüchen der schönen Reste einer jugendlichen Epoche noch keineswegs entsagt hatte, aber doch schon nach mancherlei Unterstützungen des Einflusses greifen mußte, den sie auf die Gesellschaft ausüben wollte. Sie war lange zweifelhaft, ob sie, um bedeutend zu bleiben oder zu erscheinen, mit den Empfindsamen gehen sollte. Sie sah, daß diese Partei großen Einfluß hatte und über den nicht wieder verheiratheten greisen Landesfürsten Alles vermochte. Doch war die Maschine des Staats damals so einfach, der Gang der Geschäfte so trocken, die Politik so wenig anregend, daß es für guten Ton galt, sich nicht um das Oeffentliche zu bekümmern und lieber für Italien, die Kunst, die Literatur, die Dichter, die Virtuosen und die starken Gefühle zu schwärmen, als für die Welt und ihre nächsten Aufgaben. Pauline schlug sich zur fröhlichen Partei, zu Denen, die sogar am Schmerz eine Freude hatten, durch unverstandene Stimmungen sich verständlich machten und in der Zerrissenheit ihre wahre Einheit fanden. Sie hatte früher gemalt. Da jedoch die Malerei nicht aufregt und im Gegentheil Ruhe bedingt, so ergriff sie die Feder und warf in zwei Romanen, „Amarantha“ und „Nadasdi“, eine Menge jener vulkanischen Stoffe aus sich heraus, die sie, wie so viele andere weibliche Naturen damaliger Zeit, so auch in sich vorgefunden haben wollte. Amarantha galt für ein Bild aus der Wirklichkeit und wurde reißend gelesen. In der That hatte hier Pauline Alles zusammengerafft, was sie

nur, ohne indiscret zu erscheinen, von gestörten Eheverhältnissen, unverstandenen Seelenleiden, zerrissenen Freundschaften der höhern Gesellschaft beobachtet hatte. Sie hatte einige Gräfinnen, Baronessen, Fürstinnen in Conflicte ihrer nächsten Herzensinteressen gebracht und dabei die jungen Offiziere und Legationssecretaire die Rollen spielen lassen, die in alten Zeiten die St.-Preux's, die Werthers oder Roquairols spielten. Amarantha war die Heldin dieser Abenteuer, eine eitle, aus einer Hand in die andere fliegende und für jede neue Liaison und jede „Rupture“ immer die triftigsten Gründe anführende Kokette, die zuletzt, da sie Niemanden mehr gewinnen konnte, fromm wird, ins Kloster geht und dort einige komische Wunder thut. Das Ganze war mit unglaublicher Bosheit geschrieben und deshalb gewiß nicht ohne Unterhaltung, denn leider gehört die Malice jetzt zu den Musen; Apollo würde sie in unserm Jahrhundert als die zehnte seines Bundes nicht mehr zurückweisen dürfen. Die Malice erfindet, schafft, sie „macht“. Eine Zeitlang wenigstens dauern ihre Werke. Eine Zeitlang fesseln, unterhalten sie, dann zerstiebt ihre Composition und die zehnte Muse, die eben noch wie ein leichtes duftgewobenes Traumbild lächelnd vorüberschwebte, verwandelt sich in ein garstiges altes Hexenbild, mit Krallen an den Fingern und einem giftschäumenden Mund voll stinkender Zähne.

Nach der Dame „Tausendschön“, d. h. Amarantha, sollte der Roman „Nadasdi“ eine eigene Erfindung der Geheimräthin vorstellen. Mit diesem jungen Magyaren Nadasdi machte sie jedoch klägliches Fiasco. Kein Mensch mochte ihn lesen, so langweilig war die Geschichte eines schwärmerischen und sentimentalen ungrischen Husarenoffiziers, der in ihrem Roman sechs mal über Briefe, die er erhält, in Ohnmacht fiel. Man brachte in diesem selben Strudel, genannt die „Gesellschaft“, das Wort auf, wenn man sich langweilte, zu sagen: Ich nadasdisire mich. Man ließ z. B. in einem öffentlichen Blatt das Zeugniß eines Briefträgers abdrucken, der erklärte, Nadasdi wäre beim Empfange seiner Briefe nie ohnmächtig geworden, sondern hätte regelmäßig sein Porto bezahlt, ohne die Adresse zu lesen, hätte sich auf sein Kanapee niedergestreckt, türkischen Taback gekaut und seine Lieblingsbeschäftigung ergriffen, zu schlafen, was schon damals seine Kameraden nadasdisiren genannt hätten. O, an erfinderischer Bosheit fehlt es in der Gesellschaft für Den nicht, der sich in ihr zu weit hervorwagt, mehr Geist als die Andern haben will und dann einmal einen Unfall erlebt! Ein Kleider-

händler mußte in den Zeitungen Nadasdi-Schlafröcke ankünd'gen, womit nicht nur auf das Langweilige dieses Buches im Allgemeinen, sondern auch auf die Beschreibung eines gewissen Phantasie-Schlafrocks ihres Helden angespielt war, welchem die unglückliche Dichterin mehr als zwei Druckseiten ihres Werks gewidmet hatte.

Pauline gab nach dieser Demüthigung die literarische Laufbahn auf und befleißigte sich einer neuen „Läuterung". Sie nannte nämlich die Metamorphosen ihrer Beschäftigung „Läuterungen". Sie wollte alle Schlacken unreiner Empfindungen, wie sie in der Vorrede zu Amarantha und Nadasdi gesagt hatte, von sich werfen und sich in einen reinen Aether tauchen. „Ist Dinte ein reinerer Aether?" hatte einmal zu ihr Baron Otto von Dystra, der berühmte Reisende, gesagt. Zwar erwiderte sie diesem Sonderling, dem eben eine schwarze Sklavin gestorben war, die er sich aus Afrika mitgebracht hatte, sie hätte gehofft, allmälig so oft in diesem Aether zu baden, bis sie seinem Geschmacke entsprechen würde, allein ihre „Läuterungen" wurden ebenso verspottet, wie Nadasdi, dessen Schlafrock und dessen Ohnmachten.

Unentschlossen, wohin sie sich in ihrer Rathlosigkeit wenden sollte, überraschte sie und alle Welt der Thronwechsel. Ein junger Herrscher ergriff das Scepter anfangs mit schüchterner Hand. Als er aber eine junge liebenswürdige Gattin gefunden hatte und mit ihr einen gewählten Beirath vom Hofe seiner Schwiegerältern, als Mitgift, wie man spottete, trat er sicherer und selbständiger auf. Anfangs war nichts so sehr aus der Mode, als das junge Königspaar. Man beachtete es kaum. Man bespöttelte seine Neigungen und erklärte beide Theile für beschränkt. In kurzem aber wendete sich das Blatt. Das Herrscherpaar wurde Mode. Seine Gesinnung fing an den Ton anzugeben. Alles richtete sich nach jener neuen Sonne, der es wirklich, so hoch sie stand, zwei Jahre mühseligen Ringens gekostet hatte, durch die Wolken der „Gesellschaft" hindurchzudringen! Plötzlich kam nun das Einfache, „Seelenvolle", Bescheidene, Beschränkte, Häusliche in die Mode. Das „Geniale" wurde verabschiedet. Man las gerade nicht fromme oder frömmelnde Schriften, aber man las unschuldige, reine, seelenläuternde, naive. Die frivolen Sittengemälde der großen Welt wurden ignorirt. Man „portirte" sich für das Einfache, Naive, Ländliche. Pauline, noch niedergedrückt von ihrem Nadasdi, sah aus einer gewissen Einsamkeit, in der sie sich nach ihrem Falle hielt,

dieser Wendung der Dinge mit Ruhe zu. Sie wollte anfangs dieser neuen Mode nicht folgen. Sie hatte schon manche „Läuterung“ durchgemacht; aber bis zur Beschränktheit, sagte sie öffentlich, beschränk' ich mich nicht. Sie wollte nun Reisen machen und als Touristin wirken, worin schon andere schriftstellernde Damen soviel Muthiges und Leserliches geleistet hatten. Da brachen die großen politischen Umwälzungen aus. Das Reisen wurde unmöglich. Sie blieb daheim und gerieth in die große Strömung des Tages. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie abwarten sollte, woher der Wind käme und wohin er fahren würde. Sie fand die Heldengröße der Charlotte Corday ihr nicht ebenbürtig, aber die Roland, die hatte der „Gesellschaft“ angehört, die Roland war groß in der Gironde gewesen und sie versuchte es etwas mit Demokratie. Glücklicherweise kam sie damit zu spät. Die Demokratie hatte schon ausgespielt und kurz vor Thoresschluß konnte Pauline Niemanden mehr compromittiren. Nun gab ihr die sogenannte Reaction Gelegenheit, verschlagener zu wirken und mit geringerm Einsatz persönlicher Gefahr. Wie früher nichts unmodischer war, als sich um das junge Fürstenpaar und dessen kleine Theecirkel zu kümmern, so wurde nun gerade der Cultus der Anbetung des Monarchen zu einer Leidenschaft ganzer Stände. Pauline, am Bestand der Monarchie in der That durch ihren zweiten Gemahl interessirt, durch ihren Gemahl, der ihr jetzt plötzlich werthvoll und rücksichtswürdig erschien, Pauline warf sich über Hals und Kopf in das neue Element und leistete in dem System der unbedingten loyalen Hingebung und der conservativen Huldigung mehr, als sich bei eines Hofbeamten Gattin von selbst verstand. Sie war eine Hauptanstifterin contrerevolutionairer Schläge, sie half den Reubund begründen, sie wühlte bei den Wahlen mit beispiellosen Umtrieben, sie organisirte im Großen die Brotlosigkeit aller Kaufleute und Handwerker, die nicht unbedingt so wählten und stimmten, wie die Vornehmen und Beamten es verlangten.

Alles Das konnte jedoch nicht genügen, einen so unerschöpflichen Ehrgeiz zu befriedigen. Pauline erkannte plötzlich, daß sie im Grunde da nur Das that, was jetzt Jeder that, den sein in dieser Weise aufgefaßtes Pflichtgefühl trieb und spornte. Himmel! sagte sie sich eines Tages, was ich da jetzt Alles treibe, was ist denn Das anders bei Hofe als meine Schuldigkeit! Wozu nützt mir Das? Hebt mich's, fördert's mich? Welche Belohnung hab' ich davon? Pauline dachte in zu großartigem

Styl, als daß ihr dabei eine gemeine Anerkennung äußerer Form und äußern Erfolgs hätte einfallen können. Sie hatte nur ihre „Stellung“, ihre gesellschaftliche Bedeutung, ihren „Einfluß“ im Auge. Stand sie den Ereignissen nahe? Lenkte, leitete sie die hohe Politik? War sie auch nur allein den Damen vom diplomatischen Corps eine Erscheinung, der man huldigen mußte?

Als sie so verzweifelt in dem Gartensalon auf und abging und die leichten Trostgründe und Zureden der alten Charlotte Ludmer nicht hören wollte, wurde gerade die junge Flottwitz gemeldet, in dringenden Neubundsangelegenheiten; man wollte weibliche Arbeiten für verwundete Krieger verkaufen, die Ordnerinnen des weiblichen Neubundes sollten selbst vor den Verkaufsbuden zierlich gekleidet stehen und Käufer in einen Saal locken, über dessen Wahl sich die Flottwitz eben Raths erholen wollte.

„Nein, nein!“ sagte Pauline. „Ich bin nicht zu Hause.“ Die Flottwitz wurde abgewiesen. „Was soll ich mich,“ rief Pauline erregt aus, „was soll ich mich ferner mit diesen albernen Dingen quälen! Mögen Das die Frauen der Offiziere, die Weiber der Beamten und die Verwandten der Hoflieferanten betreiben! Bin ich dazu da, unterzugehen in der Masse? Hab' ich für all' meine monatlange Hingebung auch nur ein Wort der Anerkennung von oben her erhalten? Sie thun ja dort, als verstünde sich Das alles von selbst. Sie halten es ja für eine gemeine Pflicht, die uns Allen mahnend und schwer genug aufliege und wo wir unsern Dank darin finden sollten, daß man nicht guillotinirt wird oder seinen Adel verliert! Nein! Ich habe diese Demonstrationen satt. Die Flottwitz ist entweder eine Närrin, dann pass' ich nicht für sie, oder sie ist eine durchtriebene Kokette und weiß, wie schmachtend ihr diese Schwärmerei steht, dann pass' ich wieder nicht für sie; denn dieser äußerlichen eiteln Art, sich in die Oeffentlichkeit zu drängen, hab' ich längst entsagen müssen. Selbst die Trompetta hat den richtigen Instinct gehabt, sich von Dem, was große und massenhafte Demonstration ist, zurückzuziehen und sich auf Mission und ähnliches Kleinere zu beschränken. Sie hat wieder ihre alte Industrie hervorgesucht, wählt sich bescheidene Zwecke, die sie allein vertritt, läuft, rennt, bettelt, macht sich lächerlich, überall, und doch wird sie's erreichen, daß man drei Tage lang, wenn es erscheint, von ihrem Gethsemane spricht und daß sie die Ehre hat, in den kleinen Cirkeln des Hofes einen halben Abend lang besprochen zu werden, vielleicht es dort selbst den Herrschaften vorzulegen und zu

erläutern! Ah! Meine Schwester! Die weiß, wie man jetzt wirkt! Die lebt zurückgezogen, eine Einsiedlerin! Sie stickt, sie strickt, sie liest Pascal und Fénélon, sie musicirt Bach und Händel und ich schwöre, die Königin hat förmlich ein Gelüst, sie einmal bei ihrer Windharfe zu überraschen. Beide Majestäten wären glücklich, sie in dem alten Tannenparke von Tempelheide sprechen zu dürfen!"

Die Schwester Paulinens ist Anna von Harder. Beide, geborene Freiinnen von Marschalk, lebten schon seit Jahren in gespannten Verhältnissen. Es ist Dies um so auffallender, als auch Beide gegenseitig Schwägerinnen sind: sie heiratheten, freilich zu verschiedenen Zeiten, zwei Brüder. Dennoch fand keine Beziehung zwischen ihnen statt. Man kann nicht sagen, daß sich die Schwestern haßten. Sie lebten nur nicht füreinander. Sie hielten sich gegenseitig für todt. Anna von Harder pflegte, wenn man sie darum fragte, seufzend und tief erschüttert hinzuzufügen: Wir haben Ursache dazu!

Paulinens Ehrgeiz war jetzt der, in einer merkwürdig aufgeregten, alle geistigen Kräfte in Anspruch nehmenden Zeit von Wirkung und wahrem Einflusse zu werden. Andern und immer nur Andern die Wege ihrer Interessen zu bahnen, wurde ihr nachgerade zum Ueberdruß. Sie war vielgenannt, vielgerühmt, aber auch vielgeschmäht um Das, was sie kürzlich zu Gunsten der reinen Monarchie eingesetzt hatte. Und doch stand sie der eigentlichen Quelle der Ereignisse fern! Sie hatte auf allerhöchste Anerkennung, auf Theilnahme an den innern Vorgängen der Politik gehofft und nichts an jener Stelle gefunden, wo allein die Ereignisse bestimmt wurden, nichts als einen kalten Dank für ihre warme Hingebung an die „gute Sache". Das war ihr zu wenig. Die Ministerien wechselten, die Kammern, kaum zusammengetreten, wurden wieder aufgelöst, da war nichts zu erfahren, nichts zu eröffnen, nicht einmal ein Salon von Notabilitäten. Die alten geistigen Namen, die sie sonst fast jeden Abend bei sich versammelt hatte, waren erbleichte Sterne. Maler, Bildhauer, Dichter, Gelehrte — wer fragte noch nach ihnen in einer Zeit, wo nur Stimmen und wieder Stimmen — die Stimme hatten! Sie hatte sie auch nicht mehr einladen lassen die großen Männer von ehedem. Wer sprach von diesen alten Hof- und Geheimen Räthen! Wer bewunderte noch ein Gedicht, wer ein Bild, wer eine astronomische Entdeckung? Arme Begrabene! Von den Todten konntet ihr nur auferstehen, wenn ihr die Raserei der politischen Mänaden mitmachtet und in den Demonstrationen des

patriotischen Clubs eure Wiedergeburt feiertet! Armseliger Anblick eines mit Orden geschmückten berühmten Forschers der Wissenschaft, der im patriotischen Club lärmend, polternd, erhitzt neben einem Hoflieferanten sitzt, der sich durch den Muth, die ausübende Polizei zu unterstützen, ausgezeichnet hatte, neben kleinen, leidenschaftlichen Geistern des Bureaus und der Kaserne, deren ganze Weisheit im Tumult des patriotischen Zornfeuers aufprasselt! Dann kamen die Deputirten an die Reihe der Gunst, Menschen, welchen die Zeit einige Bedeutung gab. Nur Wenige behielten sie, wenn sie nach dem Puppenspiel wieder in den Kasten der Verborgenheit zurückgelegt wurden. In dieser Sphäre fühlte Pauline den Puls der Begebenheiten schlagen, aber dicht am Herzen wollte sie sein, da, von woher die Arterien lebenskräftig strömten. Und dies Herz war nicht einmal in den Ministerien zu suchen, sondern es schlug Abends zwischen acht und zwölf Uhr in den sogenannten „kleinen Cirkeln", die sich um das junge Herrscherpaar versammelten.

Die „kleinen Cirkel" waren nicht nur die größte Auszeichnung bei Hofe, sondern auch ein Beweis des intimsten Vertrauens. Hier trat nur ein, wer der königlichen Familie die Bürgschaft der tiefsten Erkenntniß der Zeit gab. Die „kleinen Cirkel" regierten das Land, bestimmten die Richtung der auswärtigen Politik. Hier legten Gesandte ihre unoffiziellen Beichten ab, hier las man die Depeschen, die eben mit Kurieren oder dem Telegraphen eingelaufen waren. Hier trugen berühmte Gelehrte, die das besondere Vertrauen genossen, bei einer Tasse Thee ihre Ansichten über die Zeit vor oder erzählten, was sie neuerdings auf Reisen beobachtet hatten. Die „kleinen Cirkel" waren der Alp der Ministerien. Selten, daß hier Einer von den Männern, die die Woge des Augenblicks dem Hof als Minister zuwarf, Zutritt erhielt. Es gehörten dazu Eigenschaften, die nicht allein in der Kunde des Staats und seiner Verhältnisse lagen. Man mußte sozusagen auf den Ton des Herrscherpaars, besonders der jungen Königin, gestimmt sein. Wie Wenige waren Das von den trockenen Bureaukraten, den barschen Kriegern, den verschmitzten Rechtsgelehrten! Und doch fühlten sie Alle, daß in den „kleinen Cirkeln" die Parole des „Systems" ausgegeben wurde. Manches, was man hier wünschte, scheiterte vielleicht zum ersten male am Widerstande der Minister, zum zweiten male nicht mehr. Es gab tausend geheime Fäden, die plötzlich die scheinbar gesichertste Stellung von den „kleinen Cirkeln" aus umgarnt hatten und sie zu Falle brachten. So allmächtig ist in

der Monarchie Das, was von einem Dutzend kluger und treu-ergebener Menschensklaven als Idee des Fürsten und seiner nächsten Umgebung aufgegriffen und mit heiligem Eifer fortgepflanzt wird! Beförderungen, Unterstützungen, Stipendien waren die selbstverständliche Folge jeder Anregung, die man in diesen abendlichen Cirkeln gegeben hatte.

Zu den Theilnehmern der „kleinen Cirkel" gehörten außer dem General Voland von der Hahnenfeder, den man allgemein sozusagen für einen ideellen Goldmacher und sympathetischen Zauberer hielt, außer einigen gestürzten Staatsmännern des alten Regiments, einigen vielbelesenen, doch urtheilslosen Gelehrten, die man als Nachschlagewörterbücher und Dictionaires de poche benutzte und wie eine bequeme Lesebibliothek gleich bei der Hand hatte, mehre Damen: einige fremde Gesandtinnen, einige Frauen vom Hofe, vor allen die kluge und strenge Oberhofmeisterin Gräfin von Altenwyl. Diese, die frühere Erzieherin der jungen Monarchin, war ihr mit von der Heimath gefolgt. Pauline von Harder, die Gattin eines der ersten Hofbeamten, die Schwiegertochter des Chefs aller Gerechtigkeit im Lande, eine Marschalk, eine Baronin Ried aus erster Ehe, brannte vor Begier, in diese Cirkel aufgenommen und, wenn Dies nicht, ihnen wenigstens wichtig zu werden. Dies konnte sie seit lange um keinen Preis erreichen. Früher, als man das Herrscherpaar in der tonangebenden Gesellschaft umging und für beschränkt erklärte vom Standpunkt der Genialität, früher suchte sie die Auszeichnung nicht, woran ihr jetzt Alles lag. Sie hätte diese aber auch schon damals nicht gefunden. Es gehörte eben zum Charakter der Bildung, die in den „kleinen Cirkeln" waltete, die Stoffe, aus denen Erscheinungen wie Pauline von Harder gefügt waren, wenn nicht zu verachten, doch zu vermeiden, wenn nicht zu fürchten. Es war ein inneres Abgeneigtsein, das besonders die junge Monarchin gegen diese Richtung der freien Selbstbestimmung seiner Schicksale und wie die Lieblingswendungen einer schrankenlosen Leidenschaftlichkeit hießen, beherrschte. Der Monarch liebte die Geschäfte und pflegte kleine wissenschaftliche und Sammlerneigungen, seine junge Gattin aber, im Bunde mit der etwas prüden und über den Monarchen mehr wie über seine Gemahlin wachenden Altenwyl, hielten einen gewaltigen Schild vor ihn, um nichts an ihn heranzulassen, was irgendwie zu frivol in der Sprache der Zeit redete. Religiöse und sittliche Begriffe waren hier in steter Steigerung auf eine fast schroffe Höhe getrieben, während wiederum eine gewisse kindliche,

fast biblische Auffassung ihres schwierigen Lebensberufs diesem hohen Ehepaar das Gepräge naiver Einfachheit gab. Während der Adel, die Beamten, das Militair wild tobten und rasten, um sich nicht aus althergebrachten Ansprüchen entwurzeln zu lassen, sah das Monarchenpaar dem Kampf der Zeit mit Schüchternheit zu, rief oft, als wäre ihm hier nur eine Gottesprüfung beschieden, die innere Stimme des Gewissens in sich wach, und wäre vielleicht nicht abgeneigt gewesen, gegen ein erträumtes schäferhaftes Arkadien, wo Wohlthun und Liebe der einzige Beruf ihres Lebens sein konnten, eine Zeitlang vom Thron zu steigen und ihn — freilich dann auch keinem Nachfolger, sondern immerhin der Republik zu überlassen, bis man eines Tages sie oder ihre Kinder aus dem Arkadien irgend einer Verbannung glorreich wieder zurückberufen hätte. Obgleich nun aber ihre Ehe mit Kindern nicht gesegnet war und ihnen Prinz Ottokar, ein gewaltiger Kriegsfürst, folgen sollte, so ließen sie sich doch von Diesem zu keinem gefährlichen Entschlusse drängen, sondern wogen mit viel Sicherheit Dasjenige ab, was zur Zeit noch ihnen, nicht ihm gehörte und was sie, nicht er zu verantworten hätten. Ihre Hauptkraft lag in dem besonnenen Verstande der Altenwyl und einem gewissen mystischen Glauben an die Inspirationen des vielfach angefeindeten und von den strengen Monarchisten sogar gehaßten Generals Voland von der Hahnenfeder.

Für diesen Kreis war nun Pauline eine förmliche Idiosynkrasie. Man wußte zuviel des Zweideutigsten von ihr und ahnte dessen noch mehr, als man wußte. Schon eine Frau, die so gewaltig über einen beschränkten Mann, wie den geduldeten Intendanten der Schlösser und Hofgärten emporragte, war in jenem Kreise anstößig; denn man liebte zwar sehr das weibliche Uebergewicht, achtete aber äußerlich das schicklich Gleichartige in der Ehe und hielt auf Sitte und Gesetz. Von Verhältnissen, wie sie nicht sein sollten, galten sogar schon Citate für gefährlich. Man tadelte Paulinen vielleicht nie, weil man überhaupt vor fertig ausgesprochenen Urtheilen große Scheu hatte, aber der Trieb der Hinneigung fehlte. Pauline existirte für den Hof in Allem, was die allgemeineren Rechte der höhern Gesellschaft waren, sie fehlte nie auf der Liste der großen Einladungen, aber sie nahm diese nicht an, weil sie eben für die kleinen Cirkel nicht existirte. Sie besuchte nie eine Cour, nie einen Hofball, nie ein Concert, wozu die leidenschaftliche Musikliebhaberei des Königs öfters die Veranlassung gab. Sie wollte lediglich bei den kleinen Cirkeln sein, und da man sie dort nicht wünschte, so

haßte sie eigentlich jene Personen, die ertragen konnten, sie nicht zu sehen, sie nicht zu kennen. Sie haßte in den Personen heimlich sogar dasselbe Princip, dessen Vergötterung sie in ihrer Unterstützung loyaler Demonstrationen öffentlich so angelegentlich betrieben hatte.

„Ist es nicht empörend," rief sie nach der Abweisung der Flottwitz, „daß ich mich nun zwei Monate lang vergebens angestrengt habe, die Aufmerksamkeit der kleinen Cirkel auch nur obenhin zu erregen? Ich habe Altäre gebaut, haushoch mit Blumen bestreut, habe Weihrauch verbrannt, daß der ganze Staat wie eine Kirche nach dem Ambra der Liebe und des Vertrauens duftet und mit Alledem hab' ich nur meine „Schuldigkeit" gethan! Was stemmt sich mir entgegen? Bei dem Ankauf des Nachlasses der Hohenberg hofft' ich auf eine Annäherung. Ich fühlte, daß ich Misdeutungen zu vermeiden hatte und daß ich Das, was ich besitzen mußte, um nicht neue Qualen zu erleben, nicht selbst ankaufen durfte. Ich bringe Harder'n, auch gelegentlich die Trompetta dahin, die Damen am Hofe zu interessiren. Ich erlebe erst, daß aus einer von mir eingeleiteten Idee für mich selbst eine förmliche Demüthigung wird. Doch ich dachte: Lobt und preist nur die Fürstin, um die Verfasserin der „Amarantha" zu kränken! Ich habe doch meinen Plan! Allein der alte Feldmarschall in seiner Beschränktheit glaubte wirklich, mein Vorschlag wäre ein Act der Versöhnung, sprach darüber in den kleinen Cirkeln in meinem Interesse und der alte, kindische Graf Franken nahm meine Partei und rühmte schon damals, wie ich von meiner frühern Art ganz abgelassen hätte. Und doch — doch! Da schon gar keine Antwort aus dem Munde der Königin! Nicht ein Wort, nichts, nichts, als ein gnädiges Urtheil über „Nadasdi," den sie nicht so schlimm fände, als die Welt sagte. Dafür ein freundlicher, die Milde ihres königlichen Herzens rühmender Blick der Altenwyl — es ist mir Alles erzählt worden — und dabei blieb's und weiter sind wir nicht, weiter kommen wir nicht."

„Sind das auch alles Berichte, auf die man sich verlassen kann?" sagte die kältere Ludmer kopfschüttelnd. — „Der alte Graf erzählte ja den Vorfall bei der Werdeck . . ." — „Wie kannst du auf die Urtheile dieser wilden Frau hören!" — „Wild? Weil sie eine Polin ist, weil sie ein Vaterland hat, das sie liebt, weil sie den Fürsten, alle Könige der Erde haßt." — „Pauline!" — „Ha, ich fühle die Süßigkeit des Hasses! Ich hasse die Menschen, die sich einbilden, unentbehrlich zu sein! Wer

gibt Euch denn das Recht, Euch für so unendlich sicher zu halten, Ihr albernen —" — „Pauline! Pauline!" Die alte Gefährtin und Freundin schalt ernstlich diesen Ausbruch einer sich sogar den höchsten Personen feindselig zeigenden Gesinnung. Sie tadelte, daß Pauline von Harder den Major von Werdeck in ihren Cirkeln duldete, einen Offizier der Garde, der für liberal galt, weil ihn seine Gattin, eine geborene Polin, in andern Anschauungen erhielt, als in den hier zu Lande in militärischen Kreisen üblichen.

Pauline hörte auf nichts mehr. Sie hatte mit ihrem Dolch alle Polster des Mobiliars von Hohenberg durchstochen, alle Schränke, alle Schubläden untersucht und nichts von den Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda gefunden. Sie war unglücklich. Ein Schmerz weckt den andern. Die Last ihrer ganzen Stellung fiel ihr aufs Herz und mit einem Jammer, den die Ludmer nicht mehr trösten konnte, stieß sie Klagen aus, die Derjenige kaum verstehen wird, der so glücklich ist, nicht in der Sphäre der Hofgunst zu leben.

In diesem Augenblick trat der Bediente Ernst ein, derselbe kecke Bursch, dessen Art und Weise wir schon vom Thurm in Plessen her kennen. Er wollte nur einfach berichten, daß endlich Franz mit dem Landau angekommen wäre und sich sogleich melden würde. Als er rasch gehen wollte, hielt ihn die Ludmer zurück. „Dageblieben!" rief die Alte schnarrend und mit giftigem Blick. „Wir haben nun noch mit einander zu reden." — „Ja," sagte die Geheimräthin, aus ihrem Unmuth sich gleichfalls zornig aufraffend. „Das haben wir! Warum kommt Franz verspätet? Warum kommt der Landau nach dem Geheimrath? Was ist Das Alles? Was sind gestern Nacht auf der Reise für Geschichten vorgefallen?"

„Jetzt kommt das Examen über den Heidekrug!" dachte Ernst und biß die Lippen zusammen.

Drittes Capitel.

Das Examen.

Die Geheimräthin winkte. Ernst, der Bediente, der an der Thür des Gartensalons verlegen geharrt hatte, verstand das Zeichen seiner strengen Gebieterin, trat ans Fenster, öffnete —

da ihn die bunten Malereien der Scheiben ungesehen machten — und winkte hinaus in den Hof. Nach einigen Secunden trat noch der Bediente Franz herein. Dieser sah verstört und überwacht aus.

Die Ludmer fixirte ihn sogleich mit Habichtsaugen und griff zur Erhöhung ihrer geistigen Kraft und zur Unterstützung ihrer Würde in die Horndose, diesmal mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Ernst hat uns von einem Bilde gesprochen," begann die Geheimräthin zu Franz gewendet, „von einem Bilde, das der verdächtige Gefangene, von dessen Haft im Thurm zu Plessen ich Bericht erhalten habe, von der Wand hätte nehmen wollen. Er entsinnt sich nicht, was es darstellt?" — „Eine schöne junge Frau" — sagte Franz. — „Schön?" wiederholte die Geheimräthin mit einem eigenthümlich spöttischen Tone. — „Ganz blaß gemalt," sagte Franz und beschrieb ausführlich das uns bekannte Gemälde, indem er sich von seiner Verlegenheit allmälig sammelte.

Die Geheimräthin betrachtete die Ludmer mit den ihr gleichfalls eigenen großen stechenden Raubvogelaugen. „Entsinnst du dich, ein solches Bild in der Remise gesehen zu haben?" fragte sie erstaunt. — „Es sind im Ganzen vierzehn Bilder," antwortete die Ludmer. Ja, ja, und auch runde sind darunter und Pastellbilder —" — „Im Verzeichniß steht Alles genau angegeben," meinte Ernst, „und auch dies muß drunter sein."

Die Ludmer sah nach dem Verzeichnisse, das auf einem der kleinen Marmortische lag. Die Geheimräthin zählte die angegebenen Bilder und fand zu ihrem Erstaunen eins durchstrichen. „Wie kommt der Strich durch diese Nummer?" fragte sie mit großer Strenge.

Die Bedienten sahen auf das Verzeichniß und zuckten die Achseln. Sie wußten nichts, als daß Excellenz selbst die Liste bei sich getragen hätte.

In der Geheimräthin stieg ein Verdacht auf, ein immer lebhafterer, ohne daß sie recht wußte, wo sie ihre Vermuthungen anknüpfen sollte. Hier las sie von einem runden Bilde, in Medaillonform — ein solches hatte man entwenden wollen — und nun fehlte es! Zornig fuhr die Ludmer die Diener an, sie sollten nun gleich gestehen, wo dies Bild hingekommen wäre und warum überhaupt nun erst Franz mit dem Landau nachkäme.

Die Diener standen verlegen und blieben stumm. Die Frauen wußten, daß Beide gewohnt waren, immer nur den Willen ihrer Herrin zu thun und vom Geheimrath keine Notiz

zu nehmen, sie konnten kaum mistrauen. Es kam aber doch zu einigen Erörterungen. Die Diener sollten erzählen, was sich Alles zuvor auf dem Schlosse Verdächtiges ereignet hätte.

Wie groß war da Paulinens Bestürzung, als sie die durch Melanie's Mädchen entstandene Plauderei, die Hackert erfahren und Dankmar'n gemeldet hatte, nun auch ihrerseits in Erfahrung gebracht zu haben gestanden und der Geheimräthin eröffneten, es wäre später ein verdächtiger Mensch, der mit dem Handwerker im Thurm auffallend vertraut gewesen wäre, auf dem Schlosse erschienen, hätte dort bei den Damen außerordentliches Glück gemacht, den Geheimrath sogar in seinem Glanze sozusagen ausgestochen und man hätte sich zugeflüstert, dieser junge Mann wäre kein Anderer als der Prinz Egon von Hohenberg.

Einen heftigern Schlag konnte Pauline nicht fühlen. Der Sohn ihrer Todfeindin, ein junger Mann, der ihr gleichfalls aus vielen Gründen verhaßt war, erscheint auf dem Schlosse halb unerkannt und in dem wichtigen Augenblick, wo sie sich jedes von seiner Mutter nachgelassenen Schnitzels und Spans bemächtigen wollte, um gewisse alte Dinge im Keime zu ersticken. Sie wußte, daß der Prinz von Paris hier angekommen, dann sogleich verschwunden war, sie hatte durch Rapporte aus dem hohenbergischen Palais eine Ahnung von Dem, was die Diener erzählten und dafür als Jeanettens Quelle einen vom Justizrath Schlurck angekommenen Brief erwähnten. Sie sah ihre gewagtesten Vermuthungen bestätigt und mußte sich auf einem ihrer seidenen Polster erst sammeln, bis sie reden konnte.

Die Ludmer, umsichtiger, weil minder leidenschaftlich als ihre Gebieterin, setzte das Examen fort. Die Bedienten kamen auf die Vorfälle im Heidekrug. Daß dort der Fremde, in dem sie den Prinzen vermutheten, wieder auftauchte, erschien ihnen, sagten sie, auch da im höchsten Grade verdächtig, sie hätten dem Geheimrath es, wie sie sagten, „stechen“ wollen, aber — hier fingen die beiden geschäftigen Livréesclaven an zu stocken, zu erröthen, sich gegenseitig verlegen anzublicken.

Den Frauen entging davon nichts. „Was habt Ihr?“ hieß es. — „Nichts!“ war die zögernd gegebene Antwort. Aber bald sahen die Frauen, daß ihnen gewisse Dinge verschwiegen geblieben waren und daß sie sehr gut gethan hatten, dem später angekommenen Franz zu verbieten, sich erst aufs Hofamt zum Geheimrath zu begeben. Was wußten sie? Die Bedienten berichteten.

Sie wußten, der Geheimrath war gestern Nacht mit dem großen Meubleswagen angekommen, auf dessen Bock er, wie er sagte, aus Vorsicht bis zum Stadtthor selbst gesessen hätte. Später nahm er am Thor einen Fiacre. Die Frauen hatten den Geheimrath Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderstein beim Thee, nachdem sich der Maler Heinrichson entfernt hatte, über diese Sorgfalt schon gestern sehr ausgelacht und in der Freude, den möglichen Versteck von Memoiren, die zwei Jahre lang nicht erschienen waren und doch existiren sollten, unten ganz sicher in der Wagenremise zu wissen, ihn anerkannt und gelobt, trotz der lächerlichen Figur, die der ernste Mann auf dem Bock des Meubleswagen gemacht haben mußte. Jetzt aber erschien seine Aufopferung plötzlich verdächtig.

Man begriff nicht, wie er dem Franz hatte, wie dieser sagte, verschweigen können, daß er mit dem Transportwagen führe, und als sich dieser verwirrte und sein späteres Eintreffen keineswegs wie der Intendant, mit irgend einem Uebel der Pferde entschuldigte, mußte denn vorläufig schon die Wahrheit an den Tag, daß auch Ernst gestand, die Excellenz keineswegs sogleich beim Ausfahren auf dem Bocke bemerkt zu haben. Man wäre mit dem Transportwagen vorausgefahren, in der festen Meinung, der Landau käme nach, und als das eine Weile gedauert hätte und man an eine Ecke und sonst an sich schlängelnde Wege gekommen wäre und sich dem Glauben hingegeben hätte, der Landau wäre schon nachgekommen, da —" — „Da? —" — „Da —" — „Um des Himmelswillen," riefen die Frauen zu gleicher Zeit, „wo war denn da die Excellenz?" Franz war nun ebenso neugierig wie die Damen und blickte Ernsten an.

Als erst Ernst in äußerster Verlegenheit schwieg, dann zur Erde blickte und von der Ludmer ein wenig in handgreiflich Sokratischer Methode an der Schulter gerüttelt worden war, sagte Franz endlich: „Wir suchten Excellenz im ganzen Heidekrug und ich hätte schwören mögen, er wäre uns gemordet worden. Sein Bett war nicht berührt. Wie er am Abend ging und stand, so war er am Morgen verschwunden." Nun war es an Ernst, zu reden. Ueber und über roth, schwieg er noch immer. Pauline pflegte in jungen Jahren bei ähnlichen Fällen an ihren Leuten durch eine kräftig eingesetzte, mit Geschicklichkeit an die Wange applicirte Ohrfeige deren Trieb nach Wahrheit zu unterstützen. Schon fühlte Ernst Etwas von den Vorbereitungen eines Rückfalls in diese freundliche Ermunterungsmethode, als er lieber aus eigenem Anreiz der Wahrheit entgegenkam und

seine Bereitwilligkeit, Geständnisse zu machen, nun schon durch ein schadenfrohes, boshaftes Lächeln im Voraus ankündigte. „Aha! Er lacht! Was ist?“ sagte die Ludmer.

Ernst wandte sich nun wie verschämt um und meinte ganz einfach: „Das ist eine curiose Geschichte!“ Diese Einleitung genügte vollkommen und spannte die Neugier der Frauen aufs Höchste. — „Geheimrath waren wirklich mit uns gefahren auf dem Transportwagen,“ sagte Ernst schlau; „wir hatten ihn nur nicht gesehen.“ — „Nicht gesehen?“ fragte die Ludmer und ihre Gebieterin ergänzte mit ganz gewöhnlicher auf die Würde des Intendanten nicht Rücksicht nehmender Phraseologie: „Wo steckte Er denn?“ — „Drin im Wagen,“ sagte Ernst und platzte mit längstverhaltenem Lachen so hervor, daß die Toilette der Damen in Gefahr kam. — „In dem Transportwagen steckte er?“ riefen die Frauen. — „Excellenz saßen im Transportwagen drin und hatten auch drin geschlafen,“ fuhr Ernst fort. „Ja! ja! aus Wachsamkeit ganz inwendig geschlafen! Erst nachdem wir eine Stunde gefahren waren, hörten wir was wie sonderbar rufen. Es war, als spukt' es oder als wären Ratzen in den Meublen, so sonderbar klopfte es. Erst wußte die Gendarmerie nicht, wo das herkam. Hernach aber merkten wir's, daß es doch von inwendig kam und keine Ratzen nicht waren. Halt! dachten wir, da hat sich Einer drin gefangen und schon berathschlagten wir, was nun zu thun. Das Klopfen aber hörte nicht auf und statt jeder Antwort auf unser: „Wer ist denn da drinnen?“ bekamen wir wieder das Klopfen. Da machten wir denn die Stange los und machten sie behutsam los, wie wenn Einer Vögel lebendig gefangen hat und die Falle aufmacht. Wer kroch aber in Lebensgröße heraus? Excellenz! Von Fragens war natürlich keine Rede; denn Excellenz waren furchtbar ungnädig, winkten mit der Hand und setzten sich still vorn auf den Bock, wo sie sehr wenig gesprochen haben, nichts aßen und nichts tranken als blos eine Tasse Kamillenthee in einem Dorfe. Und Excellenz haben verboten —“ — „Verboten?“ rief die Geheimräthin mit satirischer, von der Vorstellung des aus dem Kasten kriechenden Gatten zum Lachen höchst geneigter Miene; „verboten, von dieser Aufopferung zu sprechen? Das Abenteuer ist ja amüsant, was ist denn da zu verbieten?“ Sie betrachtete dabei mißtrauisch und mit den Augen zwinkernd die Ludmer.

Die Ludmer aber lachte schon über die Maßen. Das Kinn wackelte ihr vor Entzücken über den eingeschlossenen Geheimrath und weit entfernt, dem Zusammenhang sothaner Misverständnisse

nachzuspüren, hielt sie sich einfach an das komische Factum, wie der hagere, steife, stolze Herr müßte ausgesehen haben, als er aus seiner Falle herausgekrochen wäre. „Falle, sagst du, Charlotte?“ wandte sich die Geheimräthin zu ihr. „Falle? Wie so Falle? Wer hat ihm denn eine Falle gestellt? Wie ist denn der Geheimrath hineingekommen in den Wagen, von dem mir doch gesagt wurde, daß er von Euch und zwei Bewaffneten bewacht war?“

Jetzt blickten die Diener wieder scheu zur Erde und verriethen, ohnehin durch die Confrontation verlegen, was ihnen Ferneres vorgestern Abend begegnet war. Dies kam darauf hinaus: Der Geheimrath hätte die übrige von Hohenberg nachkommende Gesellschaft, wie sie dachten des Prinzen wegen, mit großer Spannung im Heidekrug erwartet, wäre aber den Abend über nur mit Madame Schlurck und Fräulein Tochter zusammengewesen, wäre dann zu ihnen in den Hof gekommen, wo es vom Regen nicht zum Aushalten gewesen wäre und hätte ihnen gesagt: Kinder, wir sind hier sicher, ich will nicht, daß ihr des Wagens wegen um einen trockenen Platz kommt! Da geht hinauf und trinkt auf des Königs Wohl! Damit hätte er ihnen einen Thaler gegeben. Sie wären hinaufgegangen in die Wirthsstube und freilich sie müßten sich schämen zu gestehen, daß sie auf des Königs Wohl etwas zuviel getrunken hätten, woran die Gendarmen schuld wären. Nach einer halben Stunde wären dann Excellenz gekommen und hätten den Schlüssel zu der Eisenstange am Wagen verlangt. Er wollte Etwas nachsehen, hätt's geheißen. Sie hätten ihn natürlich begleiten wollen, allein Excellenz hätten es nicht leiden wollen und so hätten sie für des Königs Wohl gesessen, bis in die Nacht. Nachher wär' ihnen aber denn doch der Schlaf gekommen und die Sorge für den Wagen. Wie groß wär' ihr Erstaunen gewesen, als sie den Wagen in der Dunkelheit offen, die Stange aber mit dem Schlüssel an einem Ende baumelnd gefunden hätten. In Angst, es möchte der Geheimrath aus Vergeßlichkeit hier Gelegenheit zu einem Diebstahl gegeben haben, wären sie rasch bei der Hand gewesen, die Thür wieder zuzuschließen. Und da hätten sie ihren Herrn, der drinnen auf einem der Fauteuils wahrscheinlich eingeschlummert wäre, wider Wissen und Willen mit eingekerkert und einen so vornehmen Herrn gezwungen, die ganze Nacht in dieser elenden und bejammernswürdigen Lage zuzubringen.

Pauline hielt beide Hände über die Stirn und rief halb im Zorn, halb von einer so komischen Situation ihres Gatten amü-

sirt, laut aus, ob denn so Etwas menschenmöglich, nur irgend denkbar und wirklich glaublich wäre! Dann aber des sicher bei dieser Gelegenheit verloren gegangenen Bildes gedenkend, rief sie: „Was hatte er aber so spät in der Nacht in dem Wagen zu schaffen! Der furchtsame Mann, der des Abends nicht allein auf sein Zimmer hinaufgehen kann! Der Verschlafene, der wie die Hühner nach Sonnenuntergang kein Auge mehr offen behält!“

Ernst, wie immer lebhaft und an diese vertrauliche Art, über den Intendanten zu sprechen, im Hause längst gewöhnt, lachte und platzte mit den Worten heraus: „Nun, die Aeugelchen hat wol an dem Abend das Fräulein wach gehalten.“ — „Welches Fräulein —?“ — „Demoiselle —“ — „Demoiselle Melanie? Melanie Schlurck? Wie war denn Das? Was sah man denn? Was hörte man denn?“ — Wir lassen einen Vorhang fallen über die fernere Entwickelung dieser häuslichen Angeberei, die zu den allerdings wiederkehrenden täglichen Erscheinungen großer Häuser gehört, zugleich aber auch zu den Belegen raffinirter Entsittlichung. Die Diener wurden mit dem Bemerken entlassen, daß sie zwar für die Vernachlässigung ihrer Pflichten auf dem Heidekrug Strafe verdient hätten, indessen wollte man in Anbetracht ihrer sonst aufrichtigen Geständnisse Gnade für Recht ergehen lassen und ihnen nur diese Bedingung noch ernstlich einschärfen, daß sie die Mitwissenschaft der Frauen ihrem Herrn zu verschweigen und sich überhaupt im fernern Verlauf dieser Dinge zu erinnern hätten, von wem eigentlich ihr längeres Verweilen in einem so guten Dienste, mit dem in der Regel eine künftige Staatsanstellung als Castellan eines königlichen Schlosses verbunden war, abhinge, ob von Excellenz dem Geheimrath oder Excellenz der Geheimräthin. Die Diener gingen leise und erleichtert.

Pauline winkte nun der Ludmer und schlüpfte über einen kleinen Verbindungsgang aus dem Gartensalon in ihre Zimmer. Diese lagen je nach ihrer Stimmung nach vorn oder hinten. In dem Zimmer nach vorn empfing sie nähere Bekannte, in dem, das nach hinten lag, dachte und grübelte sie; beide waren durch ihr Schlafzimmer, einen nach beiden Seiten hin offenen Alkoven, getrennt. Das vordere Boudoir war ungemein geschmackvoll und auch ganz so eingerichtet, als wenn sie in ihm beständig verweilte. Ein Schreibtisch von Jacarandenholz, zierlich gearbeitet und mit den reichsten Schnitzereien eingefaßt, trug alle jene kleinen Geräthschaften, Briefbeschwerer, Siegel, Statuetten,

Visitenkartenhalter, wie man sie bei einer so gewählten Einrichtung anzutreffen pflegt. Alles lag hier durchaus zierlich und wohlgeordnet nebeneinander. Das Zimmer war hellblau. Die Sessel waren mit gelber Seide überzogen. Auch die Vorhänge fielen gelb von den im Sommer sonnengeplagten Fenstern herab. Hier sah man eine Bibliothek mit kostbaren Einbänden, eine Etagère mit den Souvenirs und Geschenken einer ziemlich langen Lebensperiode, dazwischen Blumen, geruchlose, des Schlafzimmers wegen, das durch einen schweren, ebenfalls gelbseidenen Vorhang von diesem Zimmer getrennt war. Das Schlafzimmer hatte kein eigenes Fenster und wurde nur durch die Fenster der beiden Zimmer, die es verbanden, gelüftet. Das Bett war einfach. Es verrieth in seiner geringen Aufladung einen abgehärteten, fast männlichen Sinn. Das war kein Bett zum Träumen, sondern zum wirklichen Ausruhen von ernstem Wachen! Ebenso war das zweite vertrautere Boudoir, das nach hinten hinausging zu dem Winkel, den im Garten der vorgeschobene Anbau des Gartensalons und das Frontgebäude bildeten, sichtlich nicht zum Staat bestimmt. Hier lebte Pauline, wie sie war. Zur Rechten lag der Eingang in eine große Garderobe, wo rings in Schränken an allen Wänden ihre Kleider hingen. In diesem zweiten Boudoir war alles grün. Auch der Vorhang, der nach dieser Seite das Schlafzimmer trennte, war grün, von einfacher Seide. Hier lagen Bücher und Schriften wild durcheinander, Papiere zerrissen im Papierkorbe, Siegel und Siegelwachs in reichster Anzahl und von wirklichem Gebrauch zeugend. Im blauen Zimmer mit den gelben Vorhängen sah man ebenfalls Spuren von Thätigkeit, auch einen Papierkorb, auch Siegelwachs und Petschafte, aber Alles höchst zierlich, lieblich, graziös, wie für den Gebrauch eines Elfen, einer Sylphide bestimmt. Im hellgrünen Zimmer mit den dunkelgrünen Vorhängen und Meubles dagegen traf man das wirkliche Leben seiner Bewohnerin. Da waren Schubfächer mit geheimen Druckern, Schränke, festverschlossen, Polster, die wirklich zerlegen und zersessen waren. Hier war Pauline wahr. Im Vorderboudoir gab sie einen gefälligen Schein.

Die Ludmer folgte Paulinen in das Zimmer Grün in Grün. Aufmerksam hörte sie ihrer Gebieterin und Freundin zu, als diese auf eine Ottomane sich werfend, ausrief: „Welche Entdeckungen! Welche Enthüllungen! Henning im Meubleswagen! Prinz Egon auf Hohenberg! Eine junge Kokette, die so liebenswürdig als geistreich sein soll und den Geheimrath

so aus der Façon bringt, daß er seine pariser Perrücke vergessen hat! Ein Bild, das über dem Wirrwarr verloren geht, vielleicht geraubt wird! Wer bringt Licht in dies Dunkel? Wer entwirrt uns eine Intrigue, die hier an den sichtbarsten Fäden uns umsponnen hält? Und bei Alledem, mag es sich entwirren wie es will, wer bringt uns das von Harder hier ausgestrichene Bild zurück, das vielleicht gerade die Denkwürdigkeiten meiner Feindin, die Rache einer Heuchlerin enthält! Denn ich besinne mich! Die Fürstin starb mit dem letzten Ausruf: Das Bild! Und die Familienbilder sollte Prinz Egon behalten." — „Man verlangt von Harder'n," sagte die Ludmer beruhigend, „einen genauen und unverhohlenen Bericht." — „Was kann uns Das helfen," antwortete Pauline, „wenn er selbst, wie es scheint, zu Denen gehört, die irgend eine schlaue Berechnung täuschte? Hat er wol ein Wort von Prinz Egon's Anwesenheit gesprochen? Er wird uns vielleicht nicht betrügen, gehört aber, wie wir Alle, zu den Betrogenen!" — „Es kommt auf eine Prüfung an," sagte die Ludmer, die sich mit Recht von Henning von Harder's Furcht vor seiner Gattin viel versprechen durfte. „Und Schlurck," fuhr Pauline fort, „der sonst so aufmerksame Schlurck, der mir nie Etwas verschwieg, was sich auf Egon bezog, er verschweigt mir diese Reise nach Hohenberg! Auch Zeisel hat mich vergessen, weil ich es nicht möglich machen konnte, ihm eine seinem alten Rang angemessene Versetzung zu verschaffen. Zeisel soll die Arrestation des neugierigen, sicher verkappten Handwerksburschen ganz oberflächlich betrieben haben. Kurz, ich bin nicht mehr Die, die ich war. Ich existire nicht. Man ignorirt mich. Man durchkreuzt mir die besonnensten Pläne. Man operirt, daß sie scheitern müssen." — „Du unternimmst zuviel," antwortete die Ludmer und war erfreut, beim ruhiger ausströmenden Schmerz der Gebieterin mit Anstand wieder eine Prise nehmen zu dürfen. „Du wagst dich an die schwierigsten Dinge, ohne dafür eine Anerkennung zu finden. Ich wünschte wol, du hütetest dich vor Schlurck —" — „Vor Schlurck? Wie so?" — „Seine Späße sind oft so bitter! Seine Mienen haben etwas Säuerliches, als wollte er sagen —" — „Nun? Was sagen?" — Die Ludmer stockte. — „Foltre mich nicht so!" fiel die Geheimräthin ein. „Verdächtige mir nicht meine besten Freunde!" — „Die dich benutzen und fallen lassen, wenn sie dich ausgepreßt haben." — „Schlurck mich benutzen?" fragte verdrießlich die Geheimräthin, deren Geschmack zugleich an dem Bilde von einer ausgepreßten, natürlich Citrone, kein Gefallen fand. — „Schlurck ist mir verdächtig" —

sagte die Ludmer. Ein so boshafter kalter Egoist." — „Ah! Bah!" antwortete die Geheimräthin. „Das verstehst du nicht. Das ist ein Philosoph und nach dem Abenteuer seiner Tochter mit Harder zu schließen, hat das Mädchen Laune und Geist. Ich muß sie kennen lernen —" — „Damit sie dich immer mehr umstricken? Immer mehr misbrauchen!" — „Misbrauchen? Wozu?" fragte die Geheimräthin ungeduldig. — „Der Obercommissär hat mir Alles erklärt und auseinandergesetzt!" — „Man muß gestehen," sagte die Geheimräthin bitter, „deine Verwandtschaft wirkt ungleichartig auf dich. Deiner Nichte weisest du die Thür und deinem sogenannten Neveu, der dich beerben wird, der jetzt schon sogar deine Verwandtschaft erbt, ohne je etwas Anderes gewesen zu sein als ein gewandter Intriguant und dein Liebhaber, was sagte denn Pax?" — „Als Obercommissär der Polizei kann Pax klar sehen," antwortete die Ludmer. „Er warnt vor Schlurck. Wenn Prinz Egon die Verwaltung seiner Güter übernimmt, verliert der Justizrath die Hälfte seiner Einkünfte. Die andere Hälfte kommt von der Administration der alten städtischen Häuser. Mit der sieht es gleichfalls nicht besser aus." — „Er wird sie behalten!" — „Denkst du? Jetzt, wo das Ministerium Alles daran setzt, diesen Proceß zu gewinnen?" — „Der Hof ist für die Ansprüche der Commune." — „Dank deinem Einflusse! Wie schlau weiß ihn dieser Schlurck nicht zu benutzen! Wie zerfloß er in Rührung, als du ihm sagtest: Die Königin misbilligt die Handlungsweise des Ministeriums und bietet Alles auf, der Commune ihre alten Schätze zu erhalten!" — „Kind! Er lachte darüber!" sagte die Geheimräthin. „Er lachte über die Geistesrichtung des Hofes, daß dieser sogar gegen seinen eigenen Vortheil gestimmt ist, wenn es sich um eine mittelalterliche Träumerei handelt. Du sprichst von meinem Einflusse! Soll das Spott sein? Anna! Anna! Meine Schwester! Das ist die Quelle, zu welcher Schlurck Zugang finden müßte! Anna wird entscheiden können —" — „Warum Anna?" — „Durch unsern Schwiegervater! Das Obertribunal wird in letzter Instanz enscheiden. Wer weiß, ob nicht das dringende Verlangen des Hofes, Anna's Bekanntschaft zu machen, mit jenem Proceß zusammenhängt!" — „Nimmermehr," sagte die Ludmer, die sich auf die Länge als eine kluge, praktische Frau zu erkennen gab; „nimmermehr, Herz! Solche Einwirkungen können wol den Untergeordneten einfallen, aber die Oberhofmeisterin, die Altenwyl, denkt an solche Pläne nicht. Man schätzt Anna, weil sie für anspruchslos gilt und sich ganz und aus-

schließlich der Pflege eines ehrwürdigen Alten widmet. Auch treibt sie alte Musik. Das ist allein schon hinreichend, ihr ein Lüstre zu geben, wie man's oben liebt. Rechnet man noch die Neugier hinzu, eine Frau kennen zu lernen, die von dir so verschieden sein soll, so ist Alles beisammen, was dort für sie spricht. An den Proceß denkt Niemand. Pax meint Das auch." — „Ich will es glauben," sagte Pauline, „was Anna's Beziehung zum Papa anlangt. Allein der Gegenstand, um den mich Schlurck neuerdings besucht, ist dem Hofe entschieden wichtig. Er wird besprochen und auf die Lösung ist man allgemein gespannt. Und so wunderlich ist dabei die Stellung der kleinen Cirkel zum Ministerium, daß beide verschiedene Zwecke verfolgen. Die Ministerien wollen die alte Erbschaft für den Staat und die kleinen Cirkel sind dafür, daß sie der Stadt verbleibt. Das wissen sehr Wenige und Keiner wird es begreifen, der sich nicht in die Natur dieser träumerischen Menschen da oben hineingefühlt hat. Und sind wir doch selbst an der Entscheidung betheiligt! Unser altes Familienhaus in der Stadt ist ein Johanniterlehn. Jahrhunderte lang zahlten die Marschalks eine geringe Abgabe an die Stadt, der die Rechte und Besitzungen übertragen wurden, als die alten Ritterorden protestantisch wurden und ihre großen Güter auseinanderfielen an den Ersten Besten, der in den Zeiten einer allgemeinen Verwirrung von ihnen Vortheil zog und Besitz zu ergreifen verstand. Wenn wir nun vom Staat abhängig werden, würde der Zins ohne Zweifel erhöht. So geringfügig dieser Grund sein mag, der auch uns sollte wünschen lassen, die Sache bliebe beim Alten, so habe ich doch dadurch ein geeignetes Mittel, den intimsten Wünschen der eigentlich einflußreichen und das Ganze regierenden Partei entgegenzukommen, und es ist wiederum eine unbegreifliche Vernachlässigung Schlurck's, daß er mir so lange nichts über den Gang dieser Angelegenheit berichtet hat."

Lange wogte so das Chaos von vielen ungewissen und quälenden Stimmungen und Betrachtungen in der ehrgeizigen, thatendürstenden Frau auf und ab. Was war da nicht Alles, das schattenhaft vor ihr auf und niedergaukelte! Liebe, Haß, Streit, Friede, Staat, Familie, die Welt, ihr Haus, ihr Herz — Alles war in Aufregung und keine Idee war da, die ihr als Stütze und Anlehnung in dieser Verwirrung hätte dienen können. Sie warf einen Rückblick auf die Vergangenheit. „Ach!" sagte sie; „wo sind die Männer, die uns einst zur Seite standen?" — „Lass' Das!" rief Charlotte Ludmer. „Sieh' da geht der Com-

missionär des Hôtel garni am Paradeplatz. Er kommt zu uns." — „Ich will nichts wissen von Gegenwart," sagte Pauline. „O die Vergangenheit! Diese kraftvollen Arme, die uns einst emporhielten über diese schaale Welt —!" — „Ein Bedienter geht über den Hof und bringt eine Karte," sagte die Ludmer, die von dem grünen Zimmer zuweilen in das gelbe gegangen war. — „Erst dieser Ried, mein erster Mann! Ich war jung, kindisch. Ich nahm einen Financier. Er war alt, dick, unausstehlich, aber in seiner Weise anerkennenswerth, speculativ. Dann Anton ... auch Eduard ... aber Rodewald! Rodewald! Welch ein Heros! Welcher Titan an Größe des Geistes! Mit seiner Untreue brach meine Kraft." — „Du wirst in den Blättern deines Lebens solange nachschlagen," sagte die Ludmer spottend, „bis du auf Zeck kommst —" — „Charlotte!" — „Denselben Zeck, den Schlurck schon einige male in deiner Gegenwart so zweideutig genannt hat!" — „Schlurck? Es ist wahr —" — „Wenn Schlurck die Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda längst besäße!" — „Charlotte!" — Eben wollte die Ludmer sagen: Warum vermeidet dich seit einiger Zeit der Justizrath? als der Bediente Ernst eintrat und auf silbernem Teller zwei eben abgegebene Gegenstände brachte, eine Karte und einen Brief. Auf jener stand: Justizrath Schlurck wird sich die Ehre geben, binnen einer Viertelstunde, wenn erlaubt, aufzuwarten. Triumphirend blickte die Geheimräthin, die für Schlurck's philosophische Weltanschauung Neigung hatte, auf die „auch gar zu kluge", wie sie sie öfters nannte, geheime Vertraute. Und als sie vollends den zweiten Gegenstand, den vom Commissionär gebrachten Brief entgegengenommen und die Aufschrift gelesen hatte, da gerieth sie in ein aufs Allerangenehmste angeregtes Erstaunen. „Himmel! Von der d'Azimont!" rief sie. „Ist es möglich? Aus Paris?" — „d'Azimont? Kommt der Graf zurück?" fragte die Ludmer gedehnt und gedachte dabei im Nu der Möglichkeit neuer Störungen des Verhaltens, das Pauline dem Hofe gegenüber behaupten wollte. Graf d'Azimont hatte ihrer Freundin als französischer Attaché den Hof gemacht.

Pauline durchflog das Billet in gespanntester Aufmerksamkeit und ließ während des Lesens die Worte hinfallen: „Nein — der Graf nicht — von ihr — Was? — krank — Wer? Prinz Egon ist krank? — Der Arme — sie hat sich brouillirt — mit dem Grafen? — Nein, mit Egon auch? O! — Sieh! Sieh! — Sie ist rasend — sie verzweifelt — sie wird abreisen? — sie kommt von Paris — Nein, was les' ich denn! Sie ist

ja schon da! Himmel, der Brief ist ja von hier —" — „Die d'Azimont ist hier?" fragte die Ludmer. — „Die d'Azimont! Helene d'Azimont, Egon's Geliebte? Hier?" — „Sie war dir immer zugethan . . . aber —"

Indem fuhr ein Wagen vor. Ohne Zweifel schon der angekündigte Besuch des Justizraths. „Unterhalte dich eine Weile mit Schlurck," sagte Pauline rasch, legte das empfangene Billet zurecht und setzte sich zu einer Antwort hin. „Schlurck soll nicht gehen, hörst du? Der Abgesandte der d'Azimont soll warten. Ernst soll sich erkundigen, ob Prinz Egon wirklich wieder sichtbar, wirklich krank ist und seit wie lange? Ich vermuthe, er verleugnet sich nur der armen Gräfin wegen, mit der er brechen will, der alberne Sohn einer albernen Mutter — Franz soll aufs Hofamt sagen, daß ich den Geheimrath um drei Uhr zu sprechen wünschte — wir essen um vier. Um acht heute Gesellschaft . . . Wenn Schlurck fort ist, mach' ich Toilette —" Die Ludmer ging gehorsam nach vorn ins Empfangszimmer und brummte lachend vor sich Etwas hin, als wollte sie sagen: Nun ist ja Alles wieder im besten Zuge!

Und in der That schien es so. Da war ja mit einem male Alles wieder wie es sein sollte. Menschen, Briefe, Neuigkeiten, Situationen. Alles, was Pauline haben mußte, um leben zu können. Mit rascher Hand warf sie auf ein zierliches Blatt die Worte: „Tausendmal gegrüßt, liebenswürdige Freundin! Engel, wie schön, daß Sie da sind! Zittern Sie nicht um Egon! Wenn er seiner Mutter gleicht, ist er sanft, und wenn er dem Vater gleicht, nur leichtsinnig! Kommen Sie an mein Herz! Haben Sie Thränen zu weinen, in meiner Brust ist eine Stelle, wo Thränen nicht entweiht werden! Kommen Sie! Kommen Sie! Um Eins! Toute à Vous! Um Eins, oder um Sechs, wie Helene will! Ach Helene, wie lieb' ich Sie! Nein, daß Sie da sind! Wie H e l e n i s ch, diese Reise auf Taubenflügeln! Willkommen! Willkommen!" Rasch gesiegelt, geklingelt, abgegeben. Den Kopf geordnet, das Bandeau über das Haar gezogen, die langen spitzenbesetzten Zipfel noch einmal zu einer schönen Schleife geknüpft, die Falten der Morgenrobe geglättet, ein Batisttuch in die Hand genommen, noch ein Blick in den Spiegel und dann nach vorn geschwebt, durch das Schlafcabinet aus dem Zimmer Grün in Grün in das Zimmer Gelb in Blau. Die Thür geöffnet — alle unmuthigen Mienen verschmolzen in holdseligstes Lächeln. Schlurck trat ein.

Viertes Capitel.

Was ist Romantik?

Charlotte Ludmer hatte sich entfernt, um noch einmal den Versuch zu machen, ob sich nicht doch noch unter den Geräthschaften, die von Hohenberg gekommen waren, das fehlende Bild fände. Sie hatte bei ihrer Gebieterin zu oft erlebt, daß diese im stürmischen Eifer ihres Temperaments Etwas zu vermissen glaubte, was sich später vorfand, ganz wie es sein sollte. Wir überlassen sie ihrer, im heutigen Fall fruchtlosen Arbeit.

Die Geheimräthin und Schlurck saßen sich indessen auf bequemen Polstern gegenüber. Der Schimmer der gelben Zimmerdecorirung that seine Wirkung. Pauline erschien frischer, als sie heute schon hätte in Folge der gewaltigen Aufregung aussehen können. Wenn man glauben wollte, diese beiden Naturen, die von Ehrgeiz zernagte Pauline und der ruhige Epikuräer, hätten für einander so gepaßt, wie Pauline glaubte, so würde man irren. Sie verstanden sich gegenseitig, aber sie gaben doch keinen gleichen Accord. Sie schätzten sich, ohne sich zu lieben. Für Schlurck war dies Feuer zu zehrend, für Pauline sein Phlegma zu lähmend. Sie hätte immer nur stürmen, drängen, wirken mögen. Schlurck aber lächelte nur und glossirte und arbeitete nur, um die Mittel zum Genuß zu haben, den sie verschmähte, deshalb vielleicht verschmähte, weil sie ihn besaß, ohne ihn erwerben zu müssen.

Schlurck führte ihre sehr günstigen alten Ried'schen Finanzen, die von denen des minder begüterten Gemahls gesondert verwaltet wurden. Des Jahres zwei- oder dreimal gab er ihr eine Uebersicht ihrer Einnahmen und gern hörte sie ihm zu, auch wenn er gelegentlich von andern Dingen sprach. Heute erklärte ihm Pauline sogleich, über Vieles mit ihm Rücksprache nehmen zu müssen, und Schlurck, lächelnd seine Brille abnehmend und die Gläser mit dem einen seiner Handschuhe, den er ausgezogen, putzend, antwortete: „Ich habe zwar nicht viel Zeit, indessen fangen Sie nur an! Sie verstehen zu fesseln."

„Wollen Sie heute mit mir rechnen?" fragte Pauline, um Zeit zu gewinnen, sich erst alle ihre Fragen vorsichtig zurecht zu legen.

„Nein, meine Gnädige," erwiderte Schlurck, „ich komme nur, um mein Bedauern auszusprechen, daß es mir nicht gelin-

gen wird, die mir vom Neubund zugedachte Rolle zu spielen. Wollen sie mich an ein anderes Wahlgebiet verweisen, zu Helldorf in der Vorversammlung ist meine Bewerbung durchgefallen. Mein eigener Lobredner, Justus, ein Torftartüffe, der große Mirabeau der gemäßigten Dummheit, wird die meisten Stimmen davontragen.“ — Pauline sprach ihr Bedauern aus und verhieß, anderweitig sorgen zu wollen. — „Nein,“ sagte Schlurck, „ich bitte! Lassen Sie mich lieber ganz davon, gnädige Frau! Ich passe in diesen Wirrwarr nicht. Meine Geschäfte wachsen mir über den Kopf, ich müßte sie so vernachlässigen, daß ich in meiner Praxis zurückkäme. Was hülfe mir ein Portefeuille, das ich vier Wochen lang verwaltete? Ehe ich mich noch in der Ministerstraße eingerichtet hätte, müßt' ich schon wieder ausziehen und einen Aerger hätt' ich vielleicht davon, so empfindlich, daß ich meine Verdauung schwächte.“ — „Wenn Sie sich aber behaupteten, Justizrath! Wenn Sie eine Partei bildeten!“ — „Ich eine Partei? Behaupten kann ich mich schon deshalb nicht, weil ich zu leise spreche, und von Parteibildung ist noch weniger bei mir die Rede, da ich zu sehr Advocat bin, um nicht jede Ansicht vernünftig zu finden, die uns Vortheil bringt. Was soll ich für eine Partei bilden? Die der äußersten Austernesser wäre mir die liebste, und auch bei denen gibt es nicht immer einerlei Meinung. Die Einen ziehen die Austern mit Porter, die Andern mit Chablis vor und schon über die obligate Anwendung von Citrone hab' ich mich mit mehrern meiner Collegen gezankt. Nein, nein, keine Politik mehr! Ich habe Fälle erlebt, daß einige meiner Austernfreunde, die sich wählen ließen, plötzlich Gesinnung bekamen. Denken Sie sich, friedliche, ruhige Menschen, die nichts weiter noch in der Welt aufregte, als daß am Ersten jedes Quartals der Kanzleidiener richtig ihre Gage bringt, diese kommen plötzlich in Unruhe, weil zweifelhafte Fälle ihr Gewissen beängstigen. Sie erinnerten sich dann, daß sie einmal von einem gewissen Papinian gehört hatten, der lieber den Kopf verlieren, als eine ungerechte Sentenz fällen wollte, und wirklich meine Freunde verloren bereits ohne Sentenz den Kopf. Das Gewissen, die aufgerüttelte alte akademische Erinnerung guillotinirte sie. Sie hörten von zwei Parteien, saßen mitten zwischen Baum und Borke, das Beispiel steckt an, auch die Wähler drohen, was macht nun so ein unglücklicher Appellationsgerichtsrath mit Weib, Kindern und seinen alten Collegienheften? Immer schwebt ihm der kopflose Papinian vor Augen und richtig, er legt sich ruhig auf den Block, stimmt glorreich,

wie es die feierlichen Momente, wo Jahrhunderte auf dich herabblicken, edler Staatsbürger, mit sich bringen, und ist für ewige Zeiten geliefert! Ich habe die harmlosesten Menschen aus dem Austernclub verschwinden sehen, denen jetzt kaum etwas Anderes übrig bleibt, als sich einen Hut mit rothen Federn und eine Büchse zu kaufen, um unter die Freischärler zu gehen."

Pauline erwähnte einige Namen, denen es so ergangen war, die sich dann aber durch die „Reue" im Reubunde wieder zu rehabilitiren gesucht hätten. — „Nein," fuhr der Justizrath fort, „keine Politik! Ich habe zuviel in meinem nächsten Beruf zu thun. Das häuft sich unglaublich. Prinz Egon ist zurück und die große Hohenberg'sche Auseinandersetzung nimmt ihren Anfang. Auch dem Proceß, den ich für die Commune führe, Sie sind ja selbst daran betheiligt, droht plötzlich eine ganz neue Wendung." — „Ja!" fragte Pauline, „wie steht es damit? Siegt das Kreuz mit den drei oder mit den vier Blättern? Bei Hofe wird viel davon gesprochen." — „Ich wünschte," sagte der Justizrath und rückte dabei die Brille auf dem Augenknochen zurecht, „ich wünschte, wir wären mit dieser Sache über allen und jeden Klee hinweg, den drei- oder den vierblättrigen; den luzerner Jesuitenklee, den ich dabei wittre, gar nicht zu rechnen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich zu den beiden streitenden Parteien noch eine dritte gesellt. Lassen Sie mich noch davon schweigen, meine Gnädigste," fuhr Schlurck, als die Geheimräthin gespannt aufhorchte, fort; „nur soviel ahn' ich, daß die Verwickelung den höchsten Grad erreichen kann, so sehr, daß ich zwischen zwei Feuer gerathe und diesen ganzen Gegenstand in andere Hände geben muß." — „Sie spannen meine Neugier!" sagte Pauline und als Schlurck schwieg, fuhr sie fort: „Sie wissen, daß der Hof an diesem Proceß Interesse nimmt? Geben Sie mir Materialien, um wenigstens auf den alten Grafen Franken oder meinen Mann oder sonst einen Kanal dort wirken zu können!" — „Es ist merkwürdig," antwortete Schlurck, „daß die Minister für eine Entscheidung kämpfen, die im Gegentheil den kleinen Cirkeln gar nicht lieb wäre." — „Verstehen Sie diesen Widerspruch?" — „Meine Gnädige, wir leben im Zeitalter der Confusionen," sagte Schlurck. „Was der Körper begehrt, darüber scheint unser Jahrhundert einig zu sein. Daß der Magen in den materiellen Fragen die Hauptrolle spielt, das haben sowol die Proletarier wie die äußersten Austernesser hinlänglich entschieden und man kann von diesem Standpunkte aus dem Kampf ruhig zusehen. Es ist ein Kampf der Verdauungsorgane. Sie-

gen Die, die nur Brot haben wollen, d. h. Brot im weitesten Sinne, als da ist: Trüffeln, Austern und Seefische (denn Das ist der ganze Sehnsuchtsjammer auch Derer, die nur Brot! schreien), so werden sich ihrer so viele wieder den Magen verderben, daß Brot, einfaches Brot eine Delicatesse wird und wir da ankommen, von wo wir ausgegangen —" — „Das ist die materielle Frage," unterbrach Pauline, „aber auf die Materie folgt —" — „Erst das Herz!" sagte Schlurck galant und ausweichend. „Was das Herz anlangt, meine Gnädigste, so ist das Ihr Capitel! Die Verfasserin der Amarantha — wissen Sie, daß ich altbackner Mensch aus dem empfindsamen Zeitalter von Hölty und Matthison dies Meisterwerk noch immer nicht gelesen habe?" — „Sehr Unrecht von Ihnen, Justizrath!" — „Aber Nadasdi hab' ich gelesen," schaltete Schlurck ein und runzelte damit Paulinen die Stirn. — „Alte Sünden," sagte sie, „längst vergeben!" — „Nein, meine Beste," bemerkte Schlurck, „Nadasdi las ich, weil ihn Alle verurtheilten, Amarantha nicht, denn die priesen Alle. Der gute Advocat nimmt sich immer des Bedrängten an. So zog's mich zu dem schönen Ungar, der mich ganz gut unterhalten hat. Und wissen Sie warum? Weil ich darin eine Frau fand, die sich in Nichts als Frau verleugnen konnte und ganz nach der Natur copirt war, nämlich die Verfasserin selbst." — Pauline wollte entgegnen und abbrechen. — „Erlauben Sie," sagte Schlurck. „Ich habe eine große Bibliothek und gelte für einen Literaturfreund. Allein ich sammle und steigere meistentheils nur auf die Werke, die die berühmten Autoren gern von sich verstecken möchten. Die allgefeierten Schriften die belehren mich lange nicht so wie die mislungenen. Und ohne nun sagen zu wollen, Nadasdi wäre mislungen —" — „Sie haben keine Zeit, sagten Sie, und spotten so behaglich?" bemerkte Pauline und drohte mit dem Finger — — „Ohne sagen zu wollen," wiederholte Schlurck sehr nachdrücklich, „Nadasdi wäre mislungen, so fehlt ihm gerade deshalb die künstlerische Abrundung, weil Sie zuviel von sich selbst gegeben haben. In der Amarantha hör' ich, daß Sie, schlimme Frau, Andere geschildert haben — Andere kenn' ich genug — die Familie der Andern, ach, die ist so groß! Aber Sie, Sie in Ihrer Unruhe, in Ihrer Sehnsucht, Ihrem Bedürfniß nach Anlehnung, Sie hab' ich in Nadasdi wiedergefunden. Ich sah eine Frau, von der ich wußte, warum sie liebt. Sie lieben deshalb, weil Ihnen die männliche Ergänzung Bedürfniß ist, und wer mir gesagt hat, Sie wären von einem männlichen Geist, dem hab' ich geantwortet: Im Ge-

gentheil, diese Frau ist ganz Weib und wenn man's nicht glauben will, so lese man Nadasdi." — „Schlimmes Compliment!" antwortete Pauline überrascht von Schlurck's Artigkeit, hinter der ihr heute Etwas verborgen schien. „Sie wollen doch wol nur andeuten, daß wir ohne die Männer nichts vermögen oder daß wir, wenn wir einmal Etwas allein schaffen wollen, höchstens einen misrathenen Roman zu Stande bringen? Aber Sie vergessen die Erklärung des Widerspruchs —" — „Des Hofs mit dem Ministerium? Beste gnädigste Freundin," fiel Schlurck ein, „Geist ist ein Chamäleon oder einer jener delicaten Fische des Alterthums, der, gekniffen und gemartert, in hundert Farben spielte. Ueber den Magen, über das Herz ist man einig; man weiß, daß speisen und lieben oder, um mich anständiger auszudrücken, geliebt zu werden in dieser Beziehung die befriedigendsten Seligkeiten gewähren, aber der Geist, dessen Nahrung, dessen Befriedigung, darüber rennen sich die Behälter des Geistes, die Köpfe, blutig aneinander. Was im Mittelalter Geist war, nun wohl, das wußte man damals, es war Religion und Scholastik. Was in der Reformation Geist war, das wußte man auch, es war Bibelerklärung und Wortgeklaube. Was im vorigen Jahrhundert Geist war, das kannte man unter dem Namen Esprit, Voltaire, Hume. Was jetzt Geist ist, gnädige Frau, jetzt dem Einen tief, dem Andern oberflächlich erscheinen soll, darüber herrscht mehr Anarchie als in der Gesetzgebung über die Einreden und Verjährungen. Erstaunen Sie nicht, die kleinen Cirkel halten es geradezu für geistreicher, der Commune den Sieg in dieser Frage zu gönnen als dem Fiscus." — „Für geistreicher?" wiederholte Pauline lachend. „Das zu fassen bin ich zu geistesarm. Romantischer, sagen Sie!" — „Ich für mein Theil liebe Witz, Bosheit, die schlagenden Antithesen in der Schreibart, Andere lieben dagegen das Bauschige, das Prächtige, das Rauschende, das Stoffene, Andere wieder das Harmlose, Bescheidene, Fromme, Gänseblümige, Veilchene. Aber . . ." — „Sie schildern unsere kritische Anarchie, Justizrath!" unterbrach Pauline. — „Ich schildere unsere ganze Geistesverwirrung. Sie findet sich überall, auf allen Gebieten. Das Wunderliche erscheint den Leuten wunderbar. Das Seltsame ist ihnen die Regel. Das Aparte sogar soll ihnen das Allgemeine sein. Gesinnung! — Ich höre nicht gern davon, weil nachgerade das Verlangen danach unbequem wird. Aber diese geistreichen Empfindler nennen Gesinnung unschön. Warum? Sie erhitzt! Sie spricht zuviel! Sie zwingt zur Kameraderie! Sie läuft immer!

Sie rennt! Sie träumt, wenn sie vom Zweikammersystem reden soll, nicht über den Humboldt'schen Kosmos, nicht über Goethe's Morphologie der Pflanzen, nicht über Dante's Paradies und Hölle. Wie kann man so geistlos sein und von der Zeit, von Tendenzen, von Gesinnung reden! Verstehen Sie?" — „Ich merke Etwas von den „kleinen Cirkeln"," sagte Pauline lächelnd. — „Nun nehmen Sie einmal unsern Proceß," fuhr der Ironiker fort. „Siehe! Da gab es eine Zeit, die da geheißen ward die mittlere. Und siehe! Da gab es eine Ritterschaft, die da geheißen ward die geistliche. Die Einen trugen einen weißen Mantel mit rothem Kreuz und hießen Templer und die Andern trugen einen schwarzen Mantel mit weißem Kreuz und hießen Johanniter. Beide erwarben sich Schätze, beide legten Comthureien, sozusagen Relais für die Kreuzzüge an, Stationen, wo nur Tapferkeit, dummer Glaube, alter Wein und baares Geld zu finden war. Man kaufte Güter, baute Burgen, Häuser in den Städten und wußte mit dem Schwert Das gewaltsam einzutreiben, was nicht mit dem Klingelbeutel von selbst kam. Diese Ritter waren halb Soldaten, halb Mönche. Sie können sich denken, welches übermüthige Volk das war! Die Fürsten ertrugen's auch nicht lange und verbrannten und verbannten die Templer, die schon die üppigsten von Allen gewesen, wie Sie in der bekannten Oper sehen können, wenn sie einmal (der Templer und die Jüdin) wieder gegeben wird. Die Johanniter duckten sich und hielten sich länger. Aber bei jenen Gemüthern, die, wie schon gesagt, das Bauschige, Prächtige, Rauschende, Stoffene lieben, bleiben diese Gestalten der Vorzeit ehrwürdig. Gut. Nun kommt die Reformation, dieses in gewissen Kreisen wenig geachtete Lichtexperiment, das wie unsere neue Gasbeleuchtung dem Einen nicht hell genug, dem Andern viel zu hell erscheint fürs Sehen und Gesehenwerden — in Diebsprocessen kommen darüber Beschwerden vor — und die reichen Güter dieser Orden fallen da und dorthin, wer sie gerade in der großen Flut der Religionskriege und Säcularisationen auffischt. Hier unsere Stadt fischte sich siebzehn Häuser, darunter das spätere Wohnhaus der Marschalks, das Sie näher angeht, die Grundgerechtigkeit von Tempelheide und eine Menge anderer Grundrechte, die alle einst dem Johanniterhof von Angerode gehört hatten. Und Das ging so vom Jahr 1550 bis in Zwischenräumen von immer funfzig, sechzig Jahren, wo der erstarkenden Souverainetät unserer alten allmälig avancirenden Markgrafen einfiel, daß herrenloses Gut doch wol eigentlich den Landesherren und nicht

den Stadtgemeinden gehöre. Jetzt, wo man Geld braucht und unsere Communen, die sich gern, wie man zu sagen pflegt, volksthümlich gebehrden, empfinden lassen möchte, daß sie kein Staat im Staate sind, jetzt hat unser wühlerischer Finanzminister auch diesen alten Posten wieder aufgewühlt und verlangt eine Wiederaufnahme des alten Handels und zwar mit einer solchen Energie, wie der preußische Friedrich den alten schlesischen Proceß dadurch revidirte, daß er Schlesien ohne Weiteres sogleich in die Tasche steckte." — „Ist der Betrag erheblich?" fragte Pauline. — „Allerdings!" sagte Schlurck. „Es beläuft sich der jährliche Ertrag dieser alten Gefälle an die Stadtkämmerei auf achtzigtausend Thaler, woraus sich ein Capital von zwei Millionen ergeben würde." — „Und dies sollten die kleinen Cirkel dem Staat nicht gönnen?" erwiderte Pauline erstaunt. — „Nein!" wiederholte Schlurck. „Und warum nicht? Ueber den siebzehn Häusern, von denen nur zwei in der Brandgasse noch die alten in ganz alter Form geblieben sind, thront als Wahrzeichen das Kreuz, das Kreuz mit seinen ritterlichen Erinnerungen. In Tempelheide hat die alte Kirche das Kreuz, Tempelheide — Heidentempel — Christentempel — Tempelchristen — und die alte Stadt, die ist doch, jetzt hören Sie die dortigen Empfindungen sprechen, etwas so Ehrwürdiges mit ihren drei Schlüsseln im Wappen und die besten Prediger sind auf diese Gelder angewiesen und es läutet so schön mit den Glocken, wo diese Prediger wohnen und sie ihre Kirchen haben und die Geschichte und die Sage webt über das Ganze einen so undurchsichtigen, feierlichen Matthison'schen Nebelschleier, der sich in der stillen Abenddämmerung eines Archivs an der kundigen Hand des Generals Voland von der Hahnenfeder, der uns durch die Burgverließe der Jahrhunderte führt, so silbergrau, so patriarchalisch, so mystisch ausnimmt!" — „Hören Sie auf!" rief die Geheimräthin lachend. „Ja, ja! Sie haben Recht! So ist's! Von solchen Empfindungen werden wir regiert. Von solchen Motiven werden die wichtigsten politischen Schritte geleitet! Aus dieser Dämmerung webt sich Voland von der Hahnenfeder seine haltlose Spinnenwebenpolitik! Darum kein energischer Aufschwung! Darum keine That! Kein Handschuh, kühn der Zeit hingeworfen! Darum die Unterordnung unter Rom, unter andere alte Fürstengeschlechter, nur weil sie fabelhaftere Wappenthiere haben, als wir, und die Tradition der ältern Vergangenheit! Das ist jene romantische Dämmerung, worin die Nachteulen streichen, die das Schloß besuchen dürfen!" — „Wissen Sie aber," sagte

Schlurck mit satyrischem Lächeln, „welch ein Sonnenstrahl jetzt, wie das Schwert des Erzengels Michael, dies ganze Helldunkel durchschneiden kann? Will man doch die Verjährung nicht gestatten, will man sich immer darauf berufen, daß alle funfzig Jahre vom alten Zeitgeist gegen den neuen protestirt wurde, so ist es leicht möglich, daß sich nun ein dritter Bewerber findet, der in dem Augenblick, wo schon der Staat zwei Millionen Capital in sein großes Buch einzutragen die Feder ansetzt, dazwischen tritt und sagt: Halbpart! Dies ganze alte Wesen ist mein persönliches Eigenthum und Ihr könnt zufrieden sein, wenn ich mich mit der Hälfte begnüge!" — „Das ist eine Allegorie!" rief Pauline. „Wie wäre diese Einrede möglich?" — „Die Allegorie ist so wirklich," sagte Schlurck, zog seine goldene Dose und nahm eine Prise; „wie die Existenz des Prinzen Egon von Hohenberg —". Die Geheimräthin erstaunte. — „Das ist es eben, was ich von Ihnen erfahren möchte, gnädige Frau. Sie sind mit der Geschichte der Hohenbergs vertraut. Sie waren die Freundin der Fürstin Amanda. Ist von Seiten der Grafen von Bury ein Zusammenhang mit dem alten Tempelhause von Angerode und einem alten Johanniter Hugo von Wildungen denkbar? Was die Hohenbergs selbst anbelangt, so kenn' ich deren Geschichte genau und kann versichern, daß ich von dieser Seite nicht begreifen könnte, wie sich Prinz Egon an diesem Prozeß betheiligen sollte." — „Prinz Egon? Haben Sie denn dafür Beweise?" — „Ich habe vorläufig nur einen Verdacht und ein eigenthümliches Corpus delicti, das sich an meine letzte Anwesenheit in Hohenberg knüpft. Ist Ihr Herr Gemahl zurück?" — „Seit gestern! Aber reden Sie doch! Erzählen Sie doch! Sie finden mich ja im lebendigsten Antheil, Schlurck!"

Der Justizrath zog seine Uhr und hielt sie ans Ohr. „Wir haben etwas lange philosophirt!" sagte er. — „Ich bitte! Bitte! Weg mit der Uhr!" — „Es ist schon spät — Ich habe —" — „Sie haben nichts, als mein Freund, mein liebenswürdiger Freund zu sein —" — „Ah, gnädige Frau —" — „Küssen Sie mir ein andermal die Hand!" — „Nun wohlan denn, so wollen wir uns beeilen, auf das Gebiet der Thatsachen zu kommen."

Die Geheimräthin hörte mit lautloser Spannuug.

Fünftes Capitel.

Ein Bündniß.

„Ein junger Mann," begann Schlurck, „der sich Wildungen nannte, erschien vor einigen Tagen am Fuße des Schlosses Hohenberg, um daselbst einen Gegenstand einzufodern, der nichts mehr und nichts weniger als ein Schrein, eine einfache Kiste ist. Derselbe gibt vor, daß ein Fuhrmann, dem er diesen Schrein anvertraute, solchen verlor. Und in der That ich bin es selbst, der durch Zufall diesen Schrein gefunden hat. Ich ließ ihn, um des Eigenthümers sicher zu werden, besonders aber unwiderstehlich angezogen von einem merkwürdigen Zeichen auf seinem Deckel, öffnen. Er enthält die beglaubigten Ansprüche der Nachkommen einer Familie Wildungen auf gewisse, ihr vom Johanniterorden, vor Auflösung des alten Tempelhauses in Angerode, zuerkannte Güter. Diese Güter sind die städtischen Besitzungen, die sich jetzt in den Händen unserer Commune befinden. Ein alter Comthur, Hugo von Wildungen, trat diesen Besitz nicht an, weil er katholisch blieb und die Plünderung der Verlassenschaft des protestantisch gewordenen Ordens verabscheuen mußte. Später ertheilte ihm der römische Stuhl dafür einen Dispens. Aus Gründen. Er durfte jetzt, um katholische Interessen mitten in protestantischen Ländern zu fördern, den Besitz antreten. Der Mann starb aber. Die Documente wurden nach Angerode geschickt. Während die Stadt die Verwaltung der demnach der Familie Wildungen gehörenden Besitzungen für sich antrat, gingen die Documente im alten Tempelhause zu Angerode verloren. Jetzt sind sie gefunden worden. Wie? Wo? Von Wem? Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß Jemand irgendwo im Mondenschein vom zufälligen Anblick des vierblättrigen Kreuzes so überrascht gewesen ist, daß er — Genug, die Documente über die Ansprüche der Familie Wildungen sind da und wer sie besitzt, wer sie mit Eifer in Plessen, wo sie verloren gegangen sind, gesucht hat, ist — sonderbar — Prinz Egon!" — Pauline hörte voll Aufmerksamkeit, schüttelte befremdet den Kopf und meinte: „Ich erfuhr schon, daß sich Prinz Egon auf dem Heidekruge Wildungen genannt hat." — „Dort sah ich ihn selbst! Bei meiner neulichen Rückkehr von Hohenberg." — „Wildungen! Wildungen!" sagte die Geheimräthin nachdenklich und in ihrem Gedächtniß forschend. „Es gibt einen Maler dieses Namens,"

fuhr Schlurck fort, „einen Maler, der einen Bruder hat, Namens Dankmar Wildungen, einen jungen Referendar. Ich schickte schon heute in aller Frühe, als mir mein Faktotum Bartusch diese Dinge erzählte, in die Wohnung dieser jungen Leute. Man fand sie nicht. Ich schickte zu Prinz Egon. Dieser ist richtig nicht hier gewesen, ist dann aber, gehütet gleichsam von einem gewissen Louis Armand, einem Franzosen, gestern Abends zurückgekehrt, krank, so krank, daß er sich sogleich abgeschlossen und zur Ruhe gelegt hat. Meine Tochter darf davon nichts erfahren. Dies wunderliche Mädchen hat einen Roman mit dem Prinzen, falls er es war, angesponnen —" — „Eine Million wird gerade hinreichen seine Verhältnisse wieder herzustellen —" sagte Pauline in Gedanken verloren, mit Helene d'Azimont beschäftigt und auf den Justizrath in diesem Augenblick gar nicht hörend. Dieser fuhr fort: „Sie überstürzen die Dinge, gnädige Frau! Wenn Sie nicht wissen, daß die Burys mit dem alten Geschlecht der Wildungen verwandt sind, so kann von einem solchen Gewinn gar nicht die Rede sein. Wär' es aber doch der Fall, welche wunderliche Stellung dann für mich, der ich die Sache der Commune vertheidige und mich doch auch zu sehen freuen müßte, daß die Schulden des alten Fürsten getilgt werden! Ich will noch einmal in die Wohnung der Brüder Wildungen, will hören, ob es ein echter oder ein erborgter Dankmar Wildungen war, der mit den Meinigen reiste. Im letztern Falle ist Prinz Egon Jemand anderes gewesen. Ein junger Handwerker, der im Schlosse Hohenberg ein gewisses Bild stehlen wollte —" — „Nein!" sagte Pauline lebhaft, „das ist nicht möglich!" — „Warum nicht, gnädige Frau?" — „Dieser Verdächtige sitzt bis auf weitere Ordre im plessener Thurm — wir haben schon mit dem Obercommissär Pax Rücksprache genommen —" — „Bitte," entgegnete Schlurck und zog einen Brief aus seiner Brusttasche hervor. „Frau von Zeisel, die mir ihr besonderes Vertrauen schenkt, schreibt mir soeben und im größten Zorn auf meine Familie. Man hätte sie, schreibt sie, und ihren Gatten mishandelt, man hätte vor Fremden ihr, einer Nutzholz-Dünkerke, ein Dementi gegeben und was dergleichen Aufwallungen einer in einem kleinen Ort mit ihrem Ehrgeiz eingetrockneten, aber sonst charmanten Dame mehr sind. Das Wichtigste ist, daß Herr von Zeisel, wahrscheinlich vom Zorn seiner durch Einladung oder Nichteinladung gekränkten Gatten ermuthigt, den Gefangenen aus dem Thurme längst entlassen hat."

Pauline sprang auf. „Ist Das möglich?" rief sie. — „Bei

Patrimonialrichtern," sagte Schlurck, „ist Alles möglich." — „Empörend! Dieser Gefangene —" — „Dieser Gefangene wäre ja durch nichts Erhebliches gravirt gewesen, schreibt die liebe, polternde, aber wie gesagt charmante Frau. Man hätte sich in Plessen niemals lange mit fremdem Gesindel aufgehalten und wie sie denn dergleichen sicherheitspolizeiliche, ganz stichhaltige Gründe mehr anführt, die jedoch zunächst nichts, als eine Rache dafür zu sein scheinen, daß auf dem Schloß plötzlich andere Menschen erschienen, die sie verdrängten. Herr von Zeisel greift mit Freuden zu, wo ihm eine Gelegenheit geboten wird, mit den Provinzialgerichten außer Berührung zu bleiben. Nach seinem Diner und Nachmittagsschlaf hat er sich überlegt: Ein Bild stehlen — stehlen wollen —! Bah! Er versicherte, nur Kunstinteresse gehabt zu haben, der Gefangene! Also gnädige Frau, dieser Gefangene ist nicht mehr im Thurm."

Pauline brach in die heftigsten Verwünschungen und Drohungen aus. „Diese Nichtachtung gegen einen so hohen Beamten wie ihren Gemahl," sagte sie, „würde dem Justizdirector theuer zu stehen kommen!" Schlurck suchte sie im Interesse der ihm sehr werthen Frau von Zeisel zu beschwichtigen. Einem feinen Beobachter hätte nicht entgehen können, daß ihn vorzugsweise diese Angelegenheit hieher geführt hatte. Offenbar bereute schon wieder Herr von Zeisel die schnelle Ausführung eines Entschlusses, den er nur auf Antrieb seiner Frau gefaßt hatte. Pauline nannte den ganzen gegenwärtigen Staatszustand anarchisch. Sie drohte mit Spitzkugeln und Shrapnels.

„Auffallend!" sagte Schlurck, um die Geheimräthin nur auf andere Gedanken zu lenken, „auffallend bleibt es, daß der Bilderdieb mit dem sogenannten Dankmar Wildungen im Einverständnisse war, denn Jener berief sich auf Diesen." — „Ein Helfershelfer! Ich wußt' es ja schon! Ein Chaos! Es soll diesen Zeisels theuer zu stehen kommen!" Pauline zeigte nicht wenig Lust, auch den Justizrath empfinden zu lassen, wie sehr sie sich durch seine Vertheidigung anarchischer Zustände verletzt fühlte. Sie ging im Zimmer auf und ab, ignorirte den bei ihrer Aufregung ruhig bleibenden Besuch und hätte ihm bald verächtlich den Rücken gewendet, wenn nicht Schlurck ein Mittel zu finden gewußt hätte, sie plötzlich zu zähmen. „Andrerseits bin ich überrascht," fuhr er mit lauernder Miene fort, „gehört zu haben, daß der wahrscheinliche Prinz Egon soviel mit den Zecks verkehrte."

Die Wirkung dieses Namens war auffallend. Pauline er-

blaßte. Krampfhaft hielt sie sich an ihrem Schreibtisch fest und richtete ihre Augen auf den spitzen Blick des Justizrathes, der fast gleichgültig und lächelnd, aber tiefforschend hinzufügte: „Ueberall sah man ihn, sogar bei der alten Ursula Marzahn im Walde!“

Worin der Stachel dieser Erwähnungen auch liegen mochte, ob Schlurck auf Dinge anspielte, die er kannte oder nur erforschen wollte, Pauline war einer Ohnmacht nahe. Ihre Lippen erblaßten. Die Augen überkam ein eigener verglaster Ausdruck starrer Abwesenheit. Das Weiße darin trat blendend hervor. Die Hand fuhr über das Bandeau, riß die Schleife auf und warf es zur Seite. „Wie heiß!“ sagte sie mit bebender Lippe und Schlurck meinte boshaft: „Und in solcher Hitze trägt man im Sommer solche Verhüllungen? Die Mode! Aber, ich halte Sie auf! Ich habe versprochen, bei Lippi griechischen Wein zu kosten. Ich sehne mich nicht nach dem griechischen Wein, aber nach Lippi's kühlem Keller. Sie haben hier wirklich heiß, Gnädigste. Leben Sie nun wohl, Excellenz!“ Damit stand Schlurck auf, um zu gehen.

Aber Pauline rief: „Wo wollen Sie denn hin? Bleiben Sie doch, Justizrath. Ich habe Sie jetzt nöthiger, als Sie glauben. Griechischen Wein — ich führe ihn leider nicht, aber ein Glas Capwein, Justizrath?“ — „Gnädige Frau, ich danke ... was befehlen Sie noch?“ — „Keinen Befehl, Schlurck! Nur Freundschaft und Theilnahme für ein unglückliches Geschöpf, das Vertrauen zu Ihrem Herzen hat und es selbst zu dem ihrigen verdient.“ — „Excellenz —“ — „Ich beschwöre Sie, lassen Sie doch alle Förmlichkeiten! Ich verachte ja alle Formen, ich sehe in ihnen das Flüchtigste, das Erbärmlichste von der Welt! Ich fühle, Gott sei Dank! mehr innern Werth in mir, als daß ich mich durch einen äußern unterstützen müßte. Ich bin von einer Gefahr umgeben, Schlurck, die ich mir vielleicht zu lebhaft ausmale! Aber gegen seine Phantasie kann man nichts. Die hängt vom Blut ab und ich weiß nicht, wie ich es machen soll, daß mein Auge nicht zu schwarz sieht —“ — „Ein Arzt macht Das,“ sagte Schlurck. „Cremortartari wird auch mein armer Zeisel nehmen müssen, wenn der Intendant von ihm den Gefangenen herausshaben will und den guten Mann in Teufels Küche bringt.“ — „Wo denken Sie hin, Schlurck! Wenn ich weiß, daß Sie durchaus diesen Vorfall vergessen machen möchten —“ — „Gnädigste, Sie könnten die Güte haben, den Geheimrath zu bestimmen, den Zornausbruch einer

gebornen Nutzholz-Dünkerke —?" — „Scherzen Sie nicht! Schlurck! Das Vergessen! Das Vergessen! Wenn es nicht mehr ist als diese Angelegenheit!" — „Meinen innigsten Dank!" — Pauline nahm Platz und fuhr in leidender Aufregung, indem sie den Justizrath zum Bleiben nöthigte, fort: „Schlurck, ich hatte ein bewegtes Leben, aber ich sehne mich nach Ruhe. Ich mag die alten Aufregungen nicht mehr, ich habe den Muth nicht mehr, gegen das allgemein Gültige zu trotzen. Ich will mein Leben abschließen, irgend noch einem guten vernünftigen Gedanken leben und mich vom Vergangnen lossagen. Ich will mich aber auch ganz lossagen. Ich will keine Erinnerungen in mir und in Andern und durch Andere noch weniger. Sie kennen die Macht der Antecedentien."— „Ha," sagte Schlurck, „warum sollt' ich die nicht kennen! Sie sind nächst der Cholera die furchtbarste Krankheit der Zeit und eine ganz unheilbare! Die Censur der Schriften sind wir los, haben aber dafür die Censur der Sitten bekommen. Und wenn Sie wissen wollen, warum ich mich nicht wählen lassen mag, so ist es die Scheu vor einer allzu frechen Analyse meiner Persönlichkeit. Ich bin mir leidlicher Solidität bewußt —"— „Aber Sie haben gelebt!" — „Gelebt! O Das ist viel gesagt. Alles, Alles, Frau von Harder!" — „Leben! Gelebt haben, Schlurck! Geschleudert gewesen sein hin und her, heute von einem Wahn, morgen von einer Leidenschaft, geschleudert nicht immer durch das Schicksal, das uns unverschuldet traf, sondern auch durch Das, was wir uns selbst zugezogen und bitter bereuen. Wer kann dafür, daß man fünfzig Jahre zählt!" — „Gnädige Frau!" — „Ja Schlurck, fast fünfzig Jahre! Ich besitze den Heroismus der Wahrheiten, die unläugbar sind."

„O Sie sind ein Engel!" meinte Schlurck und lächelte im Stillen, da er wußte, daß Frau von Harder hätte sagen müssen: Fast sechszig Jahre! „Ja, ja, die Antecedentien!" fuhr er fort. „Grünschnäbel setzen sich da jetzt hin, die nichts erlebten, nichts erleben konnten, wenn sie zu jung, oder wenn alt, zu dumm waren und analysiren Lebensläufe! Ich gestehe Ihnen, um diesen Preis wünsch' ich mir die alten Conduitenlisten der Behörden zurück. Die waren wenigstens geheim, selbst die Register der Inquisitionen, in denen wir Beide vielleicht aufgezeichnet stehen, wir wissen's selbst nicht (Rom hat seine Filiale), selbst die sind mir nicht so zuwider, wie dies öffentliche Gerichtsverfahren über Menschen, die gelebt haben!"

Das war eine Uebereinstimmung —! Es fehlte nicht viel,

daß Pauline den Justizrath umarmt hätte. „Erkennen Sie daraus meine Verlegenheit,“ sagte sie nach einer freudigen Pause. „Amanda von Hohenberg war meine Feindin. Ich sage Alles! Sie hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, in denen, wie sie mir selbst einst schrieb, mich Gott richten würde. Für diese fanatische Person war Gott so sichtbar schon auf Erden, daß ich gewärtigen kann, eine große Störung meiner Ruhe zu erleben, wenn diese Denkwürdigkeiten in unberufene Hände kommen. Zwei Jahre sind vorüber. Die Memoiren sind nicht da, sie erschienen nicht. Bei Ihnen wurden sie nicht deponirt, bei Niemand, und dennoch sollen sie vorhanden sein. Alle Welt erwartet sie. Die wahnwitzige Trompetta hat schon den Hof darauf vorbereitet. Jedermann ist gespannt. Doch sie finden sich nicht. Ich weiß es, Egon soll sie veröffentlichen. Egon sollte die Einrichtung ihrer Zimmer so treffen, wie sie sie sterbend verlassen hatte. Das Bild! das war ihr letztes Wort. Alles ist nun, was sie schrieb, theils verbrannt worden, theils unter meinem Verschluß. Alles ist da, nur ein Bild nicht, ein Bild, das man in Hohenberg hat stehlen wollen. Alles ist da, nur die Memoiren sind es nicht und nicht dies Bild. Dies Bild also enthält die Memoiren. Auf dem Heidekrug, bei der Rückfahrt, ist es entwendet worden. Entweder mit Wissen oder gegen Wissen meines Mannes. Darüber werden wir bald von ihm Aufklärung haben (eine diese Worte begleitende schlenkernde Handbewegung deutete an, daß es ihr dabei auf Ohrfeigen nicht ankommen sollte) aber denken Sie sich, wenn Egon diese Denkwürdigkeiten drucken ließe!“

„Hm!“ räusperte sich Schlurck. „Wenn ich mir's genauer überlege — das Geplauder einer alten Rivalin, die sich von der Welt zurückzog, weil sie vielleicht keine Verehrer mehr fand, kann Ihnen das schaden? Was machen Sie sich aus solchen kleinen Nadelstichen? Verbrechen werden Sie gegen keinen andern Gott begangen haben, als gegen den Gott der Liebe. Ueber die Streiche dieses Kindes lacht man nur.“

Pauline schwieg und sah Schlurck von der Seite mit großem Mißtrauen an, gleichsam um auszuspähen, ob dies seine wahre Meinung wäre. Als er die Brille wieder aufgesetzt hatte, sagte sie: „Nein! Auch lachen soll man nicht mehr über mich. Ich leide in der Gesellschaft noch zu sehr daran, daß man über Nasdi lachte. Ein Buch von mir und ein Buch über mich ist ein großer Unterschied.“

„Die Bilder der Familie, meine gnädigste Freundin,“ fuhr

Schlurck ruhig fort, „die Bilder der Familie Hohenberg sollen an den Prinzen Egon zurück. Sie stehen genau im Inventarium verzeichnet, das beim Verkauf des Mobiliars angefertigt wurde. Ich werde sie vom Geheimrath in Anspruch nehmen müssen. Meinen Sie vielleicht ein Medaillonformat, das Pastellporträt der weiland jungen Fürstin?“ — „Ja, grade das wird fehlen.“

Schlurck blickte nieder und spielte mit dem leichten Stöckchen, das er in der Hand trug. Er legte den Perlmutterknopf desselben bald an die Lippen, bald klopfte er damit auf die Fläche der linken Hand. Pauline fühlte sich gefoltert. „Sie wissen etwas von dem Bilde — Justizrath?“ sagte sie. — „Und wenn ich etwas davon wüßte? Das Bild ist mein! Es gehört dem Prinzen Egon!“ — „Und Sie wären im Stande, es ihm auszuliefern — auszuliefern, ehe man es untersuchte? Wenn es eine Kapsel enthielte, worunter die Denkwürdigkeiten verborgen wären! Schlurck, würden Sie ihm diese ausliefern? Würden Sie ruhig mit ansehen, daß mein Ruf, meine Ehre in die Hände meiner Feinde käme?“ — „Hm!“ sagte Schlurck, schwieg dann, wiegte das Stöckchen hin und her und schien zu überlegen, wie er diese Chancen der Aufrichtigkeit einer gefährlichen und einflußreichen Frau mit seinem Vortheil vereinigen sollte. Er ging von dem Grundsatz aus: Gegen schlimme Menschen muß man schlimm sein.

„Auch Sie sind mein Feind,“ rief jetzt Pauline und sprang bebend vor innerer Erregung auf; „ich sehe es, auch Sie! Auch Sie!“ Nach einer Weile warf sie sich in einen andern Sessel und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. Schlurck stand auf und zog seine Handschuhe wieder an, als rüstete er sich zum Gehen. „Wir klagen,“ sagte er, „und jammern über ein Bild! Hätten wir es nur erst! Wissen Sie, wo ich es vermuthe?“ — „Wo?“— „In den Händen meiner Tochter.“ — „Schlurck?“— „In den Händen meiner Tochter.“— „Ja, aber Sie scherzen —!“ — „Lassen Sie mich diese Vermuthung, die sich auf Plaudereien Bartusch's, die ich erst überhörte, gründete, genauer untersuchen. Ich hoffe, mich so zu benehmen, daß ich Ihnen nicht misfallen werde.“ Pauline richtete noch einmal erstaunt den Kopf auf und fragte nochmals: „In den Händen Ihrer Tochter? Allerdings hab' ich gehört, daß mein Mann ihr sehr den Hof machte und daß sie selbst sehr leichtsinnig, sehr — doch sie liebt den Prinzen Egon! Sie wird die Fürstin von Hohenberg werden wollen!“

Schlurck sprang auf und that, als zwänge ihn eine solche

Beleidigung zu gehen. Aber die Gewißheit, daß nun also doch Henning von Harder Düpe irgend einer von weiblicher Hand im Interesse des Prinzen geleiteten Intrigue gewesen, lag klar vor den Augen der klugen Frau. So wie sich nur erst weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit in die Verknüpfung der ihr so räthselhaften einzelnen Thatsachen mischte, ging sie nicht mehr irr, denn da hatte sie einen sicher leitenden Faden. Ebenso klar war ihr aber auch, daß sie sich jetzt auf Schlurck nur noch halb verlassen konnte. Zu blind hatte sich ihr schon oft seine Liebe für das einzige Kind zu erkennen gegeben. Prinz Egon und Melanie im Bunde waren, das sah sie, unüberwindlich. Und da in demselben Augenblick die Ludmer mit einem zartduftenden Antwortsbriefchen von Gräfin d'Azimont kam, worin diese schrieb: „Das erste Wort der Freundschaft, das mich hier begrüßt, kommt von Ihnen, Pauline! Von Ihnen! Edles Herz (noble coeur, der Brief war französisch), edles Herz, ich kann nicht um Eins kommen, aber um Sechs — heut' Abend um Sechs umarm' ich Sie" — als Pauline diese Zeilen gelesen und noch leise von der Ludmer zugeraunt bekommen hatte, daß ihr erneuertes Suchen nach dem Bilde vergebens gewesen wäre, entwarf sie sich rasch einen andern Plan, der so lautete: Mögen Egon und die d'Azimont stehen, wie sie wollen, so groß sind noch Helenens Ansprüche an diesen jungen Mann, daß eine bürgerliche kleine Kokette nicht wagen wird, zu ihm aufzublicken, sieht sie erst die vielbewunderte junge Frau, der nach allgemeiner Uebereinkunft in der Gesellschaft der wahre Besitz dieser von Melanie gemachten flüchtigen Landstraßeneroberung gehört! Sie hoffte die d'Azimont noch nach sechs Uhr festzuhalten bis zum Thee, durch sie auf Egon zu wirken, durch sie den Bund zwischen Melanie und Egon zu sprengen. Als einzigen und ausdrücklichen Beweis der Freundschaft verlangte sie jetzt vom Justizrath nur noch, daß er heut' Abend zur nähern Besprechung dieser Angelegenheiten vor dem Thee wiederkäme und ihr zugleich seine bewunderte Tochter Melanie aufführte. Ich muß den schönen Bösewicht kennen lernen," sagte sie verschmitzt, „den Engel, der es gewagt hat, die alten schlummernden Empfindungen des Geheimraths in Aufruhr zu bringen. Ist hier ein komischer Roman im Gange, so soll er unter meinen Augen fortgespielt werden. Ich bin eifersüchtig, ich will Melanie sehen. Darf ich ich mich darauf verlassen, daß sie kommt?"

Schlurck erwiderte, er wollte versuchen, seine Tochter zu überreden. — „Nichts überreden! Sie befehlen!" sagte Pauline.

„Befehlen?“ sagte Schlurck und griff verlegen nach seiner Perücke. „Nun ja — wir wollen befehlen.“ — „Und wenn das Bild noch zu retten und nicht in Egon's Händen ist,“ sagte Pauline, indem sie dem Justizrath lächend die Hand hinhielt, „wer erhält es?“ — „Der Prinz das Bild,“ sagte Schlurck; „etwaige Contrebande —“ — „Die Denkwürdigkeiten seiner Mutter —?“ — „Die trag' ich zum Buchhändler und lasse sie als zweiten Theil des Nadasdi drucken.“ Damit wollte er zur Thür. — „Nein! Nein! So entkommen Sie mir nicht!“ sagte Pauline. „Ein klares Wort, keine Galanterie! Kein Humor! Ich bin überhaupt keine Frau für Humor.“ — „Haben wir nur erst das Bild!“ sagte Schlurck drängend.

„Justizrath, können Sie mich so auf der Folter zurücklassen —? Ludmer,“ setzte sie rasch hinzu, „nimm ihm Hut und Stock ab!“ — „Nein, nein,“ rief Schlurck, „ich muß noch einmal zu den Wildungen, dann zum Prinzen, wohin ich einen gewissen Ackermann bestellt habe, der sich zur Pachtung seiner Güter bei mir gemeldet hat —“ — „Ach! Frau von Zeisel sollte nur hier sein! Die sollte nur ihre Bitten mit den meinigen vereinigen und gewiß, wir würden das harte Herz schon erweichen —“ — „Schlimme Frau, was sprechen Sie?“ lächelte Schlurck. „In der That, man weiß nicht, soll man Sie fürchten oder lieben? Ich will Sie lieben, Frau Geheimräthin! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Mein Instinct spricht für Ihre Interessen! Heilig und gewiß! Auf Wiedersehen, vielleicht also schon heut Abend!“ Damit ging Schlurck in aller Entschiedenheit. Ihm selbst war ja auch nicht mehr Alles um ihn her recht geheuer.

„Nein, ganz gewiß!“ rief ihm Pauline noch nach, blieb dann eine Weile, um die beengte Brust durch einen tiefen Athemzug zu lösen, erwiderte nichts mehr auf die besorgten, fragenden Blicke der Ludmer und winkte nur, die halb tonlosen Worte ausstoßend: „Er ist fort. Auf alle Fälle macht man jetzt Toilette!“ Damit hob sie den Vorhang ihres Schlafcabinets und schritt aus dem gelben Boudoir durch den Alkoven in das grüne und von diesem in ihr Toiletten- und Garderobezimmer.

Die Ludmer war gleichfalls verstimmt. Ihre Nichte hatte ihr ein altes Bettelweib geschickt, um wieder von ihr eine Unterstützung zu begehren. Sie hatte zwar draußen nur die einfachen Worte gesagt: „Ich kenne keine Auguste Ludmer, die sich meine Nichte nennt!“ Sie hatte die Thür dem Bettelweib vor der Nase zugeworfen, aber es alterirte sie doch. Sie mußte etwas

Melissengeist auf Zucker nehmen, um sich von denselben Aufregungen zu erholen, von denen Pauline von Harder sich nur ein wenig durch die Wahl der Toilette erholte, die sie eben machen wollte. Als die Ludmer in das Garderobezimmer, wo ihre Herrin und Freundin noch wählte, nachkam, sagte diese nur die einzigen Worte: „Du hast Recht, Charlotte! Vor diesem Schlurck hab' ich heute zum ersten male ein Grauen empfunden. Es ist mir, als hätt' er über uns Leben und Tod in seiner Hand.“ — „Und das Bild?“ fragte die Alte. — „Hat seine Tochter Melanie durch irgend eine Schlauheit, im Einverständniß mit Egon, meinem Mann abgelistet.“ — „Diese Kokette! Wie war Das nur möglich?“

Das Heranrollen eines Wagens vor dem offenen Thor des Hauses, die sichere Anfahrt und die Art der Oeffnung des Schlages — man hörte das aufs deutlichste — verrieth die Ankunft des Geheimraths. Die Bedienten klopften leise an die Garderobe und berichteten: „Excellenz!“ Etwas langsam und bedächtig schallten die Fußtritte, mit denen der zum Beichten beschiedene Herr in den ersten Stock aufstieg, den er bewohnte.

„Wir werden ja hören!“ sagte Pauline ruhiger und entschied sich heute aus Rücksicht auf die zwei schönsten weiblichen Wesen, die man sich nebeneinander denken konnte, Melanie Schlurck und Helene d'Azimont, für einen Stoff von Silbergrau, auf den Abend aber für ein Costüm, das sie seiner malerischen Einfachheit und eines gewissen orientalischen Turbans wegen das biblische zu nennen pflegte.

Sechstes Capitel.

Die rettende Hand.

Das große Palais des verstorbenen Fürsten Waldemar von Hohenberg lag im lebhaftesten Theile der Residenz. Der Park und die Gärten, die sich ihm anschlossen, waren von hohen Mauern umgeben und konnten von den entgegengesetzten Häuserreihen aus nicht beobachtet werden. Es standen theils die Bäume des Parks an den Mauern so hoch, daß sie die innern Partieen

verdeckten, theils lagen in nächster Nähe nur freie Plätze. Das Hauptgebäude selbst war alt und in jenem Commodenstyl gebaut, der die architektonischen Verzierungen der ausgeschweiften Krümmungen und Windungen wirklich nach der Skelettform der menschlichen Knochen bestimmt zu haben scheint, wie wenigstens Hogarth in seiner barocken Aesthetik ausführt. Die hohen Fenster waren mit jenen bekannten Knaufen und Rundungen versehen, die in Sandstein den knöchernen menschlichen Schlüsselbeinen und Gelenkpfannen nachgebildet schienen. Dazwischen ein Helm oder ein Medusenhaupt. Im Einzelnen zergliedert mochten diese Ausschmückungen der Portale, Fenster, Vorsprünge und Friese vor der Kritik einer geläuterten Geschmackslehre keinen Stand halten; der Totaleffect jedoch, das Emsemble war auch hier, wie beim hohenberger Schlosse, der einer gewissen Würde und vornehmen Stattlichkeit.

Auch dies Palais hatte zwei, jedoch nur sehr kurz vorgeschobene Seitenflügel mit verschlossenen hohen Eingängen. Der grasbewachsene und etwas verwilderte Vorhof, der durch die Flügel vor der langen Fronte gebildet wurde, war durch Ketten von der Straße abgesondert. In der mittlern Thür war die große Einfahrt eine Façade von sechs dünnen Säulchen, von denen jene drei dicht bei einander standen und in der Mitte ein großes eisernes Becken zur Pechbeleuchtung bei feierlichen Gelegenheiten einschlossen. Das Schwärzen der Säulen hatte man dabei nicht zu fürchten, da das ganze Gebäude durch die allmälige Verwitterung des Sandsteins und die neuerdings in der Stadt stark betriebene Steinkohlenfeuerung ein dunkelgraues Ansehen hatte; nur die weißen Vorhänge an den großen Fenstern der ersten Etage und im Parterre einige Blumenstöcke gaben ihm noch den Charakter von Wohnlichkeit.

Hatte auch Fürst Waldemar die äußere Erscheinung seines Palais nach vorn so gelassen, wie er es damals, als ihm vor etwa dreißig Jahren die große Erbschaft zufiel, von einem Seitenverwandten des regierenden Hauses erstand, so hatte er doch im Innern und nach hinten zu bedeutende Verschönerungen im neuen Style angebracht. Auf eine harmonische Verbindung dieser Anbauten mit dem Vorgebäude war dabei nicht gesehen worden. Man stellte einen Pavillon dicht hinter das Hauptgebäude und verband ihn mit diesem nur durch einen bedeckten Glasgang. Dicht an diesen Pavillon reihten sich, jedoch ohne Verbindung, die Gewächshäuser. Die eine Seite des von einer hohen Mauer eingefriedigten Gartens war hell und freundlich,

die andere der hohen Bäume des kleinen Parkes wegen etwas düster und bei heftigem Sturm, wenn die Gipfel schwankten und krachten, recht unheimlich. Den Park hatte der alte Fürst, dem die schöne Natur vollkommen gleichgültig war, vernachlässigt und dem Garten würde es ebenso ergangen sein, wenn ihm nicht sein Pavillon sehr am Herzen gelegen hätte, wo er Diners und vertraute Soupers gab. Die Jalousieen dieses von ihm mit besonderer Vorliebe gepflegten Gartenhauses waren herabgelassen, doch zeigte der Fürst auch wol einmal seinen Gästen die Aussicht ins Freie, Grund genug, sie dem Pavillon entsprechend zu erhalten; denn wir können annehmen, daß dieser eine ebenso reiche Einrichtung enthielt wie die großen Gemächer des Hauptgebäudes.

Sogleich, wenn man das Innere des Portals betreten und links an der Loge des Portiers, rechts an der Wohnung des Hauptverwalters des Schlosses und sozusagen Haushofmeisters, Herrn Wandstabler, vorüber war, verwandelte sich der ganze Styl des Hauses. Der Treppenaufgang entsprach vielleicht noch dem Charakter des ursprünglichen Baues. Es waren zwei Aufgänge, die links und rechts zu demselben Ziele führten. Aber die kostbaren Teppiche, über die man schritt, die Marmorstatuen, die auf dem Absatz der Treppen aufgestellt waren, die Form der das Gitter unterbrechenden Karyatiden, die über den Häuptern große vergoldete Laternen trugen, die Frescomalerei der Decke und die getäfelten Corridore, die man, oben angelangt, rechts und links sich ausbreiten sah, alle diese Verschönerungen gehörten einem neuern Geschmack an. Ebenso kostbar war die innere Einrichtung. Die alterthümliche Form der großen Zimmer war verschwunden unter Tapeten, Malereien und Stuccaturen. Große Gemälde bedeckten die Wände, Tische mit Marmorplatten und vergoldeten oder broncirten Füßen von Bildhauerarbeit, Consolen mit Statuen aller möglichen Auffassungen der Venus und Amor's und Psyche's, Gemälde, von denen mehre ihrer Sujets wegen mit grünen Vorhängen bedeckt waren. Ins Gelag hinein hatte der alte Fürst bei Künstlern, die er bei Hofe hatte rühmen hören, Arbeiten bestellt. Wenn sie in seinen Sälen zur Besichtigung der Kunstfreunde und der eleganten Welt ausstanden, hatte er in dem Fall, daß schöne Damen kamen, selbst die Honneurs gemacht. Dieser tapfere alte Herr brachte seine Veteranenzeit damit zu, nichts als kleine Galanterien zu treiben, von Boudoir zu Boudoir zu fahren, als General der Cavalerie mit seiner Husarenuniform zu kokettiren und so lange des Tages den Heros

der Jugendlichkeit und des galanten Ritterthums zu spielen, bis sich Abends in ihm der alte Landsknecht wieder regte und er dem Spiel und dem Glase verfiel.

Fürst Waldemar hatte eine Eigenschaft, die man eine positive Tugend nennen mußte. Er war reinlich. Noch jetzt, drei Monate nach seinem Tode, entdeckte man in seinem Palais überall die Spuren dieses einzigen wahren Verschönerungmittels. Das war denn noch der alte Soldat, der die „Propreté", wie er's nannte, über Alles schätzte. In einem Seitenbau seines Pavillons hatte er ein Bad eingerichtet voll Eleganz und Geschmack und nicht blos zum Staat und Amusement seiner Freunde, die die hier aufgehängten Bilder und umstehenden Statuetten belachten, sondern zur wirklichen Stärkung und Erhaltung seiner einst schön gewesenen Gestalt.

Die Dienerschaft des Hauses bestand noch jetzt aus einem Portier, drei Bedienten, einem Koch, einem Kutscher, zwei Reitknechten und dem Castellan oder Haushofmeister, der, wie gesagt, Wandstabler hieß. Das Eigenthümliche aller dieser Menschen war, daß sie, außer dem pariser Koch, sämmtlich dem Militärstande angehört hatten. Es waren ehemalige Soldaten, blessirte, brave, gutempfohlene Unteroffiziere, Sergeanten, Feuerwerker, je nach ihrer Waffengattung. Wandstabler war Wachtmeister gewesen bei denselben Husaren, deren Uniform der Fürst am liebsten trug. Er hatte ihm im Felde die treuesten Dienste geleistet, ja sogar mit Aufopferung einmal das Leben beschützt. Wandstabler war dadurch allmälig zum eigentlichen Chef der ganzen Hausverwaltung des Fürsten avancirt. Keineswegs durch sein großes Rechnungstalent oder seine Ordnungsliebe oder seine nüchterne Aufmerksamkeit im Dienst, sondern lediglich durch die Erinnerung an die treuen Dienste von ehemals und, um dies hinzuzufügen, durch einen andern Vorschub, den er in seiner eigenen Familie besaß. Wandstabler hatte drei Töchter, die, von nicht unangenehmem Aeußern, Eine die Andere so in Jahren ablösten, daß immer, wenn die Eine verblüht war, die Andere gleichsam an ihrem Stamm frisch aufschoß. Die drei Demoiselles Wandstabler spielten eine einflußreiche Rolle in des alten Fürsten Waldemar Lebensgeschichte. Sie regierten das Haus und fast Alles, was dem Fürsten nach seiner Ueberschuldung für die eigene freie Disposition noch übrig blieb. Die drei Demoiselles Wandstabler zählten jetzt sechsunddreißig, dreißig und vierundzwanzig Jahre, hießen Florentine, Doris und Laura, wurden aber der Kürze und Harmonie wegen Florette, Dorette und Lorette ge-

nannt, oder wie sie der Fürst nannte: Flore, Dore, Lore. Darin waren sie eine einzige Person, daß ihnen die ausübende Gewalt der Hohenberg'schen inneren Angelegenheiten gehörte. Wodurch sie diesen Einfluß errangen, wodurch sie ihn behaupteten, war kein Geheimniß. Man sagte, daß die Demoiselles Wandstabler Kammerdienerdienste bei ihm verrichteten und daß er ohne sie nicht gehen, stehen, essen, trinken u. s. w. konnte.

Der Fürst ist dahingegangen. Wir kennen alles Folgende. Sein Erbe scheint eingezogen und wird jetzt als krank gemeldet, krank nach einem kurzen Ausflug, den er, man ahnte nur wohin, kurz nach seiner Ankunft aus Paris gemacht hatte. Zitterten über ein Dutzend Menschen für ihre Zukunft, als der alte Generalfeldmarschall die Augen schloß, erwarteten sie im bangen Vorgefühl, was ihnen von einem als wunderlich und launenhaft bekannten jungen Manne bevorstehen würde, so mußte ihnen jetzt, da dieser so plötzlich erkrankte, vollends bange werden über eine Zukunft, die der Fürst beim besten Willen nicht sicherstellen konnte, da dafür keine Mittel vorhanden waren. Der alte Wandstabler verlor gleich nach dem Tode des Fürsten den schon immer sehr schwachen Kopf. Vormittags nur war er sonst gewohnt, ihn noch einigermaßen zu gebrauchen, Nachmittags schlief er und gegen Abend folgte er dem Beispiel seines Herrn. Er ergab sich allen nur möglichen gebrannten Geistern. Wandstabler war dick. Er hatte eine fürchterliche Röthe im Gesicht und wichste sich seinen martialischen Schnurrbart mit dem besten nur aufzutreibenden ungrischen Firniß. Der Contrast dieser dicken Figur und des schwarzbärtigen, weißhaarigen Kopfes zu dem schwarzen Frack und den kurzen, engen Beinkleidern und weißen Strümpfen, die er tragen mußte, war barock. Er sollte den Haushofmeister spielen und stand kaum auf der Stufe des Portiers. Wenn ihn nicht seine drei Töchter gehalten hätten, er würde sich in dieser Stellung nicht haben behaupten können. Frauen fürchten sich aber vor Männern nie. Flore, Dore, Lore hofften auch mit dem Prinzen fertig zu werden. Fatal, nun wurde der Prinz krank und die Aerzte machten die bedenklichsten Mienen. Sie sprachen vom Nervenfieber, einer Krankheit mit so tückischen Möglichkeiten.

In der schönen Wohnung, die Wandstabler im Parterre rechter Hand inne hatte, saßen Dorette und Lorette am Fenster auf einem Tritt und richteten ihr Auge bald auf die Wagen zweier Aerzte, die vor'm Hause standen, bald auf einen würdigen hohen, stattlichen Mann, der in Begleitung eines schönen Knaben

auf einem Sopha saß und mit ernster, fast trauriger Miene die Bilder an den Wänden musterte. Es waren dies Ackermann und Selmar. Sie hatten in der That bei Schlurck in aller Frühe einen Besuch gemacht, waren von ihm in das Palais des Prinzen beschieden worden, wo er ihnen auf Ackermann's überraschenden Antrag, die Hohenberg'schen sämmtlichen Güter in Pachtung zu nehmen, Bescheid geben wollte. Nun saßen sie schon eine Stunde und hatten erfahren, daß Prinz Egon von einer Reise krank zurückgekehrt war. Die Aerzte waren am Lager des jungen Prinzen, sie erblickten überall traurige Gesichter, Ackermann sprach nichts und Selmar konnte nur mit Mühe die Thränen unterdrücken.

Zuweilen kam der Haushofmeister in's Zimmer, schüttelte den Kopf, stöhnte und sprach die traurigen Worte: „Es kann ihn Niemand sprechen! Niemand! Aber der Herr Justizrath vielleicht ... Der Herr Justizrath!" Dann ging er regelmäßig an einen kleinen Wandschrank, öffnete diesen, klapperte mit Schlüsseln, die daselbst in aller Ordnung aufgehängt waren, benutzte aber regelmäßig diese wahrscheinlich zu seinem Amte gar nicht gehörende stete Revision der Schlüssel nur, um sich aus einigen Flaschen, die neben den Schlüsseln standen, eine Herzstärkung zu holen. Wenn seine jüngeren Töchter nach der ältern Schwester fragten, sagte er, sie wäre oben und hörte die Befehle der Aerzte. Dann sah man einen Bedienten mit Recepten eilen. Ein andermal kamen vornehme Lakaien von da und dort und erkundigten sich nach dem Befinden Sr. Durchlaucht. Es gewährte einen traurigen Anblick.

Ackermann hatte die Mädchen gefragt, wann der Prinz von seiner Reise zurückgekommen wäre? „Gestern Abend;" hatte es geheißen. „Und Sie glauben, daß er in Hohenberg war?" hatte Ackermann gefragt. Ein kurzes Ja! war die Antwort der beiden etwas stolzen Damen gewesen, die sein Anliegen nicht kannten und ihn hier nur duldeten, weil ihnen der Name Schlurck, auf den er sich berief, nach Umständen ein Gespenst des Schreckens war.

Daß diese Frauen bei allem Leide doch immer noch Zeit fanden, zu jedem Vorübergehenden hinauszublicken und nach dem Kettengeländer hin ihre langen Hälse auszustrecken, daß sie überdies geputzter waren, als ihrem Stand zukam, misfiel Ackermann genug. Die zarte Hand seines in eine schmerzliche Beklommenheit versunkenen Knaben ergreifend, sagte er zu den Mädchen: „Wer weiß, wann der Justizrath nachkommt! Erlauben Sie,

daß wir so lange in den Park gehen, den wir am Palais bemerkt haben? Es wird uns wohlthun, dort an der frischen Luft zu warten.“ Die Mädchen sahen sich an. „Ist der Pavillon verschlossen?“ flüsterte die dreißigjährige Dore. „Da hängt der Schlüssel!“ sagte die vierundzwanzigjährige Lore. „Gehen Sie dann nur!“ antwortete kalt die Aeltere. „Wenn der Herr Justizrath kommt, werden wir Sie rufen lassen.“

Selmar's Vater athmete frei, als er die beklemmende Atmosphäre dieses Zimmers hinter sich hatte. Es war groß und geräumig, auch kühl gewesen und doch lag in dem Zimmer Etwas, was ihm die Luft verdickte. „Komm, mein Kind!“ sagte er draußen und faßte Selmar's Arm, der sich an ihn hing, und wie ein zärtliches Paar schritten sie beide über die Einfahrt den etwas düstern Hof, dem Garten zu, wo sie unter den hohen Bäumen aufathmeten und sich gegenseitig das Herz auszuschütten begannen.

„Wer hätte erwarten können,“ begann der Vater, „daß dieser junge kräftige Mann von den Anstrengungen seiner Reise so konnte darniedergeworfen werden! Es müssen doch auch die Reichen und Vornehmen für die Bequemlichkeiten, die ihnen das Leben gewährt, wieder viel büßen.“ — „Sollte ihn nicht eher der Kummer ergriffen haben,“ sagte Selmar, „daß er sein Eigenthum unter so betrübenden Verhältnissen antritt und fremde Menschen da schalten und walten sieht, wo sein Herz gewiß am liebsten weilt, an der Grabesstätte seiner Mutter?“ — „Wenn er dir ähnelte, Kind,“ sagte der Vater, „gewiß nicht! Du denkst an den Ocean schon gar nicht mehr, und unsere Farm, unsere Rinder, unsere Lämmer, unsere Wiesen und Pflanzungen mit der Trauerweide, die am See den kleinen Hügel beschattet, hast du ganz vergessen.“ — „Ach!“ sagte der Knabe schmeichelnd, „verstell' dich nicht, Vater! Ich sehe dir's an, daß auch du nicht mehr daran denkst, nach Amerika zurückzukehren. Der Geist der Mutter ist bei uns. Der lenkt und führt uns und hat uns auch nach Hohenberg begleitet in den Wald, an die Mühle und an das rauschende Bergwasser. Wenn ich auch zurückkehren möchte, so sag' ich's nicht — deinetwegen.“ — „Meinetwegen?“ fragte der Vater mit sinnendem Ernst. „Da irrst du!“ — „Ja, deinetwegen,“ fuhr der Knabe fort. „Wie bist du gerührt von Allem, was du hier wiedersiehst! Gesteh' es nur, du trugst das Land deiner Jugend im Herzen, wie die heimwehkranke Mutter. Sie sprach nicht davon und du sprachst nicht davon! Beide ertruget ihr die wechselseitig auferlegte Pflicht, Beide entsagtet ihr

mit schwerem Herzen Dem, was Euch lieb war. Und nun du hier bist, kannst du dich nicht mehr losreißen von diesen Häusern und Plätzen, wo du schon einmal gelebt hast und glücklich warst.“ — „Glücklich?“ sagte der Vater ernst und wiederholte mit einem tiefen Seufzer: „O ja, recht glücklich!“ — „Und du wirst es wieder sein!“ fuhr Selmar fort. „Ich sah es dir an, gleich seit wir in Hohenberg waren, das ich so lieb gewann, weil ich dich zum ersten mal wieder nach langer Zeit weinen sah. O Vater, wenn du so trüben Ernst im Auge hegst, wenn es dir so dunkel in den Höhlen schattet und sie bleiben trocken und sie erquicken sich nicht mit dem Thau der Thränen, dann muß ich statt deiner weinen und möchte Gott bitten, er gäbe dir meine eignen nassen Augen.“ — „Wo weint' ich denn bei Hohenberg?“ fragte der Vater, fast gleichgültig. — „Auf dem Kirchhof, Vater,“ sagte Selmar. „Wir hatten ja den häßlichen Leuten ihr Geld gezahlt, waren im Walde bei der alten Hexe gewesen, wollten nun fort und konnten von dem jungen Freunde, den wir gefunden, nicht mehr Abschied nehmen. — Da gingen wir noch zum Lebewohl auf den Kirchhof und du läsest über einem Grabe: Kommt zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Als du nachsahest, wer dort lag, weintest du!“ — „Weint' ich?“ sagte Ackermann. „Ja, Vater! Und so schwer trennt' ich mich von dem Grabe, und nun bist du jetzt überall ein Anderer. Du nimmst Theil, du bist bewegt, du erzählst, du erinnerst dich an hundert alte Dinge, und wie du gar von dem Jäger am Gelben Hirsch erfuhrst, unser lieber Freund möchte wol mit dem Prinzen Egon verwandt, es vielleicht gar selbst sein, wie du im Heidekruge noch so spät aufstandest, um ihn zu sprechen, und ganz verstört und doch vergnügt wiederkamst, da muß in dir so viel Glück und Lust der alten Zeit aufgestanden sein, daß du plötzlich wieder Liebe zu Deutschland faßtest und dich entschlossen hast, zu bleiben. Denn daß du an die Verwaltung der Güter des Prinzen denkst, nur um meine Zukunft zu sichern und wenn diese sich entschieden, mich verlassen und wieder meerwärts ziehen könntest, das glaub' ich dir nicht, Vater!“ — „Nein, mein Kind,“ rief Ackermann mit überschwellendem Gefühl und drückte Selmar's bewegte Brust an die seine; „nein, wie würd' ich dich je verlassen können! Ich will bleiben. Ich bin es einem Gelübde deiner Mutter auf ihrem Sterbebette schuldig, dich in die Verhältnisse zurückzuführen, denen du angehörst, und wenn ich dich dann verliere, wenn du dann nicht mehr mein bist und eine neue Mutter findest —“ — „Vater!“ rief Selmar, „wie

könnte das je geschehen? Wer kann meine wahre Mutter gewesen sein, als Die, die dich liebte? Dir hat sie mich geboren, dir hat sie mich gegeben für ein ganzes Leben! Die Großmutter eine neue Mutter für mich? Nein! Willst du zurückkehren, ich folge dir! Um meinetwillen steh' von dem Gedanken ab, den du jetzt in deiner Liebe ausführen willst, dem, deine reichen Erfahrungen und Kenntnisse hier in Europa zu bewähren. War ich es denn, Vater, der dir den Gedanken einflößte, am Fuß von Hohenberg zu wohnen und Egon's Eigenthum zu verwalten, dies schöne Fürstenthum vielleicht vor dem Untergange zu retten?" — „Nein, mein Kind," sagte Ackermann mit einer Art von Feierlichkeit; „nein, das kam aus meinem eigenen Herzen! Ich will versuchen, noch einmal in der Heimath Anker zu werfen. Ich will dein und mein Wohl begründen, indem ich mich entschließe, einem Herrn zu dienen, der es vielleicht — nicht verdient." — „Nicht verdient?" wallte Selmar auf. „Warum sollte es denn unser Freund nicht verdienen? O, daß er krank ist, daß ich nicht an seinem Lager stehen und seine Wünsche hören kann! Wie wollt' ich ihn pflegen, jeden Trunk müßt' er aus meiner Hand nehmen! Ich wäre eifersüchtig, wenn ihn ein Anderer mehr lieben sollte als ich!" — „Kind! Kind! Was sprichst du?" fragte der Vater. — „Ich sag' es nur," antwortete Selmar mit einem leisen Erröthen über das Feuer, das ihn ergriffen hatte; „ich sag' es nur, weil du meintest, er verdiente es nicht." — „Er ist vornehm," sprach der Vater mit ernstem Tone, „er ist vornehm und leichtsinnig. — „Nennst du ihn leichtsinnig?" war des Knaben verwunderte Frage. — „Ich kenn' ihn nicht mehr als du," sagte der Vater, „aber seine Aufführung verdiente wenig Anerkennung. Statt sich nach Allem zu erkundigen, was etwa noch für die Rettung seines Eigenthums gethan werden könnte, streifte er um das Schloß gedankenlos herum, besuchte die Schmiede, wo ihn der Eine nicht sehen, der Andere nicht hören konnte, plauderte im Walde mit dem Jäger über Alles, nur nicht über Das, was ihm zu wissen nöthig war. Auf dem Schlosse kann er kaum etwas Anderes gewollt haben, als eine leere Neugier befriedigen. Eine Kokette tändelte dort mit ihm —" — „Wirklich, Vater?" — „Es konnte ihn die Tochter desselben Mannes, der an seinem Erbe nicht viel Redlichkeit gezeigt hat, so bestricken, daß er nur für sie einen Gedanken hatte —" — „Nur für sie?" fragte Selmar traurig. — „O, diese leichtsinnigen

Jünglinge," sprach Ackermann mit Nachdruck und schärferer Betonung, als für diese Aeußerung einem Knaben gegenüber natürlich schien; „diese jungen Männer sind flatterhaft und jedem Winde preisgegeben! Ihr Gewissen gibt ihnen keine Schwere, daß sie Stand halten könnten. Dieser da war schon in Paris und hat dort schwerlich in der Spreu das gute Korn gesucht, sondern eben nur die vom Wind getriebene leichte Spreu und das Angenehme. Wir wünschen, daß er von seiner Krankheit genesen möge, und ist er geheilt, ist er vom Lager wieder erstanden, so will ich hoffen, daß ihn die Welt, in der er lebt und die uns verschlossen ist, nicht zu sehr verderbe!"

Selmar schwieg und verfiel in eine große Traurigkeit. Nach einer Weile sagte er: „Warum aber konnte das schöne Mädchen mit ihm tändeln, da sie doch nicht seines Standes ist?" Ackermann belehrte ihn mit sonderbarer, ernster Umständlichkeit und entgegnete: „Der Leichtsinn, den die meisten Männer fühlen, ist ja auch vielen Frauen eigen. Dies Mädchen ist schön und sie glaubt, sie werde es immer sein. Deshalb versäumt sie, schon jetzt durch Tugend und Zucht edlere Schönheiten zu sammeln, die sie ewig schmücken könnten." — „Warum warst du nur in jener Herberge so erregt über sie?" forschte Selmar. — „Wann?" fragte der Vater. — „Da, als du ihr noch in später Nacht auf dem Gange begegnetest? Du schienst ihr damals nicht zu zürnen." — „Ich war erstaunt," sagte der Vater. „In Begleitung des unheimlichen rothhaarigen Menschen, der sich uns zugesellte, kamen wir spät in der Nacht an, du legtest dich zum Schlaf, der mich noch floh. War ich vom strömenden Regen fiebernd durchkältet oder bewegte mich zu lebhaft der Plan, in der Art einer großen amerikanischen Niederlassung hier einen landwirthschaftlichen Versuch nach meinem Geschmack zu wagen, ich konnte nicht schlafen. Was sollt' ich nun von einem Mädchen denken, das tief in der Nacht, während Alles in dem großen Hause ruhte, im leichten Uebergewand über den Corridor huscht und das Zimmer eben öffnen will, wo ich wußte, daß Prinz Egon schlief. Sie erschrak so heftig, daß sie entfloh. Seit jenem Augenblick weiß ich, daß der junge Mann seine Neigungen zu leicht verschenkt und würde Niemanden beneiden, der sich rühmt sein Freund zu sein." — „Das kann dein Ernst nicht sein, Vater," sagte Selmar und schmiegte sich zu ihm empor; „wie würdest du nur sonst so lebhaft den Gedanken ergriffen haben, des Prinzen Güter zu verwalten, ihn vielleicht vor dem drohenden Zusammensturz seines Erbes zu bewahren, ihn zu schützen vor

schlimmen Haushaltern, die nur von ihm rauben, nicht ihren Erwerb durch Unterstützung des seinigen verdienen wollen! Gestern, als wir noch einen Umweg einschlugen, um ein anderes Gut des vornehmen Freundes anzusehen, wie hast du da geschwärmt für den Gedanken, ihm wieder das Leben zur Freude zu machen!" — „Hab' ich geschwärmt, Herz?" sagte der Vater scherzend. „Geschwärmt! Ueber Kartoffelbau nach unserer Art, Rüben, Oelpflanzen, Dresch-, Säe-, Eggemaschinen hab' ich geschwärmt! Ueberall sah ich meinen neuen Pflug durch die Erde gehen, sah, wie die Bauern staunen werden, wenn ich Taback baue von virginischem Samen, sah Felder mit Runkelrüben besäet und die Schornsteine von Laboratorien rauchen, die aus solchem Material noch Werthe erzeugen sollen, das man hier gewohnt ist als unnütz wegzuwerfen. Das war meine Schwärmerei. Nun wohl, ich schwärmte für die Sache an sich. Daß dieser Plan auch den jungen Mann, dessen Krankheit hoffentlich Gott deshalb wenden wird, um ihm Gelegenheit zu geben, noch an Herzensgüte und Sittenreinheit zuzunehmen, mitbetrifft, ist reiner Zufall, der mir nicht viel sagen will. Jetzt aber genug von ihm! Ich möchte ihn noch ärger schelten, wär' er nicht krank."

Selmar schwieg. Er hatte sich in seiner Vertheidigung erschöpft. Das Letzte, was er für den vermeintlichen Prinzen noch anführen konnte, seine bedenkliche Erkrankung, hatte der Vater schon vorweggenommen. Er wußte, daß er diesen erzürnen würde, wenn er einen von ihm für erledigt erklärten Gegenstand von freien Stücken wieder aufnahm. Er sah zur Erde und schleuderte mit dem schwanken Stöckchen, das er in der Hand trug, hier und da einen kleinen Stein zur Seite auf die Beete, die nicht gut gehalten waren. Die Blumen wuchsen beinahe wild. Die Hecken trugen Beeren, die überreif vertrockneten, weil sie nicht abgelesen wurden. Die Blätter der verwelkten Rosen lagen zerstreut unter den grünen stachlichten Stämmen. Niemand hatte die Rosen gebrochen, bis sie mit auseinanderfallenden Blättern von selbst niederglitten. Tausende verwelkter Blütenkapseln lagen auf den Wegen und mischten sich mit dem Kieselsand. Es war hier weder die Hand der Liebe, noch die Furcht sichtbar und Ackermann sagte einige male mit Recht: „So sieht es aus, wo kein Herr ist!"

Einige male trennten sich unsere harrenden Wanderer, die wol schon zehnmal Park und Garten auf und ab durchmessen hatten. Den Vater fesselte dann ein Baum, den Knaben eine

Blume und dadurch geriethen sie zuweilen auseinander. Einmal stand Selmar am Pavillon still und betrachtete von allen Seiten das geheimnißvolle umfangreiche Gebäude, dessen Fenster mit nach außengehenden Jalousieen verdeckt waren. Es waren Marquisen von schiebbaren Holzstäben. An eins dieser Fenster trat Selmar näher heran, hob den hölzernen Vorhang ein wenig in die Höhe, sodaß sich die Bretter verschoben und einen Blick ins Innere erlaubten. „Ha! Vater, wie schön!“ rief er plötzlich. Ackermann kam ruhig näher. Scheinbar ruhig. Wie ihm Selmar, vom Innern des Pavillons so überrascht, zurief, sah er durch das Fenster, wo Selmar lauschte. Kaum hatte er in der Meinung, etwa einen schönen Saal zu sehen, einen Blick durch die engen Bretter der Jalousieen geworfen, als er sie voll Entrüstung zuzog und seinen Unmuth über Selmar aussprach, den er jetzt neugierig, ja zudringlich nannte. Es war das Badezimmer des alten Fürsten gewesen, das Selmar gesehen hatte, eine bunte, magisch von oben herab beleuchtete Kammer mit Statuen und Gemälden in einem Geschmack, der beleidigen konnte.

In diesem Augenblick kam ein Bedienter und meldete mit leicht hingeworfener verächtlicher Rede die Ankunft des Justizrathes. „Er hat Sie ja bestellt?“ hieß es. — „Gut, gut, mein Freund!“ sagte Ackermann. „Wir kommen schon.“

Beide verließen den Garten; Ackermann mit einem schmerzlichen Rückblick auf den Pavillon, der ihm neben andern Empfindungen auch einen traurigen künstlerischen Irrthum auszudrücken schien.

Siebentes Capitel.

Eine Scene.

Ackermann und Selmar trafen den eben angekommenen Justizrath in dem untern Zimmer bei den Demoisselles Wandstabler. Verletzend genug für Ackermann's Gefühl war auch hier die Ueberraschung, daß sie beim Eintreten Schlurck in dem Versuch einer flüchtig scherzenden Umarmung der jüngern, der Lorette, Lore oder Laura Wandstabler antrafen. Ackermann ließ die Thür zu und blieb einstweilen draußen auf dem Thorflur stehen. Der Knabe war bewahrt geblieben vor dem Anblick.

Schlurck kam schmunzelnd, erhitzt, heraus und winkte, nach

höflicher Begrüßung ihm über die Treppe hinauf zu folgen. Er würde versuchen, sagte er, ob die Aerzte eine mündliche Unterredung zwischen Herrn Ackermann und dem Fürsten über das von ihm gemachte dankenswerthe, den Wünschen aller Gläubiger entsprechende Anerbieten erlaubten. „Ich habe nochmals," sagte Schlurck beim Hinaufsteigen mit prüfender und den Amerikaner beinahe durchbohrender Miene, „ich habe nochmals Ihre Offerten durchgelesen und bin vollkommen überzeugt, daß sie Sr. Durchlaucht genehm sein werden. Sie stellen eine Caution von 10,000 Thalern und übernehmen den Pacht sämmtlicher Güter des fürstlichen Hauses Hohenberg. Sie zahlen jährlich dreißigtausend Thaler in die Masse, um damit theils die Zinsen der Schuld, theils das Capital derselben allmälig zu tilgen, und erbieten sich, den Rest Ihrer Einnahme dem Fürsten zur Disposition zu stellen, nachdem Ihnen erstens die Verzinsung des Capitals, das Sie in die Oekonomie stecken werden, gesichert ist und Sie für Ihre eigene Mühewaltung eine Summe von — wie viel war es?" — „Tausend Thalern —" ergänzte Ackermann. — „Bester Freund," sagte Schlurck und blieb auf der Treppe, gerade an einer Statue stehen. „Lassen Sie uns erst aufrichtig reden! Tausend Thaler! Was ist Das? Ich dachte heute früh, ich hätte Sie misverstanden und nun wiederholen Sie diese Bagatelle? Ueberhaupt bin ich mit manchen Punkten noch nicht einverstanden," fuhr er fort. „Wie können Sie bei so geringer Einnahme bestehen? Sie opfern ja Ihr Interesse dem eines Fremden! Sehen Sie hier! Das ist die Statue des Mercur. Ein bedeutsames Wahrzeichen. Es muß Sie an Ihren Vortheil erinner. Mercur war der Gott des Handels —" — „Und der Diebe!" sagte Ackermann scharf einfallend.

Schlurck hob den Kopf, zog die Brille etwas in die Höhe und fixirte mit halb unbewaffnetem Auge, wobei er in der Nähe besser sah, diesen seltsamen Einfall. „Ganz recht!" sagte er und machte ein eigenthümliches Zeichen, das Ackermann als Freimaurerzeichen erkannte, ohne es jedoch zu erwidern. Schlurck wollte sich über diesen neuen Generalpächter orientiren, blieb immer noch stehen und wiederholte seine Bemerkung: „Aber — ob des Handels oder der Diebe, gleichviel — Sie opfern ja Ihr Interesse dem eines Fremden! Tausend Thaler!"

„Das ist meine Sache," sagte Ackermann. „Genügen Ihnen meine Zeugnisse, meine Cautionsanerbietungen, meine Vorschläge für die Creditoren, so hab' ich nur die Absicht, mein Vermögen sicher anzulegen und will im Uebrigen durch diese Verwaltung

Gelegenheit finden, gewisse Grundsätze der Landwirthschaft, die ich auch als Kenner und Theoretiker treibe, praktisch anzuwenden. Die natürliche Beschaffenheit dieser Güter kommt meinen Ideen entgegen. Die Oekonomie auf ihnen ist mehr vernachlässigt als irgendwo und doch sind es meist wieder dieselben Fehler, die überall in Europa gemacht werden. Ich habe mir die Gelegenheit angesehen, die ich an Ort und Stelle günstig genug gefunden habe, etwas Tüchtiges zu schaffen, und wenn ich fast für gewiß voraussehe, daß Sr. Durchlaucht noch zwanzigtausend Thaler reinen Gewinn übrig behalten werden, so können Sie getrost eine so vortheilhafte Anerbietung eingehen."

Schlurck blieb, da man inzwischen weiter gegangen war, oben auf dem Corridor stehen und lehnte sich an das Gitter der Treppe. „Hm! hm!" sagte er dehnend. „Es ist aber doch nöthig, daß wir ganz im Reinen sind, ehe wir den Versuch machen, die Meinung des Prinzen einzuholen. Die bisherige Verwaltung durch die im Dienste Sr. Durchlaucht Angestellten beträgt etwa sechstausend Thaler. Sie war früher größer. Seit zwei Jahren hab' ich sie auf das Nöthigste reducirt. Dies Budget werden Sie — wovon bestreiten?" — „Von den Einkünften des Bodens, aber auch von den Renten und Gefällen, die an die Gutsherrschaft gezahlt werden." — „Bester Freund," sagte Schlurck, „Renten und Gefälle! Die sind meist aufgehoben!"— „So wurden sie abgekauft," sagte Ackermann. „Dies Capital legt man an und erzielt davon eine Rente, die um so angenehmer ist, als nun durch keine böse Verstimmung mehr das Verhältniß des Grundherrn zum Bauer getrübt wird." — „Das Capital?" sagte Schlurck lachend. „Ja, bester Mann, Das, was die Bauern schon eingezahlt haben, das ging längst in die Masse!" — „O! das war höchst ungerecht, das war unverantwortlich!" sagte Ackermann. — „Wie so?" fragte Schlurck und rückte die Brille wieder empor. — „Das war unbillig," wiederholte Ackermann. „Sie konnten dulden, daß man so die Rechte des Erben verkürzt? Die Laudemien waren eine jährliche Rente. Von dieser Rente, von diesen Zinsen durften die Gläubiger nehmen. Die Ablösungssummen aber sind ein Capital, das an den Gütern haftet. Sie konnten sozusagen eine Ernte verkaufen, aber nicht den ganzen Boden."

Als Ackermann so laut und in den gewölbten Räumen wiederhallend sprach, öffnete man die Thür. Ein Frauenzimmer blickte heraus und schien sich eben in Scheltworten ergehen zu wollen, als sie erschrocken den Justizrath erkannte und ihrer

Zunge augenblicklich Stillschweigen gebot. „Wie geht es Sr. Durchlaucht?“ fragte der Justizrath ruhig und über den Wahrheitsfanatismus dieses Landwirths für sich lächelnd. Die Dame antwortete mit großer Unterwürfigkeit, daß die Aerzte im Zimmer wären, Niemanden zuließen und ihre Befehle nur dem französischen Bedienten mittheilten, den Se. Durchlaucht aus Paris mitgebracht hätten. „Wir Alle stehen hier in schmerzlicher Erwartung,“ sagte sie mit gewähltem, doch etwas geziertem Tone. Dabei öffnete sie die Thür und schien Schlurck einladen zu wollen, in den Vorsaal einzutreten. Es standen da einige fremde Bediente, andere saßen. Der alte Wandstabler ruhte auf einem Polstersessel und wischte sich die Thränen weg, die auf seinen grauen, heute nicht sehr gewichsten Schnurrbart rollten. Es waren dies, da er unten schon oft nach den Schlüsseln gesehen hatte, Thränen zweideutigen Ursprungs. Die Sprecherin war Demoiselle Florentine Wandstabler, seine Tochter. Sie erzählte flüsternd, daß der Prinz drei Zimmer weiter läge, in der hochseligen Durchlaucht Schlafgemächern, daß er im Fieber phantasire und nur auf Augenblicke bei Besinnung wäre, der Unglücksfall erregte das allgemeinste Interesse, alle hohe und höchsten Herrschaften schickten und ließen Nachfrage halten, diese beiden Bedienten dort gehörten der Gräfin d'Azimont, die jede halbe Stunde einen Rapport haben müßte — diese schöne bewunderungswürdige Dame hätte selbst an sein Lager dringen wollen — wäre schon auf diesem Vorsaal gewesen — aber die gemessensten Befehle der Aerzte hätten gerade sie am meisten entfernt gehalten. Der französische Kammerdiener Monsieur Louis Armand hätte sich ihr mit Entschlossenheit entgegen geworfen, der wäre noch strenger, als die Aerzte — „und Sie kennen Sanitätsrath Drommeldey!“ schloß die Flore.

Selmar, der alle diese Mittheilungen mit anhörte, faßte krampfhaft die Hand seines Vaters. Schlurck ersuchte Beide, in ein Seitenzimmer vom Entrée links zu treten und einen Augenblick zu verziehen. „Ich sehe doch,“ sagte er mit scharfer und selbstzufriedener Betonung, „daß diese Angelegenheit nicht so rasch wird erledigt werden können, wie ich gehofft hatte.“ Er zog halb die Thür zu und flüsterte wieder mit Florette Wandstabler.

Als Ackermann und Selmar allein waren, warf sich dieser an den Hals des Vaters und weinte. „Beruhige dich doch, mein Kind,“ sprach der Vater gerührt. „Unser Freund ist jung und von einer ungeschwächten Natur. Die gütige Vorsehung wird ihn schützen. Und siehst du nicht,“ fuhr er nach einer Weile

fort, „daß es hier Menschen genug gibt, die auf seinen Zustand lauschen wie auf die Athemzüge des geliebtesten Menschen? Er ist in Sorgfalt und Pflege.“— „Hätt’ er eine Schwester,“ sagte Selmar, „einen Bruder! Hätt’ er eine Mutter, einen so zärtlichen Vater, wie du! Wir könnten mit ruhigerm Herzen dies große ängstliche Gebäude verlassen.“ — „Deswegen sei ohne Sorge!“ tröstete ihn der Vater mit besonderem Nachdruck, „dieser feine, mehr schlaue als kluge Herr, der sich in meiner Person sehr zu irren scheint, ist der Vater jenes schönen Mädchens, mit dem er in Hohenberg und auf der Reise so leichtsinnig tändelte, und die Gräfin d’Azimont, das hörtest du doch, ist eine vornehme und sehr gefeierte Dame aus Paris, diese nimmt vollends einen Antheil an ihm, wie an einem Bruder. Sie liebt ihn ja! So denk’ ich, wird er von zärtlicher Obhut nicht verlassen sein.“

Nach einiger Zeit ängstlichen Wartens trat Schlurck leise und schleichend ein, nahm Platz und sagte mit verstimmter Miene: „Der Prinz hat das Nervenfieber, eine Krankheit ebenso gefährlich wie langwierig. Man wird nichts abschließen können, mein Bester. Lassen wir dies Geschäft. Sie kommen aus Amerika? Darf ich —?“ Die dargereichte Dose lehnte Ackermann, von gewaltiger Unruhe getrieben, ab und erwiderte: „Gerade jetzt ist vielleicht noch der einzige günstige Augenblick! Ein langwieriges Uebel schiebt die Entscheidung auf unbestimmte Zeit hinaus. Kommen Sie, wir sprechen die Aerzte!“ — „Unmöglich,“ sagte Schlurck und hielt Ackermann zurück. „Wo denken Sie hin? Auch bin ich selbst, aufrichtig gestanden, mit Ihren Vorschägen nicht ganz einverstanden. Sie bedingen sich nur Tausend Thaler eigenen Gewinns. Ich finde Das mindestens gesagt auffallend. Welches Interesse können Sie haben, sich solcher Mühe, so vielen Plagen zu unterziehen und dafür einen so geringen Entgelt zu beanspruchen?“ — „Das ist ja meine Sache!“ wiederholte Ackermann. — „Ihre Aeußerung über die Capitalisirung der Laudemien,“ fuhr Schlurck fort, „frappirt mich; denn ich weiß in der That nicht, da ich die ganze Last dieser Ueberschuldung auf mir liegen habe, wie ich es mit den laufenden Ausgaben z. B. für die noch nicht an den Staat übergegangene Gerichtspflege und etwa ein Dutzend Angestellter des Fürsten halten soll. Sie haben ganz Recht, Herr Ackermann, daß es Unrecht war, ein Capital, wovon nur die Rente disponibel hätte sein sollen, zur Masse zu schlagen. Aber ein Familienstatut, ein Majorat existirt nicht. Was thun, um all diese Löcher zu stopfen?“ — „Ich will,“ sagte Ackermann in ruhiger Aus-

einanderſetzung, „ich will noch die ſechstauſend Thaler für Gerichtspflege und Amtskoſten auf den Ertrag der Güter mit übernehmen, wenn ich die Verwaltung der Grundrenten mit überkomme und mir die Ablöſungen zur Verfügung und Durchſicht geſtellt werden.“

Schlurck erhob ſich, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Alles das recht ſchön! Aber man kann Dergleichen nicht über’s Knie brechen! Es thut mir leid —“ Damit deutete er an, daß die Unterhandlung abgebrochen wäre. Offenbar erfüllte ihn das ſonderbare Drängen des Landwirths mit Mistrauen. Er ſah in ihm etwas Anderes als einen Oekonomen, der nur landwirthſchaftliche Verſuche anſtellen wollte. Die Zumuthung, Einſicht in die Bücher zu bekommen und gleichſam die frühere Verwaltung zu controliren, war ihm läſtig. Soweit er ſich auf Bartuſch verlaſſen konnte, war er ſich zwar keiner auffallenden Verſtöße bewußt, fürchtete aber doch alles Schroffe, Uebereilte, Leidenſchaftliche und ohnehin das Allzuwißbegierige und Unbequeme. Und da Ackermann nicht nachgab, ſo antwortete er, um nur eine Ausflucht zu haben: „Ueberdies geſteh’ ich Ihnen, wir haben noch andere Anerbietungen, die vielleicht günſtiger ſind.“ Er wollte gehen und kniff Selmar’n freundlich wie zum Abſchied in die Backen.

Ackermann ſchwieg einen Augenblick, fixirte dann aber noch einmal den ſich offenbar unbehaglich fühlenden Mann und ſagte mit vieler Ruhe und Kälte: „Herr Juſtizrath, wenn ich die Verwaltung der Güter bekäme, würd’ ich erkenntlich ſein. Ich bot zehntauſend Thaler Caution und verlange, um in die Ameliorationen Etwas hineinzuſtecken, nichts, gar nichts vom Fürſten. Ich gebe das Alles ſelbſt her, weil ich leidlich vermögend bin. Es iſt mir nur um die Gelegenheit zu thun, eine große Wirthſchaft zu führen und den deutſchen Landwirthen amerikaniſche Erfahrungen zu zeigen. Ich biete Ihnen ein kleines Gratial . . . zweihundert Louisdor’s, Herr Juſtizrath, wenn wir ins Reine kommen.“

Dies gewagte Wort ſprach Ackermann vollkommen ruhig ſo hin und legte nicht den geringſten Accent darauf. Schlurck aber ſah ihn von der Seite an, zog ſeine Doſe, nahm eine Priſe und machte eine lange Pauſe. Dann wandte er den Kopf, lächelte, ſchnellte den Reſt des Tabacks aus den Fingern und ſagte: „Hm! hm!“ Noch einmal dann den Fremden, der ihn ſicher und vertrauend und ſeines Mannes gewiß anblickte, fixirend, fragte er mit einem Ton, der etwa ſagen wollte, als verſtünde ſich Das von ſelbſt: „Jährlich?“

Ein gewagtes Wort dies Jährlich! Es ließ einen tiefen, für ihn gefahrvollen Blick auf Schlurck’s Lebensphiloſophie und

die ganze Geschichte seines Berufes werfen. Er sprach es aus, nicht etwa mit gemeiner schmeichelnder Gewinnsucht, die ihm fremd war. Er sprach es aus mit dem Ton eines Weltmannes, der gleichsam zum Andern sagen wollte: Die ganze Welt ist doch wol nur eine Komödie, wo Einer den Andern prellt! Was wollen wir Narren sein und Tugend und Ehrlichkeit lieben? Der alte Fürst hatte ihm ja immer erlaubt, bei Gelegenheit, wo er den Mäkler machte, auch an sich zu denken, und von den geschriebenen Rechnungen allein war der ungeheure Aufwand, den er machte, nicht zu bestreiten. Er fand es in der Ordnung, daß er bei einem guten Dienst, den er dem Andern leistete, auch eine Erkenntlichkeit für sich in Anspruch nehmen durfte. Aber — „Jährlich?“ Diese Frage war gewagt. Und dennoch wiederholte er noch einmal: „Jährlich?“

Ackermann war leidenschaftlich. Die ganze Situation peinigte ihn schon lange. Er hatte mit seinem ersten einfachen Anerbieten nur eine Anerkennung für einen geleisteten Dienst aussprechen wollen. Als ihm aber mit der Frage: Jährlich? die Zumuthung eines perennirenden Betrugs gegen den Fürsten gestellt wurde, übermannte ihn so der Zorn, daß er glühend vor Unwillen bei Wiederholung des Schlurck'schen „Jährlich“ ausrief: „Nein, Schurke, nie!“ Schlurck sank in einen Sessel. Selmar ergriff die Hand des Vaters. Dieser ließ ihm den Hut, wie zum Aufbewahren, riß die Thür auf, stieß Schlurck, der wieder aufgesprungen war und ihm den Weg vertreten wollte, zurück und sprach mit Donnerstimme, daß es Alle draußen hörten und ihn für wahnsinnig halten mußten: „Laßt mich zum Prinzen! Ein lichter Moment wird hinreichen, ihn vor Verräthern zu schützen!“ Er stürmte mit diesen Worten auf die Thür zu, die zu den Zimmern des Fürsten führte.

Schlurck saß wieder regungslos. Diese Scene! Diese Zuhörerschaft! Dies plötzliche Erlebniß, das er sich nicht hatte träumen lassen! Das war wie ein Einfallen des Himmels. Wie kam ihm Das? Ihm? Hier? Unter solchen Umständen? Hier bei der ihm wohlbekannten alabasternen Venus von Medicis! Scenen! Sie waren nie seine Sache gewesen. Er konnte geistreich, witzelnd, liebenswürdig sein; er war sogar ein Mann von Mitgefühl, von milder Gesinnung, Wohlthätigkeit; er konnte auch einmal Etwas begehen, was gewagt und gefährlich war. Aber still mußt' es dabei hergehen, die Leidenschaften mußten schweigen, das „Tollhaus der Tugendhaften“ durfte sich nicht entleeren. Daß er nun hier auf den „Schurken“

doch antworten mußte, so doch hinzuspringen, um den gefährlichen Mann von der Thür wegzureißen, das war ihm entsetzlich. Einmal an sich entsetzlich, der Thorheit wegen, die er sich vorwerfen mußte, dann aber auch ebenso entsetzlich wegen der Exaltation, die solche Dinge in seinem träge rinnenden Blute hervorriefen. Er war einer Ohnmacht nahe.

Sein Schrecken wuchs, als sich die Thür öffnete, die Aerzte herbeiliefen und voll Zorn nach der Ursache des Lärms fragten.

Ackermann, noch in der vollen Glut seiner Entrüstung, sprach: „Meine Herren! Lassen Sie mich den Prinzen sprechen! Er kann davon nicht sterben, wenn ein Freund zu ihm spricht! Es wird ihn erquicken, wenn er sieht, daß es noch Menschen gibt, die ihn lieben und für ihn leben wollen.“

Noch hatte er kaum zum unwilligsten Erstaunen der Aerzte, unter denen sich glücklicherweise Sanitätsrath Drommeldey nicht befand, diese Worte geendet, als ein junger Mann aus den Zimmern, deren Thüren nun offen standen bis an das dunkle hintere Schlafcabinet, heraustrat. Er war von mittler Statur, blassen gefälligen Mienen; das schwarze Haar lag kurz geschnitten auf dem Scheitel und erhöhte den Ausdruck des theilnehmend besorgten freundlichen Antlitzes. Nichts verrieth einen Dienenden. Schwarzer Frack und schwarze Beinkleider standen ihm wie einem Weltmann, doch war das Halstuch nur lose geknüpft und ließ durch den umgeschlagenen Hemdkragen in dem Eintretenden eher einen Studenten als einen Kammerdiener erkennen. Die Hände entsprachen nicht ganz dem gefälligen Charakter eines Gentleman, sie waren zu stark im Vergleich zur Proportion der übrigen Formen und hatten nicht jene Weiße des Gesichts und des Halses, die von dem schwarzen glänzenden Haar auffallend abstach. Kinn und Oberlippe waren mit einem schöngekräuselten Bart geziert. „Was gibt es hier?“ fragte der Eintretende mit strengem, fast befehlendem Blick in französischer Sprache.

Ackermann zog die Thür an, die der Franzose noch in der Hand behielt und begann im beredtesten Französisch sein Anliegen auseinanderzusetzen. „Mein Herr,“ rief er stürmisch erregt und ohne lange die Worte zu wählen; „Sie sind ein Freund des Fürsten, denn er duldet Sie an seinem Krankenlager. Sagen Sie ihm, daß sich ein bemittelter und erfahrener Oekonom aus Amerika anbieten wollte, seine Güter zu verwalten. Sagen Sie ihm, daß dieser Mann dabei nicht das Interesse seiner eignen Bereicherung im Auge hat, sondern die Wohlfahrt des Besitzers. Er erbietet sich, eine Caution von zehntausend Thalern sogleich

zu zahlen als Bürgschaft seiner Treue und Ehrlichkeit. Er erbietet sich, die Hälfte seiner reinen Einnahmen auf die Befriedigung der Gläubiger des Fürsten, die andere aber zur Befriedigung der Bedürfnisse des Fürsten selbst zu verwenden. Beide Summen werden, Dank der Erfahrungen, die der fremde Landwirth machte, Dank seines ehrlichen Willens, groß genug sein, um ihren Zwecken zu entsprechen. Der Zuschlag müßte mindestens auf zehn Jahre geschehen. Die Capitalien, die der fremde Mann auf seine Verbesserungen verwendet, gibt er selbst her, unter der Bedingung, daß ihm eine Hypothek auf die Güter und die richtige Verzinsung gestellt wird. Für sich selbst verlangt er nur die Summe von jährlich tausend Thalern. Sagen Sie dem Fürsten, daß ich mich durch den Augenschein überzeugt habe, wieviel sich noch für seine Besitzungen thun läßt. Sagen Sie ihm Das sogleich, mein Herr, ehe die Krankheit, die den jungen Prinzen bedroht, weitere Fortschritte macht und einen Zeitverlust verursacht, der in Rücksicht auf die nächstjährige Ernte nicht wieder eingebracht werden kann. Nennen Sie ihm meinen Stand und Namen! Ich bin ein Deutscher, komme aus Amerika, heiße Ackermann und biete alle Garantieen. Der Justizrath Schlurck ist zugegen, um die Willensmeinung des Prinzen in Empfang zu nehmen und die Urkunden aufzusetzen."

Der Franzose hatte ruhig, aufmerksam und ernst zugehört. „Einen Augenblick!" sagte er und kehrte in die Krankenzimmer zurück.

Ackermann sah in höchster Spannung um sich. Alles haftete an ihm. Die Bedienten, die Aerzte standen starr. Selmar schmiegte sich an den Vater und hielt ihm die eine seiner Hände, in denen man das Blut klopfen fühlte. Schlurck war leichenblaß und im höchsten Grade mit sich selbst unzufrieden. Er stand in einiger Entfernung am Fenster des Vorzimmers, klopfte mit seinem Stöckchen wie in der Zerstreuung an die Scheiben. Florette Wandstabler schlich sich zu ihm heran und fragte besorgt: „Was haben Sie, Herr Justizrath? Was ist denn nur Das?" — „Wer ist der Franzose?" fragte Schlurck fast tonlos. — „Monsieur Louis," antwortete diese ebenso leise. „Der Fürst gab gleich nach seiner Ankunft von Paris Befehl, diesem Franzosen in Allem zu gehorchen. Erst seit gestern wohnen Durchlaucht hier und Monsieur Louis sind erst eingezogen, seitdem sich Durchlaucht für krank erklärten. Denken Sie sich! Anfangs trug dieser Louis ein Ueberhemd wie ein Fuhrmann und wohnte vorm Thor in einem elenden Gasthofe. Jetzt erst, wo er beim Fürsten wacht, hat er sich feiner gekleidet. Die Gräfin d'Azi-

mont, die heute früh hier in Ohnmacht lag, haben die Aerzte und Monsieur Louis mit Gewalt von Sr. Durchlaucht fern gehalten. Wir werden schlimme Dinge erleben, gleichviel, ob der junge Herr lebt oder stirbt — was übrigens Gott verhüten möge!"

Schlurck erwiderte auf diesen Bericht nichts, wandte sich auch nicht nach ihr um, sondern sah auf die Straße hinaus. Er fürchtete, wenn er sich wandte, dem zermalmenden Blick Ackermann's zu begegnen, den er überdies für einen jener exaltirten Menschen aus der Schule des Heidekrügers Justus hielt. Alle Störungen der einfachen Lebenslogik waren ihm im höchsten Grade zuwider, vollends Phantasterei. Ackermann stand da wie ein antiker Heros. Das Feuer des Zornes hatte seine Züge gehoben. Das braune lockige Haar, das nur wenig an den Spitzen hier und da schon graute, hatte sich aufgerichtet. Die Nasenflügel zitterten. Flammen eines jugendlichen Muthes blitzten aus den Augen und ließen erkennen, daß Ackermann einst in seiner Jugend ein so schöner Jüngling, wie er noch jetzt ein imposanter, anziehender Mann war.

„Theatereffect!" brummte Schlurck vor sich hin. „Ich wette, es ist ein verdorbener Schauspieler!" Und doch sagte er sich: „In dem Stück spielst du eine miserable Rolle!"

Die Thür ging wieder auf. Louis trat herein und sagte mit Ruhe und Anstand auf Französisch zu Ackermann: „Entschuldigen Sie, mein Herr, der Prinz ist zu angegriffen, um die Verhandlungen mit Ihnen selbst zu führen. Auch verbieten es die Herren Aerzte. Er frägt, ob er das Anerbieten, das Sie ihm stellen, mein Herr, die Ehre hat von einem Amerikaner, Namens Ackermann, zu empfangen, der in Begleitung eines Knaben vor einigen Tagen am Fuße des Schlosses Hohenberg war und dort die Bekanntschaft eines jungen Mannes, Namens Dankmar Wildungen, machte?"

„Ja, mein Herr," sagte Ackermann freudig erregt. Und auf seinen Knaben zeigend, setzte er hinzu: „Der bin ich. Das ist mein Sohn dort! Der Name Dankmar — wie sagten Sie?" — „Dankmar Wildungen!" war die Antwort. — Ackermann schien plötzlich von diesem Namen überrascht. Er hatte ihn in Hohenberg nicht gehört. „Wildungen!" wiederholte er. Eine neue ihn befremdende Gedankenreihe schien über ihn zu kommen.

Der Franzose wiederholte ein wenig dringender, aber artig, ob er jener Herr wäre? „Ja," sagte Ackermann, „der bin ich; mein Knabe dort, es ist derselbe. Aber Wildungen? Wie kommt dieser Name hierher?"

„Es genügt, daß Sie Herr Ackermann sind und sich in Begleitung Ihres Herrn Sohnes vor einigen Tagen in Plessen, am Fuße des Schlosses Hohenberg, aufhielten.“ Damit entfernte sich der Franzose. Ackermann stand sinnend, strich sich über die Stirn und wiederholte: „Wildungen? Dankmar Wildungen? Warum Wildungen?“

Schlurck hörte alle diese Verhandlungen mit gekniffenem Lächeln an. Waren sie ihm schon an sich peinlich, weil sie die Vorboten großer Störungen seiner Einkünfte schienen, trübten sie ihm schon an sich den Humor, womit er das Leben zu fassen gewohnt war, so mußte er im höchsten Grade überrascht sein, hier Alles bestätigt zu finden, was er von Bartusch und Paulinen über die seltsamen Abenteuer auf Hohenberg vernommen hatte. Der junge Prinz war auf Hohenberg gewesen, war unstreitig eine und dieselbe Person mit jenem Dankmar Wildungen, von welchem er noch immer nicht mehr wußte, als daß er von ihm Etwas erfahren hatte, was er ins tiefste Dunkel gehüllt glaubte, den Fund jenes räthselhaften Schreins an der Schmiede im Mondenlicht; er konnte keinen Zusammenhang, kein klares Licht mehr entdecken. Er sah nur noch jenes Kreuz mit den vierblättrigen Kleeblattenden, das ihm in jener Nacht, als er aus dem Justizamte zurückkam, plötzlich am zerbrochenen Wagen eines verwundeten Fuhrmanns in die Augen fiel. Er gedachte des gewaltigen Eindrucks, den ihm da so plötzlich mitten in der Nacht eine Erinnerung an seinen großen, wichtigen Proceß über den Nachlaß einer geistlichen Ritterschaft machte; er gedachte der Mittel, die er hatte brauchen müssen, um die Familie Zeck zu überreden, verschwiegene Zeugen einer Aneignung zu werden, die fast auf einen Raub hinauslief. Er sah sich jetzt von einem Netz umstrickt, in dessen kunstvoller Anlage ihm plötzlich auch die kleine weiße knöcherne Hand und das rothe Haar Fritz Hackert's entgegenfuhren; er sah um sich Gestalten, die die Zähne fletschten, hörte ihr teuflisches Hohnlachen, fühlte den Boden unter sich wanken. Er faßte sich erst, als die Thür wieder aufging und Monsieur Louis zu Ackermann sagte: „Mein Herr! Der Prinz läßt Ihnen sagen, Sie wären ihm durch die Erinnerungen an Hohenberg und Herrn Dankmar Wildungen zu gut empfohlen, als daß er nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen sollte, das unglückliche Schicksal seines Erbes Ihnen anzuvertrauen. Sollte ich sterben, fügte der Prinz mit Standhaftigkeit hinzu, so wird die Seitenlinie unsers Hauses gewiß meinen Willen ehren, den ich die Herren Aerzte zu bezeugen bitte — die Herren Aerzte

waren anwesend — der Prinz hat darauf befohlen, daß Herr Schlurck die Verwaltung der Güter jetzt an Herrn Ackermann übergibt und nur noch als Vertreter der Ansprüche der noch unbefriedigten Gläubiger an ihr betheiligt bleibt. Ueber dies Alles wollen Sie, mein Herr, in diesen Tagen gerichtliche Acte nehmen lassen! Die Aerzte waren Zeugen und ich selbst bin Zeuge, Louis Armand, gebürtig von Lyon."

Die wiederzurückgekehrten Aerzte bestätigten diese Aeußerung, die Schlurck mit unfreiwilligem Lächeln entgegennahm. Louis Armand war sogleich wieder in die dunkeln Krankenzimmer zurückgeeilt. „Er wird leben! Der Prinz wird genesen!" rief Ackermann und eine Thräne trat ihm in die Augen, während Selmar die seinigen verbarg, um nicht zu sehr zu verrathen, wie der Ausdruck der Empfindungen seines Vaters ihn schon längst erschüttert hatte.

Nachdem sich Schlurck mit einem schweren Seufzer noch kurz geäußert, in seinem Bureau würde Herr Actuar Bartusch zu jeder Stunde und wenn man wünschte noch heute die nöthigen Aufklärungen ertheilen und auch die Acte aufsetzen, die man gerichtlich niederzulegen hätte, schritten Ackermann und Selmar, Vater und Sohn, langsam und schweigend, aus dem Zimmer. Ackermann war zu großmüthig, um auf Schlurck verächtlich herabzublicken.

Florette Wandstabler aber trat zu Schlurck heran und flüsterte: „Herr Justizrath, ist denn das Alles gut?" Ihr Vater, der phlegmatisch und halb berauscht dieser Scene stehend beigewohnt hatte, trat gleichfalls, hinkend auf seinen eingeschlafenen dünnen Beinen, deren Schuhe und Strümpfe in lächerlichem Contrast zur obern dicken soldatischen Figur und zum Schnurrbart standen, zum Justizrath heran, der bisher ihrer Aller Schutz und Hort gewesen war, und drückte Das, was er ungefähr fühlte, durch einen tiefgezogenen Seufzer aus.

Schlurck, sich zum Gehen wendend, sagte draußen unbelauscht von den Dienern, denen durch die französische Sprache diese aufgeregte Scene nicht verständlich geworden war: „Ja, ja, seufzt nur, Leute! Les jours de fête sont passés! Französisch sprechen kann ich auch!" — Florette faßte draußen seine Hand und meinte noch besorglicher: „Also es ist nicht gut?" — Mit einem verzweifelten Versuch, seine alte Heiterkeit wieder zu gewinnen, antwortete Schlurck: „Mädchen, macht, daß Ihr endlich Männer kriegt! Dem oben werdet Ihr keine Bäder machen und hübsche Schmetterlinge fangen. Maikäferchen fliege! Schlaraffenland ist abgebrannt!" — „Aber den Franzosen hätt' ich mir ganz anders gedacht," sagte Florette. — „Weißt wol nicht

an, der Schwarzkopf?" erwiderte Schlurck. „Alte Künstlerin, da müssen jüngere Hexen dran!" — „Die Lore ist doch noch hübsch," meinte Florette. Und in der That stand Lore Wandstabler unten und wartete mit Dore, der mittlern Schwester. Sie hatten sich, da sie alle mager und schwarz waren, mit grellen Farben geschmückt. Sie hatten das Schmiegsame und Hingebende so in der Uebung, daß sie den Justizrath, wenn man so sagen will, ebenso gut umstanden, wie umarmten.

Aber er hatte heute keinen Geschmack für ihre lacertenartige Zärtlichkeit. „Katzen," sagte er halb scherzend, halb ärgerlich, „laßt mich! Ueberhaupt, Ihr seid mir immer zu mager gewesen." Mit dieser Grobheit ließ er die erschrockene Familie Wandstabler in Erstaunen und großer Bekümmerniß zurück. So unhold war er noch nie gewesen. Die Mädchen sahen sich fragend an, begleiteten ihn bis an das geöffnete Portal und staunten, welchem ruhigen, nachdenklichen Schlendergang sich heute der Justizrath ergab. Franz Schlurck, sonst hüpfend, immer verrathend, daß die Welt eine Kugel ist, auf der sich Alles mitdrehen muß, schlich heute schneckenartig. Wir zweifeln fast, ob er sich jetzt noch beim Italiener Lippi zur griechischen Weinprobe einstellen wird. Es drückten ihn drei Widersprüche und eine Thatsache. Erstens: War Prinz Egon jener Dankmar Wildungen vom Heidekrug, der sich gegen seine Familie und vorzugsweise Melanie so liebenswürdig benommen hatte, wie kam er jetzt auf diese offenbare Feindseligkeit? Zweitens: Welche Bewandtniß hatte es mit den Andeutungen, die er von Bartusch über die Abenteuer auf dem Heidekrug erhielt und von denen er sich so viel gemerkt hatte, daß er glaubte, ein dem Prinzen werthvolles Bild befände sich noch gegenwärtig in den Händen seiner Tochter? Drittens: Was sollte er auf die leidenschaftliche Caprice bauen, die seine Tochter plötzlich für jenen Mann gefaßt hatte, den sie für den Prinzen Egon hielt und der von seinem gefundenen Schrein hatte sprechen können? Das waren die Widersprüche. Die Thatsache aber hieß: Du hast die Administration des Fürstenthums Hohenberg verloren!

Er beeilte seine Schritte, um daheim für das Chaos der Widersprüche, worin er sich befand, bei Melanie Licht und für Das, was unumstößliche Gewißheit war, heute einmal wieder seit lange bei seines Hannchen's lebensfroher Philosophie Trost zu suchen.

Ende des ersten Bandes.